

Mittheilungen des Vereins  
für  
Geschichte der Deutschen  
in  
Böhmen.

XI. Jahrgang. *letz.*

Herausgirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Mit der

literarischen Beilage.

Herausgirt von

Karl Werner.



— Eigentum des Vereins. —

Prag, 1873.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.



9. 11. 22

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das Urkundenbuch von Saaz. Von Dr. Ludwig Schlesinger . . . . .	1
Beiträge zur Geschichte von Arnau. Von Dr. Karl Leeder . . . . .	13, 41, 242
Zur Geschichte der Belagerung Egers durch die Schweden 1647. Von Dr. Franz Kürschner . . . . .	27
Die Spizzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge (Schluß.) Von Josef Stocklöw . . . . .	61
Aus Joachimsthal's Vergangenheit. Von Dr. Gustav C. Laube . . . . .	75
Böhmisch's Privatgeld aus dem Jahre 1848 und 1849. Von Dr. Anton Tobias . . . . .	111
Die V. Wanderversammlung des Vereins. (Nebst dem Vortrag: „Die Deutschen als Kulturträger im Osten.“) Von R. Kenner . . . . .	124
Moritz Hartmann. Von Karl Victor Hansgörg . . . . .	145
Die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg in Böhmen. Von Dr. Friedrich Kleinwächter . . . . .	177
Das Raadner Copialbuch. Von Dr. Ludwig Schlesinger . . . . .	193
Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. Von Mathias Pangerl . . . . .	201
Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Mit einer Karte.) Von Dr. Richard Andree . . . . .	223
Die Herrenmühle in Graslitz. Von Karl Kenner . . . . .	268
Bruchstücke aus der Geschichte des Cistercienserklosters Osseg. Von Prof. Bernhard Scheinpflug . . . . .	276

### Miscellen.

Enquête betreffend den böhmischen Glashandel. Von J. V. Goehlert . . . . .	31
Hochzeitsgebräuche von Joachimsthal aus dem Jahre 1538. Von J. F. Vogel . . . . .	34
Sagen aus dem Polzerthale. Von Dr. J. E. Födisch . . . . .	141
Zur Geschichte der Bauernunruhen im Frühjahr 1775. Von Dr. Vinc. Goehlert . . . . .	198
Notizen über Böhmen. Von Dr. Vinc. Goehlert . . . . .	199, 289, 292

### Nekrolog.

Dr. Karl Tobias. Von Dr. Hallwich . . . . .	170
~~~~~	
Geschäftliche Mittheilungen . . . . .	37, 142, 200, 294

### Literarische Beilage.

Helfert, J. Alex. Freiherr von, Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848. III. Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. Von Ch. Hasner, Dr. Josef von, Tycho Brahe und J. Kepler in Prag. Von J. N—b—r . . . . .	1
Schneider, Dr. Franz, Die Berggerichtsbarkeit auf Grund der Gesetze u. Einrichtungen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der österr.-ungarischen Monarchie. Von Dr. J. U. . . . .	3
Schneider, Dr. Franz, Lehrbuch des Bergrechts. Von Dr. J. U. . . . .	4
Statistik des böhm. Braunkohlen-Verkehrs der k. k. priv. Ausfig-Teplitzer Eisenbahn im Jahre 1871. Von Kw. . . . .	5
Lange's, Dr. H., neuer Volksschul-Atlas über alle Theile der Erde. Von Kw. . . . .	6
Moritz Hartmann. Von J. N . . . . .	7
	7

Vom Büchertisch der schönen Literatur. Von K. V. S. . . . .	11, 26
Brunner, Dr. P. L., Reise des Mönches Reginbald Mähner, Benediktiners von St. Ulrich, in die Niederlande im Jahre 1651. Von K. R. . . . .	13
Beit, Heinr., Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen. Von L. . . . .	15
Frind, Anton, Die Kirchengeschichte Böhmens. 3. Band. III. Zeitraum: Der Verfall der Kirche Böhmens. 1. Abth., Die Hustenzeit. Von Kw. . . . .	17
Schulte, Dr. Joh. Fr. von, Die neueren katholischen Orden und Congregationen besonders in Deutschland, statistisch, canonisch, publicistisch beleuchtet. Von J. M. . . . .	21
Ruh, Emil, Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Von R—r.—	22
Tobisch Ed., Die Wohnungsfrage in Bezug auf Reichenberg. Von X. Y. . . . .	28
Schmitt Ed., Über das bürgerliche Wohnhaus im Alterthum, im Mittelalter und der Neuzeit. Von Kw. . . . .	29
Dhorn L. A., „Liebe für Haß.“ Von J. Nbr. . . . .	29
Kroder Joh., Lehrbuch der Haushaltungskunde für die oberen Klassen der Mädchen- und weiblichen Fortbildungsschulen. Von R. S. . . . .	30
Klein, Dr. Joh., Aus dem Kriege. Von Kw. . . . .	32
Pippert Jul., Deutscher Volkskaleender für 1873. Von Wr. . . . .	32
Emler: Regesta diplomatia nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae pars II. annorum 1253—1310. Von L. S. . . . .	37
Krebs, Dr. Jul. Christian von Anhalt und die Kurpfälzische Politik am Beginn des 30jähr. Krieges. Von l. r. . . . .	38
Hausgirtl Karl Victor, „Liebe und Leben.“ Von Kw. . . . .	39
Kofegger P. K., „In der Einöde.“ Von J. Nbr. . . . .	41
Manthner Fritz, „Die große Revolution.“ Von J. Nbr. . . . .	43
Weyrother, Klemens Ritter von, „Ebbe und Fluth.“ Von Kw. . . . .	44
Hallwich, Dr. Herm., Der Reichenberger Bezirk. Von ar. . . . .	44
Hallwich, Dr. Herm., Gewerbe- und gewerbliche Fachschulen im nördlichen Böhmen. I. Von W—r. . . . .	46
Geinitz, Dr. Hanns Bruno, Das Elbthalgebirge in Sachsen. Von L. . . . .	48
Sandberger, Dr. Fridolin, Die Land- und Süßwasserconchylien der Vorwelt. Von L. . . . .	49
Egerer Jahrbuch. 3. Jahrgang 1873. Von Dr. J. E. F. . . . .	49
Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nro. 11. . . . .	50
Kanke, Leop. von, Sämmtliche Werke. 2. Gesamtausgabe. I. u. II. Bd. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6. Aufl. Von K. R. . . . .	53
Ritter M., Briefe und Acten zur Geschichte des 30jähr. Krieges in den vorwalt. Zeiten der Wittelsbacher. 1. Bd. Von K. R. . . . .	54
Dr. Böhm, Const. Ebler v., Die Handschriften des k. und k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchives. Von M. Pangerl . . . . .	56
Grillparzer's sämmtl. Werke. Herausgegeben von Heinrich Paube und Josef Weilen. 10 Bände. Von — . . . . .	57
Die zweite deutsche Nordpolfahrt in den J. 1869—70. Unter Führung des Capitän Koldewey. 1. Bd. 1. Abthlg. Von K. R. . . . .	65
Der Golf von Buccari-Porto-Ré. Von K. V. S. . . . .	67
Quersfurth, Curt D. v., Kritisches Wörterbuch der heraldischen Terminologie. Von Ir. . . . .	68
Bibliographie. . . . .	15, 35, 51

# Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
Dr. Ludwig Schlesinger.

---

Filfter Jahrgang.

Erstes Heft.

---

### Das Urkundenbuch von Saaz.

Von  
Dr. Ludwig Schlesinger.

Auf dem Saazer Bürgermeisteramte wird ein Pergamentcodex aufbewahrt, welcher für die Geschichte der Stadt und der Umgebung äußerst wichtige Urkunden enthält und für Saaz um so werthvoller erscheint, als diese Stadt über kein weiteres historisches Material aus der älteren Zeit verfügt, nicht einmal die in den meisten königlichen Städten des Landes wohl erhaltenen Original-Privilegien mehr aufweisen kann. <sup>1)</sup> Durch die Güte des gegenwärtigen Herrn Bürgermeisters Dr. Haszmann wurde mir die Benützung dieses Codex ermöglicht, und ich erlaube mir auf diese nicht nur für die Lokalhistorie, sondern für die Städtegeschichte des Landes überhaupt äußerst kostbare, bis jetzt so viel wie noch gar nicht berücksichtigte Quelle aufmerksam zu machen. <sup>2)</sup> Das Urkundenbuch besteht aus 137 foliirten Pergamentblättern von 33 Centimeter Höhe und 24 Centimeter Breite, einem nicht foliirten Pergament-Titelblatt und einem Papiervorlegblatt aus jüngster Zeit. Die Einbanddeckel, welche wie das ganze Buch aus dem XIV. Jahrhunderte stammen, bestehen aus mit Leder überzogenem Holze und werden von drei eisernen Verschlüssen zusammen gehalten. Das Titelblatt trägt aus neuerer Zeit die Aufschrift: „Memorabilienbuch I. Theil vom Jahre 1352 nach Christi Geburt.“ Die Blätter 125, 126, 127 und 128 sind in unserm Jahrhunderte frisch eingelegt, alle übrigen aber ursprünglich. Bis Fol. 118b reichen die Urkundenabschriften aus dem XIV., XV., XVI., XVII., XVIII. und XIX. Jahrhunderte in den entsprechenden Schriften. Fol. 78b, 79a und 109ab sind leer geblieben, wahrscheinlich für aufgeschobene, aber unterbliebene Eintragungen. Mit Fol. 118b beginnt die Aufzählung historischer Notizen, deren erste vom 26. Juli 1826 die Grundsteinlegung zur Kettenbrücke behandelt. Um diese Zeit wandelte man den Codex in eine Art Gedenkbuch um, und es stammt die Aufschrift

- 1) Es konnte bis jetzt noch nicht eruiert werden, wohin die Urkunden der Stadt, welche nach zuverlässigen Nachrichten ehemals in einem Kellerbehältniß der Stadtkirche aufbewahrt wurden, gelangt sind.
- 2) Ich kann nicht genug die freundliche Zuorkommenheit rühmen, welche mir bei meinen Arbeiten in den einzelnen Stadtarchiven von Seiten der Gemeindevorstände entgegengebracht wurde. Ich fühle mich hier insbesondere verpflichtet, den Herren Bürgermeistern Dr. Haszmann von Saaz, Hauptmann Bilimek von Brüx, Dr. Schmah von Komotau, Dr. Fleischer von Leitmeritz und Regelsberger von Raaden meinen verbindlichsten Dank für die mir in jüngster Zeit erwiesenen Gefälligkeiten auszusprechen.

auf dem Titelblatte offenbar aus diesem Jahre. Es folgen hierauf dergleichen Aufzeichnungen, dazwischen noch einige Urkunden, wie zwei Kaufkontrakte, und endlich mit Fol. 129a Autographen berühmter Persönlichkeiten, die bei ihrer gelegentlichen Anwesenheit in Saaz ihren Namen ins Gedenkbuch einzeichneten.

Die Reihe dieser Autographen eröffnet Kaiser Franz am 6. Aug. 1833. Der Kaiser war Tags vorher mit seiner Gemalin nach Saaz gekommen und auf das Feierlichste empfangen worden. Die vielen Festlichkeiten, die dem hohen Herrscherpaare zu Ehren veranstaltet wurden, werden Fol. 127a sq. erzählt. Über die Entstehung des Autographs berichtet das Gedenkbuch Folgendes: „In dem Rathhause haben Se. Majestät zuerst die Kreisamtskanzleien, sodann den Magistratsitzungsaal, das Archiv, die Kanzleien und die Stadtbücherverwaltung besichtigt. Der Bürgermeister legte das alte aus dem XIV. Jahrhunderte her-rührende Gedenkbuch vor, welches Majestätsbriefe, Privilegien, die Besitzungen der Stadt und sonstige Merkwürdigkeiten enthält. Se. Majestät schlugen es auf und äußerten: „In Pilsen haben sie auch so ein altes Buch.“ Der Aufschlag traf gerade einen Majestätsbrief von König Mathias in lateinischer Sprache. Die Schrift ist alt gothisch. (?) Gleichwohl lasen Se. Majestät diese Schrift sehr geläufig. Ein anderer Umschlag enthielt ein Privilegium von König Wenzel in böhmischer Sprache. Se. Majestät sagten: „Böhmisch kann ich nicht.“ Die letzten Blätter enthielten die Grundsteinlegung der Kettenbrücke und einen land-täflichen Extrait über das städtische Grundeigenthum. Mit diesem endigte sich die Eintragung auf der Hälfte der letzten Seite. Der Magistratsvorsteher, welcher die Hand auf der letzten Seite liegen hatte, wagte Se. Majestät um die Gnade zu ersuchen, den allerhöchsten Namen diesem Buche beizusetzen. Se. Majestät sahen den Bittenden an und sagten auf die halbgeschriebene Seite hinweisend: „Hieher werde ich mich nicht schreiben; ich habe einmal etwas unterschrieben, da standen kuriose Dinge darin.“ Sogleich aber wies er auf die nächste leere Seite: „Nun so gebt mir eine Feder her.“ Die Feder war neu geschnitten, jedoch etwas zu viel gespalten. Beim Anfang des Schreibens lächelte er: „Die Feder schreibt so schlecht wie jene im Schießhause. Ich bedaure den Kanzelisten, der mit dieser Feder schreiben muß.“ Nach Vollendung des Manupropria: „Ausbessern kann man ja auch.“ Se. Majestät machten den weißen Zwischenraum in dem Buchstaben **F** schwarz. Im Herabgehen über die Stiege sagte er: „Das ist wahr, Ihr habt eine saubere Stadt. Ich habe es nicht überall so getroffen. Es wird noch hübsch gebaut. Behüt' Euch Gott.“ — Auf das mit später hinzugefügte farbigen Verzierung versehen Autograph Kaiser Franz's folgen Fol. 131a die eigenhändigen Unterschriften: Kaiser Ferdinands (18. September 1835), des Erzherzogs Franz Karl (19. September 1840), des Erzherzogs Stephan (24. Juli 1841); Fol. 132a: des Freiherrn von Heß, Appellationspräsidenten (2. August 1837), des Bischofs von Leitmeritz, Augustin Bartholomäus Hille (30. Mai 1842); Fol. 133a: des Abts zu Strahow, Hieronymus Josef Zeidler (28. Juni 1854), des Statthaltereivizepräsidenten Richard Grafen Belcredi (ohne Datum) und Fol. 133b des Dr. Vanhans, „Reichrathsabgeordneten für Saaz, gew. Ackerbauadministrators“ (30. April 1870.) — Die letzten vier Blätter des Urkundenbuches 134—137 sind leer.

Über die Zeit und den Zweck der Gründung des Urkundenbuches werden wir durch die erste Urkunde desselben (Fol. 1a) selbst aufgeklärt. Die Errichtung des Codex fällt nicht, wie die auf dem Titelblatte in neuerer Zeit angebrachte Aufschrift sagt, in das Jahr 1352, sondern später in das Jahr 1383. Im genannten Jahre beschloßen der Richter, Bürgermeister und die Geschworenen der Stadt, dieses Buch anzulegen. Dasselbe sollte ein Register für alle die Stadt bemerkenswerthen Urkunden, Privilegien, Rathsbeschlüsse zc. sein und die Niederschriften sollten die Authenticität der Originale haben. Die interessante Urkunde lautet;

„Anno domini 1383 regnante invictissimo Wenceslao Romanorum et Boemie rege Frana Negelinus iudex, Rudlinus de Plana magister civium, Eberlinus Sartor, Lipoldus Institor, Lipoldus Pictor, Martinus Pitterkauf, Bertoldus Kezleri, Henricus Spaczmanni, Petrus Drifus, Henslinus Schutaus, Cuncz Longus, Wenceslaus Hrussowecz et Frenclinus Czengl, jurati cives civitatis Zacensis procuraverunt hunc librum nomine registri in singulis accionibus vigorosis, ita quod quelibet privilegia et litere seu alia notabilia eidem registro inscripta vigorose efficacie omnimodam teneant firmitatem, tamquam originales litere maiori sigillo civitatis concluse, eciam literis seu autenticis originalibus aboletis. datus est etenim huic registro plenarius vigor nomine tocius communitatis civitatis predictae inter quatuor scampna iudicii contestati Johanne Tepla, rectore scholarum et civitatis notario existente. estque iste liber per personas sub iuramento positas caute concludendus et diligencia reservandus.“

Der Schreiber dieser Urkunde, der Rektor der Saazer Schule und Notar der Stadt Johannes Tepla, hat auch die übrigen Urkunden des XIV. Jahrhunderts (mit Ausnahme der tschechischen v. 1386), sowie die zwei des XIII. Jahrhunderts in den Codex eingetragen.<sup>3)</sup> Die Handschriften der späteren Eintragungen wechseln öfter; eine strenge chronologische Ordnung findet nicht statt. Im Ganzen faßt das Buch 196 selbstständige Urkunden, wovon 2 auf das XIII. 82 auf das XIV., 46 auf das XV. 38 auf das XVI. 19 auf das XVII. 4 auf das XVIII., und 5 auf das XIX. Jahrhundert entfallen. Dabei sind die Wiederholungen einzelner Urkunden und die vorkommenden Übersetzungen nicht gezählt. Was die Sprache der Urkunden anbelangt, die für Böhmen schon wegen der Nationalitätsverhältnisse von Wichtigkeit ist, so sind die des XIII. und die meisten des XIV. Jahrhunderts lateinisch. Doch kommen im Letzteren bereits zehn deutsche vor; die eine tschechische (v. 1386, März 31) aus demselben Jahrhundert ist eine bloße Übersetzung aus späterer Zeit, wie schon aus der viel späteren Zeit der Eintragung hervorgeht. Das Tschechische beginnt erst im XV. Jahrhunderte zu dominiren und zwar unmittelbar nach der husitischen Bewegung, während welcher die Tschechisirung der deutschen Stadt vor sich gegangen ist. Von 1434 bis 1669 behauptet sich die tschechische Sprache als die herrschende, von 1669 abwärts finden sich nur deutsche Urkunden und Aufzeichnungen.

Da wohl zu hoffen steht, daß das gesammte Material des so interessanten Codex mit aller Vollständigkeit in ähnlicher Weise zur Publikation gelangt, wie dies bezüglich des Urkundenschatzes von Brüx bereits in der Durchführung begriffen ist<sup>4)</sup>, so will ich mich an diesem Orte betreffs des Inhalts der einzelnen Urkunden auf das Nothdürftigste beschränken. Ich bringe im Nachfolgenden in chronologischer Ordnung den kurzen Inhalt der einzelnen Urkunden, indem ich mich zumeist der gleichzeitigen Überschriften bediene und das nach unserem Kalender verificirte Datum und den Ausstellungsort hinzufüge. In runden Klammern steht

3) Die Saazer Lateinschule, die jüngsthin eine betrübende Demüthigung erfuhr, gehört zu den ältesten und ehemals bedeutendsten des Landes. Ihre Geschichte verdient einmal eingehend behandelt zu werden. Denn was Unger (Neuere Abtheil. d. k. u. k. Gesellsch. d. Wissensch. II. Band Prag) und die Saazer Gymnasialprogramme geboten, kann nicht genügen. Einiges Material bringt das oben besprochene Urkundenbuch in den Urkunden 6), 49), 52), 53), 89), 97), 101) und 104). Welch' hervorragende sociale Stellung die Rectoren der Saazer Schule einnahmen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sie zumeist Notare waren, nicht selten im Rathe saßen, ja wiederholt die höchste Ehrenstelle der Stadt, das Bürgermeisteramt, zu erlangen wußten.

4) Wie der Verein f. Gesch. d. D. i. B. beschloffen hat, das ihm von mir vorgelegte „Urkundenbuch von Brüx“ zu publiciren, so dürfte er hoffentlich auch seiner Zeit auf die Herausgabe eines „Urkundenbuches von Saaz“ eingehen. Ich treffe hiezu im Vereine mit Hrn. Professor Rageroweky, der die Copirung des oben besprochenen Codex freundlichst übernommen hat, die nothwendigen Vorarbeiten.

die Angabe der Sprache der Urkunde, ob lateinisch, deutsch oder tschechisch (L., D., Tsch.) und die Blattseite des Codex. In Fällen, wo eine ursprüngliche Ueberschrift mangelte, führe ich den Inhalt nach Schlagworten in eckigen Klammern an; dasselbe geschieht gleichfalls neben allen Ueberschriften, die in tschechischer Sprache sich vorfinden. — Ich will hiemit keineswegs für alle Fälle brauchbare Regesten liefern, sondern nur die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des vorhandenen Materials, das einer vollständigen Herausgabe würdig ist, dokumentiren.

1. „Ottokarus super diversis graciis civitati Zacensi factis.“ **1266** Dezember 30. Prag. (L. f. 7b.)

2. „Super Stankowicz pretextu Pomnucz.“ [Der Abt von Strahow übergibt einigen Saazer Bürgern das Dorf Stankowicz gegen bestimmte Zinsungen.] **1272** März 27. Strahow. (L. f. 20b.)

3. „Johannes rex confirmat literam suprascriptam“ [Ottacari d. dto. 1266 dec. 30.] **1317** November 24. Raun. (L. f. 7b.)

4. „Johannes rex super mensura hereditatum civitati adjunctarum.“ **1321** März 3. Prag. (L. f. 8a.)

5. „Johannes rex confirmat annale forum Sacensis civitatis.“ **1331** September 8. Prag. (L. f. 8b.)

6. „Johannes rex donat judici, juratis et civibus Sacensibus, quod rectorem scole constituere et destituere valeant per neminem impediti.“ **1335** Oktober 10. Prag. (L. f. 8b.) Eine Abschrift findet sich noch f. 42b. unter der tschechischen Ueberschrift: „na woleny skolny mistra.“

7. „Johannes rex donat, quod ligna per Egram flumen transeuntia sine theloneo debeant pertransire.“ **1335** Oktober 10. Prag. (L. f. 9a.)

8. „Johannes rex mandat, quod strues lignorum sine exactione thelonei per Egram flumen debeant transfretari.“ [**1336**] Januar 17. Prag. (L. f. 9a.)

9. „Johannes rex donat civibus Zacensibus decimam septimanam thelonei in civitate Zacensi et totum theloneum lignorum per Egram flumen transeuntium.“ **1336** Juni 6. Prag. (L. f. 8a.)

10. „Johannes rex munerat judicem et consules civitatis Sacensis, quod in pondere, numero et mensura et cunctis ceteris civitati debeant providere.“ **1336** Juni 14. Prag. (L. f. 8b.)

11. Johannes rex mandat, quod ligna per Egram flumen transeuntia distracta et arrestata debeant veris possessoribus tribui atque dari.“ [**1336**] Dezember 20. Prag. (L. f. 9a.)

12. „Pluribus civitatibus [Kleinseite, Schlan, Raun, Melnik, Leitmeritz, Auffig, Pirna, Brüx, Saaz, Raaden, Schlackenwerth und Elbogen] super diversis graciis data [von König Johann], cuius in Luna originalis litera reservatur.“ **1337** Juli 5. Prag. (L. f. 21b.) Eine deutsche Uebersetzung im Raadner Copialbuch S. 59—61.

13. „Na berni za ssest let wypraveni.“ [Nachlaß der Steuer auf sechs Jahre durch König Johann] **1339**. Mai 23. Prag. (L. f. 42b.)

14. „Johannes rex donat mensuram salis civitati Zacensi perpetue habituram.“ **1341**. April 16. Prag. (L. f. 8a.) Dieselbe Urkunde findet sich noch einmal f. 43a mit der tschechischen Ueberschrift: „na mierzenii soli.“

15. „Karolus imperator donat possessiones maleficorum civitati Sacensi.“ **1348** Juli 9. Prag. (L. f. 9a.)

16. „Arbitraccio domini Rusonis de Lyticz inter civitatem Sacensem de una et dominum abbatem Strahowiensem parte de altera pretextu bonorum in Stankowitz.“ **1350** Juni 25. Prag. (L. f. 12b.)

17. „Karolus imperator inhibet, ne sal in districtu Sacensi praeter civitatem Sacensem vendatur.“ **1352** März 25. Prag. (L. f. 9b.)



18. „Donacio census videlicet 28 grossorum pro vino divini officii.“  
**1352** Juni 23. Saaß. (L. f. 1b.)

19. „Ulricus Pflug, Rabstein oppidum Sacensis subdidit juribus civitatis.“ **1355** Mai 5. Rabenstein. (L. f. 13b.)

20. „Litera super vino annali, balneo pauperum.“ **1356.** Februar 6. Saaß. (L. f. 22b.)

21. „Karolus imperator munerat civitatem Sacensem, quod bernam in quantitate civitatis Lunensis debeant solvere et donare.“ **1357.** Juni 24. Prag. (L. f. 9b.)

22. „Karolus imperator mandat, quod quatuor de consulibus et quatuor de communitate collectas civitatis debeant colligere et distribuere easdem.“  
**1357** Juni 24. Prag. (L. f. 10a.)

23. „Ordinantur scampna panni in civitate Sacensi, ecclesie parochiali eiusdem civitatis serviencia et ibidem census reliqui eiusdem ecclesie continentur.“ **1359.** April 26. Saaß. (L. f. 13b.)

24. „Quatuor lapides sepi liquefacti pro luminibus ecclesie tribuuntur.“  
**1359.** Mai 3. Saaß. (L. f. 14a.)

25. „Nicolaus Episcopi regni Boemie subcamerarius et Pisco Mathie justiciarius districtus Sacensis faciunt inquisitionem de pannicidio pannificum et inveniunt, quod sit malum.“ **1360.** Juni 11. Saaß. (L. f. 11b.)  
Die Urkunde ist später durchstrichen worden.

26. „Theodoricus episcopus Mindensis auctoritate Caroli quarti Romanorum imperatoris statuit et indicit, quod nullus pannificum pannum incidere debeat per tempora affutura.“ **1360** Juli 3. Prag. (L. f. 12a.)  
Die Urkunde ist später durchstrichen worden.

27. „Septem cum dimidio grossi census ecclesie pro luminibus annectuntur.“ **1360** September 22. Saaß. (L. f. 14b.)

28. „Pretorium erigitur et in eodem stalla pannicidii ordinantur.“  
**1362** Juli 8. Saaß. (L. f. 15a.)

29. „Universitas pannificum jurat sub fidei sacramento, quod nullus ipsorum pannum incidere debeat per tempora affutura.“ **1365.** Februar 25. Saaß. (L. f. 12a.)  
Die Urkunde ist später durchstrichen worden.

30. „Karolus imperator Sacz, Pontem Lunam et Cadanam civitates connectit et justiciariam alias poprawam evidencius ipsis confert.“ **1366** November 25. Nürnberg. (D. f. 16b.)  
Diese Urkunde erscheint tschechisch noch einmal f. 38a. Eine schlechte Abschrift ist im Kadner Copialbuch S. 69—71.

31. „Karolus donat, quod cives Egreenses Pragam cum mercibus euntes per Slackenwerd, Cubitum, Cadanam, Sacz, Lunam et Slanam debeant pertransire.“ **1366** November 27. Nürnberg. (L. f. 18a.)

32. „Karolus dat devoluciones bonorum civibus Zacensibus.“ **1372** September 19. Prag. (L. f. 33a.)  
(Diese Urkunde findet sich noch in einer späteren Abschrift f. 43b. unter der tschechischen Ueberschrift: „na kssafftowanij a napady.“)

33. „Wenceslaus rex donat devoluciones bonorum civibus Sacensibus.“ **1372** Oktober 25. Prag. (L. f. 10b.)  
Diese Urkunde findet sich noch einmal f. 44a. unter der tschechischen Ueberschrift: „na kssafftowanij a napady.“)

34. „Karolus imperator statuit, quod nulla mechanica aut taberna debeat fore infra unum miliare circum circa civitatem Sacensem; hec litera manuscripta in Cadanensi consilio reservatur.“ **1376** Januar 4. Karlsbad. (L. f. 10a.)  
Auch im Britzer Arch. und bei Pelzel Karl IV. 2B. Urk. 321.

35. „Traductio census.“ **1376** Dezember 9. Saaß. (L. f. 31b.)

36. „Na suol a sstrutku.“ [Karl IV. gibt der Stadt Saaß das Ungelt vom Salz und das Schrotamt.] **1377** Februar 8. Prag. (D. f. 45a.)

37. „Wenceslaus rex donat civibus in Sacz in Luna, in Ponte, in Slana et in Litomyerciez theloneum et emolumentum salis nec non trac-

- turam lignorum perpetuo possidendum.“ **1377** Februar 12. Prag. (D. f. 11a.) Dieselbe Urkunde findet sich noch einmal f. 45b. mit der tschechischen Ueberschrift: „na angelt soli a ssrutku.“ Ein Original ist ferner im Britzer Archiv. Vrgl. Pelzel Wenzel I. Bd. S. 57.
38. „Witko de Lantstein regni Boemie subcamerarius favet civitati Saczensi, ut graminetur Pomnucz et in fructum civium redigatur.“ **1380** März 5. Prag. (D. f. 15b.)
39. „Witko idem [de Landstein regni Boemie subcamerarius] furnum laterum et cementiburinam transferre civibus in locum civitati melius congerentem.“ **1380** März 5. Prag (D. f. 15b.)
40. „Witko idem confert civitati forum liberum in pane septimana qualibet una die.“ **1380** März 5. Prag. (D. f. 16a.)
41. „Domina Katharina relicta Henrici pannicide Pragensis emit unam sexagenam grossorum census perpetui super bonis Nicolai in Stancowicz, quam pro testamento postea deputavit.“ **1380**. Juli 24. Saaz. (L. f. 15b.)
42. „Donacio apparatus domini Hene pro ecclesia.“ **1380** Oktober 4. Saaz. (L. f. 2b.)
43. „Dotacio monalium in casula apud claustrum manencium.“ **1382** Februar 26. Saaz. (L. f. 2b.)
44. [Stiftung des Urkunden-Buches.] **1383** Saaz. (L. f. 1a.) Siehe oben.
45. „Donacio census Wanykonis.“ **1383** April 10. Prag. (L. f. 1a.)
46. „Wenceslaus rex confirmat omnia privilegia et literas civitatis Sacensis.“ **1385** Juli 21. Prag. (L. f. 11a.)
47. „Donacio census Zidkonis.“ **1385** November 29. Saaz. (L. f. 1b.)
48. „O lowenj ryb w rzece Ohrzi.“ [Verordnung des Unterkämmerers wegen der Fischerei in der Eger.] **1386** März 31. Saaz. (Tsch. f. 60a.)
49. „Donacio 2 sexagenarum grossorum census pro plebanis circum-sedentibus et scolicolis ex testamento Margarete Floheri.“ **1387** Februar 23. Saaz. (L. f. 5a.)
50. „Consilium et seniores civitatis Sacensis proposicionem faciunt, quod congregaciones personales composiciones pecuniales fraternitates caudele et pannicidium pannificum sint civitati penitus destructiva.“ **1387** Juli 5. Saaz. (L. f. 12b.)
51. „Dotacio misse Udliczeri.“ **1387** Dezember 5. Saaz. (L. f. 2a.)
52. Donacio sex grossorum census pro scola ex testamento Stephani Roreri.“ **1388** Februar 10. Saaz. (L. f. 3a.)
53. „Stephanus Roreri donat 12 grossos census perpetui pro scola.“ **1388** Februar 25. Saaz. (L. f. 3a.)
54. „Thomas de Ponte donavit 20 grossos pro luminibus ecclesie.“ **1388** Februar 29. Saaz. (L. f. 3b.)
55. „Expositio seu locacio luci civitatis versus mlynar, facta Dyt-lino Rothutlini.“ **1388** Februar 26. Saaz. (L. f. 4a.)
56. „Donacio 8 grossorum census pro plebanis circum-sedentibus ex testamento Roreri.“ **1388** Februar 28. Saaz. (L. f. 4b.)
57. „Jacobus Ekelini donavit 27 grossos pro luminibus ecclesie.“ **1388** Februar 29. Saaz. (L. f. 4a.)
58. „Testamentum Katharine relicte Heinrici Pannicide de Praga.“ **1388** Juni 13. Saaz. (L. f. 5b.)
59. „Situacio turris Johannis notarii civitatis Zacensis.“ **1388** Juni 30. Saaz. (L. f. 6a.)
60. „Testamentum Scheitlinisse.“ **1388** Oktober 14. Saaz. (L. f. 5b.)
61. „Pomnucz.“ [Aussetzung dieses Dorfes nach emphiteutischem Rechte.] **1388** Oktober 29. Saaz. (L. f. 5a.)
62. „Henslinus Schadernicht et Otyko Rus exponunt hereditates

- civiles in Czeradicz in jus emphyteuticum.“ **1388** November 3. Saaß. (L. f. 6b.)
63. „Donacio 16 grossorum census pro plebanis circumsedentibus ex testamento Oldre carnificis.“ **1389** März 12. Saaß. (L. f. 6b.)
64. „Situacio turris Johannis notarii civitatis Zacensis.“ **1389** März 16. Saaß. (L. f. 7a.)
65. „Census plebani ecclesie sancti Michaelis in suburbio Zacensi.“ **1390** Mai 9. Saaß. (L. f. 7a.)
66. „Testamentum Ewerlini sartoris.“ **1390** Mai 13. Saaß. (L. f. 17a.)
67. „Una sexagena grossorum census perpetui ad lumina ecclesie deputatur.“ **1390** Juni 4. Saaß. (L. f. 14b.)
68. „Testamentum Wenceslai Hrussowecz.“ **1390** August 12. Saaß. (L. f. 18b.)
69. „Domirus Nicolaus plebanus ecclesie sancti Michaelis donat plebanis circa civitatem viginti grossos super Egra flumine nomine perpetui testamenti.“ **1390** September 22. Saaß. (L. f. 7b.) Dieselbe Urkunde erscheint noch einmal (L. f. 16a.)
70. [König Wenzel bestätigt den Verkauf der Insel Werb in Nabryzicz Seitens des Saaßer Bürgers Leopoldus Pistor an das Postelberger Kloster.] **1391** Juni 17. Bettlern. (L. f. 21b.)
71. „Dominus Bussco abbas monasterii Portepostolorum emit lucum a Lipoldo pictore, rex annuit, civitas favet civitatis juribus semper salvis.“ **1391** Juni 21. Postelberg. (L. f. 13a.)
72. „Dominus Jeorgius plebanus ecclesie in Prieczapel plebanis circumsedentibus mediam sexagenam grossorum census perpetui super domo Pertlini deputat et assignat.“ **1391** Juni 25. Saaß. (L. f. 17a.)
73. „Testamentum Freis.“ **1391** November 22. Saaß. (L. f. 17b.)
74. „Quitta Freis.“ **1391** Dezember 13. Saaß. (L. f. 19a.)
75. „Testamentum Cunczonis dicti Alssik.“ **1392** März 5. Saaß. (L. f. 18b.) Daselbe noch einmal f. 30b.
76. „Sentencia Pragensis ex parte pecunie Frane Negelini.“ **1394** April 7. Prag. (D. f. 19b.)
77. „Litera, in qua quartale vini ad divina officia deputatur.“ **1396** Mai 5. Saaß. (L. f. 29a.)
78. „Super fractura lapidum.“ [Privilegium König Wenzels.] **1396** Dezember 12. Prag. (L. f. 20a.)
79. „Super theloneo.“ [Privilegium König Wenzels.] **1396** Dezember 21. Prag. (L. f. 20a.)
80. „Super theloneo.“ [Privilegium König Wenzels.] **1396** Dezember 21. Prag. (L. f. 21a.) Ausführlicher als das vorhergehende.
81. „Wenceslaus rex inhibet, ne pannifices Sacenses perpetue pannum incidere audeant, debeant vel praesumant.“ **1397**. November 11. Dobrieff. (D. f. 11b.) Die Urkunde ist später durchstrichen worden.
82. „Testamentum Pesslini Trachtinsak super variis censibus post mortem filiarum super casulas monalium deputatis.“ **1398** Dezember 13. Saaß. (L. f. 25b.)
83. „Super liga districtus Zacensis.“ [König Wenzels Brief an die Städte Saaß, Brüx, Raaden, Laun und Kommotau.] **1399** Dezember 2. Bettlern. (D. f. 22a.) Im Raadner Copialbuch. S. 72–73.
84. „Super ammocione salis et annone in villis.“ [Brief Wenzels an die Städte Saaß, Brüx, Raaden und Kommotau.] **1399** Dezember 2. Bettlern. (D. f. 22a.) Eine Kopie im Raadner Copialbuch S. 74.

85. „Prodaj wapenicze a czyhelny.“ [Verkauf des Kalf- und Ziegel-  
ofens.] **1400** Oktober 29. Saaß. (L. f. 37a.)
86. „Super stipendio.“ [Brief König Wenzels.] **1401** April 10. Prag.  
(L. f. 21a.)
87. „Pro censu in Stankowicz a Katharina Wleczicka empto.“ **1404**  
Saaß. (Tsch. f. 38b.)
88. „Wenceslaus rex confirmat literam per dominum imperatorem  
[Karolum] civitati Zacensi datam, quod contribuere debeat, velut Luna.“  
**1404** April 29. Saaß. (L. f. 23a.)
89. „Skolnijmu mistru na wybiranij od Reznykuow.“ [König Wenzel  
verleiht dem Johann von Shtbor, Rektor der Schule und Notar der Stadt, einen  
Groschen von jedem Fleischhauer.] **1404** April 29. Saaß. (L. f. 46a.)
90. „Transactio amica inter abbatem et conventum monasterii Porte  
Apostolorum et inter juratos, consules, seniores et totam communitatem  
civitatis Zacensis de limitibus, rivo, molendino, insula et aliis.“ **1404**  
August 9. Postelberg. (L. f. 27a.)
91. „Super tabernis et vendicione salis et annorarum in-villis pro-  
hibendis.“ [Privilegium Wenzels für die Städte Saaß, Brüx, Raaden, Saun  
und Kommotau.] **1405** März 9. Prag. (L. f. 23b.)
92. „Testamentum Pesslini Trachtinsak super sex sexagenis census  
ad hospitale post mortem Magdalene.“ **1405** Oktober 5. Saaß. (L. f. 26a.)
93. „Pro censu in Trnowan a domino Fryderico de Sedeczicz empto.  
**1407** Saaß. (Tsch. f. 38b.)
94. „Jessco Mülsstein 70 grossos census assignat ad missam Udliceri.“  
**1407** Mai 27. Saaß. (L. f. 24a.)
95. „Wenceslaus rex mandat, quod quilibet, qui ad civitatem accedit  
aut prius in civitate fuit, domino regi et civitati jurare debeat et jus  
civile obtinere, qui antea jus civile non habuit nec juravit.“ **1407** August  
26. Bettlern. (D. f. 23b.)
96. „Jessco Hunye mediam sexagenam census assignat ad missam  
Udliceri.“ **1407** September 1. Saaß. (L. f. 24a.)
97. „Erhardus Coblenczerus et Johannes rector scolarum mediam  
sexagenam grossorum census assignant ad missam Udliceri. **1407** Sep-  
tember 12. Saaß. (L. f. 24b.)
98. „Super una sexagena census super domo Cuncz de Prelak ad  
cappelariam Udliceri.“ **1407** September 28. Saaß. (L. f. 26a.)
99. „Arbitraccio et confirmacio inter civitates [Saaß, Brüx, Raaden,  
Saun, Kommotau] et terrigenas districtus Zacensis.“ [Der Schiedspruch  
wurde durch den Patriarchen von Antiochien und den Bischof von Werden  
**1407** Oktober 11. Wischegrad gefällt, die Confirmation durch Wenzel  
Oktober 30. Bettlern.] (L. f. 25a.) Dieselbe Urkunde erscheint noch einmal f. 47a unter  
der tschechischen Ueberschrift: „na warzenij piwa a sladuow dielanij“ und in einer deutschen  
Uebersetzung f. 105a. — Im Kommotauer Archiv befindet sich eine vom Saaßer Magistrate vidi-  
mirte Abschrift d. dto. 1454. Juni 7. Im Raadner Copialbuch S. 28, 29 steht eine deutsche  
Uebersetzung.
100. „Testamentum Pesslini Trachtinsak super debitis et omnibus.“  
**1407** November 27. Saaß. (L. f. 26a.)
101. „Cristinella [filia Johannis rectoris scolarum] quittat pueros et  
tutores.“ **1408** Februar 3. Saaß. (L. f. 26b.)
102. „Super uno fertone grossorum census super vinea Bunkonis,  
item super sex grossis census super domo Johannis pellificis.“ **1408**  
März 2. Saaß. (L. f. 28a.)

103. [Johannes Otykonis de Tuchorzicz verkauft seinen Steinbruch an die Saazer Bürger.] **1408** März 26. Saaz. (L. f. 28a.)
104. [Ueber die Zinsungen des Johannes, Rektors der Schule und Notars der Stadt.] **1408** Juni 23. Saaz. ((L. f. 28b.))
105. [Testament der Margaretha, Wittve des Jeelinus.] **1409** März 1. Saaz. (L. f. 29b.)
106. [Stiftungen des Martinus Pitterkauf zu wohlthätigen Zwecken.] **1409** März. 9. Saaz. (L. f. 30a.)
107. [Wohlthätige Stiftungen des Nikolaus Pach.] **1409** Mai 24. Saaz. (L. f. 30b.)
108. [Fromme Stiftungen des Hana Balneator.] **1409** Juni 13. Saaz. (L. f. 30a.)
109. [Testamentum Walssonis Cerdonis.] **1411** Mai 3. Saaz (L. f. 31b.)
110. „Na wybiranij od reznijkuow.“ [König Wenzel bestätigt den Verkauf des Fleischhauerzinses Seitens des Johannes v. Sitbor, nunmehrigen Notars der Neustadt Prag, an den Rath der Stadt Saaz.] **1411** Juli 27. Prag. (L. f. 46b.)
111. „Testamentum Frenczlini de Sleichew.“ **1412** Juni 29. Saaz. (L. f. 32b.)
112. „Testamentum Henslini Judenspis.“ **1413** Juni 29. Saaz. (L. f. 32a.)
113. [Testamentum Marzkonis Balneatoris.] **1414** Dezember 20. Saaz. (L. f. 32b.)
114. [Verbot des Raths wegen Anpflanzung von Weingärten.] **1416** Oktober 20. Saaz. (L. f. 32b.)
115. „Pro censu in Zalucicz a domino Wenceslao de Hasysstayn empto.“ **1417** (Tsch. f. 38b.)
116. „Testamentum Wenceslai Nigri.“ **1418** April 30. Saaz. (L. f. 32b.)
117. „Testamentum Henrici in foramine.“ **1419** Oktober 25. Saaz. (L. f. 35b.)
118. „Testamentum Mathie Coblenceri.“ **1422** September 9. Saaz. (L. f. 33b.)
119. „Testamentum Magdalene Pitterkaufi.“ **1426** Juli 27. Saaz. (L. f. 34a.)
120. „Testamentum Rzepanske.“ **1434** September 27. Saaz. (Tsch. f. 34 b.)
121. „Testamentum Suchopalonis.“ **1438** Juli 21. Saaz. (L. f. 35a.)
122. „Exposicio prati legati pro anniversario in censum emphitheuticum.“ **1460** März 24. Saaz. (L. f. 35b.)
123. „Na czierweny wosk.“ [König Georg verleiht der Stadt Saaz das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln.] **1464** August 21. Saaz. (L. f. 49b.)
124. „Na smlawu drziwij plawenij.“ [K. Georgs Verordnung betreffend die Uneinigkeit zwischen den Saazern und Raadnern wegen des Holzflößens.] **1464** Dezember 12. Prag. (Tsch. f. 49a.)
125. „Articuli infra scripti per dominum Samuelem subcamerarium et dominos magistrum civium et consules, qui pro tempore fuerunt, pre-textu pannificum et knaponum arbitratorie edicti et publicati in pretorio presentibus utrisque partibus etc. etc.“ [**1470?**] (Tsch. f. 36a.)
126. „Potwrzenij wo napady a poruczienstwij.“ [König Georg bestätigt das Privilegium König Wenzels von 1372 Oktober 25. (f. 10b.)] **1470** Januar 20. Prag. (L. f. 49b.)
127. [Hylbranth Satanez von Drahowicz gefessen auf Hausstein bestätigt den Verkauf zweier Fluren mit einem Kalksteinbruch Seitens des Wanek genannt Walczeh an Saaz.] **1470** Dezember 31. Saaz (Tsch. f. 36b.)

128. „Na nezastawowanij bernie.“ [Privilegium Wladislaws, die Bernie zu verpfänden ic.] **1475** Januar 10. Prag. (L. f. 50a.)
129. „Smlauwa mezy starou a nowou raddau.“ [König Wladislaws Entscheidung im Streite zwischen dem alten und neuen Rath.] **1478** März 27. Prag. (Tsch. f. 50b.)
130. „Testamentum Maretky Radkonis.“ **1488** Januar 4. Saaz. (Tsch. f. 37b.)
131. [K. Wladislaw erteilt der Stadt Saaz die Erlaubniß zu einem Zinskauf.] **1516** Februar 20. (Tsch. f. 38b.)
132. „Wo židy gineych panuow.“ [K. Ferdinands I. Brief betreffend die Ausweisung der fremden Juden.] **1530** März 29. Prag. (Tsch. f. 51b.)
133. „Na yarmark przy swatem Augustynie.“ [K. Ferdinands I. Jahrmärktsprivilegium.] **1542** Januar 4. Prag. (Tsch. f. 52a.)
134. „Wohrada na pocziwosti pro zrussenij gleytu ziduom daneho.“ [Ferdinand I. begnadigt die Saazer wegen Verletzung des Geleits der Juden.] **1543** Juni 15. Prag. (Tsch. f. 52b.)
135. [Reskript Kaiser Ferdinands I., die Stadt Saaz begnadigend.] **1547** Juli 22. Prag. (Tsch. f. 39a sq.)
136. „Potwrzenij na wssecky majestaty.“ [K. Ferdinand bestätigt alle Majestätsbriefe.] **1547** September 24. Prag. (Tsch. f. 40a sq.)
137. „Ohrada pocziwostij.“ [Privilegium Ferdinands I. die Begnadigung der Stadt Saaz betreffend.] **1547** September 26. Prag. (Tsch. f. 41b.)
138. „Na zadussij.“ [Ferdinands I. Privilegium betreffend die Kirchengüter.] **1547** September 30. Prag. (Tsch. f. 42a.)
139. „Instrukezy na čtyrzy mleyny a platy na miestie a predmiestij na gisty zpuosob obey postaupene.“ [Ferdinand I. gibt der Stadt vier Mühlen, ferner Zölle und Zinsen.] **1549** Mai 8. Prag. (Tsch. f. 53a.)
140. [Rathsbeschluß auf Eintragung der Rückgabe der 1547 genommenen Privilegien in das Stadtbuch.] **1549** Dezember 16. Saaz. (Tsch. f. 39a.)
141. „Memoratu dignum.“ [Daß die Urkunden und Quittungen, betreffend die Zahlung an Thumshirn durch Ulrich Voglhammer aus Joachimsthal, in der Truhe des Kirchengewölbes niedergelegt sind.] **1550** Juli 2. Saaz. (Tsch. f. 53b.)
142. „Smlauwa s panem Liczkowskym o dwa mleyny.“ [Vertrag wegen zweier Mühlen zwischen Saaz und Felix v. Hassenstein.] **1552** Mai 26. Saaz. (Tsch. f. 54a sq.)
143. „Relaczi ke dezcam na dwa mlyny.“ [Ferdinand I. erlaubt die Einverleibung des Vertrages zwischen Saaz und Felix von Hassenstein wegen zweier Mühlen in die Landtafel.] **1552** Juni 3. Passau. (Tsch. f. 54b.)
144. „Wklad we dezkach dwau mlynuow.“ [Verlandtafelung des Vertrags v. 26. Mai 1552.] **1552** August 5. Prag. (Tsch. f. 55a.)
145. „Relaczi ke dezcam o Bezdiekow.“ [Ferdinand I. verkauft Bezdiekow an Saaz.] **1555** April 7. Augsburg. (Tsch. f. 55b.)
146. „Wklad we dezky Bezdiekowa.“ [Verlandtafelung des Vertrages v. 7. April 1555.] **1555** April 30. Prag. (Tsch. f. 56a.)
147. „Instrukezina zadussij zase postaupene.“ [Ferdinands I. Brief über die wieder abgetretenen Kirchengüter.] **1556** Mai 26. Prag. (Tsch. f. 57a.)
148. „Gistota na jednu kopu a trzidezet ssest grossuow missenskych platu roczniho na maso zakuom odkazanyho.“ [Quittung über 1 Schock 36 Groschen jährlicher Zahlung u. s. w.] **1557** Februar 8. Saaz. (Tsch. f. 58a.)
149. „Smlauwa s Kadanskymi owystawanij drziwi splawoweho do drzetiho dne kterez senad Kadanijskupuge ane naprodaj nez k potrzebam obecnyim aneb sausedskym dolu porzeczce ohrzi plawi.“ [Vertrag mit Kaaden

- wegen des zu eignen Zwecken verwendeten Föhholzes.] **1557** Juni 8. Saaz. (Tsch. f. 58b.)
150. „Wypis z desk zemskych wkładu zadussi Žiateczkeho s panstwjm.“ [Landtafel-extrakt bezüglich der Saazer Kirchengüter.] **1561** Dezember 6. Prag. (Tsch. f. 66a.)
151. „O zawiranj bran.“ [Maximilian II. verleiht Saaz das Recht, die Thore wieder sperren zu dürfen.] **1565** Mai 23. Wien. (Tsch. f. 61a sq.)
152. „Relacy ke dskam o brany miestske.“ [Maximilians II. Rescript an die Landtafel betreffend die Thorsperre.] **1565** Mai 23. Wien. (Tsch. f. 62b.)
153. [Rathschluß auf Eintragung in das Stadtbuch der in Folge des Aufstandes v. J. 1547 die Stadt Saaz betreffenden Strafen und Begnadigungen.] **1565** Juni 17. Saaz. (Tsch. f. 65a.)
154. „Instrukcy pocztiwemu N. rychtarzy nassemu w miestie nassem Ziateczj usazenemu kterak se przy temž rychtarztwij gemu swierzenem chowati ma vydana.“ [Maximilians II. Instruktion für den Richter in Saaz.] **1565** Juli 16. Wien. (Tsch. f. 59a sq.)
155. „Konfirmacy wssech prywilegij.“ [Maximilian II. confirmirt die Stadtprivilegien.] **1567** April 14. Prag. (Tsch. f. 63b. sq.)
156. „Smlauwa trhowa wo statek Holedeczkey s wsy Holedczy y ginym przislussenstwjm.“ [Kaufvertrag über das Gut Holedecz mit dem Dorfe H. und allem Zubehör.] **1572** November 3. Saaz. (Tsch. f. 73a sq.)
157. Hendrych mladssi Daupowecz z Daupowa na Liborziczych a Wylemowie postupuge kusu Lauczky prziwsy Liborziczych nad mleynem w odmienieni za udielanu straubu.“ [Abtretung eines Wiesenstückes Seitens Heinrichs des jüngern Daupowecz v. Daupow.] **1578** Februar 7. (Tsch. f. 71b.)
158. „Weypis z desk zemskych trhu lauczky v wsy Zielczie.“ [Landtafel-extrakt über den Kauf einer Wiese beim Dorfe Zielczin.] **1579** Oktober 7. Prag. (Tsch. f. 72b.)
159. [Rudolf II. bewilligt die Verlandtafelung des Gutes Holedecz.] **1579** Dezember 2. Prag. (Tsch. f. 71b.)
160. „Postaupeni statku Holedeczkeho od pana Gindrzicha Audrezkeho z Audrezie purkmistruo konsseluom starssim obecim y wssy obezy miesta Ziatczie.“ [Abtretung des Gutes Holedecz an Saaz.] **1579** Dezember 9. (Tsch. f. 74a.)
161. „Saud wo narzky s Waclawem Straneckym.“ [Urtheil gegen W. S. wegen Ehrenbeleidigung des Rathes in Saaz.] **1581** Mai 27. Prag. (Tsch. f. 67a sq.)
162. „Sskody na Waclawowj Straneckem przisauzeny.“ [Zuspruch der Gerichtskosten an W. Straneckh.] **1581** November 7. Prag. (Tsch. f. 69a.)
163. „Wopatzenj na pocztiwosti po przisudku odprossenj Waczlawowy Straneckemu.“ [Ausgleich im Streite zwischen Saaz und Straneckh.] **1582** März 20. (Tsch. f. 69b sq.)
164. „Confirmacy wssech priwilegij a przeloženj Jarmarku na den s Katerziny.“ [Rudolf II. confirmirt alle Privilegien und gestattet die Jahrmärktsverlegung.] **1583** März 1. Wien. (Tsch. f. 74b.)
165. „O zatčenij Waclawa Straneckého pro sskody přisauzene.“ [Ueber die Verhaftung des Straneckh wegen der zugesprochenen Gerichtskosten.] **1584** Juli 7. Saaz. (Tsch. f. 75b.)
166. „Instrukcy oppatrnym Mathyassowi Pessijnowemu a mistru Janowi Nepresowi městanuom města Záteže wěrnym milijm.“ [Rudolfs II. Instruktion betreffs der Einhebung der v. Landtag bewilligten Gelder.] **1587** Januar 24. Prag. (Tsch. f. 80a sq.)
167. [Rudolf II. gibt den Saazern eine Instruktion betreffs der Einhebung

der v. Landtag bewilligten Gelder v. 24. Januar 1587.] 1587 April 10. Prag. (Tsch. f. 79b.)

168. „Instrukcy poctiwemu Adamowi Helmowi rychtarzi nassemu nyneyssjmu y budaucym w městě nassem Zatezi, kterak se při temž urzadě rychtarzskem od nas gemu swerzenem rzjdiiti, chowati a wsseliyak spravowati ma jakz njše po artykulich ssjrze rozepsano stoji.“ [Rudolf II. gibt eine Instruktion für den königlichen Richter in Saaz.] 1591 Dezember 24. (?) Prag. (Tsch. f. 81b. sq.)

169. [Mathias confirmirt die Stadtprivilegien.] 1613 Oktober 2. Regensburg. (Tsch. f. 88b.)

170. [Kaiser Ferdinand II. bestätigt die Saazer Privilegien.] 1628 Januar 18. Prag. (D. f. 106b.)

171. [Kaiser Ferdinands III. Resolution, betreffend die Ausweisung der Juden aus Saaz.] 1637 April 23. Wien. (D. f. 89a.)

172. [Die Landesbehörden stellen den Saazern die Resolution Ferdinands III. d. dto. 23. April 1637 zu.] 1637 Mai 18. Prag. (Tsch. f. 89b.)

173. [Das Kämmereramt gibt Verfügungen betreffs der Heimfälle.] 1638 November 22. Prag. (Tsch. f. 90b.)

174. [Leopold II. stellt den Saazern das Patronatsrecht der Stadtkirchen zurück.] 1668 Oktober 19. Wien. (Tsch. f. 91a.) Dieselbe Urkunde in deutscher Uebersetzung findet sich f. 110 a.

175. [Die Landesbehörde stellt den Saazern das Privilegium Leopolds d. dto. 1668 Oktober 19. betreffs des jus patronatus zu.] 1668 November 22. Prag. (Tsch. f. 91b.)

176. [Kaiser Leopolds I. Resolution, betreffend ein Subsidium von 2000 fl. zu Gunsten von Gemeindebauten.] 1669 März 29. Wien. (D. f. 92b.)

177. [Des Grafen Anton Los von Losenthal Schreiben, betreffend das von Kaiser Leopold bewilligte Subsidium von 2000 fl.] 1669 Mai 3. Prag. (D. f. 93a.)

178. [Des Grafen Anton Los von Losenthal Schreiben, betreffend das sogenannte „Mittelbier.“] 1674 Februar 24. Prag. (D. f. 94a.)

179. [Graf A. Los von Losenthal an G. J. Ungar, Tranksteuereinnehmer, wegen des „Mittelbieres.“] 1674 Februar 24. Prag. (D. f. 94b.)

180. [Das Landesunterkämmereramt theilt der Stadt Saaz einen Brief Kaiser Leopolds (v. 1674 Oktober 28. Wien) mit, nach welchem dem Martinus Moravus, Capuzinerordensprovinzial, gestattet wird, einen Convent und Kloster in Saaz zu errichten.] 1675 Januar 8. (D. f. 95a.) Ueber die Gründung des Klosters folgen noch einige Aktenstücke.

181. [Bescheinigung, daß die Stadt Saaz 9 Fuder Heu, 13 Schock Gebund Stroh und 146 Strich Haber „zu ihrer Majestät Hoffstellungsnothdurft“ geliefert hat.] 1680 Januar 13. Prag. (D. f. 97a.)

182. [Georg Schön von Schöneck fragt die Stadt Saaz, was sein Vater der Kirche in Saaz bestimmt habe?] 1680 September 14. Hareth. (D. f. 97b.)

183. [Der Richter, Bürgermeister u. s. w. an J. S. Borowensky, Canonikus in Prag, wegen der Dechantei in Saaz.] 1681 März 7. Saaz. (D. f. 98a.)

184. [P. J. S. Borowensky an den Richter cc. von Saaz wegen der Dechantei.] 1681 April 2. Prag. (D. f. 98b.)

185. „Obligation des Herrn Johann Schön von Schöneck über 300 fl. der allhiefigen Pfarrkirche zugehörig.“ 1689 April 24. Hareth. (D. f. 99a.)

186. „Allergnädigste Verschreibung der röm. k. und k. Maj. Leopolds I. . . . . dero königlicher Stadt Saaz wegen dargeliehenen 300 fl.“ 1689 September 29. Wien. (D. f. 100b.)

187. [Quittung über 318 fl., die der Richter cc. von Saaz dem Johann Georg Schön von Schöneck ausstellt.] 1693 April 27. Saaz. (D. f. 101b.)



188. [Beschluss des Magistrats wegen des Empfanges des Weihbischofs und Prälaten Montis Sion.] 1704 August? Saaz. (D. f. 102a.)
189. [Kaufkontrakt über das Gut Welehoff entnommen der Landtafel.] 1728 November 13. Prag. (D. f. 120a.)
190. [Kaufkontrakt über das „Dührische Höfl“ in Klein-Holleditz.] 1737 Februar 4. (D. f. 123b.)
191. [Maria Theresia verleiht der Stadt Saaz einen dritten Jahr- und Viehmarkt, ferner die Landtafelfähigkeit für die partikular-ansässige Bürgerschaft.] 1746 Oktober 5. Wien.
192. [Verkauf des sogenannten Glockenfeldes an Joseph Hubatka.] 1802 Juni 5. Saaz. (D. f. 112a.)
193. [Die Landtafelregulirungskommission an den Magistrat von Saaz wegen der städtischen Besitzungen.] 1820 Oktober 30. Prag. (D. f. 113a.)
194. [Der Magistrat von Saaz an die Landtafelregulirungskommission wegen der städtischen Besitzungen.] 1821 März 14. Saaz. (D. f. 114a.)
195. [Landtafel-extrakt über die Besitzungen der Stadt Saaz.] 1821 Juli 30. Prag. (D. f. 117a.)
196. [Stiftungsbrief der Wenzel Kopriva'schen Studentenstiftung von jährlichen 20 ft. C. M. 1825 März 21. Saaz. (D. f. 117a.)

## Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. Carl Leeder.

### E i n l e i t u n g.

Im Nordosten von Böhmen, 16 Meilen von Prag, 4 von Titschin und 2 von Trautenau entfernt, liegt in einem von Nordwest nach Südost streichenden Thale am südlichen Abhange des Riesengebirges das Städtchen Arnau (tschech. Hostinný oder Hostinné). Die Elbe, aus dem Münchsdorfer Thale hereinschneidend, verstärkt durch den Proschwitzer Bach, durchfließt auf kieseligen Grunde die Thalsohle, die südliche Stadtmauer beinahe bespülend, und wendet sich nach Aufnahme des Seisenbaches rasch nach Süden, wo am Ausgange von vier Thälern Neuschloß auf bewaldeter Höhe sich erhebt. Gegenüber dem Delsnerberge, welcher das Thal auf der Südseite begrenzt, steigt der Töpferberg empor, die Halde mit der weißen Kapelle und weiter östlich der Antoniberg mit dem dahinter ruhenden Bürgerwalde; in der Einsattelung dieser Berge liegt, vom Seisenbache bewässert, das baum- und gebüschreiche Arnsdorf; weiter darüber wölben sich die Höhen von Hermansfeisen, Mohren u. s. w., bis der mächtige Schwarzenberg, die ganze Gegend beherrschend, den Horizont abschließt und mit seinem in weitem Bogen sich hinziehenden Firste die Schneekoppe dem Auge entzieht.

Die alten verfallenden Stadtmauern sprechen von grauer unsicherer Vorzeit, wo der Bürger sein Habe hinter Wälle und Gräben flüchten mußte, während die freundlichen Häuser mit ihren Bogengängen (Lauben), welche den regelmäßigen Stadtplatz (Ring) mit der Statuengruppe in der Mitte einschließen, der aus den hohen Essen der Fabriken aufwirbelnde schwarze Rauch und die auf den grünen Matten ausgebreiteten weißen und von den Hängen flatternden bunten Leinwand von der Betriebsamkeit der Gegenwart zeugen. Diese beiden Momente schließen in der That die Geschichte von Arnau in sich: es war vor Alters ein fester Grenzplatz, jetzt ist es ein Industrieort. Denkt man sich die Halde der Berge, welche jetzt großen Theils dem Pfluge dienen, mit Urwald überdeckt, im

Thale die grüne Au am Fluße, über dem Ganzen die Stille der Einsamkeit, nur zuweilen vom Geschrei eines über das Thal langsam hinschwebenden Raubvogels unterbrochen, so mag man ein Bild der Gegend aus jener Epoche haben, in welcher die ersten Fremdlinge hier Wohnsitze gründeten und diesen den bezeichnenden Namen Arnau (Alder-Au) gaben. Wann dieses geschehen, und wer die ersten Ansiedler gewesen, sind nicht leicht zu lösende Fragen.

Das erste Volk, welches die Geschichte in den Gegenden zwischen der Donau und dem Erz- und Riesengebirge nennt, sind die Bojen. Sie nahmen 400 Jahre v. Chr. das heutige Böhmen und die angrenzenden Länder in Besitz, hatten bereits feste Wohnsitze, betrieben neben Ackerbau und Viehzucht auch Gewerbe und Handel und lebten in geordneten Verfassungen. In unserer Gegend erinnert jedoch an dieses keltische Volk außer etwa der der Elbe nicht Ein Name, und der Name der Elbe, ein im Altdeutschen sowie heute noch im Dänischen, Schwedischen und auf Island jeden großen Fluß bezeichnendes Nennwort, kann — auch wenn er wirklich im Itgallischen seine Wurzel hätte<sup>1)</sup> — für eine Ansiedlung der Bojen in der Arnauer Gegend nichts beweisen, da dieser Fluß in seinem langen mittlern und untern Laufe gewiß viele Jahrhunderte, bevor sein oberer Lauf entdeckt wurde, bekannt gewesen ist. Dagegen fehlt es bei Arnau nicht an mancherlei uralten, zum Theil heutzutage nicht mehr gebräuchlichen Bezeichnungen von Dertlichkeiten, welche darauf hindeuten, daß Deutsche die Gründer der ersten Ansiedlungen daselbst waren; so der Name der Stadt selbst: Arn im Mittelhochdeutschen gleichbedeutend mit Adler; Arnsdorf; die Sarge, im Altdeutschen einen Rand bezeichnend, noch heute der Name des steilen Randes des Delsner Berges gegen die Stadt zu; Seiffen, der Name des Baches, der unmittelbar bei der Stadt sich in die Elbe ergießt; im Altdeutschen ein Ort, wo Metallwäsche im Betriebe ist (d. h. jene Manipulation, mittelst welcher auf mechanischem Wege unter Beihilfe von Wasser Metalle von den tauben Beimengungen geschieden werden); — Hermansfein u. s. w.<sup>2)</sup>

Dennoch dürfte es sehr gewagt sein, wollten wir unsere Altvordern unter den deutschen Markomannen suchen, die zu Anfang der christlichen Aera die Bojen aus ihren Sizen vertrieben und von welchen allerdings ein Zweig, die Rorkontier, im 2. Jahrhundert sogar ausdrücklich als im Riesengebirge sesshaft angeführt wird; denn wenn auch diese wilden Völkerschaften, denen, wie den alten Germanen überhaupt, Krieg und Jagd Hauptbeschäftigungen waren, vorzugsweise der Waffen benötigten, daher die Erzeugung und Bearbeitung der Metalle gewiß vor allen anderen Gewerben begünstigten, und der Name des Seiffenbaches auf Bergleute als die ersten Ansiedler hinweist: so wäre doch erst noch der Beweis herzustellen, daß der Name „Seiffen“ bereits bei den Markomannen gebräuchlich war. Abgesehen davon ist es auch schwer anzunehmen, daß in jenen wilden Zeiten in den Gebirgstälern hart an der Heerstraße, auf welcher sich durch die Gebirgspässe so häufig kriegerische Völker hereinwälzten, bereits Ansiedlungen stattgefunden haben; die Angaben der alten Geographen über die Sitze der verschiedenen Völker sind natürlich nichts weniger als genau; ganz unzweifelhaft aber muß jede Stätte friedlicher Kultur, die sich überhaupt in unserem Heimatlande bereits erhoben hatte, bis auf die letzte Spur vernichtet worden sein, als die ungeheuern Schwärme der Hunnen zweimal Böhmen überflutheten, nach gewaltigen Kämpfen die Markomannen niederwarfen und zuletzt Sieger wie Besiegte aus dem zur Wüste gewordenen Lande zogen (444—453 n. Chr.). In das verlassene Gebiet rückten nun, von Osten her gedrängt, die Slaven ein, und wir müssen dem eben Erörterten zu Folge annehmen, daß erst nach dieser Einwanderung unsere Gebirgs-

1) Palachy Geschichte von Böhmen. I. pag. 71.

2) Grimm Wörterbuch und Adelung deutsches Wörterbuch.

thäler durch deutsche Colonisten bevölkert worden sind. Ehe aber diese Colonisation ins Werk gesetzt werden konnte, vergingen noch mehrere hundert Jahre.

Die Slaven (Tschechen) gründeten Anfangs in der offenen Mitte des Landes kleine Fürstenthümer. Häufig mit den benachbarten Deutschen, noch häufiger unter einander in Kampf, lange Zeit unter das Joch der asiatischen Avaren gebeugt, dann — aber nur vorübergehend — unter Samo zu einem mächtigen Reiche vereint, scheinen sie bis zur Zeit Karls des Großen die Stätten ihrer Cultur nicht weit gegen die Grenzen des heutigen Böhmens vorgeschoben zu haben; denn als der dichte Nebel, welcher von Samo's Zeit an durch anderthalb Jahrhunderte die Geschichte unseres Vaterlandes deckt, mit Beginn des neunten Jahrhunderts sich zu heben anfängt, gewahren wir noch immer die slavische Bevölkerung verschiedenen kleineren Fürsten unterworfen, deren Gebiete erst nach und nach in ein Herzogthum zusammenfließen, während dichter Urwald die Höhen deckt und die Schluchten füllt all' der Gebirge, welche im West und Nord das Land umgürten.

Erst im zehnten Jahrhundert, wo die Sonne des Christenthums endlich auch über Böhmen aufgeht und mit ihrer sittlichenden Kraft allmählig auch in die entferntesten Hütten dringt, wo die Macht des böhmischen Herzogthums bereits so erstarkt war, daß dieses wiederholt (unter Boleslaw II. und Brätislaw I.) seine Herrschaft selbst über Schlesien und Polen ausdehnt: siedeln sich, zunächst in den Wildnissen an der Westgrenze, hie und da auch wohl im Innern des Landes fleißige Bauern, kühne Abenteurer, fromme Einsiedler an, lichten die Wälder und bauen Dörfer und Burgen. — Aber noch erfolgt mancher Rückschlag. Mit ungünstigem Auge blickt der Slave auf den deutschen Eindringling, Herzog Spitihněw I. befehlt 1055 allen Deutschen, das Land zu verlassen, und wenn dieser Befehl auch nicht streng ausgeführt wurde, so lag doch darin wenig Aufmunterung für einwanderungslustige Deutsche; ja noch 1121 konnte es geschehen, daß, als einige Deutsche auf einem Felsen im Innern des Landes eine Burg zu bauen begannen, sie Herzog Wladislaw I. mit Truppen überfiel, gefangen nahm und nur mit Mühe gehindert wurde, sie an den Galgen zu hängen. — Dieses Ereigniß war freilich nur mehr einer der vereinzeltsten letzten Versuche, die bereits im Zuge befindliche deutsche Einwanderung zu hemmen; denn im 11. Jahrhundert bewohnten bereits Deutsche in großer Anzahl die Prager Vorstadt am Poritsch, hatten, von König Brätislaw I. begünstigt, ihr eigenes Forum und betrieben Handel und Industrie. Für das Riesengebirge und insbesondere für die Umgegend des heutigen Arnau konnte die Möglichkeit einer friedlichen Colonisation erst eintreten, als unter Herzog Soběslaw I., dem vierten und letzten von den Söhnen des königlichen Brätislaw, die Kriege mit Polen ihr Ende erreichten und die Umgegend von Arnau bleibend an Böhmen abgetreten wurde.

Weniger als irgend ein Theil des Landes hatte diese Gegend bis dahin die Segnungen des Friedens genossen. — Durch die Gebirgspässe hinter dem heutigen Trautenau waren gar häufig bald die Polen herein-, bald die Böhmen hinausgestürmt; jeder solche Zug war nach der Unsitte jener Zeiten mit barbarischer Verwüstung der ganzen Gegend verbunden gewesen, und die Grenzen polnischer und böhmischer Herrschaft waren, je nachdem der Kriegsgott dieser oder jener Partei sich zuwandte, bald weit jenseits des Riesengebirges, bald wieder tiefer ins diesseitige Land gerückt worden. Soběslaw hatte die Grenzbezirke im Nordosten von Böhmen aus eigener Anschauung kennen gelernt. In seiner Jugend zugleich mit seinem durch Swatopluk vom Throne gestoßenen Bruder Boriwog verbannt, hatte er, Anfangs bei Boriwogs Schwager, Wiprecht von Groitsch, dann bei dem polnischen Könige Boleslaw Aufnahme gefunden, und hatte ohne Zweifel jenem Einfalle der Polen 1008 beigewohnt, bei welchem durch die Herzöge Boleslaw und Boriwog drei ganze Gaue des Königgräzer Gebietes mit Feuer und Schwert zu Grunde gerichtet wurden. Zwei Jahre später war So-

böslaw mit Boleslaw von Polen über ungebahnte steile Berge und Schluchten des Riesengebirges abermals in Böhmen eingedrungen; die Polen waren ohne Widerstand bis zur Tidlina beim heutigen Chlumec vorgedrungen, und Boleslaw hatte auf des jungen Sobeslaw Fürbitte diesmal seinem Heere alles Plündern und Brennen untersagt. Freilich hatten aber die Polen, als sie sich wieder zurückziehen mußten, und erst an der Grenze des Landes, hinter dem heutigen Trautenau, in großer Feldschlacht den Sieg erzwangen, sich für ihre frühere Zurückhaltung reichlich schadlos gehalten.

1125 zur Herrschaft gelangt hatte Sobeslaw in den Jahren 1132 bis 1134 seine Truppen mehrmals hier durch nach Schlesien geführt und durch Verheerung des Landes den polnischen König zum Frieden gezwungen (1135). Damals oder schon früher hatte er den Grenzbezirk bei Arnau von den Polen abgetreten erhalten.<sup>3)</sup> Diesen Bezirk und mit ihm das ganze Reich für die Zukunft vor den Einfällen der Polen zu sichern, bereiste Sobeslaw im Herbst 1139 den Osten des Landes und verstärkte die Burgen, welche daselbst lagen. Insbesondere begann er von seinem Hofe Schwogno (Königinhof?) aus die Erneuerung der Burg Hostin hradecz. Bevor jedoch die Arbeiten vollendet waren, verfiel er am Sonntage vor Weihnachten in eine tödtliche Krankheit, ließ sich auf die neue Burg bringen und starb daselbst am 14. Februar 1140 in den Armen seiner Gemalin Adelsheid,<sup>4)</sup> welche von Gram verzehrt ihm noch im selben Jahre (14. September) im Tode nachfolgte.<sup>5)</sup> Der Leichnam des durch Frömmigkeit, Waffenruhm und Gerechtigkeit ausgezeichneten und von den Böhmen vielbeweinten Fürsten wurde nach Prag geführt, wo ihm auf dem Wysschrad neben seinem Vater die Grabstätte wurde.

So berichtet der gleichzeitige Chronist, der unter dem Namen des Fortsetzer's des Cosmas bekannt ist. Die Erzählung Pulkawas weicht hievon insoweit ab, als nach ihr Sobeslaw in dem von den Polen abgetreten erhaltenen Grenzbezirk eine Stadt mit Namen Costan oder Costien erbaut hat, während des Baues daselbst am Fieber erkrankt und gestorben ist. — Beide Nachrichten ließen sich allenfalls dahin vereinigen, daß Sobeslaw die bereits von früher her bestandene Burg Hostin erneuerte, dabei aber den Festungswerken für eine neu angesiedelte Bevölkerung den Umfang einer Stadt gab. Allein diese Annahme hat — wie wir sehen werden — Bedenken gegen sich. Fast alle älteren und neueren Geschichtschreiber<sup>6)</sup> nehmen diese Burg und Stadt für identisch mit unserem Arnau; doch fehlt es nicht an Stimmen,<sup>7)</sup> welche behaupten, daß unter Hostin hradecz das heutige Neuschloß zu verstehen sei. — Letztere Ansicht scheint allerdings Manches für sich zu haben: zunächst die Lage von Neuschloß auf einem Berge, der den Eingang mehrerer Thäler, auch des aus Schlesien hereinführenden beherrscht; dann der Umstand, daß in einer im Archiv von Arnau befindlichen Urkunde von 1400 ausdrücklich des „Burgberges“ erwähnt wird; endlich die Tradition, vermöge welcher das heutige Neuschloß auf den Ruinen einer früheren Burg erbaut worden ist. — Allein die Angaben der oben angeführten beiden Chronisten sind dieser Behauptung entschieden ungünstig; nach der einen hat Sobeslaw eine Stadt gegründet, was sich auf Neuschloß selbstverständlich nicht beziehen kann; nach der andern erneuerte er eine bereits bestandene Burg; die Böhmen begannen aber erst zur Zeit Sobeslaws Burgen nach dem Beispiele der Deutschen auf Anhöhen, Felsen und Bergen aufzuführen, wobei sie sich meist auch deutscher Baumeister bedienten, und die Burgen deutsche Namen erhielten; bis dahin hatte man

3) Pulkawa bei Dobner Monum. III. pag. 161.

4) Contin. Cosmae in Script. rer. boh. I. p. 329.

5) Dnbil schwedische Forschungen.

6) Balbin Misc. III. p. 90 Pelzel Gesch. v. Böhmen. Palacky Gesch. v. Böhmen u. a.

7) Schaller und Sommer in ihren Topographien Böhmens.

sie auf Landzungen, welche auf drei Seiten durch Einschnitte, Thäler oder Wasser geschützt waren, — also besonders gern am Zusammenflusse von Gewässern,<sup>8)</sup> wie dieses auch bei Arnau der Fall ist, errichtet. Der „Burgberg“ konnte auch ein Berg sein, der bloß das Zugehör der Burg bildete, und auf der Anhöhe von Neuschloß konnte immerhin in späterer Zeit eine Burg erbaut worden sein. In Urkunden von 1377 und 1394 erscheint ausdrücklich in Arnau eine Burg, wie wir weiter unten noch sehen werden.

Es spricht also die Mehrzahl der Gründe dafür, daß Hostin hradecz identisch mit dem heutigen Arnau ist. Daß aber Soběslaw nebst der Burg auch bereits unsere Stadt angelegt und bevölkert habe, wird sich nicht leicht behaupten lassen, da es gleich bedenklich ist, die Bewohner der Stadt damals als Böhmen oder als Deutsche anzunehmen. Der Name Hostin hradecz erscheint seit 1139 nicht wieder; der Name Arnau erscheint erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Die Burg war eine herzogliche; sie wurde daher ohne Zweifel böhmischen Castellanen und Burgmannen anvertraut, und es darf nicht verwundern, daß noch in einer in Arnau ausgestellten deutschen Urkunde vom Jahre 1377, also nachdem die Burg längst in den Besitz deutscher Dynasten übergegangen war, das Hauptgemach derselben die swětnice genannt wurde. Der Name haftete an der Sache und die deutschen Arnauer nannten die Tafelstube der Burg die swětnice, wie sie dies von den Burgleuten immer gehört hatten, ebenso wie sie die Schankgerechtfame, die sie in dem von Tschechen angelegten Dorfe Kotwiz gekauft hatten, fortan immer den Kreczim (verballhornt für krěmy, Schänken) nannten.

Um so auffallender wäre es aber, wenn unter Soběslaw eine Stadt mit böhmischer Bevölkerung hier entstanden wäre, daß von dieser Bevölkerung schon im 14. Jahrhundert keine Spur in den Benennungen der Vertlichkeiten, besonders Anhöhen und Gewässer zu finden ist. Daß in den deutschen Urkunden des 14. Jahrhunderts einige Einwohner von Arnau mit böhmischen Namen und von 1375 an ein Erbvogt mit Namen Przech in der Stadt erscheint, ist natürlich ohne alle Bedeutung für die vorliegende Frage; die Urkunden melden auch nicht, daß schon die Eltern und Voreltern des Przech die Erbvogtei besessen haben. Auch der böhmische Name der Stadt: hostinna oder hostinné (Ansiedlung von Ausländern<sup>9)</sup>) scheint für eine gleich ursprünglich deutsche Bevölkerung zu sprechen. Wäre aber eine solche bereits unter Soběslaw eingewandert, so hätten sicher die böhmischen Geschichtschreiber diesen wichtigen Umstand — die erste Einwanderung von Deutschen ins Riesengebirge — bei der Erzählung von der Gründung von Hostin hradecz nicht verschwiegen, vielmehr ihrem nationalen Aerger darüber ebenso Lust gemacht wie 120 Jahre später, als Přemysl Otakar II. seine Colonisationsprojekte auszuführen begann.

Soběslaw selbst wird gar nicht als den Deutschen freundlich geschildert, wenn er sie auch nicht wie sein gleichnamiger Sohn verfolgte, von dem (mit offener Ubertreibung) erzählt wird, er habe die Deutschen, wo er ihrer nur habhaft werden konnte (Prag wimmelte ja von ihnen!) getödtet oder ihnen Nasen und Ohren abschneiden lassen und für jedes Hundert abgeschchnittener Nasen dem Ueberbringer 100 Mark Silber geschenkt. — Jedenfalls wird Soběslaw I. keine Lust verspürt haben, bei den Burgen, die er gegen Einfälle der Ausländer errichtete, Ausländer anzusiedeln. Es ist daher wohl am glaublichsten, daß Hostin hradecz nur eine Burg war und die Stadt bei derselben erst unter Otakar II., als dieser den ganzen Bezirk der deutschen Colonisation widmete, gegründet worden ist.

8) Palaechy I. p. 390 u. 175.

9) Jungmann Slovnik.

## I.

**Burg und Stadt unter den ältesten Dynastien.**

Die Burg Hostin hradecz war also 1139 als ein Eigen der Herzoge von Böhmen und zunächst zum Zwecke, das Land vor den Einfällen der Polen zu sichern, neu hergestellt und befestigt worden. Merkwürdiger Weise hat sie aber nie Gelegenheit gehabt, diesem Zwecke zu dienen, denn in Folge der Zerrüttungen, welchen das Polenreich anheimfiel, hat von der Zeit Soběslaws an nie mehr ein Einfall der Polen in Böhmen stattgefunden oder auch nur gedroht.

Dagegen tauchte, 100 Jahre nach Soběslaws Tode, eine andere Gefahr, groß und fürchterlich und von Seite eines Feindes auf, von dessen Existenz man erst genauere Kenntniß erhielt, als er schon fast vor den Thoren stand. Die Mongolen waren es, welche — eine halbe Million Krieger — schnell und vernichtend wie der heiße Wüstenwind — aus dem Norden von China herbeistürmten, im Dezember 1240 Kiew, im folgenden Februar Krakau eroberten und verbrannten und durch ihre Unwiderstehlichkeit und treulose Grausamkeit ganz Europa mit jähem Todessehnen erfüllten. Von Krakau aus drangen sie, in drei ungeheure Haufen getheilt, die einen die Oder entlang nordwärts, die andern durch die Karpathenpässe nach Ungarn, der dritte Haufen durch Schlessen gerade auf Böhmen los. König Wenzel I. von Böhmen hatte, noch ehe die Mongolen vor Krakau erschienen waren, die Fürsten Europas zu schneller vereinter Hilfeleistung aufgerufen; in den Grenzgegenden gegen Schlessen ließ er schleunigst alle Städte und Burgen befestigen und mit Provbiant zur Aufnahme der Landbevölkerung versehen; die Gebirgspässe im Riesengebirge wurden durch Verhaue unwegsam gemacht; Priester und Mönche wurden verhalten, gleich den Laien an Schanzen und Gräben mitzuarbeiten.<sup>10)</sup> Daß Hostin hradecz hiebei gleichfalls ein bedeutendes Objekt der Fürsorge des Königs war, ist selbstverständlich; sehr wahrscheinlich entstand aber auch damals auf der Anhöhe des heutigen Neuschloß eine Burg, wie denn aus Furcht vor den Mongolen allenthalben neue Burgen, und zwar der größern Sicherheit halber auf Felsen und Bergen errichtet wurden.

Die Gefahr ging indessen glücklicher Weise vorüber; zwar erlag (am 9. April 1241) auf dem Blachfelde bei Liegnitz in blutiger Schlacht Herzog Heinrich der Fromme von Breslau mit seinem ganzen Heere; aber die Mongolen verfolgten nicht den Sieg, zogen seitwärts ins Glazische und von dort nach Mähren, wo sie bei Olmütz geschlagen und zum Rückzuge nach Ungarn bewogen wurden. Nach Verlauf weniger Jahre (1254) sah Hostin hradecz statt hereinbrechender Feinde die böhmischen Kriegsvölker unter König Přemysl Otakar II. an seinen Mauern vorüber die siegreichen Banner hinaus ins ferne Preußenland tragen; 1268 zog mit gleichem Kampfesmuth, aber weniger Glück Böhmens Kriegsheer hier vorüber nach Litthauen, und wiederum kaum 10 Jahre später (1277) sah die alte Burg statt wilder Barbarenhorden friedliche deutsche Familien in die Gebirgsthäler einziehen; die Art lichte die dunklen Urwälder, längs der Bäche entstanden betriebfame Dörfer, und ohne Zweifel war es damals, daß um die Burg, von schützender Mauer umfangen, in regelmässigen Häuserreihen eine freundliche Stadt sich ausbreitete — unser Arnau.

Přemysl Otakar II. hatte schon 1259 den Deutschen die Vorstadt von Prag gänzlich eingeräumt und 1277 übergab er deutschen Colonisten die Grenzbezirke von Elbogen, Trautenau und Glaz.<sup>11)</sup> Die tschechische Bevölkerung mußte — wie die Geschichtschreiber erzählen — den Deutschen weichen; in den Grenzbezirken besetzten die letzteren aber wohl zumeist bis dahin ganz unbewohnte Gegenden.

10) Palacky II. 1. Abth. p. 115 ff.

11) Neplach. Chron. Bohem. apud Hieron. Pez Script. rer. Austr. II. p. 1033 u. 1034

Sie kamen — wie dieses bezüglich der Arnauer Bevölkerung aus der Sprache der wenigen erhaltenen Urkunden hervorgeht, aus Niedersachsen; sie kamen nicht als Bettler, brachten vielmehr ihr Vermögen, ihre Arbeitskraft und Intelligenz, und stellten daher auch die Bedingung, daß sie in ihren Städten unter eigenen Magistraten, in den Dörfern unter Richtern und nach ihrem alten deutschen Recht (dem Magdeburger) leben durften. Dieses Zugeständniß war für sie eine Nothwendigkeit, um mit Beruhigung in Böhmen sich niederlassen zu können und die wenig verhehlte Mißgunst der böhmischen Einwohner nicht fürchten zu müssen. Für Přemysl Otakar war aber das Zugeständniß dieser eigenen Gerichtsbarkeit ein politischer Akt in seinem Interesse. —

So lange Přemysl Otakar's kräftige Hand die Zügel der Regierung führte, blühten die neuen Colonien und entfalteten sich mehr und mehr; als aber der große König im Kampfe gegen Rudolf von Habsburg (26. Aug. 1278) von den Seinen verrathen auf dem Marchsfelde Sieg und Leben lassen mußte, kamen große Drangsale über ganz Böhmen und insbesondere auch über unsere heimatlichen Gauen. In Böhmen entstanden sogleich zwei Parteien, da es die Einen mit Rudolf von Habsburg, die Andern mit Otto dem Langen von Brandenburg hielten. Die von Přemysl Otakar mit Exil und Güterverlust bestrafte Großen kamen ins Land zurück, um sich wieder in den Besitz ihrer früheren Güter zu setzen; die Herren, welche die ihnen verpfändeten Kronüter hatten herausgeben müssen, griffen gierig wieder darnach; die böhmischen Barone setzten alles in Bewegung, die alte Zupenverfassung wieder herzustellen; inzwischen rückte Rudolf mit seinem Heere bis Kuttenberg vor, wo im Frieden von Caslau die Vormundschaft über den jungen König Wenzel II. und die Regierung des seiner Nebenländer beraubten Königreichs dem Markgrafen Otto übergeben wurde.

Sehr übel mußte es damals um die deutschen Ansiedlungen im Riesengebirge stehen; den fremden Eindringlingen galten sie als Tschechen und der tschechischen Bevölkerung als Stammgenossen ihrer deutschen Bedränger. Ein Bürgerkrieg entbrannte, der das nochmalige Einschreiten Kaiser Rudolfs nöthig machte. Ein Waffenstillstand (28. Nov. 1280) sollte zum Frieden führen; aber das Elend änderte nur seine Gestalt. Wolkenbrüche und Stürme hatten schon während des Krieges mit den Verwüstungen der Soldaten gewetteifert, — große Theuerung war nachgefolgt; die geflüchteten Landleute ließen die Aecker ungebaut und eine in der Geschichte Böhmens beispiellose Hungersnoth brach herein, die bis zum Sommer 1282 währte, allenthalben die entsetzlichsten Szenen hervorrief und in Böhmen 600.000 Menschen — (nach Neplachs Bericht fast ein Drittheil der Gesamtbevölkerung) dahinraffte. — Endlich erreichte auch dieser Jammer sein Ende, das Land erholte sich unter der Regierung Wenzels II. von seinem tiefen Verfall, — da wurde Wenzel III. (4. August 1306) ermordet, mit ihm erlosch der alte Přemyslidenstamm und neue Verwirrung kam über das Land; der alte Nationalhaß gegen die Deutschen entzündete sich neuerdings und machte sich in mancherlei Angriffen und Kämpfen Luft.<sup>12)</sup>

Mit der Thronbesteigung Johanns von Luxemburg (1310) kam endlich eine bessere Zeit; nicht daß die Regierungszeit des Königs Johann, dieses gefrönten Abenteurers, eine besonders friedliche gewesen wäre, oder daß nicht hin und wieder die Elemente, besonders durch die Hungersnoth von 1318 Böhmen schwer heimgesucht hätten, oder daß nicht zeitweilig z. B. 1338 Bosheit und Aberglaube eine Judenhetze ad majorem dei gloriam in Szene gesetzt hätte; aber diese Uebel wirkten weniger zerstörend oder waren nicht von langer Dauer. Für die Ausbreitung des Deutschthums in Böhmen war die Zeit des Königs Johann sogar entschieden günstig; das Deutschthum kam in die Mode. Dieser glückliche Zu-

12) Christ. Hoffmann Chron. Boh.

stand erhielt sich während der ganzen glanzvollen Regierung Karls IV., und es verdient wohl bemerkt zu werden, daß die zwei größten Beherrscher Böhmens, Přemysl Otakar II. und Karl IV., der Stolz der Tschechen bis auf den heutigen Tag, die Hebung des deutschen Elements in Böhmen für eine Nothwendigkeit erachteten und sich zur Aufgabe machten.

Zu Anfang dieser Periode erscheint der Name der Stadt Arnau zum erstenmal urkundlich. 1316 am 10. Jänner versetzte König Johann an Potho von Turgau, Herrn auf Gradlitz und Arnau, die Stadt Königinhof um 300 Mark Groschen, wogegen sich Potho verpflichtete, dem Könige zu allen Zeiten mit seinen zwei Festungen zu dienen, und so oft es die Noth erforderte, mit vierzig wohlbewaffneten Männern zu Handen des Königs im Felde zu erscheinen.<sup>13)</sup> Die Veranlassung war folgende: Die Königin Elisabeth, Witwe Wenzels II. und Rudolfs, hatte, ohne den neuen König Johann zu fragen, unter Mitwirkung ihres Freundes Heinrich von Lipa ihre zwölffährige Tochter Agnes an den schlesischen Fürsten Heinrich von Schweidnitz vermählt. Johann ließ daher den Heinrich von Lipa gefangen setzen. Elisabeth, hierüber erbittert, erregte unter Beihilfe des ganzen Konow'schen Geschlechtes und auch schlesischer Truppen gegen König Johann einen Aufstand. Johann, wegen des wachsenden Krieges besorgt, nicht ohne Ursache selbst den ihm anhängenden Böhmen mißtrauend, sah sich um Hilfe im Auslande um, und ergriff gern die Gelegenheit, geldbedürftig wie er ohnehin immer war, sich durch Verpfändung von Königinhof an einen deutschen Lehensmann zu gleicher Zeit Geld und einen verlässlichen Vasallen zu verschaffen und der Königin-Witwe den Besitz einer Leibgedingschaft zu entziehen. Die Verpfändung dauerte übrigens nicht lange. König Johann löste Königinhof bald wieder ein und gab es nebst dem ganzen Trautenauer Bezirk der Fürstin Margaretha, Tochter König Wenzels II., welche an Herzog Boleslaus von Breslau vermählt wurde, zur Mitgift. Nach dem Tode Margarethens (1322) fielen Stadt und Bezirk wieder der Krone von Böhmen anheim.<sup>14)</sup>

Die Herren von Turgau (Turgow) waren also zu Anfang des 14. Jahrhunderts im Besitze von Arnau. Dieses deutsche Geschlecht war, da es 1316 schon im festen Besitze mehrerer Herrschaften in Böhmen erscheint, wahrscheinlich schon unter Přemysl Otakar II. eingewandert; ob die Feste und Herrschaft Arnau unmittelbar aus königlicher Hand oder von einem Privatbesitzer auf die Turgauer überging, ist unbekannt. — Diese Herren sollen aus dem Geschlechte der alten Grafen von Torgaw an der Elbe entsprossen sein und das Amt von Burggrafen von Magdeburg bekleidet haben;<sup>15)</sup> in den vorhandenen Urkunden nennen sie sich aber stets nur „Herren von Turgow“, und entschieden irrig ist die Behauptung, daß sie als Burggrafen von Magdeburg am Hofe Kaiser Karls IV. in großem Ansehen gestanden, und daß Burghard, Burggraf von Magdeburg und kais. Hofmeister am Hofe Karls IV., der Vater des Potho von Turgau gewesen;<sup>16)</sup> wohl aber besaßen sie Güter zu dieser Zeit und bekleideten öffentliche Würden in Böhmen. So finden wir Henzo de Turgaw als Zeugen in einer Urkunde, durch welche König Johann 1318 die Privilegien des Prager Bisthums bestätigte;<sup>17)</sup> „Landherr Potho von Turgaw, Herr zu Arnau“ machte die Züge mit, welche Karl IV. gegen Ludwig von Brandenburg 1348 in dieses Land und hierauf nach Sachsen unternahm und fertigte die Belehnungsurkunde Waldemars von Brandenburg und das Bündniß des Kaisers mit Friedrich von Meißen als Zeuge. In letzterer Urkunde erscheint auch ein Potho von Turgaw auf Wechin.

13) Balbin Epitom. III. p. 321. Lateinische Urkunde in Bienenberg Geschichte von Königinhof.

14) Palacky II. — Bienenberg im angeführten Werke p. 19. — Balb. Epit.

15) Balb. Epit. p. 321. Peter Bessler Chron. Boh. v. 1694.

16) Dies behauptet Pelzel Vita Car. IV. u. Balb. Lib. Erect. VI. p. 44.

17) Balb. Misc. Dec. II.



Ebenso erscheint Potho von Turgaw, Herr auf Arnau, als Zeuge in dem Freundschaftsvertrage, welchen Karl IV. 1350 zu Bauzen mit dem Markgrafen von Meißen und Thüringen schloß.<sup>18)</sup> Ein Potho von Turgaw war in demselben Jahre Vogt zu Görlitz und Herr zu Büchen.<sup>19)</sup>

Der Arnauer Pfarrkirche geschieht, obgleich sie — wie natürlich — zugleich mit der Stadt entstanden war, erst 1354 Erwähnung, in welchem Jahre Hans von Turgow in derselben den Altar des heil. Kreuzes stiftete.<sup>20)</sup> Der Besitz von Arnau muß aber bald darauf an den kaiserlichen Hofmeister Burhard Burggrafen von Magdeburg gediehen sein, da der eben erwähnte Altar gegen Ende des Jahres 1359 auf Bitten dieses Burggrafen, der damals die Stadt im Besitz (vermuthlich im Pfandbesitz) hatte, von dem ersten Prager Erzbischof, Ernest von Pardubitz, reichlich privilegiert worden ist.<sup>21)</sup> Burhard war ein sehr angesehenener Mann, der den Kaiser Karl IV. auf allen Zügen begleitete und bei allen wichtigen Reichsangelegenheiten als Zeuge und Interponent erscheint.<sup>22)</sup> Er war aus dem Geschlechte der Grafen von Hardegg, vermählt mit Anna von Gleichen und starb zwischen den Jahren 1374 und 1377, da er in dem Majestätsbriefe vom 2. Okt. 1373, worin Brandenburg auf ewig der Krone Böhmens einverleibt wird, noch vorkommt, wogegen auf der Reise des Kaisers nach Frankreich (im November 1377) schon Peter von Wartenberg als Oberhofmeister erscheint.<sup>23)</sup>

Wahrscheinlich unmittelbar von Burhard ging der Besitz von Arnau auf den Herzog Bolko (Boleslaus) von Dppeln über, welcher in drei noch vorhandenen Urkunden von 1375 und 1377 als Herr der Stadt erscheint.<sup>24)</sup> In der Urkunde dd. Arnau Mittwoch nach Mariä Geburt 1375 verkauft „Stral, von Gottes und meynes Herrn Gnaden“, „mit meynes Herrn Gewissen“ eine „Au jenseits der Elben, in all dem Recht, als sie gelegen hat von Alters bis mitten an den Berg“ (nach der späteren Aufschrift auf dem Pergament: die „Herren-Au jenseits der Elben gegen den Thiergarten zu“) um sechs Schock Prager Groschen an Konrad Schmid. — Angehängt sind die Insignien des Stral, — seines Herrn und des Vogtes Przech (sic) zu Arnau. Das Siegel des Herrn ist aber jenes des Herzogs Bolko von Dppeln, wie solches auch an den beiden folgenden Urkunden angehängt ist, nämlich ein offener Helm mit einem einfachen Adler darüber.

1377 am Sonntag nach dem Dbirstentag (Ostertag?) gibt Bolko Herzog von Dpol zu Arnau „auf dem Hause in der Swetnicze“ unter seinem Siegel eine Bestätigung darüber, daß vor ihn die Brüder Niklas von Keln und Wolfhart von Kottwitz gekommen und bekant haben, daß ihre Vorfahren den Kreczim (das ausschließende Schankrecht) und die Handwerk zu Kottwitz

18) Pelzel Vita Caroli IV. Urkundenbuch.

19) Carpzw Ehrentempel der Markgrafschaft Oberlausitz I. p. 3. u. II. cap. 1. Bei Bienenberg Gesch. v. Königinhof p. 17.

20) Balb. Misc. hist. Lib. Erect. Volum. I. p. 46 sagt: Dominus Joannes de Turgow fundat altare S. Crucis in ecclesia parochiali in Civitate sua Hostinna seu Arnavia 12. Oct. 1354. In Vita Arnesti aber sagt derselbe Autor: es sei dieser Altar von den Brüdern von Turgow errichtet worden.

21) Balb. Vita Arnesti p. 219. Ad anni hujus (1359) finem Arnestus Altare S. Crucis Arnavia in Bohemia a fratribus de Turgow erectum et opimo sacerdotio exornatum literis amplissimis rogatu spectabilis principis D. Purchardi Comitum Magdeburgensis, imperialis curiae magistri, qui tum civitatem illam tenebat, confirmavit.

22) Pelzel Carl. IV.

23) Siehe Wisgrill Schauplatz des niederösterreich. Adels. Balbin irrt also, indem er ihn zu einem Turgauer macht (Lib. Erect.), gibt ihm auch ganz falsche Eltern (ib.); Wisgrill irrt wieder, indem er Burhard schon am 12. Nov. 1360 im Alter von 80 Jahren zu Nüz in Niederösterreich, dem Hauptstz der Hardegg, sterben läßt.

24) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.

in ihrem Dorfe den Arnauer Bürgern verkauft haben. Ausgenommen sollen nur sein die drei Elichding (ordentliche Gerichtstage, *judicia legitima*) und die drei Aferding (*judicia posteriora*), dann der Oftersonntag, die Kirchmesse und der Christtag mit dem auf diese Tage folgenden Tage, an welchen Tagen die obigen Herren von Kottwitz so viel Bier schenken dürfen, als nothwendig ist, das Bier dazu aber in Arnau kaufen müssen. Zeugen dessen sind: Pffil (wohl eine Abkürzung), Necen (Ignaz), der Vogt zu dem Hofe (Königinhof?), Sprech (sic statt Przech), der Vogt zu Arnau, Runit (Konrad?) Almann, der Richter zu Wygandisdorf (Weigelsdorf) und Otto der Richter zu Langenan; der Herzog aber fertigte diese Urkunde zum Zeugnisse und zu einer ewigen Bestätigung mit seinem und dem Arnauer Insiegel. Eine Urkunde gleichen Datums und Inhalts stellen die Schöppen von Arnau aus; daß nämlich „vor den erlauchten Fürsten, unsern Herrn Herzog Volken von Opol“ gekommen ist Niklas von Keln u. s. w.

Wir sehen aus diesen Urkunden, daß Volko von Oppeln kein Erbherr der Stadt war, denn weder er noch sein Verwalter, noch die Schöppen nennen ihn so oder sagen, daß Stadt und Bürger sein waren, wie es in den Urkunden der Turgauer immer geschieht; — dann sehen wir, daß die Stadt schon seit langer Zeit im Besitz der Schankrechte und Handwerke im Dorfe Kottwitz war und daß sie selbst damals bereits ein Bräuhaus besessen haben muß.

Sehr interessant ist das Stadtwappen in den den Urkunden von 1377 angehängten Siegeln. Es ist vom gegenwärtigen wesentlich verschieden: die Riesen und der Baum fehlen, die beiden Thürme, spitz gedeckt, sind ohne Verbindungsmauer und zwischen ihnen steht mit langem heraldischen Schweif der einfache Adler.

Von den Schicksalen der Stadt zur Zeit des Herzogs Volko und von dessen Wirken gegenüber der Stadt ist uns sonst nichts bekannt; was aber die Person dieses Volko betrifft, so wissen wir, <sup>25)</sup> daß ein Volko von Oppeln gleich den übrigen schlesischen Fürsten und Herzogen zufolge des von König Johann und Markgrafen Karl mit dem polnischen Könige Kasimir (1335) geschlossenen Vertrages sich der Krone Böhmens als Vasall unterwerfen und dem Markgrafen Carl (1342) zu Breslau huldigen mußte, daß er bei der feierlichen Ausrufung des ersten Prager Erzbischofs Arnest von Pardubitz und bei König Karls Krönung (2. September 1347) in Prag anwesend war, den König auf dessen Römerzuge begleitete und die wichtigsten Staats-Akte, darunter auch die goldene Bulle vom 8. Oktober 1355, durch welche ganz Schlesien mit Böhmen vereinigt wurde, als Zeuge mitfertigte. Auch in der Folge erscheint ein Volko v. Oppeln auf allen Reisen Kaiser Karls IV. in dessen Gefolge und bei allen Staatsverhandlungen als Zeuge. Sehr wahrscheinlich ist der Pfandbesitzer von Arnau identisch mit jenem Volko von Oppeln, dem und dessen Bruder Wladislaw Kaiser Karl IV. 10.000 Schock Prager Groschen auf die Stadt und Herrschaft Trautenau angewiesen hat, 22. Oktober 1365. <sup>26)</sup>

Volko behielt den Besitz von Arnau nicht lang; schon 1383 erscheint dieses wieder in der Hand des Hensil von Turgaw. Aus diesem und den folgenden Jahren bis 1400 liegen einige Urkunden vor, welche über Arnau's damalige Verhältnisse interessante Aufschlüsse geben. <sup>27)</sup> In einer Urkunde ad. Arnau am Palmabende 1383 verkauft Hensel von Turgow mit Willen und Rath seines Bruders Potho von Turgow und seines Sohnes Wilhelm seinen Bürgern zu Arnau eine Hube Zinses zu dem Hermanseifen gelegen mit allen Rechten, wie er sie selbst gehabt, so daß sie nur, „wenn der königliche Bern über Land geht,“ so

25) Pelzel Carl IV. Urkundenbuch.

26) Pelzel Vita Car. IV. Urkundenbuch.

27) Die Urkunden der Turgauer im Arnauer Stadtarchiv.

viel von dieser als von einer andern Hube entrichten sollen; ferner verkauft er ihnen die „louthirmoel“ (Rautermühle) zu Hermanseifen „ledig und frei von allen Abgaben und Diensten,“ so daß weder er noch seine Nachkommen oder sonst Jemand zu Hermanseifen eine andere Mühle bauen oder ein Rad von Neuem hängen sollen der Mühle zu Schaden, und daß Niemand sie am Mahlen hindern oder sie aus der Mühle zwingen solle, sondern sie und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten Hube und Mühle zu rechtem Erbe besitzen sollen. — In einer andern Urkunde dd. Arnau am Obirsten-Abende 1383 geloben Hensel, Potho und Wilhelm von Turgaw den „frommen Leuten, ihren Bürgern zu Arnaw“, daß „Alle, die nicht Erben und Kinder haben, ihr gesamtes Gut und Vieh Freuden oder Fremden, zur Kirche, zu Stegen oder zu Wegen, und wohin es ihnen beliebt, zu vergeben besugt sind, ungehindert von den Herren der Stadt, doch unschädlich den Stadtrechten.“ An demselben Abende verkauft Hensel von Turgaw mit Günst und Rath seines Bruders Potho und seines Sohnes Wilhelm den Bürgern und deren Nachkommen sein Vorwerk vor der Stadt Arnau, wie es „von Alter her“ gelegen ist „mit dem Busche, der rechter Hand an dem Raine liegt, wenn man von der Stadt gegen die Ezirne geht“ um 70 Schock Prager Groschen und drei Schock jährlichen Zinses, von welchen zwei alle Jahre dem Kaplan des heiligen Kreuzes, das dritte ihm (Hensel) halb zu Georgi und halb zu Michaeli zu reichen sind. Ausgenommen wird vom Verkaufe „der Busch, der im Hellegrund liegt.“ Als Zeuge erscheint Przech, der Vogt zu Arnau, der den Kauf „getedinget und gemacht.“ — In demselben Jahre bekennen in einer Urkunde dd. Arnau am Sct. Veitstage Hensel und Wilhelm von Turgaw, daß sie nach Arnau zu ihren Getreuen gekommen und sie gebeten haben, ihnen mit dem zu Michaeli fällig werdenden Zinse zu helfen; die Bürger hätten ihnen hierauf diesen Zins schon zu Sct. Veitstag gegeben, daher sie bis Georgi allen Zinses frei seien.

Aus dem Jahre 1384 ist noch ein bei dem Prager Domkapitel aufbewahrter Codex<sup>28)</sup> vorhanden, welcher alle damals in Böhmen bestandenen Kirchen und die Zehente, welche diese gaben, aufzählt. Wir ersehen daraus, daß Böhmen mit der Grafschaft Glatz und einigen Parzellen des heutigen Preuß.-Schlesien zehn Erzdiakonate enthielt, deren jedes in mehrere Dekanate und diese wieder in eine Anzahl Pfarren zerfielen. Das Erzdiakonat Königgrätz z. B. enthielt 243 Pfarren. Arnau gehörte zu diesem Erzdiakonate und zwar zum Dekanate Königinhof, welches 25 Pfarren enthielt. Der Sitz dieses Dekanates war an der südlichen Peripherie seines Bezirkes, der sich gegen Norden zum Theil über die heutige Landesgrenze erstreckte. Als Kirchen dieses Bezirkes erscheinen:

Curia cum Gredist (Königinhof mit Gradlitz) mit einem Zehnt von	45 Groschen
Trutnov civitas (Stadt Trautenau) mit	30 "
Trutnov villa (Altstadt Trautenau) mit	12 "
Das Hospital der Stadt Trautenau mit	15 "
Antiqua Fagus (Altbuch) mit	15 "
Juvenis Fagus (Jungbuch) mit	8 "
Pulungi villa (Pilsnitau) mit	7 "
Arnau civitas (Stadt Arnau) mit	27 "
Lagnow (Langenau) mit	15 "
Olessna (Dels) mit	6 "
Zahr (Soor) mit	3 "
Somberg (Schönberg in Schlesien) mit	3 "
Hertwici villa (?) mit	3 "
Goczleri villa (Regelsdorf) mit	4 "
Wleziez (Wilschütz) mit	4 "
Kotwicz (Kotwitz) mit	15 "

Schon 1368 war daselbst ein neuer Altar errichtet worden; 1384 war die Kirche schon Filiale von Arnau.

28) Decimae ecclesiasticae ao. 1384 datae ex omnibus ecclesiis Boemiae regni per decem archidiaconatus. Herausgegeben von Balbin Misc. hist. Bohem. 1683.

Poknflos (?) mit	5 Groschen
Alberti villa (Albendorf in Schlesien) mit	3 "
Prassnitz (deutsch Prausnitz) mit	9 "
Wikeri villa (Wetfelsdorf) mit	8 "
Hermanstift (sic. Hermanseifen) mit	18 "
Roknicz (Rognitz bei Trautenau) mit	3 "
Bernharticz cum Olessna Teuthonicali (Bernsdorf mit Goldenols) mit	3 "
Wrchlab praepositura monasterii Oppatowiensis (das Kloster zu Mönchschorf) mit	30 "
Bertholdi villa (Berthelsdorf in Schlesien)	— "
Krzimna (Czermna) pauper	— "

War vermuthlich Filiale von Arnau.

Aus der Umgebung von Arnau erscheinen noch die zum Dekanate Giczin gehörigen Kirchen: Pecza mit 4 Gr., Kalna mit 3 Gr., Cista mit 4 Gr., Unter Brenna mit 6 Gr., Ober Brenna mit 6 Gr.

Da die Zahlung zweimal zu leisten war, so machte der Betrag bei Arnau ( $2 \times 27 \times 10$ ) 540 Groschen.

1385 machte ein Bürger von Arnau eine Schenkung der Kirche und erlegte das Geld bei Hensel von Turgau und dessen Sohne Wilhelm.<sup>29)</sup>

In einer Urkunde dd. Arnau Mittfasten 1386 verkauft Hensel von Turgau mit Rath und Willen seines Bruders Potho und seines Sohnes Wilhelm den Bürgern zu Arnau eine Hube Zinses zu Hermanseifen niederwärts der ihnen früher verkauften Hube abgabefrei, doch mit dem Vorbehalt des Rückkaufes um den Kaufschilling von 15 Schock Pr. Groschen.

1388 am St. Mathiastage bekennt Wilhelm von Turgau: sein Vater Hensel von Turgau habe einem Manne fünfzehnhundert Ruthen Erbes zu dem Gotteshaufe verkauft; nachdem aber der Mann ohne Schuld der Herren und der Stadt (ohne zu zahlen) entflohen sei, so trete er (Wilhelm) das verkaufte Gut und den Zins davon für ewige Zeiten an das Gotteshaus ab. Zeugen sind: Michel von Köln und Przech, der Erbvogt zu Arnau.

1393 Freitag nach unsers Herrn Auffahrt „beschicken und verbrieven Hensil von Turgau und Wilhelm sein Sohn, Erbherren der Stadt und aller der Güter zu Arnaw“, den zwei Brüdern Hanos und Przech, Söhnen des verstorbenen Przech, Erbvogtes zu Arnau, alle Güter, welche diese von den Eltern der Eingangs genannten Turgauer und von ihnen selbst haben. Als diese Güter werden angeführt und ihnen für sich und ihre Erben bestätigt: „Das Gericht zu Arnau mit dem dritten Pfennige in allem Rechte, wie ihn die Erbvögte zum Hofe (Königinhof?) und in anderen Vorstädten?“ haben; — eine Au bei Kotwitz, eine Hube zu Dels, fünf Huben dienenden Gutes zu Hermanseifen, eine Erbbadstube in der Stadt; auch Fleischbänke, Schuhbänke, Brodbänke und Schleifsteine, „was deren von Alters zu dem Gerichte gehört hat;“ ein Hof in der Stadt und ein Hof vor der Stadt mit Gärten, von denen der Stadt zu zinsen waren sechs Mark; dann zwei Wiesen und eine Freitrist zu vierhundert Schafen auf der Stadt Gütern u. s. w., „alles frei von allen Gaben und Diensten und ohne alle Beschwerungen und Zufaltungen“ ausgenommen die gemeine Berna und nur mit dem Beding, daß, wenn sie das Gericht verkaufen, sie dasselbe mit einem redlichen Manne besetzen und daß sie und ihre Erben und Nachkommen das Gericht und die Güter den Herren von Turgau „verdienen“ mit einem Armbrustschützen („arbrusche“) „zu Fuße in der Stadt auf der Stadtmauer oder auf dem Hause (der Burg) das Haus und die Stadt helfen zu wehren, wann und wie oft das Noth thut.“ Zeugen sind Hinaczko von Wyschurg, Dietrich von Janowicz, Potha von Turgau und die geschwornen Bürger zu Arnau. Wichtig ist eine Urkunde, ausgestellt zu Arnau Freitag vor St. Benedikt 1396. Darin gelobt Hensil

29) Libr. Erect. vol. 13. p. 266.

von Turgow seinen getreuen Bürgern „sie zu lassen bei allem Stadtrechte und bei allen andern Rechten, als sie die getreuen Bürger zum Hofe oder in andern Vorstädten (?) haben; auch soll eines jeden Mannes Gut sterben (vererben) von einem Freunde an den andern nächsten nach der Einrichtung der Schöppen, die zur selben Zeit am Rechte sitzen;“ die Bürger sollen ferner zur Beihilfe für die Unterhaltung der Brücken den Salzmarkt haben; weiters soll Niemand Bier nach Arnau führen oder bringen oder ausschänken, es sei denn mit Willen des Rathes; der Richter zu Prausnitz muß das Bier in der Stadt nehmen und darf nicht mehr schänken als zu dem Eichen-Ding ein Achttheil und zum Asterding ein Sechzehnthel. Wenn er mehr ausschänkt, soll er ein Schock Groschen zahlen, welches zur Hälfte dem Hause (der Burg), zur Hälfte den Schöppen zufällt. Auch gelobt Hensel, die Bürger bei allen andern Briefen zu belassen, womit er oder seine Vorfahren sie begnadet haben. Zeugen dessen sind: der ehrbare Ritter Nickel von Köslu und die Gebrüder Zeske und Pefke Zylwar von Billingsdorf.

Endlich verkauft 1400 am Tage St. Mathis Henzil von Turgaw Erbherr zu Arnau den Bürgern ein Schock Groschen jährlichen Zinses Prager Münze auf dem Erbe, das gelegen ist an dem Burgberge, um 15 Schock Groschen. Zeugen sind der edle Herr Jan Kruffina (von Lichtenburg) und Werten der Erbrogt zu Arnau.

Überblicken wir alles bisher Angeführte, so kommen wir zu folgenden Resultaten: 1. Arnau erscheint schon 1316 als fester Platz und in der Mitte des 14. Jahrhunderts als alte Stadt, denn man beruft sich öfters auf Einrichtungen, Rechte und Grundstückbegrenzungen, wie solche „von Alters her“ waren. 2. Die Stadt ist bereits von fast allen jenen Ortschaften (den Weiler Gutsmuths und die Orte Proschwitz, Pelsdorf, Forst, Schwarzenthal, Freiheit, deren der Codex von 1384 nicht erwähnt, ausgenommen) umgeben, welche heutzutage da sind; ja fast alle Ortschaften der Umgegend, welche sich heute des Besitzes von Kirchen erfreuen, weisen deren auch schon 1384, mitunter noch viel früher auf; ein Zeichen, wie bevölkert damals bereits die ganze Gegend war. 3. Die Stadt ist deutsch. Außer dem bereits weiter oben Gesagten spricht dafür auch der Inhalt der Urkunden. Wären diese nur wegen der deutschen Dynasten deutsch abgefaßt worden, so hätte man den Bürgern von Arnau darin die Begriffe von Elichding und Asterding, da dieses urdeutsche alte Namen und Begriffe sind, wohl erst genauer erklären müssen. Wenn wir aber nach all dem Angeführten die Stadt Arnau und die von da nördlich und nordwestlich ins Gebirge führenden Thäler als gleich ursprünglich von deutschen Colonisten bevölkert annehmen müssen,<sup>30)</sup> so läßt sich anderseits nicht läugnen, daß südlich von Arnau und östlich der ganze Strich, welcher in uralter Zeit die Heerstraße bezeichnete, auf der die Polen von Schlesien aus ins Land und die Böhmen wieder hinaus zogen, von einer tschechischen Bevölkerung ursprünglich Ansiedlungen und Cultur erhielt, daß somit hier entweder — wie die alten böhmischen Chronisten klagen, — die tschechische Bevölkerung auf Befehl des Königs Premysl Otakar II. der deutschen weichen mußte oder das Deutschthum allmählich friedlich Propaganda machte. — Zeugen dessen die ganze Reihe der Ortsnamen: Cista (reines sc. Wasser), Kalna (trübes Wasser), Dels (olessna, olesnice von Dlse Erle, also wohl Erlenanpflanzung andeutend), Kotwiz (kotvice Steigeisen, Brunnenhacken, aber auch Knopper), Pilnikau (pilnik Feile, in deutschen Urkunden des 14. Jahrhunderts Billingsdorf, in dem Codex von 1384 Pulungi villa, könnte demnach auch, da Billing ein alt-

30) Proschwitz macht hievon trotz des slav. Namens keine Ausnahme; es entstand erst später unter czechischen Dynasten, erscheint erst in böhm. Urkunden zu Ende des 15. Jahrhunderts als prosečna (ausgehauener Wald), erhielt also von den böhm. Dynasten den Namen, den die deutsche Bevölkerung alsbald in „Proschwitz“ verballhornte.

deutscher Eigenname ist, auch eine Fischart bezeichnet, wohl deutschen Ursprunges sein; — Wildschütz (Wlezieze Wölfin); — Tscherna (černý schwarz, auf die umgebenden Tannenwälder deutend); selbst Trautenau dürfte eher von trudny betrübt, trudnost Traurigkeit (ein Ort der Betrübniß, Schlachten fanden dort mehrmals statt), als von „traute Au“ herzuleiten sein. — 4. Die Stadt hat einen Erbvogt, der das auffallend reich dotirte Gericht als frei vererbliches und verkäufliches Eigenthum besitzt und ein aus dem Bürgerstande genommenes Collegium von geschworenen Schöppen, die nach dem Magdeburger Stadtrecht vorgehen. Bürgermeister kommen noch nicht vor. 5. Die Stadt ist wohlhabend; die Bürger strecken den Herren der Stadt und Herrschaft nicht nur Geld vor, sondern erkaufen von ihnen verschiedene Realitäten: Grundstücke, ein Vorwerk und eine Mühle in Hermanseifen, dann einen Wald, nach der Lage wahrscheinlich den heutigen Bürgerwald. Nebstdem erwerben sie von ihnen wichtige Rechte, nämlich nebst der Befestigung der alten Stadtrechte das Recht, mit ihrem Eigenthum unter Lebenden und auf den Todesfall ganz frei zu verfügen, dann die Salzmarkt-gerechtigkeit; sie besitzen nicht nur ein Bräuhaus, lange vor 1377, es darf auch Niemand Bier nach Arnau bringen oder dort ausschänken ohne Bewilligung des Rathes. Auch in Kotwiz besitzen sie schon lange vor 1377 das Schankrecht und die Handwerke; die Herren von Kotwiz und seit 1396 auch der Richter von Prausnitz müssen das Bier von Arnau nehmen und dürfen nur zu gewissen Zeiten und nur eine bestimmte Menge Bier ausschänken. Mehr Rechte, als die Stadtgemeinde 200 Jahre später besaß. 6. Die Arnauer Kirche hat nicht unansehnliche Einkünfte, welche durch Schenkungen zeitweilig vermehrt werden. Die Seelsorge hat ein Pfarrer und ein zu dem 1354 errichteten Kreuzaltar in derselben gestifteter Kaplan. 7. Die Stadt und „alle die Güter zu Arnau,“ also was man später die Herrschaft nannte, besitzen durch das ganze 14. Jahrhundert — mit kurzen Unterbrechungen die Turgauer. Die Eltern des in den angeführten Urkunden genannten Hensel von Turgau werden von diesem selbst 1393 als Besitzer von Arnau angerufen; 1396 spricht Hensel aber von Privilegien, womit seine Vorfahren (also über den Vater hinaus Herren aus seinem oder einem andern Geschlechte) die Bürger begnadigt haben. — Die Gebrüder Hensel und Potho erscheinen vor dem Jahre 1400 mehrmals als Besitzer des größeren Landrechts unter den Baronen des Reiches; so beide am 28. Mai 1382 und am 23. Mai 1388; Puota de Targow allein im Mai 1391; er und sein Bruder Henslinus 1391 und 1392; 1394 Puota von Turgow; 1396 und 1397 (im März) nur Henslinus. <sup>31)</sup>

Das Wappen der Turgauer war ein von rechts nach links (heraldisch) schräg herablaufender, schachbrettartig getheilter Balken. Die Farben desselben und des Grundfeldes lassen sich aus den Siegeln nicht entnehmen. Wie groß der Bezirk der den Turgauern gehörigen Herrschaft Arnau gewesen ist, läßt sich nicht genau nachweisen. Die angeführten Urkunden lassen schließen, daß hiezu Unterthanen und Liegenschaften in Arnsdorf, Hermanseifen, Dels und Prausnitz gehörten, nicht aber Kotwiz, das 1377 die Brüder Niklas und Wolfhart von Keln (Köln) und schon vordem ihre Vorfahren besessen haben. Diese Brüder waren aus einem deutschen Rittergeschlechte, vielleicht aus der Reichsstadt Köln. Außer diesen erscheinen als in der Nachbarschaft begütert die Brüder Feße und Peße Zylwar von Billingsdorf (Bilnikau), Adliczka von Trzemessna, welche 1395 mit ihrem Gatten Cunisso von Trzemessna wegen des Dorfes Czermna ein Kaufgeschäft schloß, wobei Potha von Turgow Zeuge ist; letzterer selbst 1394 und 1396 als Besitzer von Gradlitz in Prozesse verwickelt mit Henyk von Wisoka und mit Sdenko von Waldstein auf Stěpanic; letzterer schätzte den ihm von Pota zugesügten Schaden

31) Arch. český II.

auf 500 Mark, Hennyß aber berechnete den Schaden, den ihm Pota in seiner Herrschaft Wisoka an Pferden, Geld und Kriegswaffen angerichtet, auf 1000 Mark.<sup>32)</sup> 1398 erscheint auch ein Henricus de Lanow, also ein Besitzer von Langenau.<sup>33)</sup> (Fortf. folgt.)

## Bur Geschichte der Belagerung Egers durch die Schweden 1647.

Von

Dr. Franz Kürschner.

Es ist eine genugsam bekannte Thatsache, daß die Stadt Eger nach einer kurzen, aber harten Belagerung durch die Schweden unter Wrangel nach tapferer Gegenwehr von dem Commandanten Oberst Paradieser übergeben wurde, indeß das kaiserliche Heer zum Entsatz herbeieilte und zur Zeit der Uebergabe kaum mehr zwei Tagmärsche entfernt war. Unter solchen Umständen ist es interessant, den Zug des Entsatzheeres zu verfolgen, wozu im Nachfolgenden verschiedene nicht unerhebliche authentische Daten beigebracht werden sollen, wie sie einem Diarium zu entnehmen sind, welches sich als Fragment unter anderweitigen Akten des Reichs-Finanz-Archivs vorfindet. Dasselbe ist ohne Zweifel Tag für Tag in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers auf dem Zuge selbst geführt worden, und gestattet uns somit einen tieferen Einblick in die jeweilige Lage der Dinge.

— Zur nöthigen Orientirung werden hier einige wenige Andeutungen genügen. Indesß zu Münster und Osnabrück vielfach hin und her verhandelt wurde, nahmen auf dem Kriegstheater die Feindseligkeiten ungehindert ihren weiteren Verlauf, indem jeder Theil noch einen letzten Erfolg in seine Wagschale werfen und den Friedensverhandlungen eine nachhaltige Wendung zu seinen Gunsten geben wollte. Noch immer hatte Mazarin seinen alten Plan, den Kurfürsten von Baiern vom Kaiser abzuziehen, nicht aufgegeben; neuerdings war Turenne in Baiern eingefallen, so daß der bedrängte Kurfürst endlich am 14. März 1647 den Waffenstillstand vom Ulm, im Grunde eine Art Neutralitätsvertrag, abschloß und dadurch seine Sache von der des Kaisers trennte. Durch die Bestimmung, daß die Oberpfalz den verbündeten Mächten offen gehalten werde, war diesen der Weg nach Böhmen gewiesen, der denn auch bald eingeschlagen wurde. Inzwischen war Turenne nach dem Rheine zurückberufen worden, worauf Wrangel, der bisher mit ihm vereinigt war, zunächst nach Franken zog und Schweinfurt belagerte, nach dessen Einnahme er sich gegen Böhmen wandte. Gallas konnte noch einen Theil der kaiserlichen Truppen nach Böhmen führen. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode erhielt Melander von Holzapsel den Oberbefehl, indeß Buchaim die gesammte Artillerie befehligte, Montecucoli aber in Schlessien bleiben sollte. Gleichzeitig suchte nun der Kaiser das bisher unter dem Commando des Kurfürsten stehende bairisch-liquistische Heer, welches doch eigentlich einen Theil der kaiserlichen und Reichsarmee bildete, in seine unmittelbaren Dienste zu ziehen, und richtete demgemäß an die verschiedenen Generale und Obersten die entsprechenden Avocatorial-Schreiben, wobei er seine meiste Hoffnung auf Johann von Werth, den General der Cavallerie, setzte, der den obgenannten Waffenstillstand Baierns mißbilligte. — Inzwischen war Wrangel vor Eger angekommen und belagerte diese damals wichtige Festung, deren Beschießung am 26. Juni begann.

32) Lehentafel tom. 18. fol. 5, 56 u. 132.

33) ibid. tom. 18. fol. 60.

Der Kaiser war schon am 20. Juni von Preßburg aufgebrochen und traf am 3. Juli bei der Armee im südlichen Böhmen ein. Am 5. d. M. befand er sich in Strakonitz. Hier setzt unser Fragment an, aus dem ich das zur Sache Gehörige im Nachstehenden heraushebe und nur einzelne wichtigere Stellen wörtlich wiedergebe, wie z. B. die folgende, mit welcher das Fragment beginnt:

„Den 6. Juli 1647, weil nit alle Sachen zu der Artogleria vorhanden gewesen, ist man diesen Tag alhier in Strakhonicz still gelegen, vnd sein gar viel Generales vnd Obriste Ir. Mt. aufzuwarten in das Hauptquartier khommen, vnd hat daß Regenwetter immerfort continuirt, vnd ist aviso auß Eger ange-  
langt, daß der Feindt ein media luna <sup>1)</sup> in denen Außwerkhen eingenomben, vnd daß der Commandant sich erbiet, den Placz noch 14 Tag zu halten.“

Den 7. Juli blieb der Kaiser noch in Strakonitz, weil die Nachricht eintraf, daß Johann von Werth mit 13 Regimentern aus Kurbaiern zur kaiserlichen Armee stoßen wolle, aber von den Schweden daran gehindert zu werden besorge, weshalb er um einen Succurs von 2000 Pferden bat. Der Kaiser ordnete sofort die zwei stärksten Regimenter Rhevenhiller und Puchaim unter dem General-Feldzeugmeister Grafen von Puchaim ab, und sandte Graf Reichard von Stahrenberg mit seinem Handschreiben an die bayerische Generalität mit der Post voraus.

Den 8. Juli wurde der Marsch bis Horaschdiowitz, einem dem Herrn v. Stahrenberg gehörigen Städtchen, fortgesetzt, und lief inzwischen die Meldung ein, daß die Belagerten von Eger einen Halbmond in den Außenwerken, den sie nicht mehr halten konnten, minirt und gegen hundert Feinde in die Luft gesprengt haben. Dadurch war aber eine so große Lücke in dem Festungsrayon entstanden, daß der Feind einen Thurm im äußern Zwinger einnehmen konnte, den ihm jedoch die Belagerten bald wieder bei einem glücklich ausgeführten Ausfalle entrißen. Inzwischen hatte Oberst Wittenberg einen Zug gegen Falkenau gemacht und das dem Herrn von Nostitz gehörige Schloß, das nicht sonderlich stark war, eingenommen.

Am 9. langte der Kaiser auf die Nacht in der k. Stadt Mattau an, wo die Regimenter um die Stadt herum campirten. Wegen des schlechten, windigen und regnerischen Wetters ging der Marsch langsam von Statten. Damals wurde Herr von Schwanberg, der beim letzten feindlichen Einfall gefangen genommen worden war, gegen ein Lösegeld von 3000 Thalern und seinen schönen Zug Rappen wieder freigegeben und begab sich zu seiner Familie nach Regensburg.

Am 10. Früh war das Gerücht verbreitet, daß Johann von Werth mit 13 Regimentern in Krumau angekommen sei. Doch schon nach etwa 2 Stunden traf die Meldung über den wahren Sachverhalt ein: An den Passauischen Grenzen angekommen weigerten sich nämlich die Truppen weiter zu marschiren und zogen nach Baiern zurück, wo sie wie Feinde hausten. Nur Johann von Werth war mit geringer Begleitung und 4 Handrossen in Krumau angekommen, indeß der Kurfürst auf ihn und die Obersten Sporck, Spauer und Kreuz, sowie auf den Grafen Salm einen Preis setzte und einen eigenen Courier mit einem Schreiben an den Kaiser sandte, worin er sich über diese Vorgänge hoch beschwerte. — Von Hans Reichard v. Stahrenberg war noch keine Nachricht eingelaufen, dagegen war Graf Puchaim mit den zwei Regimentern, mit welchen er Johann von Werth einholen und zur kaiserlichen Armee geleiten sollte, unverrichteter Dinge zurückgekehrt, da Johann von Werth einen andern als den ihm bezeichneten Weg eingeschlagen hatte, in Folge dessen seine Regimenter, da sie noch immer „nichts Kayserisches gesehen“, in jene Meuterei ausbrachen. Inzwischen hatten die Kroaten 40 schwedische Reiter gefangen, von denen zwei ins kaiserliche Lager geschickt

1) Deutsch „Halbmond“ oder „Mond,“ eine Art Festungswerke, welche nach ihrer mondähnlichen förmigen Gestalt also benannt wurden.



wurden, wo sie, über den Stand der Dinge um Eger befragt, nichts Näheres ausfagen konnten, als daß man schon seit ein paar Tagen nicht schießen gehört habe.

Am 11. trafen verschiedene Nachrichten von Eger ein. Einerseits hieß es, der Feind habe drei Stürme und dabei an die 700 Mann verloren, wogegen eine andere Meldung dahin lautete, daß der Feind eine große Bresche geschossen habe, es aber gleichwohl nicht wage einzudringen. Der Kurfürst von Baiern habe dem Feldmarschall Wrangel versichern lassen, daß der Uebertritt des Johann von Werth ohne sein Wissen und Willen erfolgt sei. Uibrigens hatte man aus Baiern weitere Nachricht, daß die Kriegsvölker, welche zum Kaiser übertreten wollen, in aller Form meutern und sich auch durch kein Geldanbot des Kurfürsten beruhigen lassen. Inzwischen war Generalwachtmeister Sporck mit etlichen Offizieren in Krumau angekommen, während Oberst Kreuz sich mit einer Schaar in die Schanze von Regensburg geworfen hatte, wohin der Kaiser gleichfalls Herolde mit Patenten sandte, um auch von da aus Völker an sich zu ziehen. Dagegen soll Graf von Salm, der schon früher bei derlei Unterhandlungen theiligt war, sowie Graf Reichard von Stahrenberg, der die kais. Briefe an die bairischen Generale zu überbringen hatte, in Gefangenschaft gerathen sein.

Noch am selben Tage hielt der Kaiser Kriegsrath und beschloß Eger sofort zu entsetzen.

Am 12. Juli liefen verschiedene, aber zweifelhafte und widersprechende Nachrichten über den Fortgang der Belagerung ein. Indessen kamen steierische Truppen, welche durch Ober-Österreich herangerückt waren, im kais. Lager an. Jetzt erst wurde die Zugordnung festgestellt und zu Papier gebracht.

Am 13. setzte sich der Zug am frühen Morgen in Bewegung. Nachdem der Kaiser um 4 Uhr Morgens, wie gewöhnlich, noch eine Messe gehört, brach er mit seinem Gefolge auf und kam bis nach Pilsen, welches seine 12 Stunden entfernt lag. Nur in Schwihau nahm der Kaiser etwas zum Frühstück, wobei die Suite nur stehend ein Stückchen kalten Fisch nahm und einen Trunk that. Unterwegs ließ der Kaiser unter einem Baume den Wagen halten, um die Regimenter vorbeidefiliren zu sehen, welche stattlich und wohlausgerüstet waren. In Pilsen angekommen nahm der Kaiser sein Quartier im Rathhause, während die Armee bei Staab lagerte. Die eingebrachten Gefangenen sagten einstimmig aus, daß Eger sich noch halte; doch mahnte der Commandat von Pilsen, man solle der Stadt so bald als möglich zu Hülfe kommen, sonst müsse sie verloren gehen, da es den Belagerten bereits an der nöthigen Munitio n g e b r e c h e.

Den 14. wurden mehrere Gefangene eingebracht, welche übereinstimmend meldeten, „daß sich Eger noch stark wehre,“ daß der Feind zwar einen Thurm bekommen habe, den jedoch die Belagerten minirt und gesprengt und dadurch dem Feinde großen Schaden gethan haben. Wie sich aus den Berichten der Gefangenen in den nächsten Tagen ergab, unternahm Wrangel an diesem Tage einen Generalsturm mit fliegenden Fahnen, welcher jedoch abgeschlagen wurde und dem Feinde an die 1000 Mann, worunter 120 Offiziere, kostete.<sup>2)</sup>

Den 15. wurde vor dem Kaiser Vor- und Nachmittags Kriegsrath gehalten. In der Nacht hatten 200 feindliche Reiter den Troß angegriffen, sind aber von den Kroaten zersprengt und etliche Gefangene gemacht worden. Diese sagten aus, „daß sich Eger noch dapper wehre.“ Damals waren endlich auch Johann von Werth und Sporck mit vielen Offizieren beim Heere angekommen.

---

Diese Angabe ist gleich den früheren offenbar zu hoch gegriffen, da der Gesamtverlust der Schweden während der Belagerung weit unter dieser Zahl angegeben wird. — Vergl. Pröhl 2) Eger und das Egerland I. S. 152.

Den 16. brach man von Pilsen auf und langte Mittags zu Rfchihá (Tschihana, Čihana, zwischen Tepl und Einfiedel) an, wo auch Nachtlager genommen wurde. Während des Marsches erschienen die Generale Johann von Werth und Sporck vor dem Kaiser, der ihnen sowie den übrigen mit ihnen angekommenen Offizieren die Hand bot. Abermals wurden gegen 40 Gefangene eingebracht, welche von dem glücklich abgeschlagenen Sturme berichteten, zugleich aber übereinstimmend meldeten, daß Wrangel, „seinen Succurs erwarten und sich um Eger schlagen wolle.“ — Gegen Abend ließ der Kaiser sämtliche Generale und Oberste vor sich kommen, richtete an sie eine ermunternde Ansprache, indem er betonte, daß er entschlossen sei, bei ihnen zu bleiben und mit ihnen zu leben und zu sterben. Zugleich wies er sie an das Ober-Commando des Feldmarschalls Holzapfel, und stellte ihnen Johann von Werth als General der Cavallerie vor, indem er gleichzeitig Sporck zum Feldmarschall-Vicutenant ernannte. Als die Generale vom Kaiser entlassen wurden, versammelte sie der Feldmarschall um sich im Kreise, und richtete auch seinerseits Worte der Aufmunterung an sie.

Den 17. wurde der Marsch bis nach Schönthal (bei Petschau), welches dem Herzoge Heinrich Julius von Sachsen gehörte, etwa 12 Stunden lang fortgesetzt. Der inzwischen eingetroffene kurbaiertische Courier wurde wieder abgefertigt und gleichzeitig ein kaiserlicher mit dringlichen Schreiben abgeschickt, worin der Kaiser die Freiebung der gefangenen Grafen Salm und Stahrenberg betrieb.

Aber schon am nächstfolgenden Tage ereilte den Kaiser die inhaltschwere Kunde, „daß sich Eger als gestern den 17. um 9 Uhr Morgens dem Feindt ergeben,“ der die Offiziere frei abziehen ließ, die Knechte dagegen in seine Regimenter einreihete.<sup>3)</sup> „Bnd ist ein großes Unglück“ — fährt der Bericht fort — „daß keiner des Kaisers Brief hienein kommen, da doch Fr. Mt. vnderchiedliche dahin geschickt und die guten ehrlichen Leut vom Succurs nichts gewußt haben; dann wann sie nur noch 2 Tag gehalten hatten, so wäre aller Menschenvernunft nach der Platz succuriert worden, wie dann Fr. Mt. heut nur auf 3 Meil Wegs darum zu Schlackenwaldt in einer köniql. Bergstadt logiert, die armada aber herum campiert und den armen Inwohnern daß liebe Getraidt auf dem Felddt, so sie nit abmähen können, mit den Rossen zertreten müssen.“

Die Verspätung des Entsatzes wurde schon von ältern Geschichtschreibern dadurch erklärt, daß die kaiserliche Armee Umwege machen mußte, um die Güter einzelner Großen zu schonen. Während meist von einigen Personen im Allgemeinen die Rede ist, weist Pufendorf ausdrücklich auf den Grafen Slick hin, indem er bei diesem Anlasse bemerkt: . . „und sagte man, sie (kaiserlichen) hätten wohl zwey Tage können eher kommen, wo sie nicht auff Ordre von dem Kriegs-Präsidenten Graff Slick müssen einen Umbgeschweif nehmen, der seine Güter nicht wolte durch den Marsch berühret haben.“<sup>4)</sup> Dies ist wohl nicht wörtlich zu nehmen, da bei der persönlichen Anwesenheit des Kaisers beim Heere eine einfache Ordre nicht am Platze war; nichts destoweniger konnten aber dringliche Vorstellungen um so mehr von Erfolg sein. Die Thatsache selbst, daß derartige Rücksichten genommen wurden, findet ihre Bestätigung in der ganzen Richtung des Zuges, welche nach der ausdrücklichen Bemerkung des Berichtes genau festgestellt und aufgezeichnet worden war, wobei übrigens auch noch der Umstand zu beachten ist, daß bei Erwähnung der Orte, wo Halt gemacht wurde, in der Regel auch die Besitzer genannt werden.

3) Bezüglich des Datums der Uebergabe differirt der Bericht mit den andernweitigen Angaben welche den 16. Juli als den Tag der Capitulation bezeichnen.

4) S. v. Pufendorf, Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten 32. Frankfurt a. M. 1693. 2 Bd. S. 782.

Hier mögen noch die weiteren Angaben des Berichtes, der übrigens bald abbricht, Platz finden, die ich ihrer Wichtigkeit wegen im Wortlaute gebe. Unter dem 19. Juli wird nämlich bemerkt: „Der Feind liegt noch bey Eger, zerschlaipft seine Fortificationes vnd verbaut die Statt so uil er in Eyl khann, vnd hat die Statt so minirt gehabt, daß wenn sie sich nit ergeben, er sie allesambt in die Luft geschickt hätte. Haben sich sonsten die darinnigen mänlich vnd dapper gewehrte vnd an jnen nichts erwinden lassen.“

Am 20. kam auch der Commandant von Eger, Paradeiser, in das kaiserliche Feldlager, wo er zunächst in Gewahrsam genommen wurde. Er schätzte die Zahl der gegenwärtig vor Eger liegenden Feinde auf 16.000 Mann. Von den Depeschen des Kaisers, worin baldiger Succurs zugesagt wurde, hatte er nur Eine erhalten, die er auch offen vorwies. Es war dies wohl derselbe Brief, welchen der Kaiser noch von Strakonitz aus abschickte. Derselbe wurde durch einen Dragoner am 14. Juli nach Eger gebracht.<sup>5)</sup> Die Angabe des Berichtes ist in so fern von Interesse, als einerseits schon Pufendorf angibt, daß die Briefe des Kaisers von Wrangel aufgefangen worden seien, während Montecucoli in seinen Aufzeichnungen über den Feldzug diesen Umstand ganz unerwähnt läßt. Dem Commandanten gab übrigens selbst der Feind das Zeugniß, daß er sich „auf daß eiferste wol und redlich gehalten“ und wegen der vom Feinde gelegten Minen den Platz nicht länger mehr hätte halten können. In Berücksichtigung dieser Umstände wurde er auch von dem Kriegsgerichte, vor welches er gestellt worden war, freigesprochen.

## M i s c e l l e n .

### Enquête

betreffend den böhmischen Glashandel, stattgefunden zu B. Hayda am 19. August 1771 unter dem Voritze des k. k. Commercial-Inspectors J. A. Schreyer. Experten: die Glashändler J. A. Prehssler, J. A. Hiede, Gerner, Fande & Comp., F. W. Schierer und J. A. Ziegenheim.

Nachdem die obenannten Glashändler zu dem Herrn Com. Inspector in Hayda berufen worden, so hat selber zuvörderst die Verhältnisse der bisherigen über Hamburg nach Spanien mit Glaswaaren bestehenden Handlung, dann hiebei so viele in fremden Ländern verzehrenden Frachten, dahingegen, wann diese über Triest eingeleitet werden, so viele Gelder der inländischen Circulation überlassen werden möchten, genügend vorstellig gemacht, so haben die vorgernusenen Glashändler sich in folgenden Ausdrücken geäußert: Wir haben den Inhalt des Vortrags vernommen und können nicht anderst unsere Meynung geben, als daß J. k. k. Majestät ehe zu Werke schreite. Darumb wollen wir uns in aller Ehrfurcht ganz aufrichtig und patriotisch äußern, daß zwar eine Handlung nicht anderst ist wie ein Wasserfluß, der den Zug dahin nimmt, wohin die Leitung ihren natürlichen Lauf hat; diesen Zug haben unsere Vorfahren mit dem Glashandl nach Spanien und andern Ländern gefunden; denen sind wir nachgegangen, weil weder unsere Vorfahren, noch wir einen anderen besseren Weg zu finden im Stande waren.

1. Es ist bekannt, daß von Hamburg aus fast alle Monate nicht ein, sondern mehr Schiffe nach Cadix abgehen, wobei wir nach Gemächlichkeit unsere Glaslisten versenden können, von Triest aus aber fast seltsam, daß ein Schiff nach Cadix abgegangen sey, zu hören ist. Darauf erwiederte der Herr Com. Inspector, daß J.

5) S. Pröhl Eger und Egerland S. 151.

k. k. M. alljährlich zwei Schiffe nach Cadix auf Kosten des Avarii wolle abschicken lassen, welche an bestimmten Tage unfehlbar abzufahren haben würden, auf das der Handelsmann sich hienach richten und zu dieser Schiffladung andere Feilschaften zubereiten möge.

Darauf wurde geantwortet: Wir sehen, daß J. k. k. M. ernstlich darin zugehen wolle, allein diese allerhöchste Vorkehrung wäre doch weit nicht hinlänglich jenen Zug in Ansehung der Vortheile gegen dem ersten ins Gleichgewicht zu setzen, massen fast kein halbes Monat vorbeigehet, wo unsere in Lissabon, Cadix, Sevilla &c. domicilirende Compagnions nicht allerhand Gattungen Waaren verlangeten, mit welchen wir um so ehender ihr Verlangenzu begnügen im Stande sind, als über Triest zu erlangen wäre, zu dem stoffet noch

2. Daß, wenn auch ein oder ander Schiff auf der See durch einen Unglücksfall verloren gehe, unsere Schäden nicht so groß, als wir ein größeres Quantum auf ein Schiff laden und bei dessen Untergange empfindlichen Schaden tragen sollten. Dem kommet entgegen der Herr Com. Inspector, daß sie hoffentlich ihre Waaren affecuriren lassen. Worauf die Glashändler erwiederten, daß ungeachtet mittelst der Affecuranz ihnen der Verlust vergütet wird, nichts destoweniger ein anderseitiger Verlust an dem, daß sie ihre Bestellung in der Zeit nicht genüget, empfindlich fallet, mithin wann auch zuweilen ein Schiff zu Grunde gehet, so sind sie doch im Stande, andere Waren durch andere abgehende Schiffe ohne große Verzögerung zu verabsenden, was von Triest aus nur einmahl zu bewirken im Stande wären. Diesem hat der Hr. Com. Inspector opponirt, daß dagegen auf dem mittelländischen Meere zur ganzen Jahreszeit die Seefahrt dauere, Hamburger Seits aber im Winter die Schifffahrt durch drei Monate auflieget; mithin was Hamburg voraus hat, dies anderwärts durch die das ganze Jahr dauernde Schifffahrt ersetzt wird. Dieses aber wußten die Glashändler zu begegnen, daß, obwohl die teutsche Seefahrt länger als 2 Monate gesperrt ist, nichts destoweniger zu jener Zeit die mittelländische See desto stürmischer wird. Auch seyen die Glashändler wiederholt

3. auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche auf dem mittelländischen Meere allgemein ist, nach dem die durch die Meerenge bei Gibraltar passirende Schiffe dem Raub der Algerier, Tripolitaner und Tunesen ausgesetzt sind; daß dieses Meer allzeit von allerlei Seeräubern niemals sicher ist und um so eher in ihre Hände zu gerathen sei, als dieses Meer zu sehr dem Sturme unterworfen und desto eher von demselben in die gefährlichen Hände der Seeräuber an die africanische vertrieben würden, mithin die aus dem mittelländischen Meere auslaufenden Schiffe sowohl durch die Rauberey, als auch öfters durch Stürme viel eher als auf dem atlantischen Meer dem Verlust unterliegen und obwohl die eingeschifften Güter versichert werden, so leidete doch allzeit die Handlung, wann man jene Waaren in der Zeit nicht auf Ort und Stelle bringen kann.

4. Können auch die Schiffe aus Triest auslaufen eben wegen häufigen Sturmwind weber mit ganz offenen Segeln schiffen und wegen zu öfteren Ausweichung der vielfältigen Inseln und Sandbänken aufgefallen werden, dann zu ihrer Seefahrt des Ostwindes sich bedienen müssen, wo von Hamburg aus auf der offenen See lange nicht diesen Hindernissen unterworfen, mittelst des Westwindes mit ganz herabgelassenen Segeln auch in 14 bis 18 Tagen bei günstigem Wind, allemalen aber in vier Wochen in Cadix angelangt sind. Weilen auch oft Glashändler in diese Länder zu verrichten pflegen, so würde denselben gar schwer fallen, ihre Personen einer solchen Meerengefahr sich auszusetzen oder wenigstens viel länger in einer solch Gefahr auf der Reise zuzubringen.

Auch sey den Glashändlern nicht unbekannt, daß S. Exc. Joseph Graf Rinsky, als dermaliger k. k. Com. Präsident im Königreich Böhmen, einmal selbst mit eigenen Fabriks-Waaren diesen Zug versuchen wollte, hiebei habe erfahren müssen, daß die Versendung bis 13 Monate unterwegs geblieben und die Waare, so an

den Glashändler Ziegenheim nach Livabon gesendet, sehr mangelbar geworden. Darauf der Hr. Com. Inspector erwidert, daß derselbe hierob denjenigen, der diese Seefahrt versucht, urtheilen lasse wolle, ob diese auf dem mittelländischen Meer beschwerlich gemachte Seefahrt so weit Platz greife, doch wisse er, daß vor diesem türkischen Krieg sehr viele Schiffe von Livorno ausgelaufen und den Weg durch das mittelländ. Meer genommen haben; darauf wurde geantwortet, daß jene Schiffe, welche aus Livorno ausgelaufen, größtentheils nach der Levante, Sicilien und dem Golf von Venedig vorbei, seltsam aber Ein Schiff auf der mittelländ. See nach Cadix gefegelt sey. Darauf der Hr. Com. Inspector erwiederte, daß eben jetzt die Absicht sey, den Zusammenfluß der erbländischen im Triester Seehafen dergestalt zu bewirken, daß von dort mehrere Schiffe auslaufen und die Waaren desto eher an ihre Stelle anlangen möchten. Darauf gaben die Glashändler aufzulösen, was dann die Schiffe außer den Glaswaaren aufnehmen, dann was sie wiederum für Retour-Waaren zurückbringen werden? allmassen in Ansehung des ersteren die Glaskisten zwar viel Platz auf dem Schiffe einnehmen, aber wenig an Werth ausmachen. Weßhalb die Schiff-Capitains ungern sehr viele derlei Ladung aufzunehmen pflegen, auch aus der Ursache die Glashändler in Altona solche Factores bestellet, welche die Glaskisten nebst anderen Waaren den anderen zu accomodiren wissen; daß läßt sich aber nur allda gut thun, wo Uebersuß an der Ladung ist, welches in Triest niemals zu erlangen wäre. Unbelangend die Rückladung, wüßte man nicht, was denn aus Spanien mit größerem Vortheil, als über Amsterdam und Hamburg zu beziehen wäre. Oberwähnten Einwurf zu vertheidigen, nahm der Herr Com. Inspector des Triester Handelsmann Hirschl hier in Sachen gemachte Anmerkungen zu Handen: daß eines das andere ziehen dürste, wann von hier aus ein ansehnlicher Anfang gemacht werde, an der vollkommenen Ladung dürste um so weniger ein Zweifel obwalten, als von Hirschberg und Schmiedeberg aus Schlessien nach Spanien gehende Leinwandn diesen Zug nehmen können, und wann man die Mastbäume und den Stahl betrachtete, der dermal über Genua nach Spanien abgeschickt wird, so dürste man sich fast versprechen, daß alle zwei Monat wenigstens 3 Schiffe ihre Ladung erhalten können; weiter belangend die Rückladung aus Spanien, so habe Hamburg keine eigene Producten und beziehe solche aus anderen Orten, aus denen sie die Triester Handelsleute eben so gut bestellen können; wann aber zu dieser Handlung ein dritter Platz nothwendig sein sollte, so könnte Ostende in die Fußstapfen der Stadt Hamburg treten.

Dieses wurde von den Glashändlern mit folgenden beantwortet: alle 2 Monate auf 3 Schiffe Ladung von Triest nach Spanien zu erlangen, ist zu viel gesagt, massen die Schlessier niemals ihre nach Spanien bestimmte Waaren über das mittelländ. Meer außer nach Italien über Triest versenden werden, dieweil sie mit mehr Vortheil gleich von Frankfurt aus auf dem Wasser ihre Güter bis Hamburg bringen können, als mittelst einer so weiten und kostbaren Fracht über Triest in diese Plätz gelangen zu lassen. Ubrigens wüßten sie auch, daß Hamburg selbst keine Producten habe, sondern solche von anderen Plätzen beziehen müssen, und diese die Triester Handelsleute ebenso füglich, doch aber nicht in dem Preis, wie in Hamburg, bestellen können; allmassen wenn auch der Abstoßplatz Ostende, welcher Hafen doch vermögen des 1734jähr. Friedensschlusses an die Holländer überlassen worden, dazu erkoren würde, so dürften doch die Retour-Waaren, welche größtentheils in Stock- und allerhand Seeffischen, Fischthran, Baumöl und Spezereyen bestehen, zu hoch zu stehen kommen; massen mit diesen Waaren aus der Nordsee erst das ganze atlantische Meer zu befahren, England, Frankreich, Portugal und Spanien zurückliegend, endlich das gefährliche mittelländische Meer zu durchschiffen, folglich einen so weiten Umweg und die Gefahr zweimal auszustehen hätten, wo sonach die Retour-Waaren in Ansehung der Schifffracht und Affecuranz im Preise dem Hamburger Platz unmöglich gleiches Gewicht halten könnten.

Aus diesen läßt sich schließen, daß diese Seefahrt, sowohl mit der Ausladung, als auch mit der Rückladung nicht aufkommen könne, außer mit großem Verlust zu bewirken wäre.

Weiter wurde von den Glashändlern erwähnt, daß die Fracht bis Triest inclusive der Mauth auf 4 fl. 39 kr. pr. Centner, nach Hamburg oder Lüneburg aber nur 3 fl. 30 kr., folglich Triesterseits um 1 fl. 9 kr. höher zu stehen kommt. Darauf erwiederte der Hr. Com. Inspector, daß J. k. k. M. sich entschlossen, eben denjenigen Unterschied und Verlust aus dem Arario refundiren zu lassen. Hierauf aber gaben die Glashändler zur Antwort, sie glaubeten, es würde damit nicht so weit kommen und lebten in der Hoffnung, daß J. k. k. M. die Unvermögenheit dieses Projects einsehen würde und sich nicht in solche Unkosten, die weder dem Staat noch dem Handelsstand nützen, sondern viel eher diesen in unwiederseßlichen Verlust bringeneten, würde verleiten lassen. Zudem haben auch die Fuhrleute beigebracht und gebeten, daß sie sehr viele sächsische Kaufleute mit Retour-Waaren von Lüneburg versehen und in Ansehung dessen im Stande gewesen die böhmischen Glaskisten für eine leidentliche Fracht zu liefern.

Vor Abschluß gegenwärtigen Protocolls haben die Glashändler gebeten, man möchte sowohl gegenwärtige als auch sonst viele Beschwerden, die dem gemachten Project bezüglich des über Triest einzuleitenden Glashandels entgegen stehen, a. h. Orts auf das beste unterstützen, als sonst diese so gut eingerichtete Handlung in unwiderseßlichen Schaden und Verfall gebracht werden möchte.

Actum Hayda, am 19. Augusti 1771.

(Mitgetheilt von J. B. Goehlert.)

## Hochzeitsgebräuche von Joachimsthal aus dem Jahre 1538.

Von

J. F. Vogel.

Schon 22 Jahre nach der Gründung der Stadt Joachimsthal (1516) fand es die Ortsbehörde im Einverständnisse mit den Grafen Schlick als Grund- und Schutzherrn gerathen, gegen den übermäßigen Luxus der Bürgerschaft Gesetze zu erlassen, ein deutlicher Fingerzeig, wie sehr die reichen Erzanbrüche in den damaligen Bergwerken einen Wohlstand erzeugten, der sich zu häufig in übermäßigem Luxus und in förmlicher Verschwendung manifestirte.

Es scheint, daß besonders bei Hochzeiten viel Geld vergeudet wurde, und da Niemand zurückbleiben wollte, so konnte es nicht fehlen, daß Manche über ihre Kräfte diesem Kultus huldigten und hinterher in Geldverlegenheiten geriethen.

Um dieser Unwirthschaft nun einigermassen zu steuern, wurde von der Gemeindevverwaltung der Bergstadt Joachimsthal eine Hochzeitordnung publicirt, in welcher dem Luxus gewisse Grenzen gesetzt und Strafen für den Uebertreter dieser Ordnung ausgesprochen wurden.

In dem Copialbuche der Gemeinde Joachimsthal vom Jahre 1537—1538 pag. 219 heißt es unter dem Titel: Hochzeitordnung: „Nachdem in vergangener Zeit auf gnädige Nachlassung des edlen und wohlgeborenen Grafen unsern gnädigen Herrn den Schlickern um gemeinen Nutz und Nothdurft willen dieser Bergstadt Sanct Joachimsthal staatliche Gesetze und Ordnung ergangen und zum öftermal berufen wurden, weß sich ein Jeglich, so Wirthschaft oder hochzeitlichen Tag einzustellen Willens, amtlich halten soll, so sind doch solche Gesetze etliche Jahr und Zeit zu großer Beschwerung und Schaden der Gemeinde von Vielen vernichtet

und übertreten worden, welche Uebertretung sie einestheils, als hätten sie das Alles nicht wissen gehabt, die Andern, daß sie die erwähnten Gesetze ihres Erbünkens deuten und verstehen wollen, entschuldigen und beschüt halten.

Diweill aber die überschwenglichen Unkosten gar Niemanden nützlich, sondern mehr bei Gott sündlich und sträflich, auch in der Gemeinde schädlich und vieler Leute Verarmung Ursache sind, so haben wir Bürgermeister, Richter und Rätthe obbemeldeter freien Bergstadt in Sanct Joachmsthal für Nuß und gut erachtet, die berührte Ordnung, so viel die Wirthschaft (das Hochzeitessen) belangend mit obbemeldeter unserer gnädigen Herrschaft gnädigen Vorwissen und Befehlen wiederum zu erneuern, zu bessern und zu ordnen.

Demnach erneuern, bessern, ordnen und setzen wir hiemit durch dieses öffentliche Edikt, gebieten und wollen, daß eine jegliche Person, die Wirthschaft oder Hochzeit allhier halten wird, auch diejenigen, so darzu gebeten werden, sich hernach gestellter Ordnung gemäß und unverbrüchlich einzuhalten Alles bei Pön und Straf, so bei einem jeglichen Artikel in Sonderheit angezeigt werden, verhalten:

### I. Artikel.

**Wie man die Gäste zur Wirthschaft bitten, auch wie viel man Tische sitzen mag.**

Es soll eine jegliche Person, die hier Hochzeit anrichten will, über zwei Personen, welche die Gäste bitten und beruffen sollen, nicht ausschicken, ginge aber der Bräutigam selbst mit, so soll er nicht mehr denn eine Person zu ihm nehmen, und es soll ein Jeglicher nicht mehr, denn zu sechs Tischen und auf ein Tisch zehn Personen gerechnet, Befreundete oder Andere bitten und haben. Es wäre denn, daß Genannter aus bewegenden Ursachen fremde Leute zu seiner Wirthschaft laden wolt, die möcht ihm durch Verwilligung der Herrschaft oder unserer des Rathes nach Gelegenheit vergönnt und nachgelassen werden.

### II. Artikel.

**Wie viel man Gesellen zu Tisch dienern und Jungfrauen bitten mag.**

Es soll auch einem Jeglichen vergönnt und nachgelassen sein, daß er zwölf junge Gesellen oder Andere zu Tischdienern bitten mag, dergleichen mag die Braut zwölf Jungfrauen und nicht mehr bitten lassen.

### III. Artikel.

**Strafe denen, welche mehr Gäste bitten, was ihnen nachgelassen.**

Würde aber Jemand die obbemeldten Artikel, beide oder einen übertreten, der soll uns dem Rathe 10 fl. unnachlässig zu Buße verfallen sein, wäre aber die Uebertretung nicht aus Unwissenheit, sondern aus eigenen Ursachen geschehen, die sollen hieher dann um obberührte Summa, sondern nach unser des Rathes ziemlich Erkenntniß gestraft werden.

### IV. Artikel.

**Wie viel eine jegliche Person schenken soll.**

Es soll eine jegliche Mannsperson, so zu Tische sitzt, nach gehaltener Mahlzeit, nicht mehr denn 6 Silbergroschen schenken, und die Welber der Männer, welche

auf der Wirthschaft sind, sollen eher nichts schenken. Es soll auch eine jegliche Jungfrau über zwei Weißgroschen nicht schenken, man soll aber auf den Wirthschaften keine braune Fische speisen.

#### V. Artikel.

**Strafe denen, welche mehr schenken, dann ihnen nachgelassen.**

Würde aber jemand von den Mannspersonen mehr denn 6 Silbergroschen oder über ein Ort Groschen schenken, der soll aus dem Rathe 2 fl. Zubuß verfallen sein, geschehe aber solches von Einem aus dem Rathe, Viertelmeistern oder Ältesten der Knappschaft, der soll 4 fl. zu Strafe zu geben schuldig sein. Würde auch der Weiber eine, deren Ehemann gegenwärtig, schenken, die soll um 1 fl. unnachlässig gestraft werden. Wäre aber ihr Hauswirth nicht zugegen, so mag sie das gesegnete Geschenk ihres Hauswirthes mit vertreten. Schenkt auch eine der Jungfrauen mehr denn 2 weiß Groschen, die soll um 6 Silbergroschen gestraft werden.

#### VI. Artikel.

**Wer mehr schenken will, denn diese Ordnung vermag, soll solches außerhalb der Andern thun.**

So aber jemand von den Befreundeten oder Andern, es sei Mann oder Weib, etwas mehr schenken wollte, dem soll es nicht gewehrt sein, sondern nachgelassen sein, jedoch sollen sie solches außerhalb des Geschenkes und nicht öffentlich thun, würde sich aber Jemand in dem unrechtlich ergehen, der soll auf die Weise wie oben angezeigt, unnachlässig gestraft werden.

#### VII. Artikel.

**Die Wirthschaften sollen nur auf einen Tag angestellt und gehalten werden.**

Es soll auch hinfüro ein Jeglicher seine Wirthschaft nur auf einen und nicht mehr Tage anstellen und halten und des andern Tags über ein Tisch seine Freundschaft, es seien Manns- oder Weibspersonen nicht haben, bei Straf 10 fl. einem Rathe unnachlässig zu erlegen. Wären aber fremde Leute auf der Wirthschaft gewesen, denenelben ist des andern Tages Bewirthung und Ausrichtung zu thun nicht benommen, jedoch daß die Erforderuß der fremden Leute mit der Maas, wie der Artikel oben gemeldet hat, geschehe.

#### VIII. Artikel.

**Steiger und Berghäuer sollen an Sonntagen oder anderen feierlichen Tagen ihre Wirthschaft haben.**

Auf daß auch die Arbeit des Bergwerkes der wöchent- und häuslichen Wirthschaft halber nicht verhindert werde, so ist im Besten beschlossen, daß Steiger, Häuer und dergleichen Personen, die ihren wöchentlichen Lohn vom Bergwerk haben, und diejenigen, die Steiger und Häuer auf ihre Wirthschaft bitten werden, ihre Wirthschaften auf einen Sonntag oder andere feierliche Tage anstellen sollen, auf daß diejenigen, so den Bräutigam zu Ehren erscheinen, an ihrer Arbeit, dem gemeinen Gewerken zu Schaden, nichts versäumen dürfen, bei der Strafe unserer des Rathes.

Es soll noch Abergtham, Dürnberg, Sonnenwirbel und alle Gebirge, so heretn in St. Joachimsthal gehörig, in diese Ordnung geschlossen und gezogen sein.



### A u s s l u ß.

Dem Allen nach ist unser ernstlich Geboth und Ermahnung, daß sich ein Jeglicher dieser gestellten Ordnung bis auf weiter vorbehaltliche Veränderung unwiderruflich halten und ohne erforderlicher gebühlicher Vergünstigung nicht überschreiten wolle, alles bei Vermeidung obbemeldeter Strafen, wie wir uns das zu einen Jeglichen insonderheit durch sein selbst und gemeinen Nutzens willen zum Besten gänzlich versehen wollen.

Zu Urkund mit unserer Bergstadt kleinen Insiegel besiegelt? November 1538."

Trotz diesem Verbote wurden hier und da Ueberschreitungen in dieser Hinsicht durchgeführt, was natürlich zu Geldstrafen führte.

Um auch in Bezug der Kirchenbediensteten und anderer bei Hochzeiten zu verwendenden Personen gewisse Normen festzusetzen, beschloß weiter der ehrbare Rath zu Joachimsthal 1551: "Von den Sonntagshochzeiten soll der Kantor und Organist nichts fordern, in der Woche aber, wenn Kantor und Organist bestellt werden, sollen sie ihre Gebühr nehmen, aber Wächter sollen weder Suppen noch Bier zahlen, sondern um das, daß sie des Tanzbodens warten, soll ihnen der Bräutigam 2 fl. geben, die andern als Thürmer, der alte Mann in der Kirche, Badmägde und was des Dinges ist, sollen nichts fordern." (Auszüge aus den Privilegien und der Geschichte Joachimsthals Nr. 229 de ao. 1600 pag. 14 v.)

Am 19. März 1555 wurde die Hochzeitordnung neuerdings publicirt, da wahrscheinlich viele Uebertretungen vorkamen.

Am 8. August 1560 beschließt der ehrbare Rath zu Joachimsthal, daß ein jeder Bräutigam, der eine Brautmesse bestellt, nach seiner Gelegenheit und nach seinem Gefallen dem Cantor eine Suppe und eine Kanne Wein oder wie viel er will, auch eine Verehrung nach Gelegenheit und Vermögen und doch auf das allermehrste nicht über 1/2 Thaler geben solle. (Buch Nr. 229 de ao. 1600 pag. 2611.)

In einigen Jahren darauf begann schon der Verfall des Bergbaues und mit demselben legte sich der übermäßige Luxus von selbst.

---

## G e s c h ä f t l i c h e M i t t h e i l u n g e n.

### Generalversammlung am 28. Juni 1872.

Sie wurde abgehalten im Saale des deutschen Casino. Nach Verlesung und Genehmigung des Jahresberichtes von 16. Mai 1871 bis 15. Mai 1872, welcher diesem Hefte beigelegt ist, wurden die Auslagen für das Vereinsjahr 1872/3 in folgenden Ziffern in Antrag gebracht und genehmigt:

1. Für die Herausgabe von 6 Heften der Mittheilungen . . . . .	2700 fl.
2. Für größere Publikation und zwar zunächst für das „Stadtbuch von Brüx“ von Dr. L. Schlesinger . . . . .	800 "
3. Für die Bibliothek . . . . .	600 "
4. Für das Antiquarium . . . . .	50 "
5. Für das Archiv . . . . .	350 "
6. Honorar des Geschäftsleiters . . . . .	600 "
7. Gehalt des Kanzlisten fl. 500 und 20% Thenerungszulage . . . . .	600 "
8. Mietzins . . . . .	1000 "
9. Nachschaffung von Einrichtungsgegenständen . . . . .	100 "
10. Heizung, Beleuchtung und Reinigung der Vereinslokalitäten . . . . .	300 "
11. Kanzleierfordernisse . . . . .	900 "
12. Extraordinarium . . . . .	400 "
Zusammen . . . . .	8400 fl.

Zu Rechnungscensoren für die Jahre 1871/72 und 1872/73 wurden entsprechend dem abgeänderten §. 10 der Geschäftsordnung gewählt die Herren: Anton Bretschneider, Handelsagent, Adolf Vogl, Kaufmann, und Leopold Wolf, Kaufmann. Für die Ausschußwahl wurden 416 Stimmzettel abgegeben. Die Wahl ergab für:

	Stimmen.
Herrn Dr. <b>S. B. Grohmann</b> , k. k. Statthaltereirath . . . . .	399
„ <b>Edmund Graf Hartig</b> , Exc. k. k. Geheimrath, Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses des Reichsrathes . . . . .	416
„ <b>J. U. Dr. D. Kerpel</b> . . . . .	393
„ <b>Phil. Dr. G. C. Laube</b> , Professor am k. Landespolytechnikum . . . . .	416
„ <b>Friedr. Lauscher</b> , k. k. Landesgerichtsrath . . . . .	414
„ <b>M. Pfeiffer</b> , General-Inspektor der Buschtiehrader Eisenbahn . . . . .	416
„ <b>Gustav Rulf</b> , pens. k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungs-Rath . . . . .	415
„ <b>Karl Renner</b> , Geschäftsleiter und Bibliothekar des Vereins . . . . .	415
„ <b>Fr. Theumer</b> , k. k. Oberlandesgerichtsrath . . . . .	415
„ <b>K. Werner</b> , k. k. Landes-Schulinspektor . . . . .	404
„ <b>K. Wersin</b> , kais. Rath, Professor . . . . .	413
„ <b>J. U. Dr. Albert Werunski</b> . . . . .	415
„ <b>Phil. Dr. Alex. Wierzchowsky</b> , k. k. Direktor der Lehrerbildungs-Anstalt . . . . .	415
„ <b>J. U. Dr. Friedr. Wiener</b> , Landes-Advokat, Präsident der Advokatenkammer, Reichsrath . . . . .	416
„ <b>J. U. Dr. K. Ritter von Zdekauer</b> , Banquier . . . . .	415

Die am 10. Juli l. J. stattgefundene Ausschußsitzung hat nach §. 10 der Statuten folgende Wahlen vorgenommen: Se. Excellenz den Herrn Grafen **Edmund Hartig**, k. k. Geheimrath, Kämmerer und Mitglied des hohen Herrenhauses, zum Präsidenten, Herrn Dr. **A. Wierzchowsky**, k. k. Direktor der Lehrerbildungsanstalt, zum Vicepräsidenten, Hrn. k. k. Rechnungs-Rath **Gust. Rulf** zum Kassier, Hrn. Med. et Chir. Dr. **Ludw. Kleinwächter** zum Antiquar. Herr **K. Renner** wurde in seiner Eigenschaft als Geschäftsleiter, Bibliothekar und Hausverweser, ebenso Herr **S. Wiltshko**, hochgräfl. E. Waldstein'scher Archivar, als Archivar durch einstimmige Wiederwahl bestätigt. Die Redaktion der Mittheilungen führen die H. H. Dr. **Ludw. Schlesinger**, Direktor der Oberrealschule in Leitmeritz, und Hr. **Karl Werner**, k. k. Landeschulinspektor.

In der Sitzung des Ausschusses am 5. Juni, 10. und 20. Juli d. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt und zwar:

Für Brüg:	Herr <b>Mittelbach</b> Rupert, Sparkassa-Controllor.
„ Hohenelbe:	„ <b>Erben</b> Konrad, Stadt-Sekretär.
„ Joachimsthal:	„ <b>Heidler</b> Vincenz, k. k. Notar.
„ Rumburg:	„ <b>Pohl</b> Wilhelm, Bürgerschullehrer.

## Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen am 30. Juli 1872.

### Ordentliche Mitglieder:

- Herr **Becher** Franz in Bodenbach.  
" **Beher** Franz in Aussig.  
" **Eiselt** August, Lehrer in Steinschönau.  
" **Endler** Anton, Maler in Steinschönau.  
" **Fischer** Franz, Lehrer in Steinschönau.  
" **Fischl**, Med. & Chir. Dr., Secundärarzt in Prag.  
" **Fleischer** Albin, Volksschullehrer in Schönau.  
" **Freund** Hermann, Lehrer in Niedergrund.  
" **Fröhlich** Karl Georg jun., Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Fuchs** Moritz.  
" **Grünwald** Johann, Lehrer in Schönborn.  
" **Hacker** Anton, Curhausbesitzer, Gemeindevorstand in Schönau.  
" **Handschke** Em., Fabrikant in Steinschönau.  
" **P. Hinke** Franz Kav., Pfarrer in Pärchen.  
" **Jäckel** Konrad, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Jungmichel** Hermann, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Jungnickl** Cölestin, Stiftscapitular, Professor in Wölk.  
" **Kälbel** Josef, Maler in Steinschönau.  
" **Kerl** Franz, Baumeister, Gemeinderath in Schönau.  
" **Kessler** Eduard, Lehrer in Niedergrund.  
" **Kosel** Josef, Höteler in Steinschönau.  
" **Kraus** Josef, Wirthschaftsbesitzer in Sätzen.  
" **Kusebach** Josef Franz, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Langer** Theophil, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Lehmann** Karl, Buch- und Kunsthändler in Iglau.  
Vöbl. **Lehrer-Verein** in Petschau.  
" **Lehrer-Verein** in Reichenberg.  
Herr **Löhnert** Ignaz, Vorstand des k. k. Militär-Veteranen-Vereines in Steinschönau.  
" **Löhnert** Josef, Kaufmann in Steinschönau.  
" **Lust** Josef, k. k. Garnison-Controllor in Teplitz.  
" **Mai** Jul. Aug., Lehrer in Schönborn.  
" **Maschke** Anton, Bürger und Realitätenbesitzer in Bilin.  
" **Maschke** Franz, Buchhalter in Steinschönau.  
" **Mauthner** in Komotau.  
" **Meinl** Josef, Kaufmann in Grassitz.  
" **Michlsetter** Edm., J. U. Dr., Großhändler in Prag.  
" **Müller** Ignaz, Maler in Steinschönau.  
" **Müller** Josef, Glasraffineur in Steinschönau.  
" **Neugebauer** Victor, k. k. Gerichtsdjunkt in Grassitz.  
" **Desterreicher** Leopold, Fabriks- und Gutsbesitzer in Arnau.  
" **Otto** Anton, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Otto** Josef Johann, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Peruz** Adolf, Banquier, Kohlenwerksbesitzer, Stadtverordneter in Teplitz.  
" **Pettersch** Franz Anton, Kaufmann in Warnsdorf.  
" **Pfeifer** Anton, Stadt-Sekretär in Liebenau.  
" **Pfohl** Josef, k. k. Bezirks-Kommissär in Prachatitz.  
" **Plischke** Franz, Spartassa-Agents in Reichenberg.  
" **Palme** Eduard, Maler in Steinschönau.  
" **Palme** Em., Maler in Steinschönau.  
" **Palme** F. A., Maler in Steinschönau.  
" **Palme** Friedrich, Buchhalter in Steinschönau.  
" **Reich** Nikolaus, Lehrer in Grund.  
" **Reinhold** Karl, Agent in Warnsdorf.  
" **Richter** Anton jun., Fabrikant in Niedergrund.  
" **Richter** Hermann Josef, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Richter** Reinhold Anton, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Rihl** F. Th., Fabrikdirektor in Schelten.  
" **P. Ring** Em., Pfarrer in Steinschönau.

- Herr **Ritter von Rittershain** Gottfried, Med. et Chir. Dr., k. k. Univ.-Professor, Primär-  
arzt der k. böhm. Landes-Findelanstalt in Prag.  
" **Scari von Cronhof** Josef, k. k. Finanz-Rath bei der Finanz-Procuratur in Innsbruck.  
" **Schermer** in Komotau.  
" **Schmidt** Franz, Maler in Steinschönau.  
" **Schöbitz** Alois, Gemeinderath in Schönau.  
" **Schutte** Anton, Wirtschaftsbefitzer in Settenz.  
" **Schwenke** Anton, dipl. Thierarzt in Lobositz.  
" **Seibt** Anton, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Bilin.  
" **Seifert** Franz, Lehrer in Sct. Georgenthal.  
" **Sieber** Eduard C., Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Stecker** Rudolf, Oberrealschul-Proffessor in Reichenberg.  
" **Stolle** Anton, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Suchomel** Vincenz, Bürgerichullehrer in Prag.  
" **Tapezierer** Hermann, Ingenieur der k. k. p. Teplitz-Aussiger Eisenbahn in Teplitz.  
" **Teller** Hans, Buch- und Kunsthändler in Carlsbad.  
" **Thiel** Josef, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Thomas** C., Maler in Steinschönau.  
" **Better** Franz, Gastwirth in Steinschönau.  
" **Better** Josef, Gemeinderath in Steinschönau.  
" **Bogel** E. M., Buchhalter in Steinschönau.  
" **Bogl** Simon, J. U. C., Advokatur-Conzipient in Bilin.  
" **Wagner** Anton, Lehrer und Leiter der Volksschule in Schönau.  
" **Witschel** Eduard, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Wülfig** Otto, Buchhalter in Grassitz.  
" **Zahn** F. A., Bürgermeister in Steinschönau.  
" **Zinke** Sebastian, Lusterfabrikant in Pärchen.

---

Vom 25. Mai bis 30. Juli 1872 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

- Herr **Czerweny** Josef, Bleichbesitzer in Hohenelbe.  
" **Czwrzef** Karl, J. U. Dr. Landes-Advokat in Mähr.-Schönberg.  
" **Leupold von Löwenthal** Peter, Bürgermeister in Jglau. († 30. März 1872.)  
" **Pohl** Karl, k. k. Staatsanwalt in Reichenberg. († 20. April 1872.)  
" **Zher** Ludwig, Kaufmann in Hohenelbe.

---

☛ Das Verzeichniß der Geschenke folgt im nächsten Heft.

---

## ☛ Die diesjährige V. Wanderversammlung ☛

findet Ende September in Karlsbad statt. Die Tage des Festes sowie das Festprogramm werden in den Tagesblättern kundgegeben werden. Die P. T. Herren Mitglieder und deren Gäste mögen sich zur rechten Zeit bei der Geschäftsleitung (188—1.) anmelden, damit die Legitimationskarten zugestellt und die Wohnungen vermittelt werden können.

# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**Dr. Ludwig Schlesinger.**

---

Elfter Jahrgang.

Zweites und Drittes Heft.

---

## Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. Carl Leeder.

(Fortsetzung. \*)

### II. Periode. Verschiedene Besitzer.

Bald nach 1400 muß Arnau von den Turgauern — wahrscheinlich durch Kauf — an die Herren von Redern (Rödern) gelangt sein, in deren Besitz es jedoch nicht lange blieb, denn schon 1415 verkauft nach dem Tode des „Heinze von Rödern“ dessen Bruder „Tristram von Redern“ mit seinen Vettern und Freunden „Wengelohs von Redern, Peczeze von Redern, Zandir (Alexander) von Brunaw, Heinze von Ezeisberg, Nykel von Ezedelicz zu Schonaw gefessen“ im Namen der Kinder des Verstorbenen die Stadt Arnau mit aller ihrer Zugehörung an die edlen Herren „Hinke Janke, (Johann) und Alexander Gebrüder genannt von Leuchtenberg“ (Lichtenburg) und läßt diese Erb-güter in die Landtafel eintragen.<sup>1)</sup>

Die eben genannten drei Brüder gehörten einem der ältesten und angesehensten Adelsgeschlechter von Böhmen an. Wahrscheinlich waren sie die Söhne jenes Johann Krussina von Lichtenburg, welcher — obgleich einer der treuesten Anhänger König Wenzels — zuletzt dennoch gegen diesen auftreten mußte, mit dem Erzbischofe Wolfram und Herrn Heinrich von Rosenberg 1401 dem Könige als oberster Regentschaftsrath an die Seite gesetzt wurde und von 1403 — 1407 die Stelle eines Oberstburggrafen von Böhmen und Oberstlandhofmeisters bekleidete.<sup>2)</sup>

Die Brüder Lichtenburg — (von deren jüngstem, Alexander, aber fernerhin nicht mehr erwähnt wird) — eröffnen die Reihe der czechischen Besitzer von Arnau, das fortan durch mehr als 200 Jahre bei allem Wechsel der Besitzer czechische Dynastien behielt.

Diese an sich nicht unwichtige Veränderung erlangte eine noch viel größere Bedeutung dadurch, daß sie mit der großen Veränderung zusammenfiel, welche sich die letzten Jahre her in den Verhältnissen von ganz Böhmen vorbereitet hatte. Nach dem Tode Kaiser Karls IV. (1378) war der Staatswagen noch fast zehn Jahre im alten, friedlichen Geleise geblieben und das Land hatte sich eines besondern Wohlstands erfreut. Mit der großen Fehde, welche 1387 Marquard von Wartenberg anzettelte, begann aber eine Reihe innerer Unruhen, welche begünstigt durch die auch in Deutschland ausgebrochene Anarchie und die in der katholischen Kirche eingetretenen Spaltungen — allmählig zu einem der blutigsten Kriege führten.

\*) Siehe Jahrgang XI. Heft 1.

1) Lehntafel tom. 2. p. 126 und 127 und tom. 61. p. 168—170.

2) Palacky III.

Auf die eben erwähnte Fehde folgte nämlich eine der gräulichsten Judenverfolgungen in Prag und hierauf ein großes Zermürfniß des Königs mit der Geistlichkeit, in welchem die Ertränkung des — später heilig gesprochenen — Generalvikars Johann von Pomuk<sup>3)</sup> eines der bedeutendsten Momente bildete.

Dieses Zermürfniß benützend schloßen viele böhmische Herren ein Bündniß, zunächst um die Camarilla Wenzels zu stürzen und den verlorenen Einfluß auf die Regierung des Reiches wieder zu gewinnen. Unterstützt von Sigismund von Ungarn und Albrecht von Oesterreich nahmen diese Herren den König Wenzel gefangen und führten ihn nach Oberösterreich.

Zur Befreiung desselben warb sein Bruder, Johann Markgraf von Brandenburg und Herzog von Górlitz, eilig ein Kriegsheer, mit dem er bis Prag vordrang und die Freilassung Wenzels erwirkte.

Das Arnauer Stadt-Archiv bewahrt noch eine Urkunde, datirt von Prag den Sonnabend vor Peter und Paul 1394, in welcher Johann „dem strengen Ritter Nidel von Kölln geseßen zu Trawtnaw in dem lande und allen andern die er mit Im unserm herren und Bruder dem Römischen und behmischen kunig und uns zu diesem male füret, für alle redliche und gewöhnliche scheden aus dem hawse und wider zu hawse und dorzu uf iglichen Spies mit einem gewapneten Schützen achtzen gulden zum mondesolde zu geben verspricht,“ „dieweile sie in unsers hern des kuniges und unserm dinst seyn.“

Es läßt sich annehmen, daß die deutsche Grenzbevölkerung dem Aufrufe des Markgrafen um so williger Folge leistete, je freundlicher sich bisher die Herrscher aus dem Hause Luxemburg ihr erwiesen hatten und je weniger sie ein Interesse an der Vermehrung der Prærogative der czechischen Großen haben konnte. Auch Pota von Turgow, der als Besitzer von Arnau 1394 auf dem prager Landtage erschien, mag sich von dem Herrenbunde fern gehalten haben. Mit der Freilassung Wenzels erreichte jedoch die Bewegung im Lande keineswegs ein Ende. Die Agitation der Barone, welche des Königs Günstlinge zu Karlstein ermordeten, und das schwankende willkürliche Benehmen des Königs erzeugten fortwährend neue Fehden, — die zweite Gefangennehmung Wenzels durch seinen eigenen Bruder Sigismund und der Einfall eines zuchtlosen ungarischen Heeres riefen das ganze Land unter die Waffen. Noch einmal gelang es dem freigewordenen Könige für den Augenblick die Ruhe herzustellen; da trat zu dem vorhandenen Gährungsstoff ein neues Element: die Irrlehren Willefs, welche — kürzlich nach Böhmen gebracht — bei dem Schisma der Päpste und der Sittenlosigkeit der Mönche rasch die zahlreichsten Proselyten unter dem czechischen Volke und vorzugsweise unter den Magistern czechischer Nationalität an der prager Universität fanden, während die Magister der drei übrigen Nationalitäten mit der Mehrzahl der Geistlichkeit die neuen Lehren energisch bekämpften. König Wenzel — anfangs gegen den Willefismus gestimmt — wurde durch den Groll gegen Papst Gregor XII., welcher den deutschen Gegenkönig Ruprecht begünstigte, und durch den Widerstand, den ihm bei vielen Gelegenheiten die katholische Geistlichkeit leistete, in die Arme seiner bisherigen Gegner getrieben, und das königliche Defret vom 18. Jänner 1409, welches — im Gegensatz zur Anordnung Kaiser Karls IV. — bei allen Akten und Abstimmungen an der prager Universität der czechischen Nation drei Stimmen und den drei übrigen Nationalitäten zusammen nur Eine Stimme zuerkannte, erschien mit Recht als ein ungeheurer Schlag, welcher in gleicher Weise dem Katholicismus wie der deutschen Nationalität in Böhmen versetzt wurde. Von gleichem Geiste diktiert war die gleichzeitige Veränderung mit dem Rathe der prager Städte, vermöge welcher künftig 16 czechische und nur 2

3) So nennt ihn Palacky in seiner Gesch. von Böhmen u. Schmidt in seiner Gesch. d. Deutschen.

deutsche Rathsverwandte sollten angenommen werden, während bisher das Gegentheil stattgefunden hatte.<sup>4)</sup>

Mußten durch diese zwei Verordnungen, die man hauptsächlich dem Unrathen des Magisters Johann Huß zuschrieb, die Deutschen in Böhmen sich aufs tiefste verletzt fühlen, so erregte der vermeintliche Gegenschlag, — die Verbrennung des Johann Huß auf dem Concil zu Kostnitz (6. Juli 1415), wodurch dieser zum Märtyrer seiner Anhänger gestempelt wurde, die größte Erbitterung der Czechen, welche diese That nicht bloß als einen Akt religiöser Anduldsamkeit, sondern ausdrücklich als einen ihrer Nation zugefügten Schimpf bezeichneten.

Als bald traten viele Herren in Böhmen und Mähren in einen neuen Bund zusammen, die Katholiken vereinten sich zu einem Gegenbunde, die Spaltung ging bis ins Innerste der Familien, die angefachten Leidenschaften drängten zu blutiger Katastrophe und die Szenen des 16. August 1419 in Prag inauguirten einen Bürger- und Religionskrieg, der durch 16 Jahre Böhmen und seine Nebenkänder mit allen Schrecken heimsuchte.

König Wenzel starb aus Wuth über die Ereignisse. Viele czechische Herren und Ritter, darunter auch Johann Krussina von Lichtenburg auf Arnau, hielten anfangs noch zu Wenzels Nachfolger Sigismund und sandten der Stadt Prag Fehdebriefe zu. Aber die strengen Maßregeln, welche Sigismund gegen die Czechen ergriff, besonders indem er gegen dieselben einen förmlichen Kreuzzug ausschrieb, warfen die größte Anzahl der Barone den Pragern und der exaltirten Partei unter Žižka in die Arme.

Auch die Brüder Hynek und Johann Krussina von Lichtenburg waren unter diesen Herren und wurden Hauptleute der Prager. Hynek war Anführer jenes auf einem Hügel bei Hohenbruck — Dreb genannt — versammelten bewaffneten Volkes, welches von da in den Bunzlauer Kreis zog, das stark befestigte Kloster Münchengrätz mit Sturm nahm, plünderte und zerstörte und am 2. Mai 1420 einen feierlichen Einzug in Prag hielt.

Hier wurde Hynek sogleich zum Oberbefehlshaber der gesammten Truppenmacht der Prager ernannt, schlug am 1. November d. J. den Kaiser Sigismund bei St. Pantaz vor Prag und zwang hierauf den Bischof zur Uebergabe. Am 5. November erließen beide Brüder Lichtenburg mit Viktorin von Podiebrad, Hynek von Waldstein und der Gemeinde Prag eine Aufforderung an das gesammte böhmische Volk, sich mit ihnen gegen Sigismund zu verbünden, da man Alle, welche zu diesem hielten, als Feinde behandeln werde.

Zwistigkeiten zwischen den Pragern und den Taboriten bewogen hierauf den Hynek, seine Stelle niederzulegen und sich auf seine Güter zurückzuziehen; aber schon im April 1421 sehen wir ihn wieder als Oberanführer des vereinigten Heeres der Prager und der Taboriten, welches auszog, das östliche Böhmen und Mähren dem Kaiser Sigismund zu entreißen. Viele Städte und Vesten ergaben sich freiwillig oder wurden mit Sturm genommen, darunter auch die Beste Lichtenburg, die Stammburg der Lichtenburger, welche sich seither in fremdem Besitze befunden hatte und nun dem Hynek zurückgegeben wurde.

Am 10. Mai 1421 schloßen die Stadt Prag und die Hauptleute ihrer Partei, unter welchen wieder die Brüder Hynek und Johann, letzterer mit dem Beisatze: „gefessen auf Arnau“ (seděním na Hostinném), aufgeführt werden, mit den Kuttenbergern ein Uebereinkommen dahin, daß jene Insassen von Kuttenberg, welche den vier Prager Artikeln nicht beitreten wollen, nach einem Vierteljahr aus der Stadt abziehen sollen.<sup>5)</sup> Fünf Tage später eroberten die vereinigten Prager und Taboriten unter Anführung der zwei Brüder die den Hussiten feind-

4) Schmidt Geschichte der Deutschen 6. Band p. 140.

5) Archiv český: Zápisy pražské obecní od roku 1421 Nr. 14.

liche, damals deutsche Stadt Jaromir und verfuhrten gegen die Einwohner mit großer Grausamkeit 21 Priester, darunter der Probst Stephan, wurden verbrannt und viele Einwohner, trotz der Zusage freien Abzuges, von den Taboriten, „die sich nicht halten ließen,“ theils verbrannt, theils in der Elbe ertränkt. 6) 7) 8)

Nach dem Falle von Jaromir ergab sich die Stadt Königinhof freiwillig, Trautenau aber wurde mit Sturm genommen und verbrannt.

Wie kritisch und voll Drangsal mag damals die Lage von Arnau gewesen sein! Es ist zwar zweifelhaft, ob die Stadt zu dieser Zeit noch im gemeinschaftlichen Besitze beider Brüder von Lichtenburg war, da Hynek, der in einem Streite zwischen Peter Czuch von Nawarow (dem Besitzer von Langenau) und Henik von Waldstein und auf Skal als Herr von Arnau (Hincó Crussina de Hostinne) intervenirte, 9) 1420 sich nur mehr „Herr auf Rumburg,“ sein Bruder Johann aber „Herr auf Arnau“ nennt; jedenfalls war die Stadt wenigstens Einem der hussitischen Anführer unterthan. Als katholische und als deutsche Stadt den Hussiten verhaßt, konnte sie im besten Falle nur wegen des pekuniären Interesses ihres Herrn Schonung erwarten, jeden Augenblick in Gefahr, daß der Fanatismus der Hussiten die Rücksicht für den Anführer bei Seite stieß oder dieser selbst dem Eifer für die neue Lehre seine pekuniären Interessen opferte. Wahrscheinlich mußten aber die Arnauer Kriegsdienste leisten und mit den erbitterten Feinden ihres Stammes und Glaubens unnatürlich gepaart bei Prag, Kuttenberg, Jaromir und Trautenau gegen die eigenen Stammgenossen und Glaubensverwandten kämpfen.

Leider fehlen hierüber alle Nachrichten; wenn aber erzählt wird, 10) daß nach der Eroberung von Trautenau die benachbarten Städtchen und Burgen sich ohne Widerstand den Hussiten unterwarfen und feierlich das Bekenntniß der Prager annahmen, so kann dieses von Arnau nicht gemeint sein, welches wegen anderer, oben angeführten Umstände damals von Angriffen der Hussiten verschont blieb, sich aber nie zu den Prager Artikeln bekannte, — nicht vor dem Falle von Trautenau, weil den Bürgern die Lehre des Johann Hus, des Haupturhebers der Uebel, die sie nun erdulden mußten, verhaßt war; nicht nach dem Falle von Trautenau, weil sonst die Ereignisse von 1424, deren wir sogleich gedenken werden, nicht eingetreten wären.

Auch in der Folge blieben die Arnauer dem Katholizismus getreu, bis von Deutschland her Luthers Lehre sich auch in Böhmen Bahn brach; Zeuge dessen ist der Umstand, daß 1526 der Arnauer Pfarrer zugleich Dechant des Kreises war, 11) was unmöglich gewesen wäre, wenn Stadt und Kirche dem Utraquismus gehuldigt hätten. Was allensfalls von utraquistischen Elementen vorhanden war, darf man mit Zuversicht den in die Stadt eingesprengten Tschechen, die doch immer nur in sehr kleiner Anzahl blieben, zuschreiben.

Inzwischen waren noch im Mai 1421 die schlesischen Fürsten und Städte auf Sigismunds Betrieb in Böhmen eingebrochen und hatten Polic verbrannt und die Gegend von Trautenau bis Nachod verheert. Der Landtag in Czaslau (Juni 1421), welcher Ordnung und Ruhe im Lande herstellen sollte, ernannte Regenten und Verweser der Krone und des Königreiches, — unter diesen auch

6) Aehnlich verfuhrten die Taboriten mit der Stadt Deutschbrod (10. Jänner 1422), indem sie während der beiderseitigen Unterhandlungen sich in die Stadt schlichen und alle Einwohner umbrachten, so daß die Stadt sieben Jahre lang wüst lag. — Palacky hat daher Unrecht, wenn er bei Erzählung ähnlicher Gräuelt, welche die Deutschen nach der Einnahme von Chotěboř begingen, die Behauptung aufstellt: „Die Taboriten hätten sich nie eine solche wortbrüchige Handlung zu Schulden kommen lassen. Palacky Gesch. III. 2. Abth. p. 216. — 7) Ibid III. 2. Abth. p. 274. — 8) Ibid. p. 199.

9) Lehentafel tom. 19. p. 449.

10) Palacky Geschichte III. 2. Abtheilung p. 216.

11) Arnauer Stadtbuch von 1478.



den Hynek Krussina von Lichtenburg, — welche bis zum St. Wenzelstage unumschränkte Gewalt haben sollten; zugleich erließ er gegen die Schlesier ein Aufgebot, das sich bei Nachod sammelte und hinter den Schlesiern in deren Land einbrechen wollte. Allein Hynek Krussina und Cenek von Wartenberg wollten ihre Leute nicht weiter ziehen lassen und gaben dadurch dem Argwohn Raum, daß sie es mit den Hussiten nicht aufrichtig meinten <sup>12)</sup>.

In der That sagten sich, als die Macht des Prager Pöbels immer mehr wuchs, gleichzeitig Sigismund große Zurüstungen zur Unterwerfung des Landes machte und die schlesischen Fürsten im Oktober abermals bewaffnet ins Land stellten, die genannten Barone und mit ihnen noch viele der Vornehmsten von den Utraquisten los und erkannten Sigismund als ihren Herrn an.

Hierüber erbittert überfiel Žizka, nachdem das Jahr 1422 die Hussiten anderwärts beschäftigt hatte, im April 1423 die Barone unter Cenek von Wartenberg bei Horic und die Prager unter Hynek Krussina von Lichtenburg und andern Herren am 4. August bei Königgrätz und schlug sie beide Male aufs Haupt. Unter den Baronen, die bei Horic gegen die Hussiten kämpften, soll auch Heinrich von Turgaw auf Gradlitz und Arnau gewesen sein. <sup>13)</sup> Es müßte also Arnau zu dieser Zeit von den Lichtenburgern in den Besitz der Turgauer zurückgelangt sein. Ob dieses richtig ist, läßt sich nicht mehr erweisen. In der böhmischen Lehentafel, die den Kauf von 1415 enthält, kommt von dieser Besitzveränderung nichts vor, die böhmische Landtafel aber ist bekanntlich 1541 verbrannt. Es scheint aber auch, daß überhaupt während des ganzen Hussitenkrieges keine Eintragung in die öffentliche Bücher stattfand.

Mag nun 1423 der Besitzer von Arnau ein Turgauer oder ein Lichtenburger gewesen sein, jedenfalls war er ein Gegner der Hussiten und die Arnauer mögen somit auch diesesmal — und gewiß williger als vorhin — mit ihrem Herrn in den Kampfe gezogen sein.

Die Hussiten unterließen nicht, ihnen dafür den Gegenbesuch zu machen. Man hatte zwar auf dem großen Landtage in Prag (Oktober 1423) zwölf Landesverweser, darunter auch Hynek Krussina von Lichtenburg, gewählt, die während des Waffenstillstandes, der bis 11. November 1424 dauern sollte, das Land gemeinschaftlich zu verwalten und zu beruhigen hatten. Aber Žizka lehnte sich nicht daran. Zum Neujahr 1424 warf er sich, eben aus Ungarn zurückgekehrt, auf mehrere böhmische Herren und schlug sie bei Skalitz. Hierauf rückte er gegen das Gebirge vor und lagerte sich am Faschings-Sonntag (die solis Bacchanalia praecedente) vor Arnau, das er sogleich mit gewohnter Heftigkeit berannte. Seine Angriffe wurden kräftig zurückgeschlagen und unter andern auch sein Feldkaplan (am Fiebig) getödtet. <sup>14)</sup> Ein alter Schriftsteller <sup>15)</sup> bemerkt launig: die Bürger hätten mit den Taboriten ein gar sonderbares Gastmahl gehalten, indem sie diesen solche Beckerbissen aufstaketen, daß einige Hunderte daran erwürgten.

Eine fromme Sage erzählt: eine weiße Jungfrau sei über dem Thurm erschienen und habe die Bürger zum Kampfe ermuntert. Jedenfalls war es der religiöse Glaube und das Bewußtsein, für Herd und Familie zu kämpfen, was die Arnauer mit Todesmuth heseelte.

Als Žizka sah, daß er gegen die Stadt nichts vermochte, eilte er, seine Wuth an Mönchen und Nonnen zu kühlen. Er zerstörte von Grund aus das kleine Cisterzienserkloster zu Mönchsdorf und das Jungfrauenstift St. Elisabeth in Starfenbach, zog dann gegen Mlázowic, dessen Bewohner ihm vergeblich zu

12) Palacky Geschichte III. 2. Abtheilung p. 245 und 246.

13) Bienenberg Alterth. I. p. 53. Balbin Epitome IV. p. 453, vgl. auch Schallers Topographie.

14) Mündliche Ueberlieferung. Arnauer Kirchengedenkbuch.

15) Theobald jun. in bello hussitico 1621.

widerstehen wagten und zusehen mußten, wie Žižka ihren Gutsheern Černin in Stücke hauen ließ.

Der Rhodiserritter Zdenko I. von Waldstein soll die Vertheidigung von Arnau geleitet haben,<sup>16)</sup> an der auch die Kreuzherren von Trautenau thätigen Antheil genommen haben mögen. Die Hussiten hatten ihnen das Spital und die Kirche zu Alt-Trautenau, welche ihnen 1313 Johann von Wartenberg errichtet hatte, verbrannt und so warfen sie sich wahrscheinlich von Trautenau in das nahe wohlbesetzte Arnau. Dies ist um so mehr anzunehmen, als Trautenau, Königshof und Jaromir seit 1421 und noch 1434 unter die Orte gehörten, die es mit den Hussiten hielten.<sup>17)</sup>

Jedenfalls waren die Arnauer nicht ohne kriegserfahrene Anführer und Ge-  
nossen; wie hätten sie sonst einem so gefürchteten und sieggewohnten Feinde wider-  
standen!<sup>18)</sup> <sup>19)</sup>

Das kleine Kloster zu Mönchsdorf soll schon im 13. Jahrhunderte bestanden haben und dem heiligen Prokop gewidmet gewesen sein. Es war eine der vier dem berühmten Cistercienserstifte Opatowic unterworfenen Präposituren.<sup>20)</sup>

Die Zugehörungen desselben: den Grundbesitz in der Nähe von Arnau, die Dörfer Slemen, zwei Ždernic, Kuncic, Chota und in Borowic drei Unterthanen sammt Wäldern, Bächen, Zinsen u. s. f. verschrieb Kaiser Sigismund zugleich mit den zum Kloster Opatowic gehörig gewesenen Dörfern Cista und Kalna 1436 dem Krussina von Lichtenburg (offenbar dem Hynek, der damals Arnau besaß) um 800 Schock Prager Groschen.<sup>21)</sup>

In der Kirche zu Kalna befanden sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Marienbild und eine Glocke angeblich aus dem Mönchsdorfer Kloster.<sup>22)</sup> Merkwürdiger Weise thun weder die Arnauer Gedenkbücher noch sonstige Akten des Rathsarchives der für die Stadt so rühmlichen Belagerung durch die Hussiten Erwähnung; dagegen erhielt sich die Erinnerung an das Kloster zu Mönchsdorf durch vier Jahrhunderte und bis zum heutigen Tage, wozu freilich schon der Name der Ortschaft beitrug. Die heutige Gutmuthsbrücke führte bis ins 18te Jahrhundert den Namen: „Klosterbrücke“ und die Arnauer Contractenbücher sprechen häufig von Grundstücken ober- und niedwärts der Klosterbrücke.

Seit jenem unglücklichen Kampfe bei Horic verschwindet der Name der Tur-  
gauer aus der Geschichte. Sie sollen gleich so vielen andern edlen Geschlechtern

16) Czerwenka: Splendor et gloria domus Waldsteiniana 1673.

17) Bartoss, bei Dobner Monum. I. — vergl. Balbin Epitome p. 321, der nur darin Recht hat, daß die Kreuzherren nicht loci domini in Arnau waren. Siehe auch über die Kreuzherren Dobner Urkunden p. 236 und Balb. Boëmia sancta.

18) Balbin. Misc. III. p. 90 sagt: Summa est arcis illius gloriæ, quod a Žižka, tam felici alias duce, maximis viribus oppugnata, expugnari non potuerit. Die Belagerung setzt er hier auf den 3. oder 6. Jänner, in Boëm. sancta aber richtiger auf den 5. März. So auch Hohn (Art. Arnau) v. 1777.

19) Das Schloß wurde 1835 in eine Maschinenpapierfabrik umgewandelt. Bei dem durch eine Feuersbrunst veranlaßten Umbau derselben fand man im Jahre 1860 an der Stelle des ehemaligen Wallgrabens in einer Tiefe von 27 Fuß steinerne Kugeln, Streitärte u. dgl., welche aus dem 15. Jahrhunderte, somit wahrscheinlich von der Belagerung von 1424 herrühren.

20) Dobner Monum. IV.

21) Palacký: Archiv český. E. J. Registra zápisův. Nr. 221. — Balbin. Misc. p. 156 behauptet: Mönchsdorf habe zu dem Mönchengräber Kloster, das nach Dobner ein Benediktinerstift war, gehört; allein Dobner, aus dessen Monum. Obiges entlehnt ist, schöpfte aus den Mittheilungen des Opatowicer Abtes Neplacho. — Neben Mönchsdorf waren nämlich noch Präposituren Grissau 1240 gestiftet von Heinrich dem Dritten, Herzog von Schlesien und Polen, dann Neumark und Wahlstadt in Schlesien, beide gestiftet von der h. Hedwig, Herzogin von Schlesien. Opatowic wurde 1425 von den Hussiten verbrannt und die meisten Mönche grausam ermordet. Der Abt mit Wenigen rettete sich nach Neumark, wo er und seine Nachfolger noch bis 1537 den Titel: „Erzbäbe von Opatowic“ führten.

22) Arnauer Kirchengedenkbuch und Schallers Topographie.

wegen des noch fortwährenden Religionskrieges ins Ausland gezogen sein. Nicht einmal ein Leichenstein in der wahrscheinlich von ihnen gestifteten Kirche in Arnau spricht von ihrem Leben und Wirken zu den Nachkommen, bei welchen ihr Andenken längst erloschen ist und aus wenigen Urkunden, wie verblichene Züge von Urahnern, den Geschichtsforscher anblickt. Möglich, daß die im Lande gestorbenen Herren von Turgau ihre Ruhestätte zu Gradlitz oder gleich Vielen des benachbarten Adels in der 1356 von Arnest von Pardubitz gestifteten und 1421 von den Taboriten zerstörten Augustiner-Klosterkirche unserer lieben Frau in Jaromitz — eine der prachtvollsten des Landes — gefunden haben.<sup>23)</sup>

Wie viel des Ungemachs Arnau während des weitem Verlaufes des Hussitenkrieges erlitten hat, läßt sich wegen Mangels schriftlicher Nachrichten nicht erweisen. Die Kriegsfurie wandte sich häufig nach andern Gegenden, doch streiften die Züge der Schlesier, welche 1425 die Gegend von Nachod bis Trautenau verheerten, — jene der Hussiten, von denen 1427 eine Abtheilung über die Laußitz nach Schlesien und von da heutebeladen über Trautenau nach Böhmen, eine andere von Königgrätz bis über Königinhof vordrang, endlich der Zug der Hussiten nach Landshut i. J. 1430 theils an, theils sogar durch das Gebiet von Arnau.

Die Arnauer theilten daher gewiß die allmählig selbst unter den Utraquisten überhend nehmende Sehnsucht nach Frieden, welcher denn auch nach langen Verhandlungen, nachdem gegen Ende 1433 die Basler Compactaten waren bekannt gemacht und vom größern Theile der böhmischen Nation angenommen worden, und nach der im nächsten Jahre erfolgten Vernichtung der hussitischen Hauptmacht durch den böhmischen Adel — endlich in dem verödeten und verarmten Lande verkündigt wurde und die allgemeine Anerkennung Sigismunds als König von Böhmen zur Folge hatte.

Arnau hatte während dieser Periode mehrmals seine Besitzer gewechselt. Zunächst wird als solcher ein Glied des altberühmten Geschlechtes der Herren von Hasenburg (Zajicowe z Hazmburku) genannt, welche in Böhmen das Erbtruchseßamt bekleideten und durch großen Besitz und hohe Staatswürden hervorragten. Ihre Grabstätte hatten sie in dem von ihnen gestifteten Kloster Dstrow,<sup>24)</sup> in dessen Büchern beim Ableben des Oberstlandrichters Nikolaus Zajic von Hasenburg und Kost bemerkt wird, daß er seiner Gemahlin Eliffka von Kolbic zu ihrer Abfertigung sein Gut vermacht habe und daß dessen unter andern Zeuge gewesen Ulrich von Waldek und auf Arnau (Oldřich z Waldeka na Hostinnicých Zajicz).<sup>25)</sup>

Beigefügt ist: „a to se dalo 1425“ (und dies wurde gegeben 1425). — Da aber der genannte Oberstlandrichter in der Schlacht bei Prag fiel,<sup>26)</sup> kann sich die Jahreszahl 1425 wohl nur auf die Herausgabe der Abfertigung beziehen, und es müßte also die Herrschaft des Ulrich über Arnau schon in das Jahr 1420 oder noch früher fallen, was auch nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

1433 erscheint in einer Schuldverschreibung des Johann von Chotenic Johann von Lichtenburg auf Schloß Aderspach und Arnau als Zeuge, ohne Zweifel derselbe, dessen bereits oben mehrmals erwähnt wurde.<sup>27)</sup>

Im folgenden Jahre wird in einer Urkunde, worin Jaroslav von Hasenburg seiner Gemahlin ve Mitgift (wěno) verschreibt, als dazu seine Einwilligung gebend Ulrich von Waldek auf Arnau gefessen (Oldřich z Waldeka seděnim v Hostinnicých) angeführt. Der zweimalige Besitz Ulrichs dürfte wohl nur ein Pfandbesitz gewesen sein. Die böhmische Lehentafel kennt ihn nicht.

23) Bienenberg Alterth. III.

24) Czerwenka Gloria et splendor.

25) Paprocky Diadochos von 1302.

26) Palacký dějiny české.

27) Bienenberg Alterth. II. p. 7 und Paprocky de statu domin. p. 367.

Nach dem Hussitenkriege finden wir wieder den Hynek Kruffina von Lichtenburg und Kumburg im Besitze von Arnau, welches 1437 zum erstenmal als königliches Erblehen (*hereditas omagialis*) und zwar mit folgenden Bestandtheilen in der böhmischen Landtafel erscheint: <sup>28)</sup>

Die Stadt mit der Beste, bestifteten Häusern (*curiis araturarum*), Wirthshäusern, Kleinhäusern (*subsidiis*), Mühlen und dem Kirchenpatronat; das ganze Dorf Hermanseifen mit seinen Bauernhöfen und dem Kirchenpatronat; das ganze Dorf Lauterwasser; das ganze Dorf Proseczna (Proschwitz); mehrere Bauernhöfe in Arnsdorf; alle dazu gehörigen Wälder, Flüsse und Freiheiten.

In diesem Umfange ging das adelige Erblehen auf alle folgenden Besitzer von Arnau über, bis das Ganze wieder allod wurde. Hynek war zwar noch immer eifriger Kalixtiner, hatte sich aber — wie oben erwähnt — schon 1421 mit den Hussiten überworfen und war in die Dienste Sigismunds getreten, für dessen Sache er auch seitdem (z. B. am 11. März 1429 mit den Königgräzern) gekämpft hatte.

Sigismund unterließ nicht, sobald er in Böhmen zur Macht gelangt war, die Dienste Hyneks zu belohnen. Er verpfändete ihm 1436 (wie erwähnt) mehrere Klostersgüter in der Nähe von Arnau und 1437 um 2000 Schock Stätchen und Herrschaft Miletin, <sup>29)</sup> verließ ihm nach dem Tode des Johann Kossik von Komniz die Burg Komniz und das Städtchen Alt-Komniz mit der dazu gehörigen Dörfern, dann Antheile an der Burg Rychnenburg u. a. m. <sup>30)</sup> Nebstdem besaß Hynek auch die Herrschaft und Beste Kumburg und das Schloß Abersbach. <sup>31)</sup> Die Gelegenheit zu der bedeutendsten Erwerbung bot sich ihm, als er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin sich mit Anna von Koldicz, der Witwe des 1435 verstorbenen Herrn Pota von Czastalowie, vermählte.

Pota hatte für seine treuen und ausgezeichneten Dienste von Kaiser Sigismund nach dem Tode des gegen die Hussiten kinderlos gefallenen Herzogs von Münsterberg das Fürstenthum Münsterberg und die Herrschaften Albrchtic und Pottenstein, später Glaz, Landek, Hawelswerd, Frankenstein, Wünscheburg und das Kloster Kamenec in Pfandbesitz erhalten, und hinterließ bei seiner Tode nur einige Töchter, von deren Vormündern Hynek Kruffina nun alle diese Güter kaufte. <sup>32)</sup>

Der Besitz so vieler großen Herrschaften und seine politische Stellung machten Herrn Hynek zu einem der hervorragenden Barone des Landes. Als solcher intervenirte er auf dem Landtage zu Caslau 1441 zu Gunsten des unruhigen Johann Kolda von Zampach, Herrn auf Nachod; auch der Geleitsbrief König Friedrichs vom 12. Febr. 1447 zählt ihn unter den Vornehmsten auf, welche als Vertreter des Königreichs zu dem großen Tage in Wien (Michaeli 1447) abgeordnet wurden, um zur Herstellung von Ruhe und Ordnung im Lande nitzuwirken.

Der Friede von 1436 war nämlich keineswegs eine Wahrheit geworden. Einerseits wurden die Zusicherungen des Basler Concils nur unvollkommen erfüllt, andererseits war das Land noch immer in religiöse Parteien zerrissen, die sich gegenseitig mit Groll und Mißtrauen beobachteten. Dazu kam das frühzeitige Absterben Albrechts II. (1439) und eine Fluth von Streitigkeiten über die Person seines Nachfolgers, wobei Jeder seine Ansicht mit Worten und Waffen zu verfechten bemüht war. Man einigte sich wohl endlich in der Anerkennung des nachgeborenen Ladislaus und in der Wahl zweier Reichsverweser, aber dem

28) Lehntafel tom. 61. p. 274.

29) Archiv český Nro. 220.

30) Lehntafel tom. 15 Fol. 36 und Archiv český Nro. 227 Lehnt. tom. 16 Fol. 21 und tom. 23 p. 179.

31) Palachy Geschichte IV. 1. Abtheilung. p. 177.

32) Ibid. p. 350.

neuerdings erwachten gefezlofen Zustande des Landes und den unzähligen Privatfehden konnten auch die Reichsverweser nicht abhelfen.

Hynek Kruffina von Lichtenburg gehörte auch unter Diejenigen, welche ihre Waffen nicht müffig in der Rüstammer verrosten ließen.

Vorzüglich waren es Personen und Sachen der Familie Czastalowie, die ihm Stoff zu Streit und Hader gaben. Einer von den Männern des Breslauer Bischofs, Sigmund von Reichenau, hatte eine der nach Herrn Puta von Czastalowie hinterbliebenen Töchter geraubt und ihr Gewalt angethan. Hynek von Lichtenburg, ihr Stiefvater, fiel deshalb 1441 in Schlesien ein und quälte die Bewohner, bis mit Hilfe des Bischofs der Verbrecher zur Strafe gezogen wurde.<sup>33)</sup>

Bald nachdem Hynek den Schimpf seines Hauses gerächt hatte, erhob sich in seiner eigenen Familie Krieg. Eine von Puta's hinterlassenen Töchtern — Katharina — that Einspruch dagegen, daß Hynek die Güter ihres verstorbenen Vaters gekauft hatte, und Wilhelm Herzog von Troppau, Gemahl der Salome, einer andern Tochter Puta's, wurde 1443 sogar als Herr im Fürstenthum Münsterberg anerkannt. Hynek unternahm daher viele Feld- und Raubzüge nach Schlesien, die den Bewohnern endlich so lästig wurden, daß mehrere Fürsten und Städte Schlesiens 1447 Geld zusammenschossen und nebst andern Burgen, von denen herab sie beschädigt und beraubt wurden, z. B. Schaglar und Skal, auch das dem Hynek gehörige Schloß Aldersbach kauften und von Grund aus zerstörten.<sup>34)</sup> Die Arnauer mögen daher auch unter der Herrschaft Hyneks das Waffenhandwerk nicht verlernt haben; gab es ja doch selbst in nächster Nähe Anlaß zu Streit und Klagen. 1437 klagte Hynek den Peter Czuch von Nawarow und auf Langenau wegen des Schadens, den ihm dieser auf seinem Erbgute Arnau durch Nichtzahlung einer Schuld und durch Verjagung von Leuten zugefügt hatte und den Hynek auf 300 Mark Silber schätzte.<sup>35)</sup> Und wie viele Fehden und Bedrückungen, besonders des Bürgers und des Landmannes, mögen in der langen Periode von 1419 bis 1454, in welcher der Janustempel immer offen stand, und die Gerichtshöfe fast immer geschlossen waren, vorgefallen sein, deren kein Geschichtschreiber erwähnt, da sich dergleichen bürgerliches Elend in unruhigen Zeiten von selbst versteht.

Hynek hatte 1437 seiner ersten Gemahlin Anna von Hasenburg auf den Lehen von Arnau die Summe von 200 Schock Prager Groschen als eine Vermehrung jenes Heiratsgutes von 1000 Schock eintragen lassen, das er ihr bereits auf seinen frei eigenthümlichen Gütern landtäflich versichert hatte.<sup>36)</sup>

1446 verpfändete er der Anna von Czastalowie, Tochter des verstorbenen Pnotho von Czastalowie, für eine Schuldforderung von 1000 Schock die Stadt Arnau und die übrigen Lehengüter dabei<sup>37)</sup> und löste dieses Pfand zeit lebens nicht wieder ein; Anna von Czastalowie verschuldete aber diese Güter wieder, indem sie dieselben für eine Schuld von 1000 Schock schon 1446 ihrer Mutter Anna von Coldicz und dem Hassel von Waldstein und Welys, — 1452 für 1000 Schock ihrer genannten Mutter und dem Przibiko genannt Zbrzyhd von Mostek und für 500 Schock ihrem Gemahle Ulrich von Hasenburg als Hypothek bestellte.<sup>38)</sup>

Hynek Kruffina von Lichtenburg starb 1454.<sup>39)</sup> Er hatte noch kurz vor seinem Tode seiner zweiten Gemahlin Anna von Coldicz auf die Forderung von

33) Palachy Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 63.

34) Ibid. p. 350 und p. 177.

35) Lehentafel tom. 19 p. 225.

36) Ibid. tom. 61 p. 274.

37) Ibid. tom. 61 p. 348.

38) Ibid. tom. 25 Fol. 10. 23. und 25.

39) Ibid. tom. 16 Fol. 21.

9600 Schock, welche für ihn auf Burg und Stadt Kladsko, dann auf Burg und Stadt Frankstein hafete, einen Betrag von 3100 Schock als Mitgift angewiesen.<sup>40)</sup> — Nach seinem Tode beerbte sich sein Sohn erster Ehe, Wilhelm Krassina von Richtenburg, die Lehengüter Arnau, Hermanseifen u. s. w. von der Pfandinhaberin Anna von Czastalowie wieder einzulösen.<sup>41)</sup> Derselbe erhielt zwar nebst andern Gütern auch von König Ladislaus 1454 in der Nähe von Arnau das Zugehör zum Gerichte in Mohren (omne jus quod competit in iudicatu, vulgariter Richta in Jawornik), bestehend in verschiedenen Grundstücken in Wernsdorf, Rottwitz und Kezelsdorf;<sup>42)</sup> — dennoch verkaufte er noch im nämlichen Jahre Arnau und die dazu gehörigen Dörfer um 1300 Schock an seine Stiefmutter Anna von Coldicz,<sup>43)</sup> und alle aus dem Nachlasse des Puta von Czastalowie herrührenden Güter um die Pfandsumme von 23.400 Schock an Herrn Georg von Poděbrad.<sup>44)</sup>

Die Herren von Coldicze (Coldicz) waren zwar aus meißnischem Stamme entsprossen, aber schon vor längerer Zeit in Böhmen eingewandert, wo sie durch mehrere Jahrhunderte zu den vornehmen Familien des Landes zählten und in der Geschichte jener Zeiten sehr häufig und rühmlich genannt werden. Ein Thimo von Coldicz stand bei den Königen Johann und Karl in hohen Aemtern und Würden, und derselbe oder ein gleichnamiger war Bischof von Meissen, Rath König Wenzels IV. und einer von dessen Bevollmächtigten auf dem Concil zu Pisa. Albert von Coldicz, der Vater unserer Anna, erscheint schon 1407 als Hoflehenrichter von Böhmen, als welcher er auch noch 1437 dem Gerichte, das König Sigismund auf dem Prager Schlosse hielt, bewohnte.<sup>45)</sup> Während des Hussitenkrieges hielt er unerschütterlich treu zum Katholicismus und zur königlichen Partei, — als königlicher Vogt der obern Lausitz (oder wie man damals sagte: der Sechsstädte) schlug er im Verein mit Hans von Polenski, dem Vogte der Niederlausitz, am 11. November 1428 bei Reichenberg die Waisen, welche, um Proviant zu holen, ins Zittauer Gebiet eingedrungen waren;<sup>46)</sup> dafür verbrauchten die Hussiten 1430 seinen Stammsitz Coldicz in Meissen, so wie sie auch schon seine Besitzungen in Böhmen, Bilin und Krupfa sammt dem umliegenden Gebiet, verwüstet hatten.<sup>47)</sup> Noch 1442 auf dem großen Landtage in Prag erschien er als einer der drei Gesandten der Königin Elisabeth, Witve Kaiser Albrechts II., um für die Rechte der Königin und ihres unmündigen Sohnes Ladislaus seine Stimme zu erheben. Er starb 1448.<sup>48)</sup> Anna von Coldicz verpfändete ihre Lehengüter Arnau, Hermanseifen, Lauterwasser, Proschwitz und Arnsdorf 1454 für 1300 Schock ihrer Mutter Anna von Zahdow und von Coldicz und ihren Töchtern Salome, Anna, Katharina, Euphemia und Regina.<sup>49)</sup> Im selben Jahre erhob sie auch Ansprüche auf die böhmischen Besitzungen ihres Vaters als dessen nicht abgefertigte Erbin und wurde 1456 rücksichtlich derselben von ihrem Vetter Hanus von Coldicz befriedigt.<sup>50)</sup>

Im Gedächtnisse der Arnauer verdient Anna vorzüglich wegen der unter ihrer Mitwirkung stattgefundenen Spitalstiftung erhalten zu werden. Zu ihrer

40) Arch. česk. II. Band. Registr. zap. Nro. 576.

41) Lehentafel tom. 61 p. 348.

42) Ibid. tom. 26 p. 86.

43) Ibid. tom. 22 p. 49 und tom. 61 p. 404.

44) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 350.

45) Bartoss. Chron.

46) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 221 und III. p. 469.

47) Balbin. Epit. IV. p. 475.

48) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 72 und 221.

49) Lehentafel tom. 61 p. 405.

50) Ibid. tom. 22 p. 45 und 118 tom. 61 p. 416.

Zeit baute nämlich ein böhmischer Edelmann Lewa von Czirekovicz vor dem Niederthore der Stadt Arnau ein Spital. Mit Stiftungsurkunde <sup>51)</sup> von 1458 Montag vor Mariä Himmelfahrt dotirte er dasselbe mit einem aus seinen Gutsrenten (s komornieho) zu zahlenden jährlichen Beitrage von zwölf Schock und empfahl den Bürgermeistern, Rätthen und der Gemeinde von Arnau die Stiftung aufrecht zu erhalten und im Spital armen, nothleidenden und mühseligen Leuten den Unterhalt zu geben. Er selbst versprach das Spital zu schützen und zu schirmen, seine Söhne Jan Gessel und Burian aber verbanden sich zur ungetheilten Hand, diese Stiftung ihres Vaters und die Verbindlichkeiten desselben nach seinem Tode im ganzen Umfange aufrecht zu halten.

Anna von Coldicz als Erbfrau der Stadt und Herrschaft Arnau gab mit Urkunde <sup>52)</sup> dd. 1458 Mittwoch vor Lichtmess zu dieser „nothwendigen, ehrbaren und nützlichen“ Stiftung, nachdem auch „die königliche Majestät (König Georg von Poděbrad) dieses Spital beschenkt habe (obdarowal)“, wie der königliche Majestätsbrief ausweise, <sup>53)</sup> ihre Einwilligung und befreite das Spital, seine gegenwärtigen Einkünfte und seine künftigen Erwerbungen von allen Abgaben an die Herrschaft, in ihrem Namen und im Namen aller Herrschaftsnachfolger.

Als Zeugen erscheinen in dieser Urkunde die Schwieger söhne (zieti) der Anna von Coldicz: die Brüder Johann und Ulrich von Hasenburg, dann Wilhelm Kruffina von Lichtenburg und Kumburg, Niklas Zylwar von Brzecztein <sup>54)</sup> u. a. Welche Motive den böhmischen Edelmann bestimmt haben, diese wohlthätige Stiftung in einem deutschen Orte zu errichten, ist nirgends ersichtlich. Das Spital hatte sich auch in der Folge mancher Vermehrungen seines Vermögens durch fromme Leute zu erfreuen. So ließ der alte Hans Zylwar von Altbuch 1494 demselben durch Johann Rozitt von Kotwitz zehn Schock Groschen geben mit der Widmung, dieselben auf Zins auszuleihen und damit armen Leuten und armen Schülern zu helfen. Ein Herr Pocke schenkte 1483 von seinen zwei Gärten den obern dem Spital vor dem Niederthor. <sup>55)</sup> Anna von Coldicz starb 1467 den Sonntag vor Mariä Reinigung und wurde in der Stadtkirche vor dem Hochaltar begraben, woselbst bis vor wenigen Jahren der große ganz schmucklose Grabstein mit folgender Umschrift zu sehen war: „Ano domini millesimo CCCCLXVII. pso (ipso) doico (dominico) festo purificationis Marie pxio (proximo) obiit genrosa dna (domina) Ana d'Coldicz hēdissa (heredissa) hujus civitatis.“ <sup>56)</sup>

Anna's hinterbliebene Töchter: Frau Anna von Czastalowic, Frau Euphemia und Jungfrau Regina von Lichtenburg ließen sich durch die Lehentafel in die mütterlichen Erbgüter einführen, verkauften aber gemeinschaftlich mit der Schwester Salome Fürstin von Troppau noch im nämlichen Jahre (1467) die Güter mit königlicher Bewilligung an die Brüder Ulrich und Johann von Hasenburg und Kost um 2000 Schock böhmische Groschen. <sup>57)</sup>

Diese Herren waren, wie berichtet wird, <sup>58)</sup> die Söhne Nikolaus des II. von Hasenburg, der nach dem kinderlosen Ableben Jbhnieks von Hasenburg die Herrschaft

51) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.

52) Ibidem.

53) Dieser ist nicht mehr vorhanden.

54) Brekstein, später Silberstein genannt, die Ruinen des Schlosses stehen bei Jungbuch.

55) Arnauer Stadtbuch von 1478 Fol. 9 und 12.

56) Bei der Erneuerung des Pflasters vor dem Hochaltar 1862 wurde dieser Grabstein leider vernichtet.

57) Lehentafel tom. 61 p. 405 juxta; dann tom. 5 p. 245 und 246.

58) Bienenberg Alterthümer I. Stück.

Hasenburg erbt und bei seinem Tode diese Herrschaft dem erstgeborenen Sohne Johann, dem jüngern, Ulrich, aber die Herrschaften Kost und Gradlitz hinterließ. <sup>59)</sup>

Beide Brüder hatten Töchter der Anna von Soldicz aus der ersten Ehe mit Puta von Czastolowicz zu Gemahlinen, Ulrich die älteste: Anna, Johann die jüngere, Katharina. <sup>60)</sup> Letztere scheint aber 1467 nicht mehr am Leben gewesen zu sein, da ihrer beim Verfaufe von Arnau nicht mehr erwähnt wird.

Auf der Herrschaft Gradlitz, bestehend in der Feste Gradlitz (castrum hradisstie olim dictum Hermannii Chustnik) und den Dörfern Gradlitz, Kofotowicz, Wlezkowicz, Kladrub u. s. w., ließ Ulrich 1459 mit König Georgs Bewilligung die Heiratsansprüche seiner Gemahlin per 1000 Schock eintragen. <sup>61)</sup>

Beide Brüder waren treue Vasallen der Könige Sigismund, Albrecht und Ladislaus gewesen. Ulrich war unter jenen Herren, welche 1454 nach Breslau abgeordnet wurden, um aus Anlaß der Thronbesteigung des Königs Ladislaus die Huldigung der Breslauer entgegen zu nehmen. <sup>62)</sup> Johann Zajic von Kost wurde 1454 Hoflehenrichter <sup>63)</sup> und war Mitglied jener wichtigen Commission, welcher — nachdem die Lehentafel viele Jahre geschlossen war — die Prüfung aller seit König Wenzels Tod über Güterabtretungen geschlossenen Verträge und deren Einverleibung in die öffentlichen Bücher anvertraut war.

Die Verdienste der beiden Brüder waren von König Ladislaus durch die Verleihung vieler Güter belohnt worden, womit diese ihren an sich schon bedeutenden Hausbesitz vermehrten. <sup>64)</sup>

So wünschenswerth es für die Arnauer zu jeder andern Zeit gewesen wäre, unter dem Schutze eines so mächtigen Geschlechtes zu stehen, so brachte doch die Stellung, welche die Hasenbuerge eben zur Zeit, als sie Arnau erwarben, gegenüber dem Könige Georg von Poděbrad genommen hatten, für unsere Stadt viel Mißliches. Der Hoflehenrichter Johann von Hasenburg (und wahrscheinlich auch sein Bruder Ulrich) war mit dem Oberstlandrichter Zbyněk von Hasenburg noch 1458 auf jenem Landtage in Prag gegenwärtig, auf welchem — am 2. März — Georg von Poděbrad zum Könige von Böhmen gewählt wurde; im folgenden Jahre wohnte er der Zusammenkunft des Königs in Eger mit dem Markgrafen Albrecht und dem Pfalzgrafen Friedrich bei und war auch 1461 im königlichen Heere, welches gegen den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg in die Lausitz zog. <sup>65)</sup>

Bald hierauf aber entstand jene unter dem Namen des Herrenbundes bekannte Vereinigung böhmischer, besonders katholischer Barone, welchen das ultraquintische Bekenntniß Georgs und die Neuerungen in der Regierung, durch die sie ihre Rechte und Freiheiten geschmälert erachteten, den Anlaß boten, sich gegen den König aufzulehnen.

An der Spitze dieses Bundes standen der Breslauer Bischof Jost von Rosenberg, Herr Zdeněk von Sternberg und die Brüder Johann und Ulrich von Hasenburg. Die letztern fehlten daher schon bei dem außerordentlichen Hoflager, welches der König im August 1462 in Prag hielt. Die Pest, welche im Herbst 1463 und im August und September 1464 in Böhmen wüthete, erhöhte noch

59) Ist dieses richtig, so sind doch die bei Wienenberg angegebenen Jahreszahlen (der Tod Zbyněks 1463, der Tod des Nikolaus 1470) irrig, da Ulrich schon 1459 Gradlitz besaß.

60) Archiv český. Reg. zápis. Nro. 219.

61) Lehentafel tom. 5 p. 49.

62) Palachy Geschichte IV. 1. Abtheilung. p. 350.

63) Lehentafel tom. 15 Fol. 38 v.

64) Johann besaß auch die Lehen Feste und Hof Nawarow mit mehreren Bauernhöfen in Langenau, dann mit den Dörfern Gessenh und Stanow, welche Lehen Johanka, die letzte Erbin nach ihrem Vater Peter Czuch von Zarada und Nawarow 1452 an Georg von Poděbrad um 1200 Schock und dieser um 1000 Schock an Nikolaus von Hasenburg (Johann's Vater) verkauft hatte. — Ibid. tom. 61 p. 376 und 377.

65) Palachy Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 28 87. und 195.



die Unzufriedenheit der Bündler, da das Ableben so vieler Güterbesitzer dem Könige vielfache Gelegenheit verschaffte, seine Macht zu vergrößern.

Die Erbitterung sprach sich zunächst in den heftigen Debatten des Prager Landtages vom Februar 1465 aus, an denen sich Ulrich von Hasenburg wesentlich betheiligte; auf dem großen Landtage im September desselben Jahres erkühnten sich die Mißvergnügten — die beiden Herren von Hasenburg auch diesmal an der Spitze — den König wegen seiner Regierungsmaßregeln zur Verantwortung zu ziehen. Darüber entstand auf dem Landtage selbst eine große Spaltung, indem andere Herren, der Ritterstand und die Städte zu Georg hielten. Dagegen fand der Herrenbund Stütze an Kaiser und Papst. Letzterer — Papst Paul II. — lud den König vor sich, that ihn, als er nicht erschien, in den Bann, entband die Unterthanen des Gehorsams gegen ihn und forderte den ungarischen König Mathias zum Kriege wider die kaiserlichen Böhmen auf. Während Mathias von den Türken noch im Schach gehalten wurde, entbrannte der Krieg bereits in Böhmen und Schlesien, und die Brüder Hasenburg, welche im Felde wie bei den Berathungen, die unter dem Voritze des päpstlichen Legaten in Breslau stattfanden, gegen König Georg äußerst thätig waren, mußten es dagegen geschehen lassen, daß dieser indessen viele ihrer Schlösser herannte und noch vor Schluß des Jahres 1467 drei derselben: Brestiw, Chwatêrub und Frimburg eroberte.

Im nächsten April zog auch König Mathias gegen Georg ins Feld. Ulrich von Hasenburg, damals Verweser der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, verabredete in Breslau mit andern Verwesern schlesischer Fürstenthümer eine Diverfion zu Gunsten des Mathias und herannte Volkshahn. Im folgenden Jahre waren Ulrich und Johann unter den böhmischen Herren, welche zu Olmütz den Mathias zum Könige von Böhmen wählten (3. Mai 1469), worauf Mathias bei Befetzung der böhmischen Landesämter den Johann von Hasenburg zum obersten Kanzler und den Ulrich zum Oberstlandrichter ernannte. Im selben Jahre wurde Johann von Mathias an den polnischen König Kasimir entsendet, um diesen (der ein näheres Anrecht auf die böhmische Krone zu haben vermeinte) wegen der Olmützer Wahl zu besänftigen.

Die Hasenburgge geriethen aber bald ins Gedränge. König Georg belagerte ihre Schlösser Dsek, Budin, Skal, Nawarow, Trosky und Kost mit großer Truppenmacht. Mathias befahl den Laufkern nachdrücklich, zur Rettung dieser Schlösser in Böhmen einzurücken; sein Feldherr Franz von Hag, der das Kloster Braunau besetzt hielt, berief zu gleichem Zwecke die Schlesier. Dies hinderte aber nicht, daß Georg den Hasenburgern die Schlösser Engelhaus und Skal wegnahm; bei Budin lief Johann sogar große Gefahr, sammt seiner Familie gefangen zu werden. Es stand zu fürchten, daß auch ihre übrigen Besitzungen, darunter Arnau, in die Gewalt Georgs gerathen würden, dessen Waffen nun fast allenthalben siegten. Es ist auch die Frage, ob Arnau und seine Umgebung nicht zu gleicher Zeit von den Söldnern des Franz von Hag zu leiden hatten, welche die Städte Jaromir, Königinhof und die Gegend bis Kicin mit Plünderung und Brandschakung heimsuchten, und (wie sie im Braunauer Kloster zeigten), zwischen Freund und Feind nicht sehr sorgfältig unterschieden.

Eben damals scheint auch der Stern der Gebrüder Hasenburg bei König Mathias im Sinken gewesen zu sein, denn Mathias enthob auf die Klagen der Schlesier den Ulrich von Hasenburg der Hauptmannschaft über die Länder Schweidnitz und Jauer.

Die Brüder Hasenburg traten daher mit König Georg in einen einjährigen Frieden und retteten dadurch ihre Schlösser; <sup>66)</sup> ohne Zweifel hätten sie sich später mit ihm ganz ausgesöhnt; da starb Georg — 22. März 1471. — Ulrich von

66) Trosky und Engelhaus liegen aber seit jenen Tagen in Trümmern.

Hafenburg folgte ihm noch vor 1474 im Tode, Johann aber lebte als treuer Vasall König Vladislaws noch 1487, in welchem Jahre ihm dieser König die Herrschaft Rokytnicz verlieh.<sup>67)</sup> Er hatte die Herrschaft Gradlitz schon 1473 an Peter von Nemczew und Wesele<sup>68)</sup> — die Stadt Arnau und die dazu gehörigen Dörfer um 1500 Schock Prager Groschen, dann das Lehen, Beste und Hof Nawarow, mehrere Bauernhöfe in Langenau, die Hämmer daselbst (s hamri), Bauernhöfe in Gesseny und das Dorf Tanow alias Stanow um 500 Sch. Gr. im Jahre 1474 dem Alsz von Schanow und dessen Erben verkauft, — die letztern Güter nicht ohne Einsprache der noch lebenden Töchter des Puta von Czastalovic: Salome, Witwe des Fürsten Wilhelm von Troppau, und Anna, Witwe des Ulrich von Hafenburg, welche jede den vierten Theil der verkauften Lehengüter beanspruchten.<sup>69)</sup> Von dem Wirken der Brüder Johann und Ulrich von Hafenburg bezüglich der Stadt und Güter von Arnau ist uns sonst keine Kunde geworden.

Alsz (Alsso) von Schanow, dessen Geschlecht und Wappen für sehr alt erklärt wird,<sup>70)</sup> besaß außer Arnau und Nawarow auch die Beste und das Städtchen Lomnicz (Lompnicz) sammt mehreren Dörfern, die ihm König Ladislaus um seiner Verdienste willen 1457 geschenkt hatte.<sup>71)</sup> 1482 kaufte er von dem Besitzer von Gradlitz Johann Dubek von Hustirzan dessen freie Erbgüter in Groß-Selcz.<sup>72)</sup>

Mit seinen Besitznachbarn gerieth er mehrfach in Streit. Er klagte (1485) den Hermann von Lichtenburg wegen widerrechtlichen Besitzes der Lehengüter Nawarow, Stanow u. s. w.<sup>73)</sup> Anderseits wurde er von Hynek von Waldstein und von Stiepanicz (1488) auf Schadenersatz geklagt, weil er Eisengruben auf dessen Grund und Boden im Dorfe Hertwikowicz (Witkowicz?) seit vielen Jahren schon benützte, obschon diese Grundstücke sammt den Eisenerzen dem Hynek vom Könige waren zugesprochen worden. Der Schaden wurde auf 800 Mark Silber geschätzt und Hynek gewann den Prozeß, da er nachwies, daß er wegen der Eisenerze schon vor 15 Jahren mit Peter Czuch, damaligem Herrn von Nawarow, einen Vertrag geschlossen hatte.<sup>74)</sup>

Im folgenden Jahre verkaufte Alsz von Schanow die Lehen Nawarow, Stanow und Gesseny mit allen Rechten, wie sie einst Wilhelm Krussina von Lichtenburg besessen hatte, um 200 Schock Gr. dem Raczko Czuch von Tonsfeld.<sup>75)</sup>

Alsz war zweimal vermält; zuerst mit Skonka von Lomnicz, dann mit Eliška von Trzebelicz. Der erstern, dann seinen Töchtern Magdalena und Anna, dem Johann von Hafenburg und Kost, seinem Bruder Johann von Schanow und auf Gerzin und dem Ottiko von Borssicz allen in solidum verpfändete er für eine Schuld von 2000 Schock b. Gr. Arnau, Lanterwasser, Hermanseifen, Proseczna, Arnsdorf, Nawarow, Langenau, Gesseny und Stanow 1474.<sup>76)</sup>

Die Schuld, offenbar der Kauffchilling dieser Güter, war zwar erst nach seinem Tode zu zahlen, doch erklärten sich schon 1481 die zwei Töchter und sein

67) Lehentafel tom. 17 Fol. 6.

68) Von diesem erbte sie 1480 sein Sohn Wenzel Czicz, der seiner Gemalin Anna von Beneschow darauf 700 Schock pr. Groschen als Mitgift anwies. — Lehentafel tom. 61 p. 508 und 543.

69) Lehentafel tom. 61 p. 503 und 513, tom. 5 p. 317, tom. 61 p. 513 juxta.

70) Paprocky Diadochos.

71) Lehentafel tom. 16 Fol. 31 und tom. 23. p. 240.

72) Ibid. tom. 52 p. 177.

73) Ibid. tom. 19 p. 25 tom. 30 p. 72, tom. 40 p. 38.

74) Ibid. tom. 19 p. 332, tom. 21 p. 277.

75) Lehentafel tom. 6 p. 142.

76) Ibid. tom. 5 p. 331.

Bruder Johann mit ihren Forderungen befriedigt.<sup>77)</sup> Die erste Gemahlin starb schon 1475; ihr einfacher, großer Grabstein liegt unter andern vor der Vorhalle des Seiteneinganges der Kirche und trägt die zum Theil unleserliche Umschrift:<sup>78)</sup> Anno domi. millesimo CCCCLXXV<sup>o</sup> obiit genesa doia Ssconka z Lämpntz (Lompnicz) cois (conjux) . . . . .

1477 weist Aleš seiner zweiten Gemahlin Elška von Trzebelicz auf seinen adeligen Lehengütern Arnau, Hermanseifen, Lanterwasser, Proseczna und Arnsdorf 500 Schock b. Gr. oder 1000 Fr. ungarisch als Heirathsgut an.<sup>79)</sup>

Um die Stadt Arnau erwarb sich Aleš von Sfanow ein besonderes Verdienst, indem er mit Urkunde<sup>80)</sup> dd. Montag nach Frohnleichnam 1477 „sein Bad in seiner Erbstadt Arnau sammt dem Zinse oder Erträgnisse, das von Alters her darauf ausgesetzt ist, den Bürgermeistern, Rätthen und ganzen Gemeinde der Stadt Arnau auf ewige Zeiten mit der Bedingung schenkte, daß sie Seelenbäder<sup>81)</sup> den Armen alle Quatember wärmen und daß dem jeweiligen Pfarrer oder Kaplan bei hiesiger Kirche und den großen und kleinen Schülern das Recht zustehen soll, wöchentlich einmal gemeinschaftlich darin zu baden, wofür sie nichts zu zahlen, sondern im Bade ein Salve regina zu singen haben. Dagegen sollen weder die Bürger noch der von diesen aufgestellte Badmeister sein.“ — Als Zeugen dieser wohlthätigen Schenkung erscheinen Pokog von Kunwald, Kaspar von Kersdorf und Johann Zylwar von Pilsnikau und Brzecztehn.

Das geschenkte Bad bestand nach dieser Urkunde schon von Alters her und muß ein geräumiges Vollbad gewesen sein.

Auch im Besitze der Bürger befanden sich damals Badstuben; so verkauften 1492 Johann und Wenzel Czikan ihr Haus sammt zwei Gärten und einer Badstube an Georg Wagener von „ebischin“ (Wyschin), der diese Güter seiner Ehefrau Katharina von Wyschin übergab.<sup>82)</sup>

Mit Urkunde<sup>83)</sup> dd. Montag nach St. Ambros 1484 theilen Bürgermeister und Rath von Königinhof den „vorsichtigen Männern aus Arnau, nämlich dem Anderle Zechmeister und Peter Meister des Bräuerhandwerks der Stadt Arnau“ auf deren Bitten die Statuten der Königinhofer Bräuerzunft mit.

Außer den eben angeführten zwei Urkunden enthält das Arnauer Stadtarchiv aus der Zeit des Aleš auch ein mit dem Jahre 1477 beginnendes „Stadtbuch,“ in welches bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gerichtliche Verträge, Eheverlöbniße und Testamente „umb großer sicherheit und befestigung willen“ eingetragen wurden und welches daher über die Verhältnisse und Schicksale der Stadt mancherlei Aufschlüsse gibt. Nach diesem Stadtbuche erschien Aleš von Sfanow häufig auf dem Rathhause, um da mit zu Gericht zu sitzen; so heißt es z. B. 1487: „Do ist pavel kauffunger off dem Rothhause vor unsern guedigen hrn Alisch getretten vnd vor vns.“

Merkwürdig genug erscheint gleich als erster Zeuge der strengen Justiz, die unser Aleš übte, der Bürgermeister von Arnau, Meister Johannes, welcher der Ausstellung eines unwahren amtlichen Zeugnisses überwiesen „umb der sachen willen vnd umb ander sachen willen 1477 dem erphern Hrn Alisch getehlit wartt, daz her were hals vnd gutt verfallen dem herrn.“

77) Ibid. tom. 25 Fol. 47 v. juxta.

78) Lokal-Erhebung.

79) Lehentafel tom. 5 p. 359 und tom. 61 p. 530.

80) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.

81) Seelenbäder (laznie zadussnie) so wie Seelenmessen, Seelenglocken (zvon zadussi) sind Stiftungen zum Heil der Seele. Der deutsche Collectivname dafür und für alle Vermächtnisse an Kirchen und Klöster ist „Seelgeräth.“

82) Arnauer Stadtbuch v. 1478 Fol. 18.

83) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.

Noch 1491 und 1492 erscheint Alěš als Obrigkeit bei Häuserverkäufen gegenwärtig, 1493 (Mittwoch vor Andreas) wird aber seiner bereits als verstorben gedacht, indem es heißt: Johann Seyler hat gekauft das haus an der langen seiten herab von dem oberthor gelegen an der Ecken, das gewest ist pecze smiden und das her gekauft zu des Hrn gnode selig gedechtnisse vor 34 Schock usw. <sup>84)</sup>

Alěš hatte zwar schon 1481 Nikolaus den jüngern von Horicz auf Peczka zum Vormund seiner Söhne und zum Curator aller seiner Güter auf den Fall seines Todes bestellt, diese Bestimmung aber 1482 widerrufen. Es übernahm daher Dietrich von Schanow, ein Vetter des Alěš, die Vormundschaft über die Kinder zweiter Ehe des Erblassers, nämlich die Söhne Wenzel und Johann und die Tochter Johanna, welchen gegenüber als den Erben der Güter des Alěš sich die Witwe Elška von Trzebelicz 1494 mit ihren Heirathsansprüchen befriedigt erklärte. <sup>85)</sup>

Dagegen klagte die Tochter erster Ehe, Anna, Gemahlin des Mikulaš von Stranow, den Vormund und ihre Stiefgeschwister wegen ihres väterlichen Erbtheiles. (1496 und 1497.) <sup>86)</sup>

Die Söhne Wenzel und Johann von Schanow, zu männlichen Jahren gelangt, ertheilten 1499 ihrem Vormunde das Absolutorium <sup>87)</sup>, und behielten den Besitz der Lehengüter gemeinschaftlich bis 1507, in welchem Jahre sie die Theilung der väterlichen Erbschaft vornahmen. <sup>88)</sup>

Der in der böhmischen Lehentafel enthaltene weitläufige Theilungsvertrag gibt uns das älteste Bild von der Stadt.

Wenzel von Schanow erhielt durch die Theilung: Die Hälfte der Burg in Arnau, und zwar den Theil (duom) gegen die Kirche, mit allen Zimmern, — das Gewölbe oberhalb des Thores, — den Wallgraben auf dieser Seite bis hinter die Schloßbrücke, — das Bachhaus, — die Hälfte des Burgzingers, — den Hof vor der Pforte (před fortneu), — den Garten hinter dem Stalle mit seinen Fischhaltern (halterzy), — den Obstgarten, der neben der Elbe gegen die Mühle liegt, — das Vorwerk (popluži), das neben dem Wege zur Brücke bis zu den Grenzen von Proschwitz liegt, — die Hälfte des Vorwerks gegen Dels und zwar die obere Seite, — die Hälfte (und zwar die untere Seite) des Vorwerks bei der Lautermühle, — die untere Hälfte der Wiesen bei der Lautermühle und bei Forst, — die untere Hälfte des Waldes bei Forst, — den Wald oberhalb des Kalkofens, — die vier obern Fleischbänke — die Hälfte der Stadt mit 35 namentlich aufgeführten Bürgern und mit einigen bei dem Niederthor angesessenen Bürgern; ferner das Dorf Langenau mit dem Patronatsrechte, mit dem untern Hammer, mit der Mühle und mit dem Bache, vom untern Hammer angefangen bis Proschwitz; die Zinse in Dels und in Kezelsdorf (kozlerzow), so viel man deren hat; — die Elbe von der Arnauer Mühle aufwärts bis zur Grenze; — in Mohren die Hälfte des Eier- und Gelddienstes; in Hermanseifen 17 Robottage von bestimmt angegebenen Bauern; endlich die Leute, die in Forst die Wiesen räumen.

Johann von Schanow erhielt zu seinem Theile: Die gegen die Stadt gekehrte Hälfte des Schlosses in Arnau, — den Wallgraben auf dieser Seite bis zur Brücke, — den Wallgraben, der um die Bastei lief, — die Hälfte des Schloßzingers, — den Hof in der Stadt, — die zu diesem Hofe gehörige Schemberowksche Wiese, — den Garten hinter der Mühle, — das Vorwerk unten

84) Arnauer Stadtbuch Fol. 19.

85) Lehentafel tom. 5 p. 401 und tom. 61 p. 559; ferner tom. 6 p. 9 und tom. 61 p. 559 juxta; — tom. 61 p. 530 juxta; tom. 6 p. 227, tom. 30 p. 124 u. tom. 61 p. 530 juxta.

86) Ibid. tom. 19 p. 33, 35 und 163; tom. 30 p. 78.

87) Ibid. tom. 6 p. 361 und tom. 62 p. 275.

88) Ibid. tom. 62 p. 322 u. ff.

jenwärts der Elbe mit seinen Wiesen an der Elbe und das Vorwerk hinter der Brücke mit seinen Bergfeldern (palanczky), den untern Theil des gegen Dels gelegenen Vorwerks, — die obere Hälfte des Vorwerks bei der Lautermühle und in Forst, die Hälfte der Stadt mit bestimmt angeführten Bürgern, das obere Bräuhaus, die vier untern Fleischbänke, dann folgende Dörfer: Lauterwasser mit dem obern Hammer und dem Bache vom untern Hammer aufwärts; Hermansfeisen mit dem Patronat über die Kirche und mit dem Bache, — ebenso Mähren, — die Lautermühle mit dem Bache bis Arnsdorf, das Dorf Arnsdorf mit dem Bache bis zur Elbe, die Elbe von der Arnauer Mühle abwärts bis zur Grenze.

Gemeinschaftlich sollte bleiben das Patronatsrecht in Arnau, die dortige Mühle, das dortige untere Bräuhaus und die Brücke beim Schlosse. Den Wassergraben zum untern Bräuhaus sollen beide Brüder, jeder zur Hälfte, benützen; den Nutzen von den Bergen, welche die Brüder dem Synwald und seinen Gewerken (kwerkuom) geliehen haben, sollen beide beziehen und die großen Berge beiden Theilen gemeinsam bleiben.

Die Schulden wurden ebenfalls gleich getheilt, und schließlich bestimmt, daß die Schwester Johanna ihre ordentliche Abfertigung erhalten und die Stadt bei ihren Rechten und Gewohnheiten erhalten werden soll.

Aus dieser Theilung ist erklärlich, warum in den folgenden Jahren bald der eine, bald der andere der Brüder im Stadtbuche bei Käufen und andern Verhandlungen als Herr erscheint.

Johann von Schanow bestellte 1512 seiner Frau Barbara von Kziczistahn auf Hermansfeisen die Wittgift pr. 300 Schock<sup>89)</sup>, verkaufte aber noch im selben Jahre seinen ganzen Erbtheil um 2335 Schock dem Hynek Spettle von Zanowic und auf Skal.<sup>90)</sup>

1517 verpfändete dieser dem Johann von Schanow für eine Schuld von 300 Schock pr. Gr., von der er, so lange des Gläubigers Gattin Barbara von Kaczstahn (sic) lebte, jährlich 25 Schock abtragen sollte, Bauerhöfe in Hermansfeisen.<sup>91)</sup> Auch Wenzel von Schanow verkaufte seinen Erbtheil 1518 (die Summe ist nicht deutlich zu lesen) an Johann Thetauer von Thetau und dessen Erben.<sup>92)</sup> Dieser wurde im folgenden Jahre mit seiner Hälfte von Arnau von König Ludwig belehnt.<sup>93)</sup> 1525 erhielt er auch die Belehnung mit jener Hälfte von Hohenelbe, welche ihm seine Gemahlin Kordula von Slaupen im selben Jahre um 1000 Schock verkauft hatte, sowie auch mit einem Antheile von Langenau und mit dem öden Dorfe Neudorf.<sup>94)</sup> Die andere Hälfte des Lehens Hohenelbe (Wrchlaby) verlich König Ludwig nach dem Tode der Johanna Kordula von Slaupen dem Hassek Kulowi z Chodeze seiner Verdienste wegen.<sup>95)</sup>

Johann Thetauer und Hynek Spettle behielten nicht lange Arnau, sondern verkauften an einem und demselben Tage ihre Antheile an der Stadt und den Dörfern dem Herrn Johann von Wartenberg 1519.<sup>96)</sup>

Bevor wir uns mit diesem und den ihm nachfolgenden Herren von Waldstein beschäftigen, wollen wir zum Schlusse der Periode der verschiedenen Besitzer noch Einiges anführen, was zur Erkenntniß der Zustände von Arnau beitragen kann.

89) Ibid. tom. 62 p. 359.

90) Ibid. tom. 62 p. 363 und 369.

91) Ibid. tom. 25 Fol. 95.

92) Lehentafel tom. 62 p. 394.

93) Ibid. tom. 62 p. 722.

94) Ibid. tom. 62 p. 744 und 745, dann p. 445 und 446. — Nach einer Bemerkung in der Lehentafel (tom. 17 Fol. 40) scheint Kordula ihren Gemahl 1522 in Arnau geheirathet zu haben. (Wyssel list prowadaczy de Hostinneho w Sobotu po Sw. Magd. v letě etc. XXII).

95) Lehentafel tom. 17. Fol. 40.

96) Ibid. tom. 62 p. 411 u. 413.

Die Testirfreiheit, welche die Arnauer Bürger von den Herren von Turgau erworben hatten, ist unter den Herren aus dem Hause Schanow schon wieder verschwunden. Übertragungen unter Lebenden und auf den Todesfall finden nur mit Willen des Herrschaftsbesizers oder gänzlich durch denselben statt; so heißt es <sup>97)</sup> z. B. 1495: „Paul Fleischer, unser Genosß, ordnet „mit unsers gned. Herrn Willen“ und mit Rath seiner Kinder und Stiefkinder an, daß alle Kinder sein ganzes jegiges und künftiges Vermögen erben sollen zu gleichen Theilen. Beim Tode eines Kindes soll dessen Antheil an das andere sterben und kommen, beim Tode aller Kinder aber wieder an Vater und Mutter fallen;“ — dann 1497: „Lorenz Adeler hat abgetreten und vorreicht unserm gned. Herrn sein Haus und dieselbige Vorreichung hat unser gned. Herr dem N. N. ganz wieder gegeben mit dem Hause und der obgenannte Lorenz Adeler hat sich verziehen des Hauses.“

Letztere Form ist bei Hausübertragungen die durchgängig übliche. Rechtsübertragungen ohne Willen des Herrn sind nichtig. Die Gebühren an die Herrschaft bei Vermögensübertragungen sind sehr hoch, wenn anders das, was von Zahlungen an die Herrschaft bei Hausverkäufen u. dgl. im Stadtbuche gesagt wird, nur die Gebühren für die Bewilligung dieser Akte und nicht etwa auch alte Schuldreste begreift. Über Persönlichkeiten und Derlichkeiten geben noch folgende Stellen des Stadtbuches Kenntniß:

1495. Der edle Hr Hynko von Waldsteyn und czepentcz (Stépanitz) vnd off Starckenburg (Starckenbach) gefessen tritt Frau Barbara Czedelitzzyne alle seine Gerechtigkeit auf Haus und Garten ab, das er von Schabenslick (um 47 Schock Meißnisch) gekauft hat.

1497. Pradaß verkauft „das Erbstück mit der Wiese auf der alden Elben um 10 Schock an Frau Barbara von Schlawbn.

1500. Frau Barbara Czedelitzzyne verkauft ihr „Haus und Garten zu Arnsdorf“ und „dy alde Elbe“ an Waczlaw von Radecz um 80 Schock.

1497. Janeczky Haberaneczky von Doberny (Döberney?) verkauft an Merten Hibbeln den Garten und auch „en stücke bey dem kloster,“ das Spibal gehabt hat.

1513. Wolfgang von Hermsdorff und seine eheliche Hausfrau Dorothea und ihr leiblicher Sohn Kaspar verkaufen an Bartel Nyger ein Erbe und einen Garten und eine Au neben der Elbe um 105 Schock.

1513. Die Bürgermeister und die Schuppen bekennen, daß Merten Komöller sein Haus mit den zwei Gärten, der eine gelegen zunächst am Stadtgraben, der andere neben dem Weg, „da man yn dy möl (Mühle) geeth“ gekauft hat von der Frau Barbara, „die da gewest ist bei dem alten Herrn Hynko von Stiepanicz und auff Starckenberk (Starckenbach, also wohl Hynko von Waldstein auf Stépanic und Starckenbach) — und dafür bezahlt hat „dem Hrn Waczlaw von Schanowa vnd off Arnaw gefessen“ 20 Schock „und dem weisen Manne Paul Fleischer unserm (des Rathes) Mitinwohner 35 Schock und dem Wenzel Czikan 12 Schock, wie es die Verkäuferin angeordnet.

1519. Wolfgang von Hermsdorff verkauft „an Hrn Hanneß von Warnsdorff vnd off der alden buche gefessen die Gebaw (Gebäude) zu Kotwicz“ um 220 Schock Meißnisch.

1518. Die Burmannin und ihr Wirth Steffin verkaufen an Mathis Reidek ihr Haus „das do leit an dem Ringe.“

1528. Der edle Herr Jörg von Warnsdorff als Vormund der Kinder seines Bruders Bernhard verzieht sich des Hauses, in welchem nun der edle Herr Hynko Richnowsky wohnt, gegen Donat den Kannegisser.

1528. Paul Fleischer kauft von Merten Gerneth sein Haus, gelegen „an dem Burgerfirtel bei dem Nidertthor.“

97) Diese Notizen aus dem Stadtbuch v. 1478.

Wir sehen aus diesen und andern Stellen, daß in der Stadt mehrere Adelige hausangesehen waren, aber weder unter den Bürgermeistern noch unter den Richtern und Scheppen erscheint eine Person von Adel. Der Stadtvorstand war zusammengesetzt aus zwei Bürgermeistern und mehreren — wie es scheint zehn — Schöppen, die aus den Bürgern jährlich (durch Wahl?) erneuert wurden; dann aus einem Richter. Zur Wirksamkeit jeder Handlung scheint die Gegenwart beider Bürgermeister und der Schöppen nöthig gewesen zu sein.

Von 1521 an erscheint nur Ein Bürgermeister.

Der Richter erscheint (auch schon früher) nur hie und da angeführt; häufig thut der Guts Herr selbst den Ausspruch. — Der Stadtrichter konnte — wie es scheint — zugleich auch Bürgermeister oder auch Schöppe sein.<sup>98)</sup> Das Richteramt (Stadtschreiberamt?) war lebenslänglich.<sup>99)</sup> Im Stadtbuche kommen von 1477 bis 1520 folgende Bürgermeister vor:

anno 1477. Der Meister Johannes, der im selben Jahre wegen Mißbrauches der Amtsgewalt dem Herrn Altes von Schanow mit Hals und Gut verfiel.

1478. Jakob Lorenz und Mikisch Czekan.

1479. Nikols und Heynke.

1483. Heinze und Jenke Pabelig.

1486. Georg Jarosch.

1487. Jenke Pabelig.

1488. Georgius Schreiber. Jaros. Im selben Jahre noch Prusz, Paul Fleischer.

1490. Paul Pfaffe und Thomas Fleischer.

1491. Georg Prusz.

1492. Pfaff und Merten Zimmermann.

1493. Prusz und Nikel Strogel.

1494. Jenke Pabelig und Merten Zimmermann.

1495. Jenke und Paul Pfaffe.

1496. Thoma und Merten Schibel.

1497. Prusz und Jakobi.

1500. Jakobh und Stragel.

1501. Merten Schibel und Enderlin Breuer.

1502. Jakobh und Wolfgang.

1503. Prusse und Strogel.

1504. Forge Schreiber und Merten Schibel.

1505. Jakob Heynz. Wolfgang Schlosser.

1506. Georg Schreiber. Prusse.

1507. Nikel Strogel. Jakob Fleischer.

1508. Merten Schibel. Paul Groff.

1509. Thoma. Wolfgang Schlosser.

1510. Georg Fiedler. Vincenz Fleischer.

1511. Jakob Heinz. Bartel Nyr.

1513. Nickel Komöller. Bartel Nyr.

1514. Jakob Heynz. Merten Komöller.

1516. Merten Schibel. Mathaus.

1517. Nickel Komöller. Wenzel Czikan.

1518. Briccius. Schwarz Bartel.

1519. Mathaus Briccius. Schwarz Bartel.

1520. Nickel Komöller. Wenzel Czikan.

Die Stadt mußte damals schon längst, vielleicht schon seit ihrer ersten Anlage, die heutige Eintheilung haben. Wir treffen im Stadtbuche auf folgende

98) Stadtbuch ad annum 1513.

99) Ibid. ad annum 1503.

besondere Benennungen: die obere Gasse (1488), der Ring (1518), das Oberthor (1507), das Niederthor (1526), der niedere Viehweg (1505), die Obervorstadt und der hohe Fiebig (Viehweg), das Bürgerviertel am Niederthore (1528).

Die Herrschaft besaß Hämmer und Bergwerke, welche, wie die Namen hamr und kwerkowe in den czechischen Urkunden und der Theilungsvertrag von 1507 zeigen, von Deutschen betrieben wurden. Die Herrschaftsbesitzer hatten in der Stadt zwei Bräuhäuser; da aber auch die Gemeinde seit alter Zeit die Bräugerechtigkeit besaß, muß noch ein drittes — städtisches — Bräuhaus vorhanden gewesen sein. Das Stadtbuch erwähnt 1494 des Malzhauses; „das Mezhhaus in der Gassen wird von Mathis Melzer, unserm Genossen,“ an seinen Stiefvater Michel und dessen Weib abgetreten, so daß Michel und Mathis jeder seines Gefallens sollen darin Malz machen dürfen; den Zins vom Hause sollen beide geben, Michel aber allein „das Haus vorstehen, mit der Wache thorstehen und off dem torne.“ Aber nicht nur die Eintheilung der Stadt muß damals schon die heutige gewesen sein, sondern eine große Anzahl Häuser müssen schon damals in ihrer heutigen Gestalt bestanden haben.

Von Kirche, Schloß, Dechantei und Schule wird später die Rede sein; von den übrigen Gebäuden tragen namentlich die Häuser am Ring auf der Rathhausseite und der gegenüberliegenden Seite großentheils das Gepräge jener Zeit in den hohen Giebeln, den — zum Theil noch jetzt gothischen — Bögen der Laubgänge und insbesondere in der sehr zierlichen gothischen Verstäbung einiger Fenster und Thüren im Untergeschoße, welches regelmäßig eine große Hausflur enthält, die sich nach dem Platze oder der Gasse mit einem großen Thor öffnet, rückwärts über einige Stufen zu einer großen Hinterstube führt. — Solche Fenster und Thüren sieht man noch im Rathhause, in den zwei Nebenhäusern gegen die Obergasse zu, im ersten sogar noch mit einem, vielleicht auf das Fleischhackergerwerbe Bezug nehmenden Wappen und der Jahreszahl 1535; im nächsten Hause ebenfalls mit einem Wappen über dem Thore. Im ehemals Ritter von Bergenthal'schen, nun Herrn Franz Steffan gehörigen Hause sind auch noch derlei zierliche Gewände, im Hause zur Rose verschwunden sie erst in den letzten Jahren. — Jedenfalls bezeugen sie, daß damals in Arnau viel Wohlhabenheit und Kunstsinne bestanden. Der fromme Sinn der Arnauer Bürger zeigt sich in jener Periode in einigen Stiftungen für die Kirche. 1483 gibt „Katharina Schymberin mit Wissen und Willen des Herrn Alisch von Schanow ihren Garten enthalten der Elbe und des Berges“ auf ihren Todfall der Kirche. Sollte sie jedoch vorher verarmen, so soll sie Macht haben, den Garten zu verkaufen und zu ihrer Nothdurst zu verwenden, und nur was dann von dem Gartengelde bleibt, soll der Kirche zufallen, und wer zur selbigen Zeit wird „Kirchenhüter“ sein, der soll Ein Jahr das Salvo bestellen, alle Sonnabende in der Kirche zu singen. — In demselben Jahre schenkte Herr Pocke sein Haus und von seinen zwei Gärten den untern der Kirche, den obern (wie bereits erwähnt) dem Spital.

1488 bekennen die Kirchenväter Paul Pjaffe und Jakob Fleischer, daß sie mit Willen des Herrn und des Rathes von der Glaserin 8 Schock und von Paul Grefse zum Seyffen 2 Schock für die Kirche empfangen haben.<sup>100)</sup>

1497 wird bestätigt, daß Herr Johannes Nische, „der unser Pfarr gewest ist,“ von wegen der Weßnerin dem Kirchenvater Jakob Fleischer sechs Schock gegeben habe. Dieser habe noch zu diesem Gelde zugelegt und nach dem letzten Willen der Weßnerin „die Tafel mit Unser lieben Frauen bilde“ machen lassen, die auf St. Johannis Altar steht.

1507 gibt Aderle der Kirche eine Au ober der Elbe.

<sup>100)</sup> Ibid. Fol. 12.



Viele fromme Gaben und Vermächtnisse mögen in dem alten Stadtbuche, das zudem ja erst mit dem Jahre 1477 beginnt, nicht verzeichnet sein.

Von den Vorstehern der Kirche sind uns nur folgende Namen erhalten:

1497. Johannes Rische als gewesener Pfarrer.

1505 und 1507. Nikolaus Beck, Pfarrer.

1526. Jakob, unser Pfarrer, derzeit Tschent in diesem Kreis.

## Die Spizfabrikation im böhmischen Erzgebirge.

(Schluß)\*)

Von Josef Stadlów.

Der Klöppellohn. Aus den verschiedenen Zahlen, die uns über den Klöppellohn zu Gebote stehen, sowie der Betrachtung, daß man in gar vielen Fällen den Unterhalt der Männer und erwerbsunfähiger Personen davon bestreiten mußte, erhellt hinreichend, daß die Entlohnung nie in einem gebührliehen Verhältnisse zu der Mühe stand, welche die Klöppelarbeit erfordert und daß nur ein begnügtes Volk in einem kärglichen Leben gleichwohl sein Wohlbefinden erreichen konnte. Unter den Wirkungen des niedrigen Arbeitslohnes sei zunächst der periodischen Wanderungen gedacht, welche alljährlich zur Zeit der Reise wiederkehren. Ganze Schaaren von Arbeitern ziehen mit Sensen bewaffnet zur Getreide- und Hopfenernte aus der Gegend von Heinrichsgrün, Platten, Abertam u. s. w. durch das Egertal dem Saazer Flachlande zu und kehren nach vollbrachter Arbeit mit ihrem Erlöse, den sie theils in Geld, theils in Getreide mit sich führen und eifrig vor Verkleinerungen durch Reisekosten hüten, in die Berge wieder zurück.

Eine weitere Folge, freilich durch die traurige Nothwendigkeit hervorgerufen, war, daß auch Kinder zu diesem Erwerbe herangezogen wurden. Galt es allgemeine Regel, daß die Kleinen ohne Unterschied des Geschlechtes von ihrem 5. Lebensjahre zur Klöppelarbeit verwendet wurden, so wurden doch auch nicht selten schon Kinder unter diesem Alter hierzu angehalten. Diese frühzeitige Verwendung allzu junger Kräfte konnte aber auf die körperliche und geistige Entwicklung keinen günstigen Einfluß üben. Ist auch das Klöppeln für die Gesundheit bei Weitem nicht so schädlich wie die einformige Bedienung des Bobbinestuhles, so ist es doch eine äußerst mühsame Arbeit. Nicht nur daß die Jugend dem Schulbesuche entzogen und der Volksunterricht gänzlich vernachlässigt wurde, konnte auch das ununterbrochene Sitzen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht zumal bei der bekannnten Treibhaushitze in den stark bewohnten, niedrigen und schlecht gelüfteten Stuben dem körperlichen Gedeihen nicht zum Nutzen gereichen.<sup>1)</sup> Die nachtheiligen Folgen, verbunden mit der schlechten Kost, zehren schon längst am Marke des Volkslebens und mit Recht ist dem betrübenden Zustande der Volksbildung in jenen Gegenden ein aufmerksames Auge zugewendet worden.

Je weniger ferner das Klöppeln den Schweiß der Hände lohnte, desto häufiger griff man zu Beschäftigungen, die von dem Rechte und den guten Sitten gebrandmarkt werden, desto mehr liebte man es, sorglos von der Hand in den Mund zu leben, und die beiden Redensarten „aufblitzen“ und „aufdonnern“ sind nur Bilder für die himmlische Seligkeit, die mancherorts im ungezügelten Genuße

\*) Siehe Jahrgang X, Heft 6.

1) Schon Jos. Köhler a. a. D. I, 67 hat darauf hingewiesen, wie sich in den böhmischen Gebirgskreisen zufolge der durch die Industrie veränderten Lebensweise häufige Krankheitserscheinungen, insbesondere Abzehrung, Gelbsucht, Wassersucht einstellen. Vergl. a. August Maria Glückselig: Der Elbogner Kreis S. 166 ff.

des Augenblickes gefunden wird. Einen nicht unbedeutenden Einfluß dürfte der niedrige Stand des Klöppellohnes namentlich auf das Schwärzerwesen und das Wuchern der „musikalischen Nomaden“ in Preßnitz und Umgegend genommen haben, die ob aller Ausflüchte den Worten Göthes nicht entgehen: „Ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe.“

Die Entlohnung geschah in Geld. Nur hie und da wurde, wie Dr. Robert Heym berichtet, von sächsischen Faktoren eine Art Trucksystem ausgeübt und der Klöppellohn statt in baarem Gelde mit Kartoffeln oder anderen Lebensmitteln entrichtet. Bei den ärmlichen Verhältnissen der Bewohner sollen derartige Einrichtungen, wenn sie mit Ehrlichkeit gehandhabt werden, sogar als eine wahre Wohlthat erscheinen.<sup>2)</sup> Frühzeitig hatte sich auf dem Gebiete der Klöppelei der Stücklohn ausgebildet; denn schon 1710 wurde der Arbeitslohn gemeinlich von den Verlegern nach Stücken oder auch ellenweise, je nachdem die Arbeit und der Zwirn fein oder schlecht war, bezahlt.<sup>3)</sup> Seine Höhe richtete sich somit nach der Menge und dem Werthe des Erzeugnisses und drei Faktoren haben hier bestimmend eingegriffen: der Stoff oder Klöppelzwirn, welcher ungeachtet seines verhältnißmäßig geringen Werthes gleichwohl einen sehr beachtenswerthen Einfluß äußert, das Klöppelmuster und dessen technische Ausführung. Sie näher zu beleuchten, ist Aufgabe der folgenden Darstellung.

Der Klöppelzwirn. Unter „Klöppelzwirn“ oder „Garn“ versteht der Erzgebirgsbewohner nicht bloß den eigentlichen Flachszwirn, sondern er nimmt dieses Wort in einem viel weiteren Sinne und begreift darunter ganz allgemein den Stoff, der bei dem Klöppeln verwendet wird, ohne Unterschied, ob er aus Flachs, Kofshaar u. dergl. besteht. Die Spitze als kostbarer Schmuck erfordert einen ihrer Bestimmung würdigen Stoff und als solcher können sich nur Gold und Silber, Seide u. s. w. darstellen. Die ältesten, schönsten und dauerhaftesten Spitzen sind bekanntlich die „Flachszwirnspitzen.“ Zu ihnen wird der feinste Flachszwirn verwendet und dieser darum auch der „Spitzenzwirn“ genannt. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts bezog man den Spitzenzwirn aus Holland, das Pfund um 16 bis 24 Rheinische Thaler, und der Verfasser von „Oesterreich über Alles, wenn es nur will,“ spricht seine Verwunderung darüber aus, daß Schlesien, das doch den unentbehrlichen Rohstoff liefere, sich nur mit wenigen Thalern für das Pfund gesponnenen Flaches begnügen müsse, während die „herumgrajenden“ Franzosen und Italiener aus derselben Menge Stoffes 200 bis 300 Thaler in der Folge zu ziehen wissen. Das heißt doch, fährt er fort, blinde Welt, die betrogen sein will; da lohnte sich doch die Mühe, 100 oder 1000 Thaler daran zu setzen und es den Holländern abzulernen; allein mit der Noth in den Erbländern scheint es doch nicht so arg zu stehen, wie allgemein die Klage geht, weil uns der Verstand so langsam aufgehen will. Indessen wurde doch auch solcher Zwirn, welcher in Sachsen erzeugt und unter dem Namen „Grimmischer“ Zwirn bekannt war, in den Handel eingeschmuggelt.<sup>4)</sup> Der Mahnruf unseres Patrioten fand auch Beherzigung; wenigstens strebte die österreichische Staatsregierung mit allen möglichen Förderungsmitteln auf die Zwirnbereitung einzuwirken. So verordnete das Spinnschulpatent vom 27. November 1765 in allen landesfürstlichen Städten und Märkten die Errichtung von Spinnschulen, zu welcher in Böhmen bereits 1755 und 1764 dringend aufgefordert worden war, und das für dieses Kronland ergangene Hofdekret vom 5. März 1770 hatte einen

2) Hof. Auspiß: Oesterreichischer Kalender. Ein Jahrbuch für Gewerbe, Handel und Volkswirtschaft vom J. 1856 S. 123 (?)

3) Marperger a. a. D. S. 140.

4) Grimma eine Stadt in Meissen. Ueber den Unterschied zwischen dem holländischen und Grimmischen Zwirn siehe Marperger a. a. D. S. 139.

Preis von 6 Dukaten demjenigen zugesichert, welcher ein ganzes Sortiment holländischen Zwirnes gebleicht und zugerichtet herstellen würde.<sup>5)</sup> Diese Bemühungen waren keineswegs vergebens und bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war auch die einheimische Zwirnerzeugung weiter vorgeschritten, doch trat jetzt zwischen Sachsen und Böhmen ein ähnliches Verhältniß wie das oben bezeichnete zwischen Holland und Schlesien ein. Während nämlich Sachsen viel grobes Gespinnste aus Böhmen bezog und einen dem holländischen gleichen Spizenzwirn lieferte, wurde der inländische nur zu den geringeren Spizenforten verwendet, zu den feineren dagegen verfloppelte man im Erzgebirge meist sächsischen, in den übrigen Gegenden des Böhmerlandes noch holländischen Zwirn.<sup>6)</sup> Hierbei verlor die kaiserliche Regierung die Klöppelzwrinnmacherei nicht aus dem Auge. Zur Hervorbringung eines tauglichen Spizenzwirnes wurden durch das Hofdekret vom 21. November 1803 für Böhmen Ermunterungen ertheilt und mit der in Prag eröffneten Hauptlehranstalt eine Flachsbaum- und Flachsappreturanstalt, eine Feinspinnerei und Feinzwirnerei, eine Battistweberei und Bleichanstalt in Verbindung gebracht. Der Zweck dieser Anstalten war in der A. h. Entschließung vom 14. Juni 1813 dahin ausgesprochen, daß durch dieselben der Unterricht in der Kunst, den Flachs nach Art der Niederländer zu bauen, zur feinen Zwirnerzeugung zuzubereiten, ihn so fein zu spinnen, wie er zu Spizen und Battist erforderlich ist, ihn zu drehen und hieraus Spizen aller Art, Battist usw. zu machen, fortgesetzt werde. Diese Anstalten waren bis zum J. 1822 im Gange.

Während aber die Bemühungen der Staatsregierung dahin gerichtet waren, dem Mangel eines geeigneten Spizenzwirnes im Inlande zu steuern, hatte man im Erzgebirge ein ganz anderes Verfahren eingeschlagen und allgemein die Baumwolle zu dem Spizenklöppeln verwendet. Die Nachtheile hiervon liegen klar am Tage. Der Klöppler bedachte nicht, daß es hier nur seine Hand ist, welche durch Veredelung des Rohstoffes bedeutende Werthe hervorzaubert, die verhältnißmäßig geringe Entlohnung ließ ihn die Bedeutung seines Kunstfleißes verkennen, er suchte den Werth in dem Materiale, und fing an, darin zu sparen. So gering diese Ersparnisse ausfielen, um so größer war der Schaden, welchen er der Schönheit und Dauerhaftigkeit seines Erzeugnisses zugefügt hatte. Der Hinweis auf den geheimen Zauber, den unter Anderem der feine Spizenzwirn den Brüsseler Fabrikaten verleiht, die Mahnung, durch Verwendung eines feinen Flachszwirnes die den ächten Spizen eigenthümliche Dauerhaftigkeit noch mehr zu erhöhen und dadurch den baumwollenen Maschinenfabrikaten Englands gegenüber ein Uebergewicht zu erlangen, blieben fruchtlos, man fuhr vielmehr fort, die mühsamste Arbeit in der einmal liebgewonnenen Baumwolle zu verschleudern, und diese Verhältnisse bestehen zum Theile heute noch.<sup>7)</sup> Auch darf nicht übersehen werden, daß das Klöppeln von Baumwollspizen stärkere Klöppelhölzer erfordert, als dies bei der Bereitung von Flachszwirnspezigen der Fall ist, und daß so das feine Gefühl der Hände abgestumpft werden muß. Dieser Tadel kann nur insofern eine Ausnahme finden, als man bei feineren Spizen durch die Baumwolle das Muster gegen den Grund zu heben sucht. Im Erzgebirge bedient man sich des sächsischen, in den Musterwerkstätten, im Hirschberger Thale und in Belgien des englischen Baumwollgarnes. (?) Das Materiale zu den in den Musterwerkstätten mit der Nadel gearbeiteten Spizen besteht aus leinenem Zwirn, welcher in verschie-

5) Kopeč a. a. D. II, 53 und 64.

6) Jos. Rohrer a. a. D. I, 200. Über den Unterschied zwischen dem holländischen und böhmischen Spizenzwirn siehe Schreyer: Kommerz I, 100 und Waarenkabinet S. 105.

7) Ja, Herr Dr. Ferdinand Stamm: „Wie kann dem Nothstande im Erzgebirge abgeholfen werden?“ (Tagesbote aus Böhmen vom J. 1861 Nr. 302 ff.) erwartet geradezu von der Rückkehr zu den gefloppelten Flachszwirnspezigen eine Wiederbelebung dieses Erwerbszweiges. Doch scheint uns dieses bei den angeführten Verhältnissen eine unbegründete Hoffnung.

denen Nummern zur Verwendung kommt, wovon der stärkste 50 Francks und der feinste 1500 Francks per Pfund kostet. Obgleich in den neu errichteten Anstalten das Materiale zum Selbstkostenpreise geliefert wird, so lassen doch die Spizenhändler noch immer 50 bis 100 Nummern stärkern Zwirn verarbeiten. Bei ihren geringen Fachkenntnissen ist es begreiflich, daß auf den Weltausstellungen die englischen Baumwollspitzen in Folge der sorgfältigen Appretur von den Flachspitzen des böhmischen Erzgebirges kaum zu unterscheiden waren, obgleich diesen das frische, perlende Weiß von Natur aus einen durch die Kunst nicht zu ersetzenden Vortheil gewährt. Gegenwärtig gebührt bekanntlich dem Leitmeritzer Kreis die Ehre, den feinsten Spizenzwirn in ganz Deutschland zu liefern. Der glückliche Wechsel des Stoffes führte, wie bereits oben bemerkt wurde, in den 1850er Jahren zu einem lebhafteren Betriebe der Spitzenklöppelei.

Der Klöppelbrief. Dieser ist ein rothgefärbter Pergament- (gegenwärtig Papier-) Streifen, dessen schwarze Zeichnung mit Nadelstichen auspunktirt ist. Jene Personen, welche sich mit dem Vervielfältigen solcher Muster beschäftigen, d. h. die „Klöppelbriefe reimen,“ heißen „Klöppelbriefstecher“ oder kurzweg „Briefstecher.“ Es ist kennzeichnend für die Spitzenfabrikation des Erzgebirges, daß sie sich, so zu sagen, aus sich selbst herausentwickelt hat, aber leider auf einer bedauerlich niedrigen Stufe betreffs der Zeichnung und Geschmacksrichtung geblieben ist. Zunächst ist es Thatsache, daß Barbara Uttmann mit der Unterlage eines Klöppelbriefes, dieser eigentlichen Seele des Spitzenwesens, Anfangs nicht betraut war und die Nadeln nur nach dem Augenmaße stecken mußte. Erst später und zwar noch zu Lebzeiten der Meisterin war das Mustern der Spitzen angekommen. Die Buchhändler nahmen sich eifrig der neuen Kunst an und sorgten frühzeitig für „Muster-“ oder „Modellbücher.“ Das älteste Modellbuch für Spitzenklöppelei stammt von Nikolaus Bassens und erschien 1568 zu Frankfurt a. M. Seitdem wurden wiederholt derlei Mustersammlungen angelegt. Nichts desto weniger waren die Bordenbriefe der böhmischen Klöppelente äußerst unvollkommen. Wir befinden uns durch die Güte unseres unermüdblichen Mitgliedes Herrn Richard Ritter von Dogauer in der erfreulichen Lage, unserem Leser über einige Spitzenmuster berichten zu können, welche am 15. Februar 1756 mit anderen Erzeugnissen der vaterländischen Industrie und einem ausführlichen Berichte durch den Obercommercialpräsidenten Grafen von Chotel Ihrer Majestät überreicht worden sind. Die daselbst eingelegten, 1 bis 2 Zoll breiten Spitzenmuster, Neudecker Seidenspitzen, sämmtlich von schwarzer Farbe, sind, so sorgfältig sie auch gearbeitet sein mögen, äußerst einfach und die reicheren lassen nur mit Mühe den Gedanken ihres Zeichners erkennen. Auf diesen bieten einzelne größere und kleinere Punkte, in ein Drei- oder Viereck gebracht, auf jenen einige unausgeführte Zierrathen die einzigen Anhaltspunkte. Borne auf Seite 51 steht ein Muster mit dem höchsten Preise. Vielleicht zur Freude seines Zeichners und Klöpplers müssen wir nach längerem Anblicke gestehen, daß es ein Bäumchen sei, welches hier Leben in den einförmigen Spizengrund bringt. Ein großer Fortschritt muß demnach allerdings in den Mustern der späteren Zeit erblickt werden. Dies erhellt auch aus dem Spitzenpreise. Denn während er bei einer Elle der oben beschriebenen Spitzen nur von 5 Kr. 3 Pf. bis 15 Kr. 3 Pf. hinaufstieg, kostete die Elle am Schlusse des vorigen Jahrhunderts bereits 3 Kr. bis 4 fl.<sup>8)</sup> Dennoch ist der Mangel entsprechender Muster als das Siegfriedsche Lindenblatt der böhmisch-erzgebirgischen Spitzenfabrikation bezeichnet worden und noch gegenwärtig ein Hemmschuh dieses aufstrebenden Industriezweiges. Dies hat sich neuerdings auf den Weltausstellungen gezeigt. Es waren daselbst die Schaustücke der erzgebirgischen

8) Relation über alle in den 5 Commercialkreisen erhobenen Manufacturen S. 49 und 51 und Schreyer: Waarenabinet S. 106.

Spitzenindustrie in technischer Beziehung rein, selbst künstlich ausgeführt; allein in Betreff des Geschmacks sowohl als der Appretur blieben sie hinter den belgischen, französischen, schweizerischen und englischen Fabrikaten weit zurück. Dieses Räthsel ist gelöst, wenn man bedenkt, daß diese Kunstseite der Spitzenfabrikation lange Zeit bloß in den Händen der Klöppelbrieffstecher ruhte, die sich damit begnügten, ein veraltetes oder etwa von Sachsen herübergeschlepptes Muster in einer Weise zu vervielfältigen, die zuletzt kaum eine Aehnlichkeit mit der ursprünglichen Zeichnung erkennen ließ. Ohne einen Unterricht im Zeichnen empfangen zu haben und mit den Launen der Mode betraut zu sein, sind diese Leute jedem Wechsel abhold, ja geradezu unzugänglich; denn der Fall steht wohl nicht einzig da, wo ein Maurer, dessen feinste Arbeit sich im Sommer auf die Herstellung eines Gesimses beschränkte, seine freie Zeit im Winter dazu benützte, den jährlichen Musterbedarf für ganze Ortschaften zu liefern. Nicht mit Unrecht hat unser gefeierter Landsmann Herr Dr. Ferdinand Stamm diese wunde Seite mit dem Hinweise aufgedeckt, daß die Zeichner, welche in verwandten Industrien das Faktotum des Ganzen bilden und oft für ein einziges Muster staunenswerthe Summen beziehen, im Erzgebirge eine Nebenrolle spielten. Es fehlte somit an jenem eigenthümlichen Reize, den die Neuheit besonders auf die Begehr von Modeartikeln ausübt.

Möchte man doch diese Seite der Spitzenfabrikation, von deren günstigen Wendung das Gedeihen der Spitzenindustrie abhängt, nie aus dem Auge verlieren und dem Vorgange jener Länder folgen, wo gesunkene Erwerbszweige durch Einführung geschmackvoller Muster wieder gehoben wurden. Ein nachahmungswürdiges Beispiel liefert neuestens die Insel Murano. Die dortigen Bewohner errichteten im J. 1863 ein Museum zur Sammlung und Aufbewahrung ihrer Kunstzeugnisse, um dadurch nicht nur Zeugniß von deren Vollendung abzulegen, sondern vielmehr zur Herstellung gelungener Vorbilder anzuspornen und namentlich durch geschickte Zeichner, welche in einer damit verbundenen Zeichenschule herangebildet werden, die in den politischen Ereignissen zu Beginn unseres Jahrhunderts untergegangene Glasindustrie wieder zur Blüthe zu bringen. Die Ergebnisse wurden als die erfreulichsten geschildert. Auch in Steinschönau ist seit Errichtung der Zeichenschule der Durchschnittspreis eines Zentners raffinirter Glaswaare um das Dreifache gestiegen, obgleich die Konkurrenz anderer Länder, u. z.: England, Frankreich, Rußland und Preussisch-Schlesien immer drückender wird. Die Engländer arbeiten theilweise mit böhmischen Arbeitern, haben aber ihre Fortschritte den bedeutend besseren Zeichnern und Specialschulen zu verdanken.<sup>9)</sup>

Wie in Allem, so ist die sächsische Spitzenfabrikation auch in diesem Punkte der böhmischen vorangeeilt und durch die Erfindungsgabe und den glücklichen Geschmack gewiegter Zeichner den Anforderungen gerecht geworden.<sup>10)</sup> Erst in neuerer Zeit bemühen sich einzelne Unternehmer auf böhmischer Seite, diesem Uebelstande nach Kräften

9) Wiener Wochenschrift. Beilage zur Wiener Zeitung vom J. 1863 S. 145. Nicht unerwähnt kann bleiben das schon häufig gebrauchte Beispiel, welches in dieser Beziehung der neuerliche Aufschwung der durch französische, schweizerische und amerikanische Konkurrenz niedergedrückten schwarzwälder Uhrenindustrie gibt. Die Hauptmittel hiefür waren: Gründung einer Uhrmacherschule durch die Regierung, welche theils durch Unterricht, theils durch Ausstellung von Modellen, Musteruhren, Werkzeugen u. s. w. und Aussetzung von Belohnungen für kunstmäßigeren Betrieb wirkt, ferner Einführung einer zweckmäßigeren Arbeitstheilung, Verbreitung besseren Geschmacks, Tüchtigkeit, Strebbarkeit, Ausdauer und gemeinnütziges Zusammenwirken der Bewohner. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Schwarzwälder einen Stolz darein setzt, eine Uhr aus dem „Walde“ zu tragen, wogegen Manchem das einheimische Spitzengerzeugniß ungeachtet der ganz gleichen, vielleicht kostbareren Beschaffenheit aus dem Grunde nicht zu Gesichte steht, weil es nicht nach „Französischem“ riecht. Picfords Monatschrift III, 204.

10) S. Fr. A. Schneider a. a. D. S. 50.

zu steuern, wie z. B. Herr Wöllner in Bärzingen, der eine Musterdruckerei errichtet hat, und jüngstens hat das Centralkomite diese Aufgabe dem Unternehmer der Musterwerkstätten übertragen. Es wurden darum in Graslitz mehrere junge Leute aus dem Erzgebirge zu Musterzeichnern und Musterstechern herangebildet, die bestehenden alten Muster technisch umgestaltet und ganz neue in den Musterwerkstätten unentgeltlich an die Spizenhändler verabsolgt. Gleichwohl ist noch Vieles nachzuholen, was die Vergangenheit versäumt hat, und so sehr auch die Spizemuster, welche die Musterwerkstätten auf die kunstgewerbliche Ausstellung des österreichischen Museums in Prag gebracht hatten, durch ihre Arbeit sich auszeichneten, so ließ doch die reine und stylvolle Zeichnung manches zu wünschen übrig. Es ist darum am Orte, ein Urtheil von kunstverständiger Seite wiederzugeben, welches folgendermaßen darüber erging: „Es ist allerdings schwer, gerade in jenen Dingen, die Bestandtheile der Toilette sind und der brutalen Herrschaft der „Mode“ unterliegen, vernünftige künstlerische Prinzipien zur Geltung zu bringen, weil der Verfertiger dem leider meist schlechten, verschrobenen und eingebildeten Geschmacke des Abnehmers hulldigen muß, wenn er von diesem nicht im Stiche gelassen werden will. So sehen wir auch hier menschliche, thierische und pflanzliche Formen statt der gerade bei Spizen nöthigen strengen geometrischen Zeichnung und Flächen-decoraion ihr Unwesen treiben, auf einem Fächer Trophäen, Kanonen und Zündnadelgewehre, anderwärts wieder Genien oder vielmehr Carrikaturen, die Genien vorstellen sollen, und was dergleichen mehr ist. Es wird daher die Heranziehung tüchtiger, geschulter Musterzeichner der Spizenindustrie entschieden noth thun.“<sup>11)</sup> Ebendarum erheischt dieser Faktor der Spizenfabrikation die größte Achtsamkeit, damit nicht das gegenwärtige Unternehuen das Schicksal eines bloßen Versuches gleich den in den Jahren 1809 bis 1822 errichteten Spizenschulen theile. Man hatte wohl technisch fertige Arbeiter herangebildet; allein der schaffende Genius, der Zeichnenmeister, blieb aus, der die Kunstindustrie belebte, und sie erstarb. Die Brüsseler Spizenfabrikation, lautete der österreichische Bericht über die internationale Ausstellung in London vom J. 1862 (Cap. XXIV), habe ihren Welt-ruf nicht bloß der Kunstfertigkeit seiner Erzeuger, sondern auch den großen Fortschritten der Spizenzeicherkunst zu verdanken, welche als ein selbstständiges Gewerbe betrieben wird und der Fabrikation immer neue Muster zuführt.

Der Nachtheil, daß man im Erzgebirge mit den Erzeugnissen hinter der Mode zurückblieb, äußerte sich wiederholt in den Absatzstockungen, wo Verleger ganze Sendungen wieder zurückerhielten. Ein Beispiel verherrliche dies im Großen. Es war im J. 1848, als eines Tags der Verkehr auf der steinernen Brücke zu Prag abgesperrt und bloß gegen Entrichtung eines Entgeltes gestattet war, welches von Nationalgardisten eingehoben wurde. Aus diesem Betrage sowie durch weitere Sammlungen wurde ein reichlicher Fond zur Unterstützung des Erz- und Riesengebirges gebildet, welches gerade von der größten Noth heimgesucht war. Mit den eingelaufenen Geldern wurden theils Lebensmittel, theils Spizen und Leinwand in der Absicht angekauft, durch Eröffnung einer Absatzquelle die Arbeitskraft zu heben und die Produkte hierlands zu verwerthen. Allein wie groß war die Enttäuschung, als man eine veraltete, zuweilen auch kostspielige Waare in den Händen hatte und vergebens nach einem Käufer sich umsah. Um einen Ausweg zu finden, wurde sie nach Hamburg gesendet; allein auch dort schien keine Nachfrage zu sein. So mußte denn die Waare wieder in ihr Vaterland zurück und der Verkauf bis auf bessere Zeiten aufgeschoben werden. Um aber die Spizen

11) Fr. Zipperer in den Mittheilungen des österr. Museums für Kunst u. Industrie S. 283. Das Handelsministerium hat im Monat Oct. 1872 für drei Spizemuster-Zeichner aus dem böhm. Erzgebirge auf die Verwendung des S. R. R. v. Dohauer hin Stipendien von je 300 fl. auf zwei Jahre zur Ausbildung im k. k. Museum für Kunst und Industrie in Wien bewilliget, welche an drei Zöglingen der Musterwerkstätten verliehen wurden.

und Leinwand doch los zu werden und den geschmälernten Fond des Centralcomité zu verstärken, wurde von demselben im J. 1863 eine Lotterie zum Besten jener Gebirgsbewohner veranstaltet, bei welcher diese Gegenstände endlich als Gewinnste an den Mann gebracht und aus dem Waarenspeicher des Herrn Richard Ritter von Dogauer nach einem langjährigen Lager befreit wurden.

**T e c h n i s c h e B o l l e n d u n g.** Ein geringes Kapital erforderte daher dieser Industriezweig und die werthschaffende Kraft ruhte vorwiegend in der Hand des Arbeiters. Dies war ja auch die Hauptursache, daß die Klöppelei als Ersatz des kostspieligen Bergbaues gewählt wurde. Ein Klöppelstock — oft das einzige Angebinde und die ganze Aussteuer —, den sich der Arbeiter ohne große Aufkosten verschaffen konnte oder der sich als ein Familiengeräthe von Glied zu Glied vererbte, Zwirn und Muster genügte ihm, um seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit im Kreise des Erwerbes bethätigen und verwerthen zu können. Und welche überraschend große Werthe wurden bei diesem geringen Kapitalsaufwande hervorgerufen! Wahre Wunder sind es, welche der Gewerbefleiß hier schuf. Aus einem Pfund Flachs, welches in Schlesien nur einige Groschen und zu Spitzenzwirn bereitet 16 bis 24 Thaler kostete, wurden schon im J. 1708 für 200 bis 300 Thaler Spitzen geklöppelt. Wie sehr sich der Klöppler seine technische Ausbildung angelegen sein ließ, zeigt hinreichend der Umstand, daß die Hausirer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre im Erzgebirge eingekauften Spitzenwaaren für französisches und niederländisches Gut verkauften; denn schon die 1710 angefertigten Spitzen waren fein und zart ganz nach französischer und niederländischer Art, nur mangelte ihnen die Festigkeit und Dichte der letzteren, indem sie zu los und weitschichtig geklöppelt waren, was theilweise in der Manipulation, welche die Niederländer mit dem Spitzenzwirn vornahmen, theilweise in dem Umstande seinen Grund hatte, daß sie sich bei der Arbeit eines Augenglases, der sog. „Nasfenquetscher,“ bedienten.<sup>12)</sup> Indessen bemühten sich diese Gebirgsleute nach Kräften, an Tüchtigkeit, Zierlichkeit und Feinheit der Erzeugnisse den Brabantern gleichzukommen und wahrlich ihre technische Fertigkeit bot wohl die wenigsten Hindernisse für die Entwicklung der Spitzenindustrie. Die Vollendung der im Erzgebirge erzeugten Spitzen wurde auch wiederholt rühmend anerkannt. So legte der Spitzenfabrikant Franz Kuhn in Joachimsthal bei der 1831 zu Prag stattgehabten öffentlichen Ausstellung böhmischer Gewerbsprodukte eine Musterkarte feiner Zwirnspitzen vor, welche sich durch ihren äußerst billigen Preis, den feinen modernen Geschmack, sowie durch die sehr fleißige Arbeit auszeichneten. Gleichzeitig wurde durch Verleihung der bronzenen Medaille an Gustav Kuhlmann, Spitzenfabrikanten in Wiesenthal, der Spitzenindustrie des Erzgebirges ein glänzendes Zeugniß zu Theil. Doch folgen wir hier dem Wortlaute des von der Beurtheilungscommission hierüber erstatteten Berichtes<sup>13)</sup>: „Die von demselben vorgelegte sehr schöne weiße Blonde erregte wegen der geschmackvollen, in jeder Beziehung musterhaften Arbeit, sowie wegen ihrer Größe allgemeine Aufmerksamkeit. Die dazu verwendete Seide war sehr gut, wodurch zugleich in Verbindung mit der guten und höchst fleißigen Ausführung die Dauerhaftigkeit derselben begründet wurde. Nur schwer war sie von den französischen Arbeiten zu unterscheiden, so gut gelang die Nachahmung.“ Die Firma Anton Gottschald und Comp. in Hirschenstand wurde wegen ihrer meister- und musterhaften Spitzenfabrikate nicht nur bei der 4. Ausstellung böhmischer Gewerbsprodukte in Prag 1837 durch die bronzene, sondern auch auf der allgemeinen österreichischen Gewerbeausstellung in Wien 1845 mit der Silbermedaille ausgezeichnet. Daß das einfache Gebirgsmädchen mit dem Produkte ihres Fleißes den Weltkampf in dem

12) Oesterreich über Alles S. 136 und Marperger a. a. D. S. 142.

13) S. 139 ff.

glänzenden Ausstellungspalaste nicht zu scheuen brauchte, haben die Weltausstellungen wiederholt gelehrt. So hatten auf der großen Weltausstellung zu Paris 1855 das Centralcomité in Prag (die Fabrik A. Meinls Erben in Bärtingen, Johann Jakob Wechselmann in Gossengrün) die Medaille zweiter Klasse und auf der internationalen Ausstellung in London 1862 dasselbe Centralcomité (Johann Fuchs Söhne zu Grasslitz, die Stadt Gossengrün, Josef Hüber und Anton Ullmann zu Hirschenstand), ferner J. F. Ullmann zu Neudorf für Spitzen die Medaille errungen.

Die Vorliebe und natürliche Anlage der erzgebirgischen Spitzenarbeiterin zu diesem Gewerbe, ihre Genauigkeit und Reinlichkeit versprechen ihren Erzeugnissen eine große Zukunft. Eine unvollständige Ausbildung kann gegenüber den hohen Ansprüchen der Kunstindustrie jedoch nicht genügen, und in ihr lag auch ein Grund, warum die in den 1850er Jahren errichteten Spitzenschulen so geringe Erfolge verzeichnen können. Die meisten Schülerinnen waren kaum über die ersten Anfänge hinausgekommen und müssen nun von Neuem als Lehrlinge in die Musterwerkstätten eintreten, welche die höchstmögliche Vollkommenheit der Spitzen bezwecken. Um dieses zu erreichen, muß eine ähnliche Arbeitstheilung sich geltend machen, wie sie in anderen vorgeschrittenen Ländern seit Langem durchgeführt ist. Es ist kein Geheimniß, daß die Brüsseler Spitze ihre gelungene Ausführung vorzüglich der zweckmäßigen Theilung der Arbeit zu verdanken hat, wodurch der Arbeiter eine größere Geschicklichkeit, Geläufigkeit und Sicherheit erlangt. In Belgien und Frankreich theilt das Verfahren die Spitzenarbeiter in 8 verschiedene, vollständig von einander getrennte Branchen. Freilich liegt in der einseitigen Ausbildung des Arbeiters, wie sie namentlich das Klöppeln mit sich bringt, ein wichtiger Uebelstand. So soll sich eine Klöpplerin ungeachtet der außerordentlichen Gelenkigkeit ihrer Finger zum Nähen, Sticken und zu anderen weiblichen Handarbeiten viel weniger anstellig zeigen als eine Person, die noch gar nichts gelernt hat. Im Zusammenhange hiermit stehe auch die Erscheinung, daß das Erzgebirge ungeachtet der Redlichkeit, guten Art und Reinlichkeit seiner Arbeiterinnen eine kaum nennenswerthe Anzahl von weiblichen Dienstboten für die Städte liefert. Andererseits darf aber nicht übersehen werden, daß neben der Spitzenarbeit als Hausindustrie auch anderweitige häusliche, selbst Feld- und Waldarbeiten verrichtet werden können. Wie dieses unbeschadet der nöthigen Handgelenkigkeit geschehen könne, hiefür liefert Frankreich den deutlichsten Beweis. Im Departement Calvado beschäftigen sich wenigstens 50.000 Frauen mit Spitzenklöppeln und Tüllstickerei nur durch 6 bis 7 Monate, während sie die übrige Zeit den rauhesten Feldarbeiten nachgehen, und erzeugen bei einem täglichen Mittelverdienste von 75 Centimes per Kopf für 8 Millionen Waaren.<sup>14)</sup>

Reinheit, Dauerhaftigkeit und Billigkeit, diese fesselnden Mächte des Angebotes, wußte der Sohn dieses Gebirges seit Alters her in seiner Waare zu entfalten. Zwar hatte die Spitzenerzeugung auch in anderen Ländern des Kaiserstaates Eingang gefunden. So klöppelte man in Tyrol im Grödener Thale für 24.000 fl. Spitzen aus Linzer Zwirn, welche durch hausirende Händlerinnen in der Provinz abgesetzt wurden. Die groben Spitzen von Idria fanden ihre Abnahme in Illirien, Steiermark, Oesterreich, vorzüglich aber in Kroatien. Auch in Ungarn und in der Militärgrenze erzeugt man Spitzen, namentlich in den Comitaten Sohl, Uptan, Neutra, Trenczin, Zips und Saros. In diese Gegenden dürfte die Klöppelei durch erzgebirgische Bergleute, welche in Folge des ergiebigen Bergbaues dahin auswanderten, gebracht worden sein, wie denn die Bauart der Häuser, theilweise die Trachten der Weiber und selbst die Lebensweise der dortigen Bewohner eine große Aehnlichkeit mit dem Erzgebirge zeigen. Allein

14) S. Max Dormitzer und Dr. Edm. Scheibel a. a. D. S. 167 und L. Brodhuber, Dr. E. Goldhaus und A. Martin a. a. D. S. 616.



die Feinheit der böhmischen Spitzen haben jene Länder bei Weitem nicht erreicht. Gegenwärtig dürften in Oesterreich ungefähr 40.000 Personen einen Werth von 8 Millionen an Spitzen und Stickereien erzeugen.<sup>15)</sup>

Der Spitzenhandel. Der Spizenherr und Fabrikant. Hand in Hand gingen Klöppelei und Spitzenhandel. Letzterer wurde zuerst durch einen Schotten Namens Cunningham in Schwung gebracht. Dieser Kaufmann kam mit mehreren seiner Landsleute zu Anfang des XVII. Jahrhunderts des Bergbaues halber nach Annaberg. In ihren Erwartungen getäuscht verlegten sie sich auf den Spitzenhandel. Daher nannte man sie „Spizenschotten,“ ein Namen, welchen noch lange nachher die Spizenhändler trugen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ruhte der Hausirhandel mit den erzgebirgischen Spitzen abermals in Händen von Fremdlingen, nämlich Franzosen und Italienern (Savoyarden). Sie kauften die Spitzen in größerer Menge von den Verlegern, welche die Erzeugnisse des Klöpplers einlösten und 8 bis 10% darauf schlugen, zogen damit in den verschiedensten Ländern herum, um ihre Waare als brabantisch Gut an Leute, die keine Kenner waren, zu bringen und wußten sie so um das Zwei- und Dreifache zu verwerthen.<sup>16)</sup>

Gegenwärtig treten uns als Träger des Spitzenhandels, als „Borden-“ oder „Spizenhändler“ verschiedene Personen entgegen, deren Stellung nur im Hinblick auf die eigenthümliche Entwicklung richtig erfaßt werden kann. Vor Allem ist ganz allgemein hervorzuheben der „Verleger,“ „Spizen-“ oder „Bordenherr“ (=Frau), in den Schriften auch „Meister“ benamset. Der Vermittler zwischen dem Klöppler als Erzeuger und dem Bedürftigen nahm er ein doppeltes Verhältniß ein. In Bezug auf den Ersteren erschien er als Arbeitsgeber, Lohnherr. Er war es, dem die vom Klöppler in seiner Behausung verfertigten Waaren gehörten — daher sein Name „Spizen-“ oder „Bordenherr“ — und der ihn nach der Menge und dem Werthe seiner Arbeit entlohnte. Das von der Klöpplerin an den Verleger abgelieferte Erzeugniß wurde für den Handel in kleinere Stücke getheilt, welche im Anfange des XVIII. Jahrhunderts 10 Leipziger, zu Ende desselben 8 $\frac{1}{2}$  bis 9 $\frac{1}{4}$  böhmische Ellen maßen. Der Spizenherr versah auch zugleich den Arbeiter mit Mustern und Klöppelzwirn. Der Klöppler arbeitete somit in den meisten Fällen nicht auf eigene Rechnung, sondern verarbeitete nur das Materiale des Verlegers, und während sich Sachsen einstens alter „Spizemärkte“ zu erfreuen hatte, deren berühmtester zu Annaberg bereits im J. 1612 an jedem Dienstage abgehalten wurde, wo sich allwöchentlich die Klöppelmädchen aus der Umgegend einfanden und ihre Kunstzeugnisse feilboten, gebrach es auf böhmischer Seite gänzlich an einer Organisation der Arbeit. Außerdem besorgte der Bordenherr den Absatz der Spitzen — daher der Name „Verleger.“ — Diese Stellung, wie sie eben näher gekennzeichnet wurde, mochte wohl mit der der ersten Spizenhändler im böhmischen Erzgebirge zusammenfallen. Denn wie wir bereits früher erwähnten, lieferte es noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seine Erzeugnisse an sächsische Handelsleute und die böhmischen Spizenhändler waren eigentlich nur ihre Vorkäufer. Erst 1756 gab es zu Joachimsthal, Weipert, Preßnitz und Neudorf einige Verleger, welche die böhmischen

15) Die kostbarsten Spitzen waren seinerzeit die Venetianischen (genähten), welche auch in Belgien als die vornehmsten gelten und den Namen ihres Stammlandes im Handel beibehalten haben. In Folge der kriegerischen Ereignisse zu Beginn dieses Jahrhunderts und namentlich zufolge der Kontinental Sperre hatte jedoch diese Industrie immer mehr abgenommen und wurde 1823 nur noch in der eigentlichen Provinz auf der Insel Burano angetroffen, wo arme Weiber ihre theils mit der Nadel verfertigten, theils geklöppelten Spitzen von Woche zu Woche an die Handelsleute der Hauptstadt lieferten. Stephan Edler von Rees a. a. D. I. Bd. II. Theil S. 417.

16) Oesterreich über Alles S. 166 und 176 und Marperger a. a. D. S. 138.

Spitzen bis nach Ungarn, Tyrol und ins Reich verführten. 17) Im Laufe der Zeit jedoch ist eine Aenderung mehr oder weniger darin eingetreten, indem sich eine Arbeitstheilung auf der einen und anderen Seite geltend machte und Mittelspersonen hinzukamen, welche den Verleger in der Einlösung und theilweise auch in dem Umfange der Spitzen unterstützten, und so ist es gekommen, daß gegenwärtig der Spitzenhandel als Groß- und Kleinhandel von Fabrikanten, Vorkäufern und Hausirern betrieben wird.

Als sich in der Folge der Spitzenhandel auch auf böhmischer Seite immer mehr erweiterte — (im J. 1786 zählte man hier bereits 174 Spitzenverleger) 18) — und zum Großbetriebe entfaltete, errichteten einzelne Verleger einen stehenden Spitzenverlag, und diese sind es, welche später mit dem modernen Namen „Spitzenfabrikanten“ bezeichnet wurden und die, mit einem förmlichen Fabriksbefugnisse im Gegensatz zu dem freien Gewerbe des Spitzenhandels ausgestattet, neben dem Fabriksverlage zuweilen auch Niederlagen in größeren Städten errichteten. Von den bedeutenderen Spitzenfabrikanten in den 1830er Jahren nennen wir nur Gustav Kuhlmann in Wiesenthal, Karl Gustav Schmidl in Weipert, A. Meisl und P. Poppenberger, Brüder Eberhart in Bärzingen und Anton Gottschalk und Compagnie in Hirschenstand. Die letztgenannte k. k. landesprivilegirte Spitzenfabrik, auf dem Gebiete dieses Industriezweiges unstreitig das erste Unternehmen in ganz Oesterreich, wurde 1780 gegründet und seit 1812 von Anton Karl Korb, Josef Kunzmann und Felix Kerl unter der früheren Firma fortgeführt. Die Bedeutung und Ausdehnung dieses Geschäftes erhellet aus der großen Zahl von Klöplern, welche sie fast im ganzen Erzgebirge beschäftigte. Nach dem 1820 amtlich aufgenommenen Stande der Fabrik betrug ihre Anzahl 8561 Arbeiter, u. z.: zu Joachimsthal 1225, Grassitz und dessen Umgegend 1000, Neudorf 920, Sauerfack 826, Trinkseifen 820, Hirschenstand 710, Neuhammer 554, Gottesgab 454, Kohling 450, Abergtham 250, Neuhaus 245, Fräbus 243, Heinrichsgrün 206, Sebastiansberg 184, Platten 182, Eibenberg 156 und Schönlinde 136 Klöppler. Der Werth aller von diesen Arbeitern geklöppelten und von der Fabrik eingekauften Spitzen betrug

im J. 1817 .....	242.605 fl. W. W.
"   "   1818 .....	290.480 " " "
"   "   1819 .....	301.826 " " "
"   "   1820 bis zur Mitte August	274.962 " " "

Als Materiale wurde meist inländischer und zu den feineren Erzeugnissen sächsischer Spitzenwirm verwendet. Einen merkwürdigen Beweis von dem industriellen Geiste und regem Geschäftseifer der Fabriks-eigenthümer liefert die stete Zunahme, in welcher der Spitzenverschleiß selbst bei den ungünstigsten Zeitverhältnissen begriffen war. So wurden an Spitzen

im J. 1817 .....	189.592 fl. W. W.
"   "   1818 .....	256.450 " " "
"   "   1819 .....	267.934 " " "
"   "   1820 bis zur Mitte August	249.504 " " "

nach Wien, Pest, Graz und anderen Orten der österreichisch-ungarischen Monarchie abgesetzt. Selbst nach Sachsen hatte die Fabrik um jene Zeit ihren Erzeugnissen Bahn gebrochen. Für Verbesserungen eifrig bemüht und zugleich redliche Arbeitsgeber ließen die Unternehmer inmitten der härtesten Bedrängnisse, welchen die Menschenhand durch die Mitbewerbung der englischen Maschinenfabrikate ausgesetzt war, das Wohl und Wehe ihrer Arbeiter nicht aus dem Auge, indem sie

17) Relation über alle in den 5 Commerzialkreisen erhobenen Manufacturen S. 32.

18) Eine namentliche Anführung der vorzüglicheren Spitzenhändler aus jener Zeit findet sich bei Schreyer: Kommerz I, 104, in seinen Briefen hierüber II, 37 und Waarentabinet S. 106 und v. Krieger: Archiv III, 26.

durch Einführung der Bobbinetfabrikation einen neuen Erwerb statt der nimmer lohnenden Klöppelei zu bieten hofften. Noch im J. 1843 brachte die Fabrik mit ihren beiden Faktoreien zu Sauerlach und Platten 1400 Pfund Leinenspizen in den Verkehr, und wir verleihen nur den dankbaren Gefühlen vieler hundert Arbeiterfamilien Ausdruck, wenn wir sie nicht bloß als das größte, sondern auch als ein Musterunternehmen für die damalige Zeit hinstellen.<sup>19)</sup>

Die Faktoren und Hausirer. Absatzkreise. Ein Gebilde, das sich in das Verhältniß zwischen dem Verleger und Klöppler hineingeschoben hat, ist das Gewerbe der „Faktoren“ oder „Vorkäufer.“ Als sich nämlich auf dem Gebiete der Klöppelei der Großbetrieb festgesetzt hatte und der Spiznenfabrikant nicht mehr im Stande war, die Geschäfte mit dem Klöppler persönlich zu besorgen, war er gezwungen, sich gewisser Personen zu bedienen, die ihn in seinem Verkehre mit dem Klöppler besonders der entlegeneren Ortschaften unterstützten. Diese Mittelspersonen waren die Faktoren. Sie erschienen als Geschäftsführer des Verlegers, empfangen die fertige Waare und rechneten darüber ab. Später aber mochte es im Interesse sowohl des Fabrikanten als der Faktoren gelegen sein, daß diese die Geschäfte auf eigene Faust betrieben und die eingekauften Waaren zu dem Verleger trugen (Vorkäufer). Dieser Wechsel war jedoch für den Klöppler keine günstige Wendung. Denn während früher alle Vortheile des Großbetriebes durch den Fabrikanten auch dem Arbeiter zu Gute kamen, war dieser jetzt den Spekulationen einer Menge von Kleinhändlern anheimgegeben, zu der Gewinnquote des Fabrikanten gesellte sich noch die der Vorkäufer, welche nur auf Rechnung des Arbeiters durch Lohnherabdrückungen erzielt werden konnte. Viele unter ihnen haben sich von dem Einflusse des Fabrikanten losgesagt und den Hausirhandel ergriffen. Dieses Betriebssystem hat sich so eingenistet, daß es bei jedem günstigen Entwicklungsgange der Spiznenfabrikation immer weitgehender hervortritt und die Waare erst durch mehrere Hände die Kunde machen muß, bevor sie an den eigentlichen Verleger gelangt. Dabei wird dieses Gewerbe gänzlich unorganisiert und in gar vielen Fällen bloß als Nebenbeschäftigung getrieben.

Neben dem Handel der Fabrikanten und Faktoren spielt gegenwärtig mehr als je der „Hausirhandel“ eine bedeutende Rolle, welcher durchschnittlich 15% der von der Spiznenherzeugung lebenden Bevölkerung ernährt und sich in Bezug auf Männer und Weiber wie 2:3 verhält. Die Hausirer kaufen ihre Waaren theils von Fabrikanten, größtentheils jedoch unmittelbar vom Erzeuger. Der ergebirgische Hausirhandel ist bald mit günstigem Auge betrachtet worden, bald auch nicht. Insoferne der Spiznenhausirer jedwede, selbst die verborgenste Absatzquelle aufsucht, kann dieser Art des Handelsbetriebes ein wohlthätiger Einfluß allerdings nicht abgesprochen werden. Gerade er ist es, der den veralteten Klöppelspizen noch immer Käufer zu verschaffen weiß. Allein was wiegt dieser Vortheil gegen den unregelmäßigen Absatz und die zeitweiligen Arbeitsstokungen, wie sie der vorwiegende Hausirhandel nothwendig herbeiführt, was gegen die Verderbtheit, mit welcher der Hausirer die Sitten verpestet? Nicht nur daß er als Freund von billiger Waare schlechte Erzeugnisse in die Welt hinaus trägt, benützt er zuweilen auch diese Gelegenheit zur Bettelei und sucht durch Klagen und traurige Schilderungen der heimatlichen Erwerbsverhältnisse die Freigebigkeit der Fremden zu berücken, wie dieser Unfug in den benachbarten Kurorten sich eingeschlichen hat. Wenn man bedenkt, daß der gute Wille der Spender keineswegs erreicht wird und der wahrhaft hilfsbedürftige Klöppler daheim nicht den geringsten Antheil an diesen Spenden genießt, sondern in seiner Ehrlichkeit es vorzieht, lieber zu Hause sich redlich

19) Jahrbuch des k. k. polytechnischen Institutes in Wien III, 399 und übereinstimmend hiermit Stephan Ebler von Rees: Anhang und Register zur Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens S. 59; ferner Ed. Poussin a. a. D. II, 295 und Prof. Schnabl a. a. D. V, 54.

zu ernähren und im Schweiß des Angesichts das thränengetränkte Brod zu verdienen, als fremder Wohlthätigkeit zur Last zu fallen, so ist es nur recht und billig, wenn die Sicherheitsorgane diesem Unwesen das aufmerksamste Auge zuwenden. Die Spitzenhaufirer sind der Schrecken der Kurgäste, und ihnen ist es zuzuschreiben, daß das biedere Gebirgsvolk in der öffentlichen Meinung so tief gesunken ist.

Wir gelangen zu den Absatzkreisen. Schon 1710 wurden die erzgebirgischen Spitzen nicht allein in ganz Deutschland, sondern auch in unterschiedlichen angrenzenden Reichen und Ländern abgesetzt. Wiewohl nun in der Folge die Spitzenfabrikation in den meisten Ländern des österreichischen Kaiserstaates Eingang gefunden hatte, so waren es doch die böhmischen Zwirn- und Baumwollspitzen, welche wegen ihrer Wohlfeilheit, Schönheit und Dauerhaftigkeit unter allen Spitzengattungen des Inlandes den meisten Vertrieb hatten. Insbesondere aber wurden die Erzeugnisse des böhmischen Erzgebirges als „Annaberger“ und „Neudeker“ Spitzen, ja selbst unter dem Namen „Niederländer“ Spitzen sehr stark in den österreichischen Erbländern, vorzüglich in Böhmen, Oesterreich, Steiermark, sowie in Siebenbürgen, Ungarn, Polen und im Reiche abgesetzt.<sup>20)</sup> In der neueren Zeit wurden in den größeren Hauptstädten und in den nahen Kurorten besondere Niederlagen eröffnet, im Uebrigen wird der Spitzenhandel leider als Hausirhandel getrieben. Was die Stärke des Spitzenhandels anbelangt, so hält sie gleichen Schritt mit der Klöppelei. Seit dem Aufkommen der englischen Zeugspitzen hat der Handel mit den gewöhnlichen Klöppelspitzen immer mehr abgenommen und liegt gegenwärtig ganz darnieder. Im Einklange hiermit steht die Ausfuhr von österreichischen Spitzen aus Leinenzwirn. Es betrug

im J. 1844 die Einfuhr	—	Ausfuhr	31 Ctr.
"      "      1845	—	"	30
"      "      1846	—	"	23
"      "      1847	—	"	21
"      "      1850	—	"	12

Die mittlere Ausfuhr nach Ungarn stellte sich durchschnittlich in diesen Jahren auf 36 Ctr.<sup>21)</sup>

Schl u ß. So sehr auch unverschuldete Ursachen an dem Verfall der böhmisch-erzgebirgischen Spitzenfabrikation gearbeitet haben, so fällt doch in der neueren Zeit alles Verschulden den Spitzenhändlern zur Last. Sie waren bisher ausschließlich die Träger des Unternehmens und geboten durch mehr als ein Jahrhundert über die gesammten Arbeitskräfte, in ihnen ruhte die eigentliche Kapitalmacht; denn nur in ihren Händen konnte die Kapitalsansammlung gelingen, und daß dieses auch wirklich geschah, beweist hinreichend der Umstand, daß die Spitzenherren in den Klöppeldistrikten vorwiegend die wohlhabendere Klasse bilden. Und welches waren hier die Segnungen des Kapitals? Ruhig und unbekümmert um das Schicksal der Arbeiter ließ man die Ereignisse über sich hereinbrechen, und beachtete die Förderungs mittel nicht, die wiederholt durch Anstalten geboten wurden. Gegenüber der Maschinenkonkurrenz dachte der Spitzenhändler im böhmischen Erzgebirge an keinen Ausweg, sondern war zufrieden, daß genugsam Hände sich fanden, welche die Dienste der Maschine verrichteten. Brauchte er doch nicht für Triebkraft und Obdach wie bei dieser zu sorgen, er fühlte es ja nicht, wenn die Kette des Bobbinestuhles eine Leidenskette um den armen Klöppler wob. Genug, es gab ja weiterhin doch noch einen Gewinn, wenn auch nicht in dem Maße wie ehemals, und es ist immer süßer, den sicheren Gewinn für sich zu haben, als ihn in der Fürsorge für das Unternehmen zu theilen. Wie hierbei von Seite mancher

20) Marperger a. a. D. S. 142; österr. National-Encyclopädie V, 110; Schreyer: Kommerz I, 103 und Stephan v. Rees a. a. D. S. 475.

21) Hof. Hain: Handbuch des österr. Kaiserstaates II, 318.

Spitzenherren verfahren wurde, und wie sie namentlich durch kleine Gelddarlehen die Klöpplerin zu verstricken wußten, um ihre Arbeitskraft auszunützen, würde freilich manches Beispiel herzlosen Verfahrens ergeben, und das Einverständnis zwischen Arbeitsgeber und -Nehmer bei Weitem nicht in dem roßigen Lichte erscheinen lassen, wie es geschildert wurde, und wenn man über Bedrückungen keine Klagen aus dem Munde der letzteren zu vernehmen glaubte, so hat man den Zimmerfchrei überhört, welcher wiederholt, namentlich auf sächsischer Seite, in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Freilich trifft dieser Vorwurf zunächst jene industriellen Schmaroger, welche bei dem Mangel jedes Baarvermögens gleichwohl ein hinreichendes Auskommen sich zu sichern wußten. Allein auch die Großhändler, die Fabrikanten, haben dem Arbeiterstande nicht die gebührende Sorgfalt zugewendet und ungeachtet des hohen Alters dieser Industrie keinerlei Vorkehrungen ins Leben gerufen, welche in viel jüngeren Fabrikationszweigen den Arbeitern schon längst zu Statten kommen. So mancher Spitzenherr schaut selbstzufrieden aus seinem schmucken Hause, doch keiner dachte daran, dem verlassenem Klöppler durch Errichtung von Versorgungshäusern, Kranken- und anderen Wohlthätigkeitsanstalten in noch schwereren Tagen des Unglücks eine Zufluchtsstätte zu eröffnen. In dem Mangel des Gemeinfinnes liegt auch die Ursache, daß wir im Laufe dieser Darstellung auf Seite der Spitzenhändler nirgends einem eifrigen Zusammenwirken zu erhöhter Kraft begegneten. Wie Vieles hätte durch den gemeinsamen Bezug des Materials, Errichtung von Zeichenschulen, Ausbildung von Musterzeichnern und Musterstechern, Berufung von Meisterinnen aus weiter vorgeschrittenen Ländern, Anstellung von Reisenden u. s. w. geschaffen werden können! Allenthalben häufen in Böhmen Vorschußvereine die Sparpfennige zu Kapitalien an, um damit die Erwerbsthätigkeit zu befruchten; nur im Erzgebirge konnten sie mit alleiniger Ausnahme von Grasslitz keinen Boden finden.<sup>22)</sup> Denn statt durch Bergesellschaftung die kleinen Kapitalien heranzuziehen und einen intensiven Betrieb herbeizuführen, hat sich bei den Spitzenherren zu allen Zeiten das Streben nach Monopolisirung und Beschränkung bemerkbar gemacht und frühzeitig suchten einige Spitzenhändler in eine Zunft sich zu vereinigen; allein ein solches Begehren wurde — gewiß zum Leidwesen vieler — als schädlich für die Klöppelei zurückgewiesen und der Handel mit Spitzen durch Hofdekret vom 15. Mai 1766 ausdrücklich als ein freies Gewerbe erklärt.

Entarteter Eigennutz gilt als Feind des Gemeinfinnes und zuweilen mag er auch hier sein neidisches Spiel getrieben haben; es wäre aber ungerecht, wollte man in ihm die Grundwurzel aller Uebel erkennen. Diese scheint viel tiefer zu liegen, nämlich in dem Mangel an Intelligenz und Fachkenntnissen. Zumeist von einem Geistlichen für die Hauptschule vorbereitet und mit Vorurtheilen gegen Zeitverhältnisse groß gezogen beschränkt sich die kaufmännische Bildung des Spitzenhändlers auf jene Erfahrungen, welche er in seinen Knabenjahren als Lehrling in dem Ladengewölbe eines Landstädtchens und später auf Reisen nach Prag, Wien, allenfalls auch Pest sammelte. Die eigentlichen Kunststätten der Spitzenindustrie bleiben von ihm unberührt. Er gewinnt keinen Einblick in den Welthandel und in die Geseze der Volkswirthschaft, und während in anderen Ländern der Gewerbsfleiß unermüdllich fortarbeitet und fast jeder Tag einen Fortschritt bringt, ruht man hier auf den Lorbeeren der Väter aus, die längst die Zeit entblättert hat, und sinkt mit dem Stillstande immer tiefer. Hiervon stammen der Mangel an Selbsterkenntniß und die Selbstüberschätzung, die spießbürgerlichen Anschauungen und Vorurtheile, von welchen der größte Theil der Spitzenhändler

22) Erst in neuester Zeit (October d. J.) wurden solche auch in Platten und Bäringen begründet.

befangen ist. Wie anders ist es in Sachsen! Dort werden die Söhne wohlhabender Eltern in Handelslehranstalten und großen Handlungshäusern herangebildet und treten mit einem Schatze von Kenntnissen in die Welt hinaus, um sie in der Fremde zu verwerthen. Manchen Jüngling treibt die Regsamkeit in andere Welttheile, wo er ferne von dem häuslichen Herde als gewissenhafter und fleißiger Vermittler und aufmerksamer Beobachter im Dienste der vaterländischen Industrie wirkt.

Hiernach darf es nicht verwundern, welches Verständniß unsere Spizenhändler allenthalben der neuen Einrichtung, den Musterwerkstätten, entgegen bringen. Die Mehrzahl von ihnen — namentlich sei Gottesgab ausgenommen — geberdet sich als ein Feind des Unternehmens. Diese betrachten die Anstalten als einen Eingriff in ihre angestammten Rechte und scheuen die Konkurrenz; jene fürchten wegen Lohnerhöhungen eine Einbuße in ihrem Gewinne, andere wieder begleiten kopfschüttelnd die neuen Erzeugnisse, weil sie keine Absatzorte dafür zu finden wissen u. s. f. Mit welchen kleinlichen Mittelchen man hie und da das Unternehmen zu vereiteln und wie man Mißtrauen unter der Arbeiterbevölkerung zu verbreiten und sie den Musterwerkstätten ferne zu halten sucht, das auszuführen würde die Richtigkeit unseres obigen Urtheiles nur noch mehr bekräftigen. Waren doch einige Spizenhändler offenherzig genug, durch eine besondere Deputation an maßgebendem Orte ihre Bitte um Beseitigung der Anstalten geradezu auszusprechen. Selbst die Lohnabzüge, welche bei schlechten Arbeiten geschehen müssen, wurden benützt, um den Sporn zu einer sorgfältigeren Arbeit zu nehmen und den Lehrling gegen den Unternehmer aufzustacheln, der freilich redlicher und gewissenhafter gegen den Spizenarbeiter verfährt als dessen schlechtbestellter Rathgeber, und der, um selbst den geringsten Schein von Eigennutz zu vermeiden, derlei Abzüge in die Krankenkasse fließen läßt. Der Spizenarbeiter, der auf keiner höheren Bildungsstufe als der Spizenherr steht, vermag noch weniger die Verhältnisse zu durchblicken und meint wirklich gute Freunde in denselben Leuten zu finden, welche sein Wohl gänzlich vernachlässigten und es auch weiterhin durch schlechten Rath zu untergraben suchen. Die Spizenhändler aber sollten ernst in sich gehen und ihre Leistungen mit den Fortschritten anderer Länder vergleichen, welchen keine Unterstützung Seitens der Staatsgewalt zu Theil wurde. Gerade sie sollten reuig über ihre Unterlassungssünden, welche sie an der Spizenindustrie begingen, in eigenen Interesse dem neuen Unternehmen sich anschließen, und wenn sie auch die nöthigen Kenntnisse nicht mehr nachholen können, doch ihre Söhne im Geiste der Neuzeit heranziehen. Denn diese gebietet ein unaufhaltsames Vorwärts und überschreitet jene, die sich ihr entgegenstellen.

Von den Spizenherrn ist daher ein werththätiges Eingreifen in die Spizenfabrikation derzeit wohl kaum zu erwarten. Ihr unthätiges Verhalten und feindliches Auftreten gegen die Anstalten sind ein neuerlicher Beweis, wie wenig ihnen an der Ausbildung der Arbeiterin und Vervollkommnung ihres Erzeugnisses gelegen ist; denn sie verkennen noch immer den Werth der Spizenindustrie und suchen ihn statt in der Qualität in der Quantität der Produktion. Selbst jene Spizenfabrikanten, welche von den in den Musterwerkstätten gebotenen Zeichnungen Gebrauch machen, benützen die Anweisung zur sachgemäßen Ausführung der Arbeit nicht immer, sondern verändern das Muster durch Weglassung der feineren Conturen und nachlässiges Stechen bis zur Unkenntlichkeit der ursprünglichen Zeichnung, nur damit die Ausführung leichter und die Arbeit billiger werde. Bereits dringt die Erkenntniß, daß nur bessere Arbeit einen besseren Verdienst bewirken könne, schon in weitere Kreise der Spizenarbeiter und ihr werden sich auch schließlich die Spizenherrn nicht ent schlagen können. Hoffentlich wird aber die Zeit, wo man sich des Klöpplers wie eines blinden Werkzeuges bediente und

nur mit Mühe bei billigen Preisen einen beschränkten Absatz zu erringen wußte, bald vorüber und die Spitzenfrage des böhmischen Erzgebirges glücklich dahin gelöst sein, daß nur durch Veredelung des Erzeugnisses ein großer Markt und höherer Preis erzielt werden kann.

Bis dahin aber den Bemühungen Aller, welche mit Hand und Wort diesem gemeinsamen Ziele zustreben, ein herzliches **Glück auf!**

## Aus Joachimsthal's Vergangenheit.

Von

Dr. Gustav C. Laube.

### I. Gründung und Blüthezeit von Joachimsthal.

Für alle Zeiten hat die Geschichte mit blutiger Schrift auf ihren Blättern die Drangsale verzeichnet, welche im fünfzehnten Jahrhundert über das deutsche Volk in Böhmen verhängt waren. Niemals, weder früher noch später, ist es dem feindlichen Elemente, womit es seit jeher zu kämpfen hatte, gelungen, in solcher Weise über den vernichteten Gegner zu triumphiren. Doch selbst damals war es nicht im Stande die verhaßte Nation auszurotten, ebenso wenig, wie es ihm jetzt oder später gelingen soll. Eine Feste des Deutschtums in Böhmen nach der andern fiel der andrängenden feudalthusitischen Macht anheim. Das Bollwerk des Geistes, die Carolinische Universität, kam in die Hände der Czechen. Die deutsche Stadt Prag ward in czechische Bande geschmiedet, und unter der Maske des religiösen Fanatismus gossen sich die von Nationalhaß flammenden Schaaren der Taboriten über die blühenden deutschen Städte und Ortschaften aus. Leichenhaufen am Tage und Brandröthe bei der Nacht bezeichneten den Weg, den sie, alles vor sich niederwerfend, nahmen.

Da ward mit Mord und Brand der prächtige alte Eichenwald deutscher Städte vertilgt, und auf den rauchenden, blutbespritzten Trümmern machte sich die Nachkommenschaft der wilden Horden breit und prunkte in dem Besitz, der ihr aus der tapferen Plünderung deutscher Städte und friedlicher Klöster zur Beute gefallen war.

Aber die alten deutschen Eichen waren kernfest. Trotz Blut und Brand trieben sie wieder kräftig von der Wurzel auf, und die von Husiten wild zerzausten und zerschmetterten Kronen fingen doch wieder zu grünen an. Immer wieder begann der Kampf aufs neue, unter den Kämpfen wurden die jungen Schossen stark, und heute, Gott Lob, können wir mit Stolz wieder auf eine große Reihe wohlhabender deutscher Städte blicken, deren intelligente betriebsame Bürger treu zu Kaiser und Reich stehend den immer noch nicht geendigten Kampf mit den nämlichen Gegnern von damals muthig und getrost fortsetzen.

Zu jener Zeit aber, wo die Taboritenhorden das deutsche Leben in Böhmen mordeten, vollzog sich Gewaltiges jenseits der Grenzen. Die mit ihren Lehrern von Prag vertriebenen deutschen Studenten fanden allerorts willige und freundliche Aufnahme. Wie die aus einer reifen Frucht auf guten Boden fallenden Samen, so schlugen die durch czechischen Uebermuth versprengten Colonien an zehn und mehr Orten fröhlich Wurzel, die jungen Universitäten gediehen und wuchsen heran, um die von ihren dermaligen Besitzern arg mißhandelten alma mater zu Prag gar bald zu überragen. Das waren die Pflanzstätten des deutschen Humanismus, von denen aus das deutsche Volk sich an die Spitze der Civilisation schwang. Sie selbst, die sie vernichten wollten, haben sie dahin gedrängt, daß sie von nun an das wurden, was sie ihnen mit höhndem Reid zurufen, die Cul-

turträger der neueren Zeit. Nicht lange darauf druckte Johannes Guttenberg seine erste Bibel. Tag ward's! Die in den Manuskripten klösterlicher Bibliotheken gebannten Geister wanderten nun befreit durch den Zauberstab des Buchdrucks vielgestaltig von Haus zu Haus, von Schule zu Schule. Tausende strömten herbei zu den Pflanzstätten des Wissens und der Bildung.

Auf dieser sich immer weiter und weiter verbreitenden Grundlage des Humanismus bereitete sich das große Werk vor, welches Deutschland, wenn auch nach schwerem Kampfe und mit Blut und Wunden, von der Macht des Papstthums befreien sollte, die Reformation, welche neben dem Buchdruck den zweiten, die geistige Freiheit fesselnden Eisenreif zersprengte.

Aber gerade als hätte auch die Natur ihren Beitrag leisten wollen zu den neuerlich bevorstehenden Kämpfen, fallen in jene Zeit an den Schluß des 15. Jahrhunderts die Entdeckungen der reichen Silbergänge im Erzgebirge. Die meißnischen Bergstädte Schneeberg, Annaberg und Marienberg mit ihrem fabelhaften Bergseggen entstanden, welche den Herzog Albrecht von Meissen zum reichsten Fürsten in Deutschland machten, und ihn sagen ließen, als er zu Schneeberg in der Grube mit seinen Genossen auf einer riesigen Silberstufe Tafel hielt: „Der Kaiser Friedrich ist ein mächtiger Herr, aber solch einen Tisch, daran wir sitzen, hat er doch nicht.“

Freilich aber war der Bergseggen nicht von langer Dauer. Die im großen Reichthum zu Tage austreichenden Gänge waren von dem allenthalben herzugelaufenen Bergvolke bald und ohne großer Mühe abgebaut. Leicht verdientes Geld hält nicht. <sup>1)</sup> Die meisten Gewerken verlotterten die Ausbeute in Kurzen, und da sie für tiefere Baue die Mittel verthan hatten, blieben ihre Gruben liegen oder kamen in die Hände kräftigerer Besitzer, und sie zogen ab, um anderswo ihr Glück zu versuchen.

Diese schon bald eintretende Stockung im Meißner Bergbau <sup>2)</sup> war die Ursache, daß sich anderwärts Bergcolonien bildeten. So wurde z. B. der Bergbau in Rochlitz an der Mulde aufgenommen, da dort der Sage nach viel Gold und Silber liegen sollte, und man aus dem Fluße Metallkörner gewaschen hatte. Aber bald bildete ein Ort im böhmischen Gebirge einen neuen Sammelpunkt für das Bergvolk. Unglaublich klangen die Nachrichten von dem reichen Silberseggen, der dort angebrochen war, über das ganze Erzgebirge, und mit dem Rufe: „Im Thal im Thal mit Mutter mit All“ wie der Chronist schreibt <sup>3)</sup>, zog man von allen Seiten dahin.

Dieser Ort war Joachimsthal. Gerade ein Jahr <sup>4)</sup> früher, als die feudalen Barone durch den famosen Sct. Wenzelsvertrag 1517 den Städten mit einemmale Luft und Leben abschneiden wollten, wurde der erste Keim gelegt, der sich in unglaublich kurzer Zeit zu einer blühenden Stadt entfaltete, die, von deutschen Bergleuten gegründet, und allezeit deutsch in mehr als einer Beziehung von ganz besonderer Wichtigkeit ist, und zu den schönsten Hoffnungen berechnigte.

Es ist nach allen Daten wahrscheinlich, daß schon geraume Zeit vor dem

- 1) Vergleiche Mathesius Sarepta: 1472 ist der Schneeberg an der Mulda angegangen, hat man auf einmal 100 Mark Silber und 600 Gulden rheinisch auf einen Kuz ausgetheilt. — Nach Albinus Meiß. Bergchronik p. 35 hat die Grube St. Georg allein dem Landesherren 4603000 fl. an Zehnten und Schlägegeld getragen! (??)
- 2) Mathesius Sarepta Vorrede, Peter Albinus Meiß. Bergchr. p. 74.
- 3) Mathesius Sarepta. Vorrede.
- 4) Mathesius Sarepta p. 133: Do man zalt nach Christi unseres Heilands geburt 1516 im 23. Jahr Kaiser Maximilian im letzten Wabistai des Königs zu Hungern vnd unter der Regierung des Theuren Heiden Grafen Stephan Schlicken, eben do das Evangelion im Land zu Sachsen auffgieng, wie unser Spruch meldet: *ECCe fLorent VaLLes CVM EVangeLio*, da ist dieses bergtwerck mit gewalt angangen, und hat außs Quartal Crucis die erste Außbeut geben.



eigentlichen Beginn die Gegend von Joachimsthal als eine für den Bergbau günstige bekannt gewesen sein mochte, da man zu verschiedenen Zeiten Erze in Körben weggetragen hatte, und Petrus Nivavis (Schneevogel), der Eremit am Wolfsberg, wo heute Maria Sorg liegt, mochte den Grund zu seinen Prophezeiungen über die hierliegenden Schätze wohl aus guter Erfahrung haben <sup>5)</sup>. Es ist aber ziemlich sicher, daß nicht schon 1437 in Joachimsthal gebaut wurde, wie einige ältere Schriftsteller meinen's, gestützt auf die in Königs Spicilegium Secula. Pars II. p. 117 Nr. 5. abgedruckte Urkunde de dato Freitag nach Bartholomäi 1437, wornach den Schlicken der Bergbau zu Plan und Joachimsthal und zugleich die Münzfreiheit eingeräumt wird. Unglaubwürdigkeit und wahrscheinliche Fälschung dieser Urkunde wurde schon von Caspar v. Sternberg in seiner Geschichte des Bergbaues von Joachimsthal <sup>7)</sup> dargethan, da der Name „Joachimsthal“ nach Mathefius <sup>8)</sup> erst im Jahre 1520 etwa aufkam, folglich nicht beinahe hundert Jahre früher die Rede davon sein konnte, und die Berganlage allem Anschein nach lange einfach das Thal hieß. Der Anfang des Bergbaues fällt offenbar in das Ende des 15. oder die ersten Jahre des 16. Jahrhunderts. <sup>9)</sup> Agricola, welcher 1528 in seinem Bermannus den ersten Bericht über den Anfang des Joachimsthales gibt, erzählt im Buche de veteribus et novis metallis, es habe ein gewisser Bach aus Geher und Deser aus Schlackenwerth <sup>10)</sup> hier zuerst gebaut. Mathefius gibt hiezu des Ersteren Vornamen Caspar. <sup>11)</sup> Ein Caspar Bach erscheint 1490 zu Geher in einen Prozeß um Bergwerke willen verwickelt und ist vielleicht deshalb ausgewandert. <sup>12)</sup>

Es scheint, daß der von ihnen am Schottenberge unternommene Bau aus Mangel an Kräften aufgelassen wurde, vielleicht jedoch mit der Absicht, ihn später wieder aufzunehmen. <sup>13)</sup> Ehe sie aber hiezu kamen, hatte sich eine Gewerkschaft zu Karlsbad 1515 <sup>14)</sup> gebildet, welche angeblich durch die Prophezeiungen des Vorrichters von Boggrün, des Eremiten Johannes Nivavis und der alten Gräfin Caspar Schlick veranlaßt worden <sup>15)</sup>, den Bergbau hier aufzunehmen. Diese erste

5) Mathefius Sareptap. 134.

6) Reithner v. Nichtenfels: Versuch über die naturf. u. polit. Gesch. der böhm. u. mähr. Bergwerke pag. 44. Nach ihm Smelin Beiträge z. Gesch. d. deut. Bergbaues p. 95.

7) Caspar v. Sternberg Unriffe einer Geschichte des böhm. Bergbaues I. p. 312.

8) Mathefius Sarepta p. 134. Der Name soll im Einklang mit den eben aufgetretenen Werten St. Annenberg, Zöstadt (Josefstadt) und später Marienberg stehen.

9) J. Böhm. Handschriftl. Chronik in der Stadt-Dechantei zu Joachimsthal setzt ihn bestimmt in das Jahr 1510 ohne Angabe des Grundes.

10) Agricola de veteribus et novis metallis lib. I.: Bachus Misenus qui habitabat Geiri cum Oesero Boemo qui Slacchaverdi coit societatem agendi cuniculi in valle pagoque deserto a cultura hominum cui nomen erat Conradi Gruna. So auch Mathefius. Sternberg gibt fälschlich Geier an, wornach einige andere folgten. Barbara, der alten Deserin Tochter, u. Dolejš sind das erste im Thal getraute Brautpaar. (Mathef. Handsch. Todtenmatrik Joachimsthal Pro. 1.)

11) Mathef. Sarepta p. 25.

12) Johannes Falke Geschichte der Bergstadt Geher. (Mitthl. d. k. k. Ver. f. vaterl. Gesch.) Die Bach waren von Anfang der Stadt Geher eine ansehnliche Familie. Ueber den Proceß des Casp. Bach ibid. p. 16. Es ist wahrscheinlich, daß die Geyrische Familie, wornach heute noch einer der Joachimsthaler Erzgänge Gebergang heißt, die Bach waren, wie denn Bartholomäus Bach 1522 Stadtschreiber als Gewerke mehrfach genannt wird (Agricola Bermannus) und 1535—42 Gegenschreiber war (Chronik des Joh. Seltenreich im Archiv zu Joachimsthal.)

13) Böhm. Mer. erzählt, sie hatten den Stollen bloß verdeckt, derselbe sei von einem Annaberger Bergmann, der darum wußte, den Schlicken verrathen worden; bei dem Umstande, als dann in der Gewerkschaft ein reicher Annaberger Gewerke auftritt, dürfte das wohl wahrscheinlich sein.

14) Mathef. Sarept. p. 134.

15) Die ersteren drei und Thom. Hirn nennt Agricola im Bermannus. Johann Pflug wird von Caspar Bruschius gen. Vfschreib. des Ziegelgeb. pag. 30 und Petr. Albinus Weiß. Bergchronica pag. 73.

Gewerkschaft bestand aus Alexander von Leisnig, Wolfgang von Schönberg, Stefan Schlick, Johann Pflug<sup>16)</sup> und einem gewissen Hans Thomas Hirn o. Thomeshirn<sup>17)</sup> einem auf St. Annaberg reichgewordenen Gewerken.

Bereits das folgende Jahr 1516<sup>18)</sup> wurde Ausbeute vertheilt, und sofort verbreitete sich die Nachricht von dem neuen Bergsegen in die Ferne. Bis dahin war die Gegend nach den Berichten von Agricola, Mathesius, Bruschius und anderen Zeitgenossen eine öde Wildniß. Einige wenige verfallene Häuser und eine Mühle oder ein Hammer sollen da gewesen sein, nach einer Wiese war Thal und Weiler Conradsgrün genannt worden.<sup>19)</sup> Noch in Mitte Juli 1516 stand daselbst nichts als ein kleines Zechenhaus.<sup>20)</sup> Aber in ungemein rascher Zeit bildete sich dort eine Colonie, da gerade damals an anderen Orten im Erzgebirge der Bergbau ins Stocken gerathen war<sup>21)</sup>, und hier ganz unerwartete Früchte versprach.

Aber gleich im Anfang bekam Stefan Schlick mit den Brüdern von Haslau wegen der neuen Anlage zu thun, deren Gebiet hier an das Schlickische gränzte, auf welchem theilweise Grubenbau und Gebände zu liegen kamen. Es wurde die Sache jedoch unter Mitwirkung Hans Pflugs und Sebastians von Weitmühle ausgeglichen und festgesetzt, daß die Grafen Schlick zur Schadloshaltung der Haslauer verpflichtet sein sollten.<sup>22)</sup> Nachdem einmal der erste Anbruch gemacht war, wuchs die Ausbeute in erstaunlicher Weise. Der fabelhafte Silbersegen vom Schneeberg schien sich hier zu erneuen. Aehnlich wie heute noch in Peru und Bolivia fand man das Erz unter dem Rasen und unter Baumwurzeln und hieb Ausbeute ohne Grubenlicht.<sup>23)</sup> Das war ein Ort, um schnell reich zu werden. Abenteuerer aller Art kamen herbei, und es mag wohl hier so ausgesehen haben, wie in unsrer Zeit auf den neu entdeckten Goldfeldern Californiens und Australiens. Namentlich trug auch der Schwärmer Carlstadt, der sein Doctordiplom auf einen Spieß steckte, bei Remberg Bauer wurde und Säue zu Markte trieb,<sup>24)</sup> zum schnellen Wachsthum der Ansiedlung bei. Viele junge Leute verließen Schule und Amt, um nach Carlstadts Lehre im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod zu verdienen, wozu ihnen das Silberbergwerk im Thal am geeignetsten schien.<sup>25)</sup> Es ist aber auch begreiflich, daß Stefan Schlick und seine Familie, die zu ihren weitgehenden Plänen viel Geld brauchten, diese neue Silberquelle, aus der ihnen reiche Schätze zufloßen, nach aller Weise förderten und hegten, und wie

16) Agricola de veterib. et novis metallis. Lib. I. Später nennt er ihn Joannes Hirnus. Bermanus: Tomisernus quidem. Bruschius l. c. nennt ihn Thomas Horn. Die Familie behielt dann den Namen Thumshirn bei. Vergl. Pet. Alb. Meiß. Bergchron. p. 46.

17) Dieses geht aus einer Stelle im Bermanus hervor, dessen Verfassung in das Jahr 1527 fällt, wo es heißt: Annus est duodecimus, cum una modo casa esset erecta etc.

18) Mathesius Chronik von Joachimsthal. Dieser erwähnt hier auch eines übertragenen Berglehens nach dem Ersten Theilungsbuch aus früherer Zeit.

19) Math. Sarepta p. 134: Es sollen vor alters etliche Häuser am unteren Türkner gestanden sein, wie die pete. anzeigen, darauf flefftrige Bäume gewachsen sein, diesen oberen Ort da jetzt diese Stadt lieget hat man von den wisflecklein die Conradsgrün genennet. Bruschius p. 22.

20) Die bereits erwähnte Handschrift des P. Böhm erwähnt einer nicht mehr vorhandenen Handschrift Heinrich v. Cömeritz über den Ursprung Joachimsthals, daraus citirt wird, daß Cömeritz, als er im Juli 1516 mit Matz Pusch von Buchholz die neuen Silberbergwerke im Thal beritt, noch keine Herberge hier fand, nur ein kleines viel zu enges Zechenhaus war an der Stelle, jedoch sollen im Dezember desselben Jahres bereits 400 Häuser gestanden haben. Böhm fol. 9.

21) Math. Sarepta. p. 134.

22) Vergl. Casp. Sternberg l. c. p. 319. Abschrift der Reimung zwischen Schlick u. den Haslauern. Böhm's Allegatenbuch p. 7.

23) Mathes. Sarepta p. 134. Werten Heidler, ein armer Bergmann, der mit seinem Weibe allein schurfte, gewann in einem Zuge 100000 fl. C. M. Berg. Albin Meiß. Bergchron. p. 78.

24) Mathesius Leben Luthers p. 49 b.

25) Math. Sarepta p. 134.

wir sehen werden, bei so mancher Gelegenheit Gnade für Recht ergehen ließen. Aber auch die königliche Regierung mußte im Laufe der Zeit erkennen, daß der Widerstand der Schlick mit dem Entfall des Bergwerkes gebrochen sein werde. Woraus alle späteren Schicksale der Stadt abzuleiten sind.

1517 ward die erste Capelle — da, wo jetzt die St. Anna-Capelle steht — erbaut und durch Jacob Hejlsfelder werden die Hofstätten zu den Häusern vertheilt. <sup>26)</sup> Schon das Jahr vorher erscheint Thomas Thusel als Schlickischer Hauptmann, wahrscheinlich als Vogt von Falkenau, Georg Beck als Geistlicher, Benedix Kneufler als Schulmeister im Thal. Im folgenden Jahre sind Albrecht Beck und Georg Hirsch Bergmeister und Riffengel Richter. Damit ist also 1517 die Bergcolonie als gegründet zu betrachten. Schon im nächsten Jahre 1518 erhuben die Bergleute einen Aufstand und zogen nach Buchholz ab, von wo sie durch gütliche Zureden des Grafen Caspar Schlick wieder zurückgebracht wurden. <sup>27)</sup> Die Folge scheint die von den Gebrüdern Schlick herausgegebene neue Bergordnung gewesen zu sein, wodurch die Verhältnisse der Bergleute, Beamten und Gewerken zeitgemäßer, als es nach der alten Wenzeslaiser Bergordnung geschehen konnte, geregelt wurden, und welche bis zur Übergabe des Thales an die kaiserliche Regierung in Anwendung blieb. Es scheint, daß bisher die Schule an keinem bestimmten Orte abgehalten wurde, denn erst in diesem Jahre erwähnt Mathesius eines Schulhauses und im folgenden M. Christoff Hirsch als Schulmeister.

Im Jahre 1518 begannen die Grafen Schlick von ihrem Münzrecht Gebrauch zu machen, indem sie zu Joachimsthal eine grobe Münze schlugen, welche von ihrer Prägstätte den Namen Joachimsthaler erhielten, wie etwas früher die Schreckenberger vom Schreckenbergr bei Annaberg und die „Schnieber“ von Schneeberg. In diesem Jahre ward auch Heinrich von Könnerritz <sup>28)</sup> Schlickischer Hauptmann im Thal. Er blieb in dieser Stelle, bis 1545 die kaiserliche Regierung Joachimsthal besetzte und Albin von der Niederhaide sein Amtsnachfolger wurde. Die Grafen Schlick traten in diesem Jahr der Gemeinde die Gerichte und den Salzlasten ab. Auch hatten die Grafen Schlick das Patronatsrecht in Pfarre und Schule dem Dechant von Falkenau abgelöst und der Gemeinde übertragen. <sup>29)</sup>

Wolf Sturz schenkte sein Haus zum Spital. Im nächsten Jahr 1520 aber ward das Thal zur freien Bergstadt erhoben und ihr der Name Joachimsthal bleibend beigelegt. König Ludwig ertheilte die Privilegien in Ofen, darnach es der Stadt eingeräumt war, ihre Statuten selbst zu entwerfen, so wie ihre Vertretung selbst zu wählen, daher Nikel Bauch bereits 1521 zum ersten Bürgermeister

26) Für die erste Geschichte Joachimsthals ist Mathesius Chronica der kaiserl. freien Bergstadt Ent. Joachimsthal allein maßgebend, da fast alle Urkunden aus der Zeit bis 1538 theils durch den Aufstand 1525, theils durch den Brand 1538 vernichtet, oder einzeln, wenn auch erhalten, später zerstreut und verschleppt worden sind.

27) Böhm. Mscr. fol. 30 nach Cönnerritz Handschrift. Georg Bermann, Zehender zu Geher, erscheint als Unterhändler zwischen den Parteien.

28) Heinrich v. Cönnerritz v. Conritz war der Sohn des Heinrich v. Cönnerritz auf Leobschütz und Groß-Jöschken und der Barbara von Horda. Er selbst erhielt aus der Ehe mit Barbara Köstritz 6 Söhne, von welchen später Andreas als Gesandter Kaiser Ferdinands an den Churfürsten Moriz bekannt wurde, er und sein Bruder Christoph erfreuten sich näherer Beziehungen zu Erasmus v. Rotterdam während ihrer Studien zu Freiburg i. B. Seine Tochter Margaretha heiratete 1531 den sächs. Feldobersten Wilhelm Thumshirn, gest. 1551 zu Zwickau. Heinrich von C. verfaßte eine Geschichte vom Ursprunge Joachimsthals, welche, wie es scheint, erst neuerer Zeit leider verloren ging. Er starb 1551 als Besitzer zu Leobschütz. Das Wappen der v. Könnerritz ist noch in der Spitalkirche von Joachimsthal vorhanden.

29) Mathesius Sarepta fol. 189.

gewählt wurde. In das Wappen wurde ihr die Hälfte des Schlickischen Wappens ertheilt, die Schildhalter waren Joachim und Anna.<sup>30)</sup>

Die junge Stadt sollte gleich Anfangs einige heftige Stöße erhalten. Schon 1523 rotte ten sich die Bergleute wieder zu einem Aufstande zusammen, und zogen in drohender Haltung auf den Türkner. Es ist nicht recht klar, warum diesmal die Ruhe gestört wurde, möglicher Weise war die Ursache dieselbe wie von einem folgenden, der bei weitem schwerer war. Im Jahre 1525<sup>31)</sup> am Sonnabend nach Cantate rotteten sich die Bergleute und Mitglieder der Gemeinde abermals zusammen, und diesmal war es vergebens sie zum Frieden bewegen zu wollen. Die wilde aufgeregte Schaar wandte sich gegen die Begüterten und begann zu plündern. Sie erstürmte das Rathhaus, zerriß die Gerichtsbücher und Privilegien, und schonte selbst das gräßlich Schlickische Schloß nicht. Der Bürgermeister ward gefangen gehalten und eine Capitulation erlassen. Es scheint, daß der Aufruhr ziemlich lange währte, da sich von Annaberg und Freiberg<sup>32)</sup> zum Guten mahnende Boten einfanden.

Schon machten die Grafen Schlick Anstalten, den Aufruhr mit Gewalt niederzuwerfen, als es dem Grafen Alexander von Leißnig gelang, einen Ausgleich zu Stande zu bringen, wozu sich die von den Schlickischen Truppen hart bedrängten Aufständler um so leichter verstanden.

Die strittigen Angelegenheiten wurden zunächst durch Alexander von Leißnig, den Abgesandten von St. Annaberg, Freiberg und Stefan Schlick, sowie durch die Vertreter des Rathes und der Knappschaft zu Schlackenwerth besprochen, und man einigte sich dahin, daß am Dienstag nach unsrer Frauen Heimsuchung 1525 die Angelegenheit durch je vier Abgesandte von beiden Seiten zu Joachimsthal vertragen werden sollte.<sup>33)</sup>

Diese Commission bestand aus Hans Pflug von Rabenstein, Rudolf von Bünau, Apel von Wigthum auf Neuschönberg, Jobst Thußl Zatzenschiffer Archidiacon und Pfarrer von Falkenau, für die Grafen Schlick, dann Urban Dsan und M. Anton Römhelt von Annaberg und Hans Hausmann und Ulrich Gröszgen von Freiberg für Rath, Gemeinde und Knappschaft. Was diese acht beschließen würden, das zu halten war man einig geworden.

Die Commission setzte 35 Artikel auf, welche fast durchwegs Bestimmungen gegenüber den Bergbeamten haben, und es scheint daraus hervorzugehen, daß eigentlich deren Willkür und Uibergriffe den Aufruhr erregt hatten.

Artikel 28 räumt der Knappschaft das Recht ein, 4 Beseffene und 4 Unbeseffene als ihre Vertretung, jedoch unter Bestätigung der Herrschaft zu wählen.

30) Das Original des Privilegiums König Ludwigs wurde im Aufstand 1525 der Siegel beraubt und vernichtet. Auf Fürbitte der Grafen Schlick erneuerte König Ferdinand dasselbe, wahrscheinlich 1545. Abschrift hievon jedoch unvollständig und ohne Datum im Copial-Buche der Stadt Joachimsthal 1537 p. 228.

31) Mathesius Chronik setzt dieses irrig in 1524. Eine hierauf bezügliche Urkunde beginnt jedoch ausdrücklich: Demnach die Knappschaft und gemehne im St. Joachimsthale Sonnabents nach Cantate des fünf und zweinzigsten Jares in empörung sich begeben und aufgestanden. Vergl. auch Casp. Sternberg. Auch die Chronik des P. Böhm enthält eine ausführliche Darstellung des Aufruhrs. Nach Bruschius Fichtelgebirge p. 44 fand auch zu Schlackenwald in der Kreuzwoche desselben Jahres ein Aufstand der Bergleute statt.

32) Moller Chron. Freib. Annales p. 181. Es sind auch dieses Jahr auff Graff Stephan Schlickens Begehren zwo Raths Personen als Bürgermeister Johann Hausmann und Ulrich Große von Freyberg in Joachimsthal abgefertiget worden.

33) Aufgerichtete Handlung zur notdurft und förderung des Bergwerkes bneben zuvor angenommener und aufgeganger Ordnung. Im St. Joachimsthale. Gedruckt Nürnberg 1532 F. Peypus.

Art. 29—31 enthalten Bestimmungen um allenfalligen Mißbräuchen der Knappschafts-Fahne, Lade und Siegel zu verhindern. Endlich 32, daß zwar Graf Schlick dem Rath, der Gemeinde und Knappschaft die Folgen der Empörung nachgesehen habe, doch sollte ihm frei stehen, sich an die Schuldigen am Aufstande peinlich zu halten. Auch sollte es jedem Beschädigten erlaubt sein, von dem Beschädiger Ersatz zu fordern. Die letzten Artikel enthalten die Versicherung, jeden Aufstand künftig vermeiden zu wollen zc.

Von dem ihm im Art. 32 zugestandenem Rechte machte Graf Stefan Schlick insoweit Gebrauch, als er 17 Rädelshörer peinlich verhören ließ, ihnen aber das Leben schenkte, nachdem sie öffentlich im eisernen Ring ihre That bereut und Verführung des Teufels als Ursache vorgebracht hatten. Zwei Sachsen aber, welche auch das Kloster Schönberg beunruhigt hatten, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Rath und Gemeinde sahen sich genöthigt, die zerstörten Statuten wieder zu erneuern. Diese Dienstag nach Maria Geburt desselb Jahrs publicirt, sind im Archiv zu Joachimsthal in mehreren älteren und neueren Abschriften noch vorhanden.<sup>34)</sup> Sie enthalten nebst Bestimmungen über Allgemeines und Bürgerliches Recht zc. auch die Erneuerung älterer Bestimmungen über Bürgermeister, Rath, Stadtschreiber zc., sodann eine sehr genaue Handlungsordnung. Auch des Apothekers ist hier schon gedacht, ihm wird aufgetragen, die Taxe genau zu beobachten, aber auch neben dem bestellten Physikus ärztliche Praxis gestattet.

Für die Schneider ist eine Lohntaxe festgesetzt, welcher wir zur Charakteristik der Verhältnisse entnehmen:

Für ein neues Grubenkleid Macherlohn 6 weiße Groschen.

Für schlichte Hosen und Wams von Tuch oder Zwillich 8 weiße Groschen.

Für einen Frauenrock mit Aermeln von geringem Tuch 6 weiße Groschen.

Für einen solchen von gutem Tuch 8 weiße Groschen.

Für einen Frauenmantel 4, für ein Frauenhemd 3 weiße Groschen.

Für ein damastenes, karmesin Atlas, sammtverbrämtes Koller 4 weiße Groschen.

Lehrlich auch für die anderen Gewerbe. Dem Bader wird aufgetragen, ohne Anzeige beim Rathe kein erstes Pflaster zu legen. Weiter folgen Bestimmungen über den Bier- und Weinschant, woraus hervorgeht, daß der Rath Freiburger Bier im Rathskeller schänkte. Dann findet sich ein Luxusgesetz über Hochzeiten, eine Feuerordnung<sup>35)</sup>, endlich Vorschriften über die Leichenbestattung zc.

Angefügt erscheint diesem Codex sodann ein Processus Juris von Dr. Breytenbach. Zuletzt ist noch eine vergleichende Brodtaxe der Städte Leipzig, Freiberg und Dresden beigelegt.

Außer diesen vorerwähnten Statuten sind aber noch für die folgenden zwölf Jahre alle Urkunden verloren, bis auf wenige Daten, die sich in Mathesius Sa-repta finden. Und wenn die Stadt sich weiter und weiter entfaltete, so daß Sebastian Münster von ihr im Jahre 1526<sup>36)</sup> sagen konnte: „Um das jar Christi 1526 hat man im Joachimsthal angefangen zu bauen, und ist dies Thal so voll Gebewß gesteckt worden oben und unten, daß die heuser auff einander hocken und ein anzeigung geben einer großen Stadt;“ und Joannes Naevius in Agricolas Bermannus beim Anblick Joachimsthal an Prag oder Erfurt erinnert wird; ging doch die Zeit nicht ohne Sorge über die Stadt dahin. Schon früher mußten

34) Der freyen Bergstadt St. Joachimsthal Reformation Enewerung etlicher Statuta zc. Ein schön geschriebenes Exemplar stammt aus der Zeit des Kaisers Mathias, und enthält auch die übrigen Statuten.

35) Diese wurde nach dem Brande 1537 erneuert und im Drucke herausgegeben und 1555 wieder erneuert (Manusc. im Joachimsth. Archiv). Aus dieser geht zugleich hervor, daß die Stadt mehrere Braustellen besaß.

36) Cosmographie 1592 p. 981. Die Stelle ist auf Bermannus bezüglich.

die Joachimsthaler wiederholt dem Grafen Schlick Dienste im Felde thun, und Sternberg sieht hierin eine Ursache der öfteren Aufstände. Auch 1526 zog Graf Stefan und Heinrich Schlick mit einer ansehnlichen Schaar dem König Ludwig von Ungarn zu Hilfe wider die Türken. Graf Stefan sollte seine Heimat und seine Schöpfung Joachimsthal nicht wiedersehen. In der unglücklichen Schlacht von Mohacz ging er verloren. Nach einigen Berichten fiel er, nach andern ward er in Gefangenschaft geschleppt, aus der er nie wiederkehrte. Sein Bruder Graf Heinrich kam krank aus Ungarn heim und starb 1527 zu Schlackenwerth. Graf Hieronymus Schlick übernahm die Regierung, aber es kam zu Erbstreitigkeiten, die sich ziemlich lang fortspannen. König Ferdinand I. bestieg den Thron und wandte sofort seine Aufmerksamkeit dem Bergbau zu. Bald fand sich eine Gelegenheit, den Grafen Schlick ihr ohnehin nicht ganz rechtmäßiges Münzregal zu entziehen,<sup>37a)</sup> und so ging dieses schon 1528 in die Hände der Regierung über. Die ohnehin seit langem nicht besonders freundlichen Beziehungen zwischen ihr und der Familie Schlick werden immer trüber, um endlich mit der Niederlage der Grafen und der Ubergabe der Bergstadt an die Regierung zu enden. Aber trotz aller Händel sind die Grafen auch jetzt noch bereit den Besitz der Stadt zu vermehren. 1530 treten die Schlicker der Stadt die neue Sorge und den Viehtrift ab. Das folgende Jahr kaufen Rath und Gemeinde von jenen Oberbrand, 1536 räumen sie dem Rath die Waldungen auf dem Plattenberg bis Fischbach ein.

1530 wird aus freiwilligen Beiträgen Spital und Friedhof gebaut, das Jahr darauf vom Rath eine Spitals- und Gemeindefasten-Ordnung erlassen. Aus der Gemeinde werden sieben durch den Rath zur Verwaltung des gemeinen Kastens und Almosens gewählt, und die wochentliche Austheilung hat der Diacon zu überwachen<sup>37b)</sup>, weshalb auch keine Bettelbriefe erlassen werden sollten. 1534 begann man am Montag nach Trinitatis den Kirchenbau, welcher 1537 wie Mathesius mit Selbstgenughung sagt ohne fremde Hülfe soweit vollendet wurde, daß sie zum Gottesdienst benützt werden konnte.

1538 wurde die Stadt von einer unheilvollen Feuersbrunst heimgesucht, Münze, Rathhaus und fünfzehn Häuser wurden ein Raub der Flammen,<sup>38)</sup> wobei neuerlich alle Urkunden und Gerichtsbücher bis auf Eines verbrannten. Darum fehlen für die Geschichte Joachimsthal's alle Quellen bis hierher, aber auch für die folgende Zeit sind nur einige Copiale erhalten, und eine sehr geringe Anzahl Originalurkunden. Diese Copialien enthalten verschiedene Correspondenzen mit den Grafen Schlick, sowie Geburtsbriefe und Rundschaften. Auch zahlreiche Briefe in Rechtsachen an Rath und Schöppen in Leipzig, Magdeburg, Zwickau, Wittenberg (hier auch an die Doctores), Raaden, Saak, Brüz zc.

Immer lebhafter ward der Kampf um den Besitz Joachimsthal's zwischen den oben schon gedachten Parteien, bis endlich die Grafen Schlick 1545 gezwungen wurden für immer den Besitz zu entsagen. Zwar wurde ihnen das Erträgniß ihrer Erbfolge und Zehenden noch bis 1545 überlassen, aber sofort nach Abtretung der Grafen Schlick übernimmt eine kaiserliche Commission mit Bohuslav Felix von Hassenstein und Christoff von Gentorff an der Spitze am Mittwoch nach Mathäi des gedachten Jahres Joachimsthal in Unterthänigkeit für den Kaiser.<sup>39)</sup>

37) Siehe hierüber Sternberg l. c. p. 327. Die sich namentlich um den Besitz des Bergwerkes drehenden Kämpfe zwischen den Schlickern und der Regierung, welche in unsren Gesichtskreis nicht ganz fallen, finden sich hier sehr ausführlich wiedergegeben.

37 b) Mathesius Sarepta fol. 191 b.

38) Auszug Der Rathschlüsse die Gemein und dere nutz betreffend vom Brand hero de anno 1538 zc. durch Johann Seltenreich Stadtschreiber. Manusc. im Joachimsthaler Archiv. Enthält zumeist Entlehnungen aus Mathesius Chronik und ist von späteren ziemlich weit fortgesetzt. Bezüglich 1538 heißt es: Dieses Jahr ist die Muenz Rathhaus sambt 15 Heusern abgebrannt und seindt alle Rathsbücher In der Kanzlei verbrannt, daßmur allein ist überblieben ein Gerichtsbuch Nro 1.

39) Johann Seltenreich erzählt in seiner oben citirten Chronik Fol. 2 die Uebergabe in kurzen Worten.

Anstatt der alten Privilegien werden der Stadt nun neue verliehen, resp. die alten bestätigt. <sup>40)</sup> Gleich bei der Uibernahme bewilligt der König dem Spital 200 Thaler jährlich und ertheilte ihr von Regensburg aus am 15. Juli 1546 ein neues Stadtwappen, bei welchem von dem früheren nur die Schildhalter geblieben waren, und dessen sie sich heute noch bedient. <sup>41a)</sup> Ueberhaupt aber ließ König Ferdinand den Joachimsthalern große Milde und Gnade angedeihen. <sup>41b)</sup>

Aber so ganz leicht war die Trennung der Bergstadt von ihren alten gnädigen Herren den Grafen Schlick doch nicht. Mehr als ein Grund war in jener Zeit vorhandenen, sich der kaiserlichen Regierung nicht rasch in die Arme zu werfen. Es mochte wohl ziemlich bekannt sein, daß die Regierung nicht gerade von allgemein giltigen Gründen bewogen die Abtretung des Thales erzwungen hatte. Trotz mancher Last, welche die Einwohner durch die öftern Zuzüge der Schlicks nach Ungarn und anderweitig hatten, hatten sie doch alle Ursache, ihnen für die vielen erwiesenen Wohlthaten allezeit dankbar zu sein. Noch mehr aber fiel in die Wagschale, daß Joachimsthal damals bereits streng lutherisch war, und im Schmalkaldischen Kriege sich schon darum auf der Seite des Bundes finden mußte, um so mehr, als auch die meisten Einwohner aus Sachsen und anderen reformirten Ländern zugewandert waren, und zum Theil für ausländische Gewerke arbeiteten.

So geschah es denn, daß die Joachimsthaler, als es sich darum handelte, das damals noch sächsische Platten und Gottesgab einzunehmen, den Dienst weigerten. Die Plattner Besatzung lief übrigens schon vor dem Anallen der königlichen Stückbüchsen davon, und die Stadt konnte ohne weiteres besetzt werden. Ueber ihre Störrigkeit aber wurde Bürgermeister und Rath sammt dem Pfarrer Mathefius, welcher, ein Schüler Luthers, nicht wenig durch Predigen gegen den König aufgereizt haben soll, zur Verantwortung nach Prag beschieden, wo sie von Mitte November 1545 bis Ausgang des Jahres warten mußten, aber nach glimpflichem Verweis wieder entlassen wurden. <sup>42)</sup>

Mit dem Abzuge der Schlicks aus dem Thal war von der Stadt das Glück gewichen. Noch hatte sie sich nicht von den letzten Schlägen erholt, als das Unwetter des Schmalkaldischen Krieges auch sie nicht ungetroffen ließ. <sup>43)</sup>

Im April 1547 nahm Churfürst Johann Friedrich von Sachsen Mittwoch nach Oculi Platten wieder ein <sup>44)</sup>. Den 19. März forderte Herzog Heinrich von Sachsen, Hans von Grätz, Dr. Pleininger und Wilhelm Thumshirn die Stadt Joachimsthal zur Ubergabe auf. Schon nach einer zweistündigen Unterhandlung, darin man sich einigte, daß die Stadt ihre Freiheiten behalten, keine Mannschaft stellen, und keine Brandschatzung zahlen sollte, öffnete man die Thore.

40) Vergl. Note 30.

41) Sternberg l. c. pag. 345.

41b) Mathefius zählt in seiner Leichenpredigt auf Kaiser Ferdinand in dankbarer Anerkennung all die Wohlthaten auf, welche der milde Kaiser der Bergstadt angedeihen ließ; und meint „wem ist in diesen 18 Jahren nur ein Hühnlein gescheucht, auch da es in allen Winkeln eben gefährlich und mißlich stund.“

42) Die Einnahme Plattens und Gottesgabs verlegt Sternberg l. c. auf 1546 und ebenso die nachfolgende Citation nach Prag. Ich glaube jedoch hier Mathefius Angaben folgen zu sollen, welcher in demselben Jahre Pfarrer wurde und sich wohl genau darauf erinnern konnte, daß zwischen der Zeit, da er vor dem König stand, und er sein Amt angetreten hatte, kein Jahr verlossen sei, wie er denn noch in späterer Zeit die Worte bewahrt hatte (Leichenpredigt auf Kaiser Ferdinand I.) welche der milde Monarch ihm damals gesagt hatte, woraus überhaupt, da Mathefius selbst stark gravirt war, hervorgeht, daß die Joachimsthaler damals glimpflich behandelt wurden. Ueber diese und andere damit zusammenhängende Begebenheiten bemerkt Sternberg l. c. pag. 349 sehr treffend: Diese örtlichen Begebenheiten sind nun ein Possenspiel im Verhältnisse des tragischen Schauspiels in den Prager Städten; es entwickelte sich jedoch aus derselben Quelle, folgte den größern Begebenheiten in gleichem Schritte.

43) Schlesinger Geschichte Böhmens pag. 441. ff.

44) Sternberg 347.

Von hier aus nun suchte der Churfürst mit den ständischen Rebellen unter Caspar Pflug Fühlung zu erhalten, und es gelang ihm dieses auch ganz vollkommen, jedoch konnte der Durchzug der kaiserlichen Armee von Komotau nach Eger nicht aufgehalten werden. Die Joachimsthaler wurden durch die sächsischen Kriegsobersten in Eid für die böhmischen Stände genommen, und machten nun keine Schwierigkeiten, sich dem aufständischen Heer unter Caspar Pflug anzuschließen. <sup>45)</sup>

Da erfolgte am 24. April 1547 die entscheidende Schlacht bei Mühlberg und damit die Sprengung des Schmalkaldischen Bundes. Auch in Böhmen jagte die Nachricht von dem Siege der kaiserlichen Waffen den eben nichts Gutes planenden Landtag auseinander. Das Heer der Rebellen floh, und in banger Sorge erwartete Mancher die Folgen des Aufstandes.

Am Montag nach Graudi forderte Graf Bohuslav Felix von Hassenstein Joachimsthal durch ein kurzes Schreiben des Königs Ferdinand aus dem Lager von Annaberg auf, wieder zur Pflicht zurück zu kehren. Die Stadt machte ebenfalls keine Schwierigkeiten wie der sächsischen Besatzung gegenüber, um so weniger als sie auch unterdessen schon die Stände an des Kaisers Gnade gewiesen hatten. Eine Deputation holte den nächsten Tag Bohuslav von Hassenstein in Joachimsthal ein, welcher sie für den König wieder in Eid nimmt. Aber nur etwa 1000 Anfässige waren vorhanden, viele waren geflohen, die ledigen hielten noch bei Caspar Pflug und Thumshirn aus, von denen nur vier hundert sich später wieder einfanden und auf dem Rathhaus Huldigung leisteten. <sup>46)</sup>

Von dem schweren Gericht, welches König Ferdinand am 8. Juli 1547 auf dem Prager Schlosse hielt, wurden auch die Schlicker betroffen, und ihnen durch Confiscation ihrer Güter ihr jedenfalls immer noch mächtiger Einfluß gänzlich genommen. Albin Schlick floh aus dem Lande und starb bei dem Grafen von Gleichen in Thüringen. <sup>47)</sup>

Wenn nun für alle späteren Zeiten der Kaiser im ruhigen Besitz von Joachimsthal blieb und durch verschiedene Mittel, wie durch die im Jahre 1548 ausgegebene Bergordnung, durch die neuerliche Bergordnung von 1549 das Bergwerk und die Stadt zu heben suchte, so kam dieselbe doch nicht wieder zur Blüthe. Der letzte kurze Reichssturm hatte ihre Macht gebrochen.

In Joachimsthal erschien eine kaiserliche Commission, welche die Stadt ihrer Privilegien für verlustig erklärte, und ihr ankündigte, daß sie abzuwarten habe, welche neuen etwa der König ihnen aus besonderer Gnade ertheilen wollte. Ruhig ergab sich Rath und Bürgerschaft in ihr Schicksal, lieferte die Waffen aufs Rathhaus ab, und empfahlen sich der königlichen Gnade. Am 10. October 1547 ertheilte der König der Stadt ein neues Privilegium in 14 Artikeln <sup>48)</sup>. Die Stadt sollte wie früher eine freie Bergstadt sein und ewig bleiben, es wurde ihr auch erlaubt, sich ihre Statuten zu entwerfen, jedoch sollten sie erst nach Bewilligung des Berghauptmanns Gesetzeskraft haben. Auch die freie Wahl des Magistrats

45) Heinrich von Cönnert, Wilhelm Thumshirns Schwiegervater, welcher sich damals noch in Joachimsthal aufhielt, scheint hierbei auch eine Rolle gespielt zu haben. Laurentius Wilhelmus erzählt in seiner Beschreibung der uralten Stadt Zwickau (Zwickau 1633) gelegentlich der Belagerung 1546 pag. 152: Ueber das hat der Rath den 23. Junii in eil berichtet, was Stephan Wild Doctor und Raths Freund vertraulicher Meinung aus dem Warm Bad bey Ellbogen geschrieben nemlich wie den 21. Junii dem alten Hauptmann in Joachimsthal Heinrich von Cönnert schreiben kommen wehren, daß der Kayser 20000 Spanier und Italiener zu schicken . . . . Mathesius erwähnt in der Reichenpredigt auf Kaiser Ferdinand I., daß zur Zeit, als Joachimsthal von den Meißnischen Truppen besetzt war, Kaiser Carl von Eger her Reiterei und Spanier das Gebirge durchstreichen und Joachimsthal entsetzen lassen wollte, jedoch auf Fürbitte des Königs Ferdinand, um Joachimsthal vor den hieraus erwachsenden Schaden zu bewahren, davon abgestanden sei.

46) Sternberg l. c. pag. 348.

47) Bruschius Fichtelgeb. pag. 28.

48) Sternberg pag. 357.



ward ihr entzogen. Dagegen wird ihnen Steuerfreiheit und Entledigung von Kriegsdiensten, in so ferne es nicht des Königs Nothdurft forderte, zugestanden. Auch in der Gerichtsbarkeit ist dem Berghauptmann eine Einsprache zugestellt zc. Es ging den Joachimsthälern also auch nicht besser als den anderen mit den Ständen im Bunde gewesenem Städten, und die Bürgerfreiheit, der sich Joachimsthal vor dem erfreute, war nun für alle Zeit begraben. Gleichzeitig verleiht der König am selben Tage der Stadt die Zinnwage am Hengst mit 7 Pfennigen vom Centner, und um sich von der Schuldenlast etwas zu befreien, gestattet er ihr einige alte Halden aufzubereiten, und auf drei Jahre eine Tranksteuer zu erheben u. s. w. Auch durfte die Stadt 1000 fl. Darlehen aufnehmen und ihr Bier unbeanstandet ausshenken.

Aber hiemit selbst ist der Stadt noch nicht geholfen, die Verhältnisse werden immer schlechter, und Stadt und Bergwerk gehen dem offenen Verfall entgegen. Am 20. Februar 1549 sucht die Gemeinde Schulden halber neuerlich beim Könige um Unterstützung an, und führt in einer Beilage die Gründe auf, welche den Rückschritt Joachimthals und seines Bergwerkes veranlaßten. Aus den von Sternberg mitgetheilten 9 Punkten geht hervor, daß in den Kriegsjahren 1545—47 die fremden Bergleute flohen, daß sich viele dem lohnenderen Zinnbau zugewendet hatten, daß im Berg- und Hüttenwesen selbst zahlreiche Unordnungen eingerissen waren, und endlich daß die Mehrzahl ihre Zechen, nachdem sie das Höchste am Tage abgehauen, verlassen hatten, ohne die Tiefe zu nehmen.<sup>49)</sup>

Da diese Thatfachen auch von der kaiserlichen Commission bestätigt wurden, aber die Knappschafft mancherlei Klagen, auch mitunter über die Bürgerschaft vorbrachte, wogegen sich diese zu vertheidigen hatte, wurde ein großer Gewerbentag 1549 den 26. August ausgeschrieben. Hierauf erfolgte im Jahre 1549 neue Begnadung, der zufolge die Einlösungsgebühr für die Mark Silber auf 12 Groschen per Mark auf 20 Jahre verlichen wurde. Ferner wird vollkommene Bergfreiheit (Bergwerke dürfen nicht confiscirt werden) gewährt, die Uibelstände beim Schmelzen werden beseitiget, die Lichtenstadter Juden und die Seifensieder auf Begehrt der Gewerke ausgewiesen, und die Tranksteuer abgeschafft.

Wenn auch durch diese neuerliche Begnadung dem Bergwerke und der Stadt wieder aufgeholfen werden sollte, so wurde doch der Zweck nicht mehr erreicht, da eigentlich für den Bergbau die glücklichste Periode um war.<sup>50)</sup> Noch heute zeugen die gewaltigen Haldenzüge um Joachimsthal, wie die ganze Gegend an der Oberfläche nach den reichen Erzen abgesucht worden sein mag. Nachdem einmal der Bergbau zu seinem Betriebe Capitalsanlage verlangte, trat das auch in Joachimsthal ein, was anderwärts erfolgte; die, welche leicht zu gewinnen, aber auch eben so leicht weg zu geben gewohnt waren, entbehrten hiezu die Mittel und zogen Orten nach, wo sie dies leichter thun konnten. Unzweifelhaft aber trug auch der Schmalkaldische Krieg und dessen Ausgang viel dazu bei, daß die allerortshin versprengten Bergleute anderswo Unterkunft suchten und fanden; und so sinkt Joachimsthal nach und nach von seiner Höhe herunter. Die Bevölkerung wird geringer, und Petrus Albinus meldet in seiner Meißnischen Bergchronica 1590, daß von den 1200 Häuser, welche zur Zeit, als das Bergwerk noch im bessern Stand, u. z. noch um 1558 in Joachimsthal waren, hievon ein guter Theil fehle.<sup>51)</sup> Noch heute sieht man die Spuren alter Wohnstätten an vielen Stellen unter Wiesen und Feldern deutlich markirt. Wie rasch die Bevölkerung nach dem Jahre 1547 sank, davon gibt die von da ab von Mathesius in der Joachimsthaler Chronik verzeichnete jährliche Anzahl der Kindtaufen einen klaren Beweis.

49) Sternberg p. 361.

50) Vergleiche hierüber die ausführliche Zusammenstellung bei Sternberg p. 415 ff.

51) Albin. Berg-Chron. p. 90.

In den Jahren 1547—51 beträgt die Durchschnittszahl 432, von 1552—56 407, von 557—61 410, 1562—66 371. Dies entspricht (wenn anders die Verhältnisse gleich blieben), da jetzt in Joachimsthal auf 6000 Einwohner circa 250 Kindstaufen kommen, 10300, 9700, 9800, 8900 Einwohnern in der Zeit, so daß sich in diesen 20 Jahren die Bevölkerung um etwa 1400 Köpfe vermindert hätte, womit übrigens die Abnahme noch nicht geschlossen ist.

Wie und welchen Schlages dieselbe anfänglich zumeist war, das habe ich schon a. a. O. angedeutet. Es wird vollkommen durch einige noch vorfindliche Urkunden bestätigt. Die im Jahre 1525 erneuerten Statuten sagen unter anderem: „Die weil denn alhier als auf Bergwerken gemainlich mancherlei Volk versamlet, auch täglich zulaufft, welches theils ungezähmtes und eingewillig dann hochgebürlichs gehorsambs an orten da ordentlich Policy und Regiment gehalten anhero geflohen, stelle seines bleibens beginne, das er unstrafbar vermeint zu freveln zc.“ Ferner gedenken sie auch jener, welche mit communistischen Ideen, wie wir sie heut zu Tage kennen, ausgerüstet jederzeit zur Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit bereit waren, und auch die Art kannten, andere hiezu zu verleiten, worunter sie namentlich Carlstadts Anhang meinen. Charakteristisch für die Zustände der damaligen Zeit sind viele Stellen in M. Joh. Mathesius Predigten, wie z. B. in seiner Auslegung der Katechismus und in seinen 15 Hochzeitspredigten. Aus ersterer möge hier eine Stelle — aus der anderen Predige vom 5. Gebot — wieder gegeben werden: „Ich rede aber hier nicht allein von dem Todtschlage, da man einen ersticht, erschneidet, sondern auch von der heimlichen Schäden und Meuchelmörderey da man einen auf den anderen hezt und heimlich durch Teufelshülse und Beistand schreckt, verlehmt, bezaubert, mit Gift und Kobelt umbringet, wie man solche Exempel in diesem Thale wohl erfahren, und daß einer dem anderen eine Falle in der Grube gemacht.“<sup>52)</sup>

Daß der leicht erworbene Gewinn Gelegenheit und Veranlassung gab, ein üppiges Leben zu führen, geht auch aus den in jenen Statuten enthaltenen Luxusgesetzen hervor. Es heißt aber auch im 3. Theil 1. Abschnitt 8. Artikel der neuen Statuten: „... wird große schendliche Unzucht zu förderst bei den Junggesellen gespüret, die gehen auch in Gotteshäuser und zur Straßen vor Erbaren Mannen, Frauen und Jungfrauen mit Aufdeckung der Gliedmaßen, welche die Natur bedeckt will haben, so ganz unverschämt, daß es auch unter Heiden und Türken so schändlich nicht gefunden wird. Deshalb ermahnen, bitten und gebieten wir einem jeden, wes Standes er sey, besonders unseren Mitbürgern und Einwohnern, allen besessenen und Unbesessenen, beweibten und ledigen, insonderlich den Berg- und Handwerksgefallen, daß sie jeder sich in diesem Stück bessern, ehrbar, züchtig leben, seine Glieder der Scham mit seinem Rock oder Mantel bedecken und kein Aergerniß geben sollen.“<sup>53)</sup>

Auch Mathesius eifert in seinen Predigten an vielen Stellen wider den eingerissenen Luxus.

Es ist ganz begreiflich, daß die leichtfertige Gesellschaft bei der ersten besten Gelegenheit wie Spreu vor dem Winde verfloß. Wie reinigend und klärend der Schmalkaldische Krieg in seinen Folgen für Joachimsthal in dieser Hinsicht war, bezeichnet die Bemerkung Mathesius in der Joachimsthaler Chronik 1562: „In diesen vergangenen 14 Jahren ist gottlob kein Todtschlag hier geschehen.“ Aber auch manches gute Korn war auf den Boden gefallen und hatte Wurzel geschlagen, und mit dem deutschen Bürgerthum, das treulich in Freud und Leid

52) Mathesius Sarepta fol. 163|b.

53) Erinnert an ähnliche Erlässe aus derselben Zeit an die Tübinger Studenten welche, von Wohl und nach ihm Johannes Huber in Bildern aus dem deutschen Studentenleben Westermann Monatshefte Bd. 17. p. 151 ff. mittheilt.

fortan mit der Stadt aushielt, war auch manche schöne Einrichtung gekommen. Aus den Gewerken, welche durch den Bergseggen zu Reichthum kamen, bildete sich nach und nach ein Patriciat, und noch zeigt manches stattliche Haus in Joachimsthal von dem Wohlstande, dessen sich sein Erbauer in jener Zeit erfreute. Dabei aber genoßen auch andere von dem ihnen zufließenden Reichthum, indem die Gewerken Kunst und Wissenschaft freigebig unterstützten und zur allgemeinen Wohlfahrt gerne beitrugen. So erhielt der Dichter Cobannus Hassus ein Stipendium von dem Stadt- und späteren Gegenschreiber Bartholomäus Bach. <sup>54)</sup> Johannes Matthesius wird durch Peter Sachs ausgestattet, wieder nach Wittenberg zu gehen, um seine Studien fortzusetzen. <sup>55)</sup> Der Bürgermeister Stefan Hacker legt 1540 mit 50 Thalern die erste Grundlage für die in der Folge berühmte Bibliothek, deren Ueberbleibsel heut zu Tage noch eine Fundstätte alter seltenen Druckwerke sind. <sup>56)</sup>

Aber auch die ehemals so berühmten Lateinschulen zu Joachimsthal <sup>57)</sup> dankt ihre Entstehung und Blüthe, die ebenfalls in die erste Periode der Stadt fällt, zumeist den ansässigen Gewerken. Allem Anscheine nach wurde dieselbe schon 1520 eingerichtet, denn M. Stefan Roth <sup>58)</sup> von Zwickau, der vorher dort Rector war und nachmals dort eine bedeutende Rolle spielte, ist in diesem Jahre der erste Lehrer; es wäre sonst nicht einzusehen, wie dieser gelehrte Mann seine Stelle in Zwickau aufgegeben hätte, wenn er nicht hier eine Verbesserung oder wenigstens gleiche Stellung hätte finden wollen. Ihm folgte im Jahre 1525 ein damals ebenso berühmter Schulmann Petrus Plateanus, ein Brabanter. 1535 wurde er an die Schule nach Zwickau berufen, wo er die Lehranstalt durch seine Kenntnisse und Thätigkeit bald zu einem höheren Aufschwung brachte, zugleich aber wegen seiner Sittenstrenge und stammten Zucht der Schule den Beinamen „Die Schleifmühle“ verschaffte <sup>59)</sup>. Er starb 1550 als Pfarrer zu Acherleben. Während seiner Lehrthätigkeit kam Johannes Matthesius von Rochlitz 1532 als Lehrer an die Joachimsthaler Schule, und um diese Zeit scheint sie nun in die schönste Blüthe gekommen zu sein. Nach alter Sitte werden nun wiederholt lateinische und griechische Komödien agirt. Die alte Schule wird zu klein, 1535 wird das Schlick'sche Haus dazu gekauft und 1540 ein neues Gebäude an die alte Schule angebaut. Die aufs beste bestellte Lehranstalt wurde auch von den bedeutendsten Schulmännern der Zeit der Berücksichtigung werth gefunden, und wenn auch der große Silberreichthum Joachimsthals, sowie die Person des Pfarrers Joh. Matthesius eine Interesse boten, — so mag doch die Lateinschule zugleich mit die hervorragendsten gelehrten Männer jener Zeit zu einem Besuch ins Thal vermocht haben. So besuchen 1535 Cobannus Hassus, 1536 Justus Jonas und Dr. Georg Spalatin das Thal, 1545 Caspar Kreuziger, 1546 Dr. Georg Major, 1549 Jacob Milichius, 1552 Philipp Melanchthon, 1557 Joachim Camerarius die

54) Agricola Bermannus.

55) Matthesius Joach. Chronica.

56) Vergleiche J. F. Vogel: Die Liberey von Joachimsthal. Mitthl. d. B. f. Gesch. d. D. i. B. X. pag. 215.

57) Näheres hierüber siehe J. F. Vogel: Die alte Lateinschule in Joachimsthal. Mitthl. d. B. f. Gesch. d. D. i. B. IX. Jahrg. pag. 163 ff.

58) Matthesius Joach. Chron. schreibt: Johannes Roth, es ist aber unzweifelhaft, daß dieses Stefan Roth ist. (Vergl. Herzog Chron. v. Zwickau II.) Stefan Roth kehrte bald nach Zwickau zurück, wurde dort 1524 Stadtschreiber und ward 1543 in den Rath gewählt; er starb 1546. Seine große Büchersammlung, worin sich unter Anderem auch 197 Briefe von gelehrten und berühmten Zeitgenossen befanden, vermochte er der Zwickauer Stadtbibliothek. (Christ. Clodius de Origine et incrementis Bibliothecae Zwickaviensis. Diss. Leipzig 1751). Anfangs Luthers Gegner, ward er, durch seine Braut Barbara Pfützner überredet, der eifrigste Verfechter der evangelischen Lehre. (M. Christ. Clodius. ad Pacem religionis. Diss. 1755.)

59) Christ. Clodius de orig. et increm. Bibliot. Zwick. Diss. pag. 11.

Schule und 1558 ist jener mit Dr. Caspar Bentzer abermals zu Besuch bei Matthesius in Joachimsthal.

Obwohl aber Matthesius in der Sarepta von der hiesigen Lateinschule rühmt, daß mancher tüchtige Mann daraus hervorgegangen sei, und dieselbe 1560 selbst mit Stadtkindern bestellt ist; so sah sich doch der Rath 1546 genöthiget an die Schule die Weisung ergehen zu lassen, keine fremden Schüler aufzunehmen, welche sich nicht mit einem Zeugniß der verlassenen Lehranstalt ausweisen konnten, was darauf hinweist, daß wohl auch hierher sich sogenannte fahrende Schüler verirrt, und nicht gerade Lobenswerthes ausübten. Auch der Schulgesang, wie an allen ähnlichen Lehranstalten deutscher Städte der damaligen Zeit, wurde hier gepflegt, um sich damit in der üblichen Weise den Unterhalt zu erwerben. 1545 wird der Schüler Chor unter die Orgel postirt, 1548 beginnen die Schüler mit Neujahr vor den Häusern zu singen, und begleiten später die Leichen zu Grabe. Auch die an deutschen Schulen eigenthümliche Sitte und Ceremonie des Deponirens bestand hier, wornach Jünglinge, ehe sie auf der Universität ihre Studien begannen, symbolisch den alten Menschen und dessen Mängel ablegten (deponirten). 1541, bei Gelegenheit eines Besuches der Joachimsthaler bei Luther, „ließ sich dieser selbst herbei, die gerade zu Deponirenden a beanio (vom rohen Menschen) zu absolviren <sup>60)</sup>. 1552 wurden 10 Knaben auf dem Rathhaus am Montag nach Reminiscere in Gegenwart Philipp Melancthons deponirt. <sup>61)</sup>

Daß aber die reichen Gewerker auch das ihrige beitrugen, um die Schüler, namentlich um die ärmeren zu erhalten, bezeugt Matthesius in der Sarepta fol. 91: „Etliche kauften bücher in die Liberey, und fleißigen Schülern, verlegen fromme Studenten, wie mir dann etlich hundert Joachimsthaler von christlichen frauen und mannen zu trewen henden heimlich zugestellt, die ich auff gewisse rechnung außgespendet, und ob Gott wil, des meisten theils wol angelegt habe. Die vorsteher haben auff einmal bis in zweintzig goldgülden in der armen leut Kasten funden.“

Leider war auch dieses Institut von der Siebigkeit des Bergwerkes abhängig, und sank mit der Stadt bald von seiner Höhe herunter. Schon am 23. September 1578 beschließt der Rath wegen des verringerten Einkommens und der Abnahme der Schüler auch die Zahl der Lehrer zu beschränken. Sie wurde endlich bei der Katholisirung Joachimsthals, nachdem sie über 100 Jahre bestanden hatte, 1627 für immer geschlossen. — Die Schule und der Humanismus, den sie pflegte, war ja protestantischen Ursprungs, und so wurde mit zuerst dies Licht ausgelöscht.

Ueber die kirchlichen Verhältnisse jener Zeit haben wir in Matthesius Sarepta folio 190 ff. eine ziemlich ausführliche Darstellung derselben. Anfangs nahm sich Jobst Thusel, Archidiacon von Falkenan, der Berggemeinde an, und verordnete einen Vicarius dahin.

Gleich von Anfang an machten die Joachimsthaler von dem Rechte der Prager Compactaten Gebrauch. Um aber die Gemeinde vollständig frei zu erhalten, oder, wie Matthesius meint, um der Lehre Luthers ungehindert Eingang zu verschaffen, lösten die Grafen Schlick <sup>62)</sup> das Patronatsrecht ab, und übertrugen es der Stadt

60) Matthesius Leben Luthers pag. 197. Diesmals, weil man etliche Kinder aus dem Thal deponirt, ließ er sich selber gebrauchen und absolviret sie a beanio mit sehr frommen Worten.

61) Ueber die Sitte des Deponirens vergl. Johann Hubers Bilder aus dem deutschen Studentenleben Westermanns Monatshefte XVII. pag. 359 ff.

62) Die nahen Beziehungen in welche Dr. Luther zu den Grafen Schlick trat, sind bekannt. Dem Grafen Sebastian widmete er das Buch gegen den König Heinrich VIII. von England, und dem Grafen Wolf das wider die Sabbather und Mameluken. Matthesius Leben Martin Luthers pag. 39 erwähnt auch dreier Briefe Luthers an Letzteren.

Es ist aber wohl ganz natürlich, daß die lutherische Lehre auch vom Anfang an nur nach verschiedenen Schwankungen die Oberhand erhielt, und eben in der Weise, wie sie sich in Deutschland entwickelte, in Joachimsthal Stand hielt.

Der erste Prediger nach der Erhebung zur Stadt ist M. Johannes Sylvius Egranus (Johann Wildnauer aus Eger), welcher 1521 nach Joachimsthal von Zwickau kam, wo er als entschiedener Gegner des Wiedertäufers Thomas Münzer daselbst Prediger an der Katharinenkirche, aufgetreten war, und sich Luthers besondere Gunst erworben hatte. Es scheint, daß er nach Vertreibung seines Gegners auch nicht mehr lange in Zwickau aushielt.<sup>63)</sup>

Er war zwar ein Widersacher Thomas Münzers, aber dennoch nicht ganz von der Hinneigung zur katholischen Lehre frei.<sup>64)</sup> Ueberhaupt aber scheint er es weder mit den Einen noch mit den Anderen haben halten zu wollen, und nebenher auch nicht gerade auf die geschickteste Weise versucht zu haben neuere oder eigene theologische Ansichten an den Mann zu bringen. Er ging schon nach einem Jahre wieder ab, um in Basel weiter zu studieren, und machte dem Magister Schönbach Platz, welcher entschieden lutherisch gesinnt war und so vorging, aber in Folge von Zwistigkeiten verdrängt wurde. An seine Stelle wurde ein Dominikaner Johann Bintmann gesetzt, und ihm M. Schlaginhauffen beigegeben. Beide versahen das Kirchenregiment bei der stark bewegten Bevölkerung nach Kräften. Bintman starb schon 1524 im Spital und vermachte seine Bücher der Kirche, der andere wandte sich nach dem Aufstand 1525 freiwillig von dannen. Ihm folgte M. Sebastian Steude, der das Feld deshalb wieder räumte, weil er nicht heiraten sollte — die Strömung war also wieder katholisch. Endlich aber hielt M. Christof Ehring doch drei volle Jahre aus, der dann von hier nach Zwickau ging, wo er als Superintendent 1554 starb. Er wird von Matthesius als ein kluger und beredter Mann geschildert, der das Spital durch milde Beiträge der Gewerken einrichtete, die ersten Kirchenbücher anlegte und bei Luther ein Mahnschreiben gegen die immer mehr sich hervorthuenden Wiedertäufer erwirkte, worauf die Grafen Schlick ein Mandat wider diese Sekte erließen.<sup>65)</sup>

Noch einmal erscheint hierauf M. Johannes Sylvius auf eine kurze Zeit im Thal, und muß sodann wieder das Weite suchen wegen seiner anstößigen Lehren. 1537 verzeichnet Matthesius die erste Priesterhochzeit in Joachimsthal, und mit dem zweiten Erscheinen des M. Steude, sowie mit der Berufung des Schülers und Tischgenossens des großen Reformators Johannes Matthesius zum Prediger 1541 war die Kirche lutherisch reformirt, und blieb es mit den Kirchen-Gemeinden zu Wittenberg, Nürnberg und Leipzig in Lehre und Ceremonien Gleichförmigkeit haltend, bis es endlich nach der Schlacht am weißen Berge katholisiert wurde.

Der Herrschaftswechsel im Jahre 1545 ließ die Joachimsthaler für ihr Bekenntniß fürchten, deshalb nahm Magister Steude zugleich mit den Grafen Schlick seinen Abschied. Aber M. Matthesius, sein Nachfolger, welcher stark gegen die kaiserliche Regierung agitirt hatte, konnte ungestört sein Amt versehen. Ma-

63) Matthesius gibt das richtigere Jahr seiner Ankunft in Joachimsthal in der Sarepta an 1521 während des Reichstages zu Worms. Das Jahr in der Joachimst. Chronik ist unrichtig.

64) Ueber Johannes Sylvius Egranus finde ich in Cygnii Quasimodogeniti a L. Joachimo Telleri Diss. Lipsiae 1686 Folgendes: M. Johannes Sylvius Germanice Wildnauer dictus patria Egranus. Nam et hic Ecclesiastes fuit penes Cygneos et cum Thoma Munzero, Anabaptistarum promacho Cygnea excedere jussu, serram litigii reciprocavit; quemadmodum et acta Egrani exstant, quae a Theobaldo in tr. Germanico de Spiritu Anabaptistico allegantur. Sed quamquam naevorum Papisticorum non plane immunis fuit Egranus, a Luthero tamen in literarum epigrapha optimus et integerrimus amicus Tom. I. Epist. 76. b. item vere Theologus et Christianus vir pag. 140 salutatur. Später trennt er sich entschieden von Luther. Er soll berauscht von Malvasierwein vom Schlag getroffen worden und so gestorben sein. Ledderhose Leben des M. Joh. Matthesius. Heidelberg 1849 pag. 141.

65) Matthesius Leben Luthers pag. 197.

thesius richtete während seiner langen Amtsthätigkeit das Kirchenwesen vollständig ein. Es geht aus Allem hervor, daß die alte lutherische Kirchenordnung, die noch nicht so ganz und gar auf alle Gebräuche des katholischen Ritus verzichtet hatte, beibehalten wurde<sup>66)</sup>. Wiederholt auch wandten sich die Joachimsthaler in Glaubenssachen direkt an Luther, der sich jederzeit wohlwollend gegen sie erwies und sie bei sich zu Tische hatte.<sup>67)</sup>

Charakteristisch aber ist Mathesius Mittheilung<sup>68)</sup>, daß auf einer Synode der böhmischen Geistlichen ein Probst bemerkte: „Wir Prälaten haben mit denen vom Thal nichts zu thun, sie mit uns auch nicht.“ Daß aber die deutschen Reformatoren auf die lutherische Gemeinde zu Joachimsthal einen besonderen Werth legten, beweisen die häufigen persönlichen Besuche hervorragender Männer, besonders in der Zeit, seit Mathesius das Pfarramt übernommen hatte.

So sehen wir Joachimsthal in unglaublich kurzer Zeit, gestützt auf einen über alle Erwartungen großen Bergsegen — Mathesius gibt die Ausbente der ersten 44 Jahre von 1515—1560 auf 40 Tonnen Goldes d. i. 4049568 Gulden nach damaligem Silberwerthe an — als eine deutsche vielversprechende Stadt im Erzgebirge entstehen, gleich wie heute nur in der neuen Welt Colonien plötzlich durch ähnliche Verhältnisse hervorgerufen werde. Ein Bild voll Leben stellt sich vor die Seele, wenn man sich ausmalt, wie die Berge um Joachimsthal von den Fäusteln der sündigen Bergknappen widerhallten, und unten im Thalgrund die Stadt nach allen Enden hinwuchs, und wie ein Strom, der sein Bett an beiden Seiten überfluthen will, die Häuser an den Gehängen immer höher friegen. Welche Hoffnungen mußte der Anblick dieser raschen Entwicklung nicht erwecken — sie sollten nur zu früh dahin welken. Dr. Hallwich hat die Geschichte der Bergstadt Granpen eine Elegie genannt, wahrlich auch bei der Betrachtung der rasch verflissenen Glanzperiode Joachimsthals kann man sich eines elegischen Gefühles nicht erwehren. Das Schicksal, das nachgerade alle Bergstädte des Erzgebirges an der Seite des böhmischen Gehänges und zum großen Theil in Sachsen traf, und treffen mußte, daß früher oder später die Erzadern, welche der Bevölkerung die Lebensbedürfnisse gewährten, endlich versagten, und Armuth und Noth sich an der Stelle der früheren Behäbigkeit und Wohlhabenheit einbürgerte, ereilte Joachimsthal nur zu bald. Mit dem Abzuge der protestantischen Einwohner zur Zeit der Gegenreformation und unter dem Drucke des dreißigjährigen Krieges verfiel der Bergbau gänzlich, um sich auch dann nicht mehr zu erster Blüthe emporzuschwingen zu können. Jenseits der Gränze aber in Sachsen ist manche Bergstadt ohne Störung oder doch ohne bleibenden Einfluß in eine begüterte Industriestadt umgewandelt worden. Selbst das Exulanten-Städtchen Johannegeorgenstadt auf der Zugel im sächsischen Sibiren, von dem die Zeitgenossen seiner Gründung nicht glauben konnten, daß es möglich wäre, dort zu leben, hat Platten, seine Mutterstadt, bald weitaus überholt. Die Leute, welche man ihres Glaubens willen aus der Heimat jagte, nahmen Wohlstand und Segen mit, der sich im Gefolge der katholisirenden Söhne Loyolas niemals fand, und mit der gewaltsamen Glaubensänderung auch durch kein Patent wieder einführen ließ:

Wenn aber mit dem Versiegen der nährenden Quelle im Boden zugleich die Unwetter der Religionskriege die Blüthe der Stadt vernichteten, immerhin bleibt Joachimsthal durch seine glänzende Vorzeit und durch seine Leute noch nicht unbedeutenden, ja sogar in mancher Beziehung einzigen Bergwerke<sup>69)</sup> eine bemerk-

66) Sarepta fol. 190. Zur Zeit, als Mathesius von Wittenberg als Prediger berufen wurde, unter M. Stende 1540 wurde in der Kirche noch lateinisch gesungen, auch die Evangelien, Präfation, Episteln an hohen Feiertagen lateinisch gesungen.

67) Mathesius Leben Luthers pag. 196.

68) Sarepta pag. 191.

69) Bekanntlich ist Joachimsthal der einzige Ort in Oesterreich, wo die für die Emailfarben wichtigen Uranerze in bauwürdiger Menge vorkommen.

lenswerthe Stadt, und kann stolz darauf sein, neben anderen über ihre Zeitgenossen hervorragenden Männern den Begründer der Mineralogie, einer vom Ursprung an deutscher Wissenschaft, Dr. Georg Agricola unter ihren ersten Mitbürgern gezählt, ja gerade durch das rege Vergleichen diese bis dahin unbekanntere Wissenschaft hervorgerufen zu haben, wie nicht minder ihr treuer Seelsorger und Chronist M. Johannes Mathesius, Luthers Schüler und Tischgenosse und befreundet mit den ersten Männern seiner Zeit, eine Stelle unter den vorzüglichsten Humanisten einnimmt. Die biographischen Skizzen dieser beiden berühmten Männer sollen sich auf dem Hintergrund der erzählten Stadtgeschichte abheben. <sup>70)</sup>

## II.

### Georgius Agricola.

Das Mittelalter hat in seinem ganzen Verlauf für die Naturwissenschaften kaum mehr gethan, als die von den Griechen überkommenen Bücher der Nachwelt zu erhalten. Die Lehren des Aristoteles und seiner Schüler waren allein maßgebend und wurden von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, ohne daß es Jeemandem eingefallen wäre, auch nur einmal das Ueberkommene zu prüfen, ob es denn mit dem Gegebenen übereinstimme. Kaum einer oder der andere über seine Zeitgenossen weit hervorragende Mann fügte aus eigener Beobachtung etwas hinzu, wie etwa der berühmte Albertus Magnus. Dürftig genug war aber auch das, obwohl es dennoch als ein ganz besonderes Zeugniß von Fortschritt in der Wissenschaft galt. Die gelehrte Welt des Mittelalters lag förmlich im Bann. Das Knechtische des Klosterlebens drückt sich gerade darin klar aus, daß keiner es wagte, die Lehre des nach ihren Begriffen unendlich hohen griechischen Philosophen einer Kritik zu unterziehen. Aber auch mancher, der es für sich im Stillen unternahm, auszuforschen und einen eigenen Weg zu betreten, mag schüchtern zurückgewichen sein, denn lange konnte er freisinnig in der Natur forschend nicht auf der Bahn fortgehen, ohne zur Erkenntniß zu kommen, daß ihn seine Forschung mit gewissen Lehren in Collision bringen müsse, die noch für viel spätere Zeiten ein noli me tangere waren.

Von den Naturwissenschaften überhaupt kann man im Allgemeinen anwenden, was Justus Roth höchst treffend von der geogenetischen Lehre<sup>1)</sup> sagt, indem er mit wenigen Worten ihre ganze Geschichte gibt: „Früher ein Theil des religiösen Mythos, dann ein Stück der Philosophie, waren sie später der Knechtschaft der mittelalterlichen Theologie verfallen, aus welcher sie dann die neuere Philosophie befreite.“

Als aber zu Ende des 15. Jahrhunderts der Morgenhauch der neuen Zeit über die alte Erde flog, und die Geister anfangen, die Fesseln der scholastischen Mönchsweisheit zu sprengen, auf eigenen Füßen, blos geführt und gestützt von den Alten, einherzugehen und mit unbefangenen Auge zu prüfen, was ihnen von Geschlecht zu Geschlecht gelehrt worden war; da mußte endlich doch auch für die Naturwissenschaften der Tag anbrechen. Freilich wohl, gleichwie im Hochgebirge

70) Der Verfasser, kein zünftiger Geschichtsforscher, hatte anfänglich nur die Entwerfung der Lebensgeschichte der beiden berühmtesten Joachimsthaler Agricola und Mathesius im Auge, welche beide für ihn sachmännisches Interesse besitzen. Beim Sammeln von Notizen für diesen Zweck ergaben sich so manche interessante Züge für die erste Geschichte der Stadt Joachimsthal, daß er es sich nicht versagen konnte, dieselben zu einer geschichtlichen Skizze des Anfanges und der Blüthezeit der königl. freien Bergstadt St. Joachimsthal zu benutzen.

1) Justus Roth. Ueber die Lehre vom Metamorphismus. Berl. M. d. W. 1871. 157.

der Nebel über den Thalgründen nur allgemach weicht, so konnte es auch mit der Wissenschaft nicht anders sein. Nur langsam traten die Umrisse schärfer und schärfer hervor, um sich endlich entschleiert in gewaltiger Ausdehnung vor dem Auge des Forschers auszubreiten, der, je eifriger er bemüht ist, das Gebiet zu durchstreifen, immer mehr einsieht, wie seine Kräfte der endlosen Weite nicht gewachsen sind.

So sehen wir denn im Beginne des 16. Jahrhunderts die ersten Anfänge und Grundlagen der neueren Naturwissenschaften entstehen. In der Schweiz rief Conradus Gesnerus (geb. den 26. März 1516 zu Zürich) die Zoologie durch seine für die damalige Zeit vortreffliche *historia animalium* (Zürich 1545—55 4 Bde.) zum neuen Leben. Nicht minder bedeutend war er als Botaniker, wo er der Erste die Idee aussprach, die Pflanzen nach ihren Sexualorganen in ein System zu bringen. Schon 1517 hatte Hieronymus Fracastoro gelegentlich der Aufindung von marinen Schalthierresten beim Baue der Festungswerke von Verona die Ansicht ausgesprochen, diese Petrefacten könnten nur marinen Ursprungs sein, womit er allerdings den Spott und das Gelächter seiner Zeitgenossen erntete, aber doch den Markstein gesetzt, von dem aus eine neue Epoche in der Geologie gezählt wird. Nun sollte auch Deutschland nicht zurückbleiben und seinen Mann in die Reihen der Bahnbrecher stellen. Die Wissenschaft der unorganischen Natur, die Mineralogie und die aus derselben Wurzel stammende Geologie sollte von Deutschland aus begründet werden. Dazu war es ja auch von der Natur ausgestattet. Nirgend anderwärts war zu jener Zeit der Bergbau in solchem Schwunge wie im Erzgebirge, und mit den mannigfachen Erzen kamen allerhand andere Mineralien ans Tageslicht, die durch Gestalt und Ansehen die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußten. Die goldne Praxis gebar auch hier die Theorie. Die ersten einschlägigen Schriften behandeln den Bergbau und dessen Grundlagen, die Erze.

So das vielgerühmte Bergbüchlein, dessen Autor nicht bekannt ist, und Johann Häselberges von der Reichenau „Ursprung gemeiner Bergordnung“, das in einem besonderen Theile von den Erzen handelt, welche nach ihm durch Schwefel und Quecksilber unter dem Einfluß der Planeten entstehen. Wissenschaftlich aber ist die Frage weiter nicht behandelt.

Hiezu erst gaben die im Jahre 1516 entdeckten Silberbergwerke von Joachimsthal die erste Grundlage. Von hier aus brach sich die wissenschaftliche Mineralogie ihre Bahn, und ihr Gründer ist Georgius Agricola.

Über den Gelehrten, welchen Conrad Gesner und Andere den deutschen Plinius und den Albertus Magnus ihrer Zeit nannten, sind die Nachrichten ziemlich spärlich erhalten. Selbst seine Zeitgenossen waren nicht klar über ihn, wie ihn Henricus Pantaleon in seiner „Prosopographia heroum atque illustrissimorum virorum Germaniae“ Pars III. pag. 169 in Berufung auf Conrad Gesner in Belgien geboren sein läßt, ein Fehler, welchen schon Petrus Albinus<sup>2)</sup> in seiner Meißnischen Chronik rügt. Diesem Letzteren und in neuerer Zeit Dr. E. Herzog<sup>3)</sup> danken wir die Zusammentragung der meisten Daten über den Vater der Mineralogie.

Georg Agricola wurde nach Petrus Albinus zu Glaucha in Sachsen den 24. März 1494 geboren.<sup>4)</sup> Sein eigentlicher deutscher Familienname war Bauer, welchen er während seiner Studienzeit auf der Universität Leipzig nach der damaligen Sitte in Agricola umwandelte. Seine Vorbildung hatte er auf der damals schon berühmten Lateinschule zu Zwickau erhalten. In Leipzig schloß er sich innig

2) Petrus Albinus Meiß. Chronik pag. 353.

3) Dr. E. Herzog Georg Agricola, ein culturhistorisches Lebensbild. Mittheilg. des Freiburger Alterthumsvereins 1865. pag. 365—70.

4) Derselbe Fehler, welchen Herzog hinsichtlich des Geburtsjahres A. in den Conversationslexicis v. Brockhaus und Pieres findet, findet sich auch in Meyer und in Ersch und Gruber allg. Encyclopädie 2. Thl. pag. 211, wo ohne weiteren Grund 1490 als Geburtsjahr angegeben wird, dies wohl die allgemeine Fehlerquelle.



an Petrus Mosellanus an und widmete sich philologischen Studien. Schon früh lenkte er die Aufmerksamkeit gelehrter Männer auf sich, und als der Rath in Zwickau auf Anreiben des Bürgermeisters Dr. Erasmus Stella und M. Stephan Roth's, des damaligen Rectors der Lateinschule, dieses Institut erweiterte und eine griechische und hebräische Abtheilung hinzufügte, wurde Agricola 1518 als Rector extra ordinarius und Lehrer der griechischen Sprache berufen<sup>5)</sup> und wußte die Anstalt bald in Ruf zu bringen. Als M. Stephanus Roth an die Schule nach Joachimsthal 1520 zog, ward Agricola an dessen Statt Rector und verwaltete das Amt bis 1522,<sup>6)</sup> wo er wieder nach Leipzig gieng und bei Petrus Mosellanus Rector<sup>7)</sup> wurde. Wie lange er in dieser Stellung verblieb, ist nicht bekannt. Er wandte sich dann nach Basel und endlich nach Italien, wo er seine philologischen Studien mit der Arzneiwissenschaft vertauschte, sich in Bologna und Venedig aufhielt und endlich in Ferrara den Doctorhut nahm. Von dort kehrte er im Jahre 1526 nach Deutschland zurück, hielt sich einige Zeit im Riesengebirge<sup>8)</sup> auf und ward sodann 1527 Stadtarzt in Joachimsthal.<sup>9)</sup>

Dem deutschen Arzte mußte es schon in Italien auffallen, wie traurig es mit der Kenntniß der unorganischen Stoffe, die doch so viele Bedeutung in der Heilkunde hatten, aussah. Von den griechischen Schriftstellern waren viele verloren gegangen, und nur einzelne Trümmer erhalten. Der von Plinius verfaßte Auszug aus dem Theophrastos war kaum mehr als eine Namensliste; was aber noch trauriger war: Niemand wußte die Stoffe anzugeben, die Galenus und Dioscorides unter diesem und jenem Namen als besonders wirksame Heilmittel bezeichneten. Was die Araber in ihren medicinischen Schriften anführten, das wollte schon gar nicht zu den Verhältnissen passen und war nur von den Griechen entlehnt. Dennoch aber führten die Aerzte die gelehrten Ausdrücke des Galenus und Dioscorides im Munde und disputirten über den Werth der Heilmittel, ohne zu wissen, wovon sie sprachen. Den ersten deutschen Mann erfüllt diese Hohlheit mit Verachtung<sup>10)</sup> und er wandte sich, um in den deutschen Bergen nun durch eigenes Studium zur Klarheit zu kommen. Daheim im Erzgebirge war für sein Streben die glänzendste Zeit angebrochen. Gerade in jenen Tagen ward der reiche Bergsegen aller Orts zu Tage gefördert, und hier an der Quelle mußte der Wießbegierige zuerst Auskunft erhalten können. Die Gelegenheit war günstig. Dr. Georg Sturz, des reichen Sturz von Annaberg Sohn,<sup>11)</sup> welcher Stadtarzt und 1526 auch der erste Apotheker zu Joachimsthal war und seine Güter in Kurzem hier beträchtlich vermehrt<sup>12)</sup> hatte, zog nach Erfurt, um dort im Umgange mit gelehrten Männern und Dichtern ein beschauliches Leben zu führen, und überließ seinen Posten unserem Agricola, welcher diesen auch auf Anrathen seiner Freunde annahm.<sup>13)</sup>

5) Ordnung des neuen Studii und jetzt aufgerichteten Collegii auf drey Hauptsprachen hebräisch-griechisch und lateinisch gestellt. Gedruckt zu Zwickau 1523 durch Leonhardt Nather Lewingensis, dieses Collegii Rector. Graeca docuit Georgius Agricola Glaucha Schoenburgensis 1518. Dr. Herzog gibt 1519 an.

6) Ibidem.

7) In der epist. nuncp. zu Agricola Liber de mensuris quibus intervalla metimur an Christophorus von Carlowitz d. d. 3. Nonas Maji 1549 heißt es: Cum adhinc annos septem et viginti Petrum Mosellanum Lipsiae audires, cujus etiam ego auditor et discipulus, haec cognovi, te esse etc. etc.

8) Nach Dr. Herzog l. c.

9) Matthesius Chronik v. Joachimsthal. Das Jahr der Rückkunft A. aus Italien ergibt sich aus der Epist. nuncp. zu Libri de vet. et nov. metall. Der Eingang dieser Epistel, so wie die Einleitung zum Dialog Bermannus geben sicheren Aufschluß über Ursprung v. A. wissenschaftlicher Thätigkeit.

10) Pudeat nos eas voces toties legere, toties in ore habere, et res quas significant non noscere. Agr. Berm.

11) Albin Meiß. Chron. pag. 347.

12) Agricola Bermannus.

13) Agricola. ep. nunc. lib. de vet. et nov. metall.

Hier verbrachte er nun die freie Zeit, die ihm sein Beruf ließ, mit dem Studium lateinischer und griechischer Schriftsteller, sowie im Verkehr mit erfahrenen Bergleuten, von denen er namentlich Bartholomäus Bach und Lorenz Bermann nennt. Ersterer im Jahre 1522 Stadtschreiber und 1530 Gegenschreiber stammt wohl aus der alten Geyerischen Familie, aus welcher der erste Fundgrübler Caspar Bach abstammt und nach welcher heute noch ein Joachimsthaler Erzgang den Namen Geyerischer hat. Schon seine Stellung läßt ihn als Mann von Bildung erkennen, und wohl auch der Umstand, daß er dem Dichter Gobanus Hassus ein Stipendium von seinen Gruben verlieh. Mehr aber ist freilich nicht von ihm überkommen. Lorenz Bermann stammte ebenfalls von Geyer,<sup>14)</sup> wo sein Vater Georg 1514 von der Obrigkeit als Zehender<sup>15)</sup> eingesetzt wurde. Er hatte viel von der Welt gesehen, denn er war ursprünglich Soldat gewesen und hatte als solcher auch unter den römischen Fahnen gedient.<sup>16)</sup> In Joachimsthal versah er das Amt eines Hütten Schreibers<sup>17)</sup> bei den Geyerischen, und Agricola schildert ihn als einen sehr gebildeten Mann, der sich vielfach auch in den Wissenschaften umgethan hat. Im Jahre 1533 begleitete er den Zug der Joachimsthaler zum kaiserlichen Heer in Ungarn als Fähnrich und starb dort in der Zips.<sup>18)</sup>

Die Frucht seiner Studien und des Verkehrs mit seinen Freunden war nun die Erkenntniß, daß von den Alten eigentlich nur mehr die Namen überkommen waren, und daß sie selbst das meiste nur nach dem Hörensagen gekannt hatten. Ueberhaupt, daß das von den Alten Geschriebene auf die gegebenen Verhältnisse gar nicht passe, und daß man, um wenigstens die Namen und die wenigen Andeutungen doch an etwas Bestimmtes zu knüpfen, die passendsten Erze und Gesteine zu den Namen suchen müsse. Also nicht den Namen zu dem Gegenstand, sondern umgekehrt, den Gegenstand zu dem Namen. Diese erste Frucht seiner Studien, an welcher wohl Lorenz Bermann den hauptsächlichsten Antheil hatte, legte er in seinem prächtigen Buche: „Bermannus sive de re metallica dialogus“ nieder.

Der Inhalt dieses in Gesprächsform abgefaßten Buches hat außer seinem wissenschaftlichen für uns auch ein historisches Interesse, da er eigentlich die älteste gedruckte Quelle über St. Joachimsthal selbst ist, weshalb es gestattet sein möge, einen Augenblick hiebei zu verweilen und den Inhalt in wenigen Worten mitzutheilen.

Dr. Johannes Navius (Neff) Agricola, 2. Amtsnachfolger und später Leibarzt des Churfürsten von Sachsen, und Nicolaus Ancon, über welchen nichts Näheres zu erfahren war, vielleicht der Hausarzt des Grafen Schlick, da er sich selbst einen nahen Freund desselben nennt, kommen vom Sterbebette Heinrichs von Schlick, um sich durch einen Besuch von Joachimsthal etwas von dem Eindruck des Todesfalls zu erholen. Beide Aerzte sind in den Schriften der Alten wohl erfahren, Navius kennt die lateinischen und griechischen, Ancon die arabischen Schriftsteller sehr genau. Auf dem Markte zu Joachimsthal treffen sie mit Lorenz Bermann zusammen, welchen Ancon bereits kennt. Nach einem kurzen Gespräche über die Vortheile des Bergbaues, und wie viele ihrer bereits dadurch reich geworden seien, führt sie Bermann auf ihren Wunsch zu den Bergwerken. Den Weg kürzt er ab durch die Beschreibung des Erzgebirges und Aufzählung der bereits früher in Betrieb gestandenen Bergwerke in Böhmen und Meißen. Oben angekommen drückt Navius lebhaft sein Erstaunen aus über die ungeahnte Größe der Stadt, die er mit Prag, Erfurt, Bologna oder Padua vergleichen möchte. Bermann er-

14) Agricola Bermannus.

15) Joh. Falke Gesch. d. Bergstadt Geyer. Mitthlg. fg. säch. Ver. f. vaterl. Gesch. pag. 109, hier Georg Bermann. Im Jahr 1522 erscheint derselbe als Vermittler zwischen den Grafen Schlick und den aufständischen Bergleuten Joachimsthals.

16) Agricola Bermannus.

17) Agricola Bermannus, Mathesius Sarepta fol. 214 b.

18) Mathesius Joachims. Chron., hier irrthümlich das Todesjahr in 1532 gesetzt.

zählt nun, wie zwölf Jahre früher hier ein einziges verfallenes Haus stand, wie die durch den Bergbau überall entholzten Berge damals noch dicht bewaldet waren, wie sich die Gründung der ersten Gewerkschaft gebildet habe, und gibt über die Namen der umliegenden Höhen, über Klima und sodann über die einzelnen Gruben und ihre Besitzer Aufschluß. Der weitere Verlauf des Gespräches dreht sich um die verschiedenen Maschinen, Göppl u. s. w., sowie um die Tiefe der Schächte. Hier erfahren wir denn auch, daß es wirklich Berggeister gebe, und zwar theils solche, welche gutmüthig es bei allerhand Neckereien der Bergleute bewenden lassen, theils solche, welche tückisch die Menschen zu verderben suchen, „wie einige Jahre vorher von ihnen zwölf Bergleute auf der Rosenkronen zu Annaberg getödtet wurden, weshalb man die Grube verließ.“ Der Mann, welcher so klar schon über manche Erscheinungen urtheilte und seinen Zeitgenossen weit voraneilte, war also noch vom Vorurtheil der Zeit so tief befangen!

Die Betrachtung der geförderten Erze gibt nun Gelegenheit, die Meinungen hierüber auszutauschen, was denn wohl die Griechen und Römer namentlich unter den von ihnen beschriebenen Mineralien gedacht hatten, wobei sich Lorenz Bermann als ein in den Schriften der Alten wohlbewandertes Mann erweist, der, zugleich auf eigene Erfahrung gestützt, manche den gelehrten Aerzten aufsteigende Bedenken in dieser oder jener Hinsicht beseitiget.

Zuerst ist es das Bleierz, worüber sie discutiren, und die Begriffe des Metalles und des metallähnlichen Erzes feststellen. Dann der Kies (die Pyritoide), über welchen sie verschiedene auseinander laufende Ansichten kennen, und worüber ihnen Bermann aus seiner Erfahrung treffliche Auskunft gibt; weiter kommen die Silbererze an die Reihe, später das Silber. Schritt für Schritt gelangen die Gelehrten der Uebersetzung näher, daß das, was von den alten classischen Völkern überliefert wurde, den Verhältnissen wenig entspreche, und daß hier mehr zu heben liege, als man je erwartet habe. Die Silbererze kannten die Alten kaum, das gediegene Silber gar nicht, und zu den sechs bekannten Metallen hatten die Joachimsthaler Gruben ein neues, den Wismuth, geliefert. Da spricht es Ravius endlich selbst aus: So viel sei sicher, der sonst gelehrte Plinius habe vieles gar nicht gekannt, und außer dem, was er in Spanien gesehen, habe er alles andere von den Griechen abgeschrieben. Wie unklar und ungenügend auch die übrigen medicinischen Schriftsteller sind, verbergen sie auch keinen Augenblick; die Betrachtung über den Zinnober und ähnliche mineralische Körper gibt Gelegenheit dazu. Aber nicht nur auf die Erze — und das ist der Fortschritt von den früher erwähnten Bergbüchern — auch auf die anderen von den Alten genannten Mineralien, Gyps, Kohle, Steinmark, Vitriol &c., dehnen sie ihre Betrachtung aus und fragen nach deren Vorkommen, Kennzeichen und Verwendbarkeit. Zulezt, indem sie einsehen, wie durch die Launigkeit der Aerzte in Bezug auf die Naturgeschichte die Heilkunde in tiefen Verfall gerathen ist, kommen sie zu dem löblichen Entschlusse, die hier begonnenen Studien fleißig fortzusetzen. Wie Galenus seiner Zeit den Orient bereiste, nun das Vorkommen der von Dioscorides genannten mineralischen Heilmittel an Ort und Stelle zu studieren, so wollen sie die mineralischen Stoffe der Heimat aus eigener Anschauung kennen lernen, und so, ohne sich weiter um Jemanden zu kümmern, welcher darin ein Vergehen gegen die den alten Griechen schuldbige Ehrerbietung erkennen möchte,<sup>19)</sup> eine neue Grundlage der Heilmittellehre zu schaffen.

Bermann zeigt ihnen sodann noch die buntfarbigen Flußspäthe, deren Farbereichthum sie nicht wenig in Staunen setzt, da sie doch keine Edelfeine sind. Er zeigt ihnen das von den alten Bergleuten sehr charakteristisch Kobolt genannte Arsenmetall, dessen giftige und flüchtige Eigenschaft sie wohl kannten, wobei es doch

19) Valeant isti et latrent quantum velint.

kein Silber gab, wenn es gleich so vielversprechend aussah. Auch nennt er den gelehrten Begleitern die Gebirgsarten, welche die Erze in Gängen führen, Glimmerschiefer, Quarz, Spath, Hornstein zc. Endlich mit der Absicht, den nächsten Tag die Hütten zu besuchen, trennt sich die Gesellschaft, höchst befriedigt mit den Ergebnissen der angestellten Wanderung über die Joachimsthaler Gruben.

Der vorstehend kurz angedeutete Inhalt der Abhandlung Bermanns ist die Grundlage der neueren wissenschaftlichen Mineralogie, die sich allerdings in den folgenden stürmischen Zeiten noch über ein Jahrhundert nicht weiter zu entwickeln vermochte, aber dennoch wieder ins Leben gerufen war. Nicht mehr auf den praktischen, nur den Bergmann allein angehenden Zweck, wie in den oben erwähnten Bergbüchern, ist in diesem Tractat das Augenmerk gerichtet; auch die Heilkunde verlangt ihren Antheil an den aus der Erde gegrabenen Schätzen, nicht nur die zur Gewinnung der Metalle allein verwendbaren Mineralien, auch andere werden in den Bereich der Betrachtung gezogen, und der Satz ausgesprochen, daß hier ein von den alten Philosophen nur nothdürftig gekanntes Feld der Wissenschaft ausgebreitet liege, das man selbstständig bebauen müsse. Damit war die Grundlage der wissenschaftlichen Mineralogie gelegt. Joachimsthal war berufen, ihre Wiege, ein deutscher Arzt ihr Vater zu sein; und mit Stolz können wir sagen, daß es die Deutschen verstanden haben, auch in dieser Disciplin immer an der Spitze zu schreiben.

Agricola, welcher die Abhandlung, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, im Jahre 1527 oder 1528 schrieb, war gleichwohl im Anfange nicht kühn genug, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Erst Petrus Plateanus, der damals Rector an der Lateinschule in Joachimsthal und in intimum Verkehr mit Agricola war, bewog ihn, den mit so vielem Fleiß und so vielem Verständniß geschriebenen Tractat zu veröffentlichen.<sup>20)</sup> Zuvor aber wurde das Manuscript durch die mit Erasmus Rotterodamus befreundeten Söhne des Joachimsthaler Oberhauptmanns Christoforus und Andreas von Köneritz, welche damals noch an der Universität studierten, diesem zur Durchsicht vorgelegt, der hierüber von Freiburg i. B. unterm 17. Febr. 1529 schreibt,<sup>21)</sup> er habe voll Spannung das Manuscript entfaltet und sei entzückt über die glänzende lebhaft Darstellung.<sup>22)</sup> Auch die Bestrebungen, die Medicin wieder aufzurichten, lobt er sehr, und spricht die Hoffnung aus, Hieronymus Froben werde das Buch gerne drucken.<sup>23)</sup> Dasselbe erschien auch 1530<sup>24)</sup> bei den berühmten Baseler Buchdruckern und machte entsprechendes Aufsehen, so daß der Verfasser deshalb von Wolfgang Justus in den Katalog berühmter Aerzte aufgenommen wurde.

Eine verhältnißmäßig lange Pause folgt nun bis zur Ausgabe neuerer Arbeiten, die später in großer Mannigfaltigkeit erscheinen. Es scheint, daß Agricola nach der Ausgabe des Bermannus eine Arbeit über die Beschaffenheit der Luft unternahm, welche jedoch nicht in Druck erschien. Keineswegs aber stand er während dieser Zeit still, sondern er benützte dieselbe vielmehr zu fleißigen Studien, deren Ergebnisse die nachfolgenden Veröffentlichungen waren. 1530 erscheint an seiner Stelle bereits M. Magnus Hund als Stadtarzt.<sup>25)</sup> Es ist nicht zu ergründen, ob Agricola schon damals oder erst drei Jahre später Joachimsthal verlassen hat. 1533<sup>26)</sup> wurde er Stadtphysikus in Chemnitz, wo er sich bis zu sei-

20) Vergl. Brief des P. Plateanus an Heinr. v. Köneritz als epist. nunep. dem Bermannus vorgedruckt.

21) Brief abgedruckt im Bermannus.

22) Visus sum mihi valles illas et colles et fodinas et machinas non legere sed spectare.

23) Libenter excussurum.

24) Ep. nunep. zu liber. de vet. et nov. metallis gesch. 1546.

25) Mathesius Joachimsth. Chronik.

26) Herzog I. c.

nem Tode aufhielt. Auch in der Ferne blieb er in freundschaftlichen Beziehungen mit der Bergstadt und er kehrte wiederholt zu Besuch zurück<sup>27)</sup>. Neben seinen naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte ihn aber schon 1534, wie aus einem Briefe an Sebastian Münsterus<sup>28)</sup> hervorgeht, das Studium der oaterländischen Geschichte, wie denn die seinen späteren Publicationen beigegebenen Zuschriften an den Herzog Moriz von Sachsen viele historische Beziehungen enthalten.

Erst von 1544 folgen in geschlossener Reihe seine verschiedenen Abhandlungen. Die erste „de ortu et causis subterraneorum“, die zweite 1545 „de natura eorum, quae efluunt e terra“. Beide sind dem Herzog Moriz von Sachsen gewidmet, und lenkten dessen Aufmerksamkeit auf den Verfasser. Auf Verwendung des kurfürstlichen Rathes Georg Commerstadt verlich ihm Herzog Moriz ein jährliches Stipendium<sup>29)</sup> und machte ihn zum Bürgermeister von Chemnitz.<sup>30)</sup>

Weiter folgten noch 1546 de natura fossilium lib. X und de veteribus et novis metallis lib. II. Die in diesem Jahre gedruckte Gesamtausgabe versah Agricola außerdem mit einem lateinisch-deutschen Glossar, wodurch dieselbe um so bedeutender wird.

Diese umfangreichen Schriften sind Beweis genug, wie ernst es Agricola mit dem Vorsatz nahm, die unorganische Natur zu ergründen. Freilich wohl sind seine Ansichten von unseren heutigen weit ab gelegen, aber sie verrathen immer einen scharfen Blick, der tiefer drang, als je einer vor ihm. Agricola faßte das auf, was um ihn lag. Er scheidet natürlich noch nicht Petrefacten als in den Bereich der Paläontologie gehörig aus seinem Gesichtskreise aus, aber er unterscheidet schon wirkliche Versteinerungen, die seiner Ansicht nach durch einen eigenen, organische Reste durchdringenden Steinsaft gebildet werden, wie Holz, Zähne, Knochen u. s. w. Für andere jedoch fehlt ihm das Verständniß, und er hält sie für bloße Nachahmungen organischer Körper, weil er keine lebenden Verwandten an Ort und Stelle kennt. Die petrificirende Materie, der Steinsaft, muß seiner Meinung nach im Wasser am meisten enthalten sein, daher seine Abhandlung über das aus der Erde fließende. Den Ursprung der warmen Quellen, wie Karlsbad und Wolfenstein, erklärt er sich durch Stein- und Braunkohlenbrände, die er von Zwickau und Falkenau kennt. Ueber seine für die damalige Zeit scharfen und richtigen Beobachtungen, betreffend die physikalischen Eigenschaften der Mineralien, geben seine Bücher über die Natur der Fossilien Aufschluß, so gleich das 1. Buch, wo er von der verschiedenen Härte, dem Glanz und der Farbe der Mineralien redet.

Einige aus jener Zeit stammende naturwissenschaftliche Abhandlungen über die Gesundbrunnen (de medicatis fontibus) und über das Erdbeben sind wohl nie gedruckt worden, und werden nur von ihm erwähnt.<sup>31)</sup> Seine diesbezüglichen Abhandlungen schloß er 1548 mit der Herausgabe einer Arbeit de animalibus subterraneis lib. II., worin er den Nachweis zu führen sucht, daß es ein unterirdisches Thierleben gibt, was das Vorkommen wirklich versteinertes Thierreste begreiflich machen soll.

Keineswegs aber fand er bei seinen Zeitgenossen in seinen Bestrebungen, die unorganische Heilmittellehre neu zu begründen, ungetheilten Beifall, sondern mancherlei Widersacher, wie er selbst an Commerstadt schreibt.<sup>32)</sup> Dennoch aber waren seine Arbeiten bestimmt, eine neue Ansicht über den Ursprung und die

27) Mathesius Vorrede zur Sarepta erwähnt seines Besuches in seinem Hause.

28) Petrus Albinus Meiß. Chron. pag. 355

29) Epist. nunc. ad Commerstadtium zu Lib. d. veter. et. nov. metall.

30) Petrus Albinus erwähnt nur, daß er Bürgermeister war, die Detronirung durch Herzog Moriz erzählt Dr. Herzog l. c.

31) Epistola nunc. de veter. et nov. metall. Pet. Albinus Meiß. Chron. pag. 354.

32) Epist. nunc. d. vet. et nov. met.

Natur der Fossilien hervorzurufen, welche bis zum Beginne der neueren Zeit, bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts sogar die herrschende blieb. Wenn die Ergebnisse seiner Forschungen aber heute auch nur mehr ein historisches Interesse haben können, so werden sie doch niemals aufhören ihm einen Ehrenplatz in der Reihe der deutschen Naturforscher zu sichern. Und selbst die Neuzeit hat seiner Arbeit nicht vergessen, noch im Beginne unsres Jahrhunderts wurden seine mineralogischen Schriften ins Deutsche übersezt. <sup>33)</sup>

Mit der Ernennung zum Bürgermeister hatte ihm Moriz von Sachsen zugleich die Stelle eines Landeshistoriographen übertragen. In dem schon oben erwähnten Briefe an Münster bemerkt er, daß er schon 1544 eine Topographia von Meißen fertig hatte, doch habe er trotz öfteren Versprechen vom Hofe aus die letzte Hand (*extrema manus*), wahrscheinlich eine Subvention zur Herausgabe nicht erhalten können. Seine in vier Büchern abgefaßte Geschichte des Sachsenstammes wurde nicht gedruckt, sondern nach seinem Tode von Georg Fabricius — da Agricola als eifriger Katholik in Ansehung der Reformation von seinem Standpunkte ungünstig urtheilte — umgearbeitet und in dessen Geschichtswerk einverleibt. <sup>34)</sup>

Das ihm von Seite des nachmaligen Churfürsten Moriz erwiesene Wohlwollen erwiderte Agricola mit äußerster Treue und Hingebung, so daß er selbst als betagter Mann zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges mit Hinterlassung seiner Familie mit Moriz und August von Sachsen zu Felde zog, wie er denn auch wiederholt von Moriz zu diplomatischen Sendungen verwendet wurde.

Von seinen mineralogischen Studien wandte sich Agricola dem Maße, Gewichte und Münzwesen zu. 1550 erschienen bei den Froben seine Abhandlungen: 1. *De mensuris et ponderibus Romannorum atque Graecorum* lib. V. 2. *De externis mensuris et ponderibus* lib. II. 3. *Ad ea, quae Andreas Alciatus denuo disputavit defensio*, lib. I. 4. *De mensuris quibus intervalla metimur* lib. I. 5. *De restituendis ponderibus atque mensuris* lib. I. 6. *De precio metallorum & monetis* lib. II., von welchen die erste dem Churfürsten Moriz und seinem Bruder August, die 2. Ernst von Miltitz, die 3. Georg Fabricius, die 4. Hieronymus Riffewetter, die 5. Christoph Carlowitz und die 6. Georg Kommerstadt gewidmet ist. 1552 legte er sein Bürgermeisteramt und sein Physikat nieder <sup>35)</sup>, um seinen Studien ungehindert nachgehen zu können. Bereits 1546 erwähnt er in dem öfter angezogenen Brief an Kommerstadt des von ihm in Aussicht genommenen Werkes *de re metallica*. Dieses sehr umfangreiche Buch war, wie die Zuschrift an Churfürsten Moriz sagt, 1550 vollendet. Es enthält in 12 Büchern eine ausführliche Darstellung des gesammten damaligen Berg- und Hüttenwesens, und ist mit zahlreichen interessanten Holzschnitten ausgestattet, zu deren großem Theil Basel Wefringer, <sup>36)</sup> Bürger in Joachimsthal, die Zeichnungen anfertigen ließ. Auch Hans Hübsch von Schneeberg hatte ihm hiezu manchen Beitrag, namentlich über die Bergwerke in den Alpen geliefert. <sup>37)</sup> Das Werk erschien erst 1556 nach des Verfassers Tode. Agricola starb plötzlich am Schlagfluß den 21. November 1555 in seinem 61. Lebensjahre. In seinen jüngeren Jahren der Reformation zugethan, wandte er sich Angesichts der Bilderstürmerei und der wohl unvermeidlichen Ausschreitungen einzelner lutherischen Geistlichen der katholischen Kirche wieder zu, und starb als ein eifriger Katholik, weshalb ihm Pastor Tetzelsbach das Begräbniß in Chemnitz verweigerte, und seine Leiche, nachdem man sie

33) Agricolas mineralogische Schriften übersezt von Lehmann Freiberg 1806.

34) Petrus Albinus l. c.

35) Herzog l. c.

36) Mathesius Joachimsth. Chronik. Zu diesem, nicht wie Dr. Herzog meint zu Bermannus, welcher nie mit Bildern herausgegeben wurde, lieferte Wefringer die Zeichnungen.

37) Pet. Albinus Bergchronik pag. 5.

5 Tage hatte liegen lassen, in der Domkirche zu Zeitz beigelegt wurde. Von seinen 3 Söhnen starben die ältesten beiden als Domherren zu Erfurt.

Das Buch *de re metallica* erlebte bald wiederholte Auflagen, und wurde 1590 von Professor Bechius in Basel ins Deutsche übersetzt. Es bildet den Ausgangspunkt der Bergbaukunst, und ist bald nach seinem Erscheinen und auch später vielfach von Italienern und wohl auch deutschen Büchermachern, wie schon Petrus Albinus rügt, „stark“ benützt worden.<sup>38)</sup>

Viele seiner Arbeiten blieben un veröffentlicht und gingen verloren. Wohl aber sind die uns erhaltenen die vorzüglichsten und hinreichend genug, um den weit über seine Zeit emporragenden Mann und dessen Vielseitigkeit klar erkennen zu lassen.

Bei seinen Zeitgenossen stand er in hohen Ehren. Gesner, mit welchem er in wissenschaftlichem Verkehr stand, nennt ihn den deutschen Plinius, und Melanchthon schreibt von ihm: *Argenti venas olim celebravit Albertus Magnus. Sed hunc longe vicit Georgius Agricola Medicus.* Nicht minder voll hoher Anerkennung nennen ihn Georg Fabricius und andere hervorragende Männer.

Agricola hatte die Absicht, sein Leben selbst zu beschreiben. Leider führte er sie nicht aus, und kaum mehr als das Vorstehende ist über sein Leben auf uns gekommen. Ernstes Streben, Fleiß und Ausdauer aber kennzeichnen ihn als einen ächten deutschen Mann der Wissenschaft, und seine Anhänglichkeit und Treue gegen den Landesherrn lassen ihn als einen wackeren Bürger erkennen. In der Geschichte der deutschen Wissenschaft wird der Begründer der Mineralogie aber allezeit mit Achtung und Ehrfurcht genannt, und sein Name nur mit ihr selbst ausgelöscht werden.<sup>39)</sup>

### III.

#### Johann Matthesius.

Die Saat der frommen Jesuiten, welche nach der verhängnißvollen Schlacht am weißen Berge unter Mithilfe der brutalen Lichtensteinischen Dragoner die lutherischen Bewohner Böhmens mit Liebe und Güte zum katholischen Glauben zurückführten, ist endlich doch bei so ausreichender Unterstützung aufgegangen. Wer auf das Wort der Liebe nicht hören wollte, und wen selbst die Reiter nicht katholisch machen konnten, den hieß man, arm oder reich, ins Exil ziehen. Für die zurückgelassenen Güter fanden sich schon Nehmer, der Orden Loyolas selbst verschmähte es nicht, die Besitzthümer der vertriebenen Reiter um ein Spottgeld zur größeren Ehre Gottes an sich zu bringen, und ob mit den ausgewanderten Protestanten auch der Wohlstand des Landes ausgezogen war, und dasselbe unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges in das tiefste Elend versank — was lag daran — die allein selig machende Lehre der katholischen Kirche war doch wieder eingeführt. Vor den Standbildern hilfreicher Heiliger lag das Volk wieder betend auf den Knien und zu den Kirchen wunderthätiger Marienbilder zog es gläubig in Wallfahrten. Noth und Elend hatte endlich der frommen Glaubenseinfalt über den keiserlichen Geist den Sieg verschafft, und in üppiger Fülle wuchsen als Hort und Veste des Glaubens Klöster und Jesuitencollegien dazwischen auf. So blieb, bis Kaiser Josef glorreichen Andenkens seine lichtbringende Thätigkeit entfaltete,

38) Petrus Albinus *Bergchron.* pag. 4. Eines der unverkürzten Plagiate ist Löhneys gründlicher Bericht vom Bergwerk, in welchem ohne Angabe der Quelle Agricolas *Bergbuch* im Auszug, Lazarus Erckners Beschreibung aller sibirischen Bergwerke Prag 1574 wörtlich abgeschrieben und mit der Braunschweigischen *Bergordnung* zu einem Buch verquittet ist.

39) Während des Druckes ist mir ein Aufsatz von E. Eckardt aus dem *Freiberger Bergkalender* 1873 zugekommen: „Agricola, der Vater der neuen Mineralogie“ welcher einige werthvolle Angaben über Agricola aus seinem *Ausenthalt in Chemnitz* enthält, die ich leider nicht mehr berücksichtigen konnte.

und die freie Gestaltung der Dinge in unserer Zeit immer weiter um sich griff trotz des Staubes, den die aufgeschreckten Eulen- und Fledermausgeschlechter, die zu gerne Falken und Adler sein möchten, unter wildem Geschrei aufwirbelten. Heute, wo wir ungeschert die Kunstgriffe und Ränke besprechen dürfen, welche gebraucht wurden, um das Volk wieder katholisch zu machen, ist es wohl auch eine heilige Pflicht den Deutschen in Böhmen jene Männer aus ihrer protestantischen Vorzeit wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, welche damals aus ihnen hervorragten, und deren Bilder unwürdig wie in einer Kumpelkammer bedeckt mit dem von den Dunkelmännern sorgfältig gehegten Staub der Vergessenheit bisher bei uns im Verborgenen ruhten. Mancher von ihnen ist verschollen, selbst sein Namen ist vergessen, an andere aber hat sich die Erinnerung erhalten von Geschlecht zu Geschlecht, und eines Rufes bedarf es nur, um sie wieder vollkommen lebendig zu machen. Unter sie gehört der treue Pfarrherr von Joachimsthal M. Johann Mathesius, dessen Name heute noch nicht in seinem Kirchspiele verflungen ist, und dem, obwohl er anderwärts schon längst der Vergessenheit entrückt, heute hier ein Denkblatt gewidmet sei. Seine treue, langjährige Thätigkeit als Pfarrer und Lehrer, die sich weit über den Sprengel seiner Kirche ausbreitete und lange nach seinem Tode erhielt, hat ihm einen verdienten Ehrenplatz unter seinen hervorragenden Zeitgenossen eingeräumt! <sup>1)</sup>

Leichter als bei einem Anderen gelingt es, ein Bild seines Lebens zu entwerfen, da er es liebte, in seinen zahlreichen Schriften mancherlei aus seiner Geschichte mitzutheilen, und ich habe mich auch, soweit mir die einschlägige Literatur zu Gebote stand, an seine eigenen Angaben bei der nachfolgenden Darstellung gehalten.

Johannes Mathesius wurde zu Rochlitz in Sachsen am 24. Juni 1504 geboren. Seine Familie stand daselbst in Ansehen und aus ihr waren bereits früher zwei gelehrte Leute: M. Lucas Mathesius und dessen Bruder Burkhard, der lange Rector bei St. Sebald in Nürnberg und später Vicar am Stifte Bamberg war, hervorgegangen. <sup>2)</sup> Sein Vater Wolfgang saß im Rathe und war ein wohlhabender Mann. <sup>3)</sup> Seine Mutter stammte aus dem Geschlechte der Scheuerfuß. Es scheint, daß er von mütterlicher Seite früh verwaiste, da seine Großmutter Juliane Scheuerfuß dessen Erziehung übernahm, welche sich dieselbe sehr angelegen sein ließ, ihm neun Jahre lang einen eigenen Pädagogen hielt, und er auch diese Zeit in ihrem Hause lebte. <sup>4)</sup>

Später kam er in die Schule von Rochlitz, womit wohl seine Bildung abgeschlossen werden sollte.

Zur Zeit, als die großen Bergwerke auf dem hohen Erzgebirge ins Stocken geriethen, und die Bergleute auch anderwärts ihr Glück versuchten, wurde auch Rochlitz, das von Alters her in dem Rufe stand, große unterirdische Reichthümer zu besitzen, von ihnen aufgesucht, und Baue daselbst aufgenommen. Unter den Gewerken ist auch Wolfgang Mathesius, welcher seinen 14jährigen Sohn Johannes 1518 als Zubußeinnehmer auf einer Zeche unterbringt, welche Stelle er bis zu seines Vaters Tode, 1521, inne hatte. <sup>5)</sup> Aber der Rochlitzer Bergbau wollte nicht fruchten <sup>6)</sup>, und es scheint, daß der Vater Mathesius sein Vermögen bei seinen Unternehmungen eingebüßt hatte, denn nach seinem Ableben steht der verwaiste Johann ziemlich hilflos da. So entschloß er sich denn als fahrender Schüler sein

1) Größere biographische Arbeiten sind: Lebensbeschreibung des M. J. Mathesius durch M. Johann Balthasar Mathesius Dresden 1705, Das Leben des M. Johann Mathesius von Karl Fried. Ledderhose Heidelberg 1849, Johann Mathesius von Dr. Jacob Röggerath Wespiermanns Monatshefte 8. Bd. 1860.

2) Albinus Meiß. Chronik 356.

3) Mathesius nennt ihn einen stattlichen Gewerken.

4) Mathesius 2. Predigt vom 4. Gebot und Predigt vom Morgen- und Abendsgebet.

5) Mathesius Sarepta Vorrede.

6) Albinus Bergchronik pag. 24.



Fortkommen zu suchen und wandte sich zuerst nach Nürnberg. 7) An der Sebaldusschule daselbst war sein Vetter Burkhard Mathesius um diese Zeit Rector. 8) Möglicherweise bewog dieser Umstand den jüngeren Mathesius, sich zuerst hierher zu wenden, ohne daß ihm aber wie die Thatfachen beweisen, hier mehr als etwa anderswo materieller Vortheil geboten worden wäre.

Seinen Lebensunterhalt verdiente er in der damals gewohnten Weise als Chorsänger, und obwohl er selbst nur im Allgemeinen von seiner Studienzeit spricht, kann man aus verschiedenen Stellen doch entnehmen, daß ihm das vielbewegte Leben eines fahrenden Scholaren 9) mit allen seinen Freuden und Leiden 10) nicht fremd geblieben ist. Von Nürnberg weg wandte er sich nach Ingolstadt, wo er die damals blühende Universität besuchte, dann finden wir ihn in München am churfürstlichen Hofe, wo er entweder bei des Churfürsten oder eines am bayerischen Hofe lebenden Herrn Bibliothek 11) bedienstet war. Hier ward er der Freund des Hofnarren Köffler 12), der ihn zuerst auf Luther aufmerksam machte. Er hielt sich bis 1525 in dieser Stellung 13) auf, das folgende Jahr ging er nach Odelshausen, wo er die Erziehung der Kinder der Frau Sabine Muerin geborenen Stetzerin übernimmt, und während seines Aufenthaltes daselbst das erste Mal eine Schrift Luthers, dessen Buch von den guten Werken in die Hand bekommt. 14) Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, 1528 finden wir ihn bei seinem Freunde Zacharias Weizner, Pfarrer in Fürstenseldbruck 15), wo er sich wieder mit Studien beschäftigte, und auch mit andern Schriften Luthers bekannt wurde. Immer mehr erwärmt er sich für die Lehren des Reformators 16) und er beschließt nach Wittenberg zu ziehen, um den großen Mann zu hören. So verläßt er seinen lieben Gastfreund, der ihm noch zum Andenken einen aus einer Muschelschale künstlich geschnitzten Köffel verehrt, 17) und wandert nach Wittenberg, wo er nach mancherlei Abenteuer 18) Freitag nach Pfingsten eintrifft, und am folgenden Sonnabend zum ersten Mal Dr. Luther predigen hört.

7) Sarepta. Predigt vom Glasmachen 1562: Wie ich vor 41 Jahren im Predigerkloster zu Nürnberg zc.

8) Petr. Albinus gibt l. c. in seiner Meiß. Chronik an, daß Burkhard M. der jüngere Bruder des 1500 zu Bologna promovirten Lucas M. gewesen sei. Es ist daher immerhin möglich, daß Burk. M. noch 1521 in seiner Stellung war, doch war hierüber trotz freundlicher Bemühung von Seite der Direktion des german. Museums in Nürnberg selbst nichts Sicheres zu erfahren.

9) Mathesius 2. Predigt über den Katechismus: Wenn es aber von nöthen, wollte ich mehr als sechshundert Pöflein aufbringen und erzählen können, die ich in meiner Jugend von den alten Schulbaccanten, Choralisten, Vocaten und Chorschülern zc. gehört.

10) Math. Sarepta fol. 270. Elise Schulhasen mit coloquinten zugesetzt muß ich auch gedenken, denn der giebt sehr Lehr und Trost für arme Schüler und Studenten, die müssen in der Jugend viel leiden, und oft mit gesunden Zähnen fasten und schimmlich Brod und bittere Colloquinten essen.

11) Katech.= Predigten: Der ich doch alle Legenden, und sonderlich zu München bei meinem Herrn, der eine sehr große deutsche Liberei bei einander hatte, ein ganzes Jahr durchlesen habe.

12) Mathesius Predigten über das Leben M. Luthers fol. 177 b. erzählt, wie Köffler „des von Bayern Freundmacher“ mit einem Kreuz in der Hand und singend: Advenisti desiderabilis! Luther bei seinem Einzug in Worms entgegen gegangen sei, und sagt: welcher hernach auch mein Prophet ward, da ich erstlich an seines Herrn Hof kam.

13) Math. Leben Luther ib.: Ich habe hernach aus des wunderbarlichen Menschen (Köfflers) Munde mit meinen Ohren gehört, da ihn ein Probst, so desmals fürstlicher Rath war, üben wolte im 1525. sagte er: Pfaffen im Rath, Säu im Bad, Hund in der Kirchen sind nie kein Nutz gewesen.

14) Math. Leben Luther pag. 17.

15) Math. Leben Luther fol. 62.

16) Math. Leben Luth. fol. 61 b.

17) Math. Sarepta.

18) Nach P. Böhms handschriftl. Chronik (Dekanat Joachimsthal) soll er unterwegs in Regensburg während des Besper zum lutherischen Glauben übergetreten sein.

Die Universität Wittenberg und namentlich die theologische Fakultät stand damals in ihrer schönsten Blüthe. Männer wie Dr. Luther, Philipp Melancthon, Johannes Bugerhagen, Justus Jonas zierten dieselbe. Ihnen schloß sich unser Landsmann aus Komotau M. Aurogallus (Goldhahn) als gelehrter Hebräer würdig an.

Bei diesen und einigen anderen Lehrern noch belegte Mathesius seine Collegien und ließ sich seine Studien mit allem Eifer angelegen sein.<sup>19)</sup> Für seinen leiblichen Unterhalt sorgte sein Landsmann Wolf Zahn aus Rochlitz, in dessen Hause er sich einthut, wie er selbst schreibt: „Ich hatte bei meinem Wirth und Landsmann Wolff Zahn von Rochlitz einen sehr guten trucken Tisch um fünf silberne Groschen neben alten, gelehrten Tafelbrüdern, die mir armen Gesellen alle guten Willen zeigten.“<sup>20)</sup> An demselben Tische hatte zuvor auch Leonhard Kahser gefessen, der als einer der ersten Märtyrer des neuen Glaubens zu Schärding am 17. August 1527 verbrannt worden war.

So angenehm und so wichtig für Mathesius auch der Aufenthalt in Wittenberg sein mußte, lange sollte er nicht dort verbleiben. Vielleicht trieb ihn die Sorge um seine leibliche Erhaltung zunächst dazu, irgendwo eine Unterkunft zu suchen. M. Vitus Dittrich, derselbe, welcher Dr. Luther, da er sich während des Reichstages zu Augsburg auf der Feste Coburg aufhielt, Gesellschaft leistete,<sup>21)</sup> sendet ihn noch während des Reichstages 1530<sup>22)</sup> als Schulgehilfen zu Andreas Wisenus nach Altenburg.<sup>23)</sup> Zwei Jahre war er an der Schule in Altenburg, als er 1532 auf Antrag Burghart Weidlichs nach Joachimsthal als Rector berufen wurde. Anfangs schwankend und zaghaft, ob er den Ruf annehmen solle, wurde er durch seinen Freund den Rector Andreas Wisenus ermunthiget, und entschloß sich, auf die gute Vertröstung Balten Kolbe's, des Stadtschreibers zu Altenburg, die Stelle anzunehmen.<sup>24)</sup>

Die Joachimsthaler Lateinschule, welche schon früher Männer wie M. Stephan Noth und Petrus Plateanus zu ihren Lehrern zählte, mag sich damals schon eines guten Rufes erfreut haben. Auch Mathesius, der ihre Leitung in seinem 28. Lebensjahre übernimmt,<sup>25)</sup> ließ es sich angelegen sein, diesen zu fördern. Schon ein Jahr nach der begonnenen Thätigkeit berichtet er, daß man die erste lateinische Comödie hier aufgeführt habe.<sup>26)</sup> Ganz und gar nach Wunsch scheint es ihm aber nicht gleich anfangs gegangen zu sein, und zwar mag die gerade nicht streng lutherische Strömung, welche in Joachimsthal herrschte, und die religiösen Zänkereien des M. Sylvius Egranus<sup>27)</sup> ihm den Aufenthalt etwas verleidet haben. Doch wußte der Stadtarzt Dr. Joh. Neff ihm über diese Klippe wegzuhelfen und im Thale zu erhalten,<sup>28)</sup> das er auch wirklich nur noch für eine kurze Zeit wieder verließ.

Mathesius führte auch an der Joachimsthaler Schule Luthers Katechismus gleich mit der Uebernahme der Schule ein, womit er sich nicht die Gunst aller Joachimsthaler erwarb und vielfach darob verhöhnt und gespottet wurde. Aber der Eifer und die Liebe, mit der er seines Amtes waltete, ließ ihn nach und nach

19) Mathes. Leben Luther fol. 63.

20) Ibid. fol. 64.

21) Ibid. fol. 73.

22) Mathes. Leben Luth. f. 87 b erzählt, daß er in diesem Jahre zum erstenmal Albrecht den Weisen bei einer Predigt Luthers in Altenburg gesehen habe, als dieser nach dem Reichstage von Augsburg dahin gekommen war.

23) Mathes. Sarepta Vorrede.

24) Mathes. Sarepta Vorrede.

25) Mathesius schreibt ausdrücklich „Schulmeister“ und dieses ist, als gleichbedeutend mit Rector zu nehmen, da sonst Nebenlehrer „Schuldienner“ genannt werden.

26) Mathes. Joachimsth. Chronik.

27) Vergl. hierüber Ledderhose a. a. O. pag. 171.

28) Mathesius Predigten: Dr. Joh. Naevius hat mich im Thale erhalten.

allerorts Freunde und Gegenliebe erwerben.<sup>29)</sup> Bald erfreute er sich so mancher Zeichen der Anerkennung seiner treuen Leistungen von Seiten der Eltern. Aufmunternd auch mußten die Besuche hervorragender Männer, wie Cobanus Hassus, Justus Jonas, Georg Spalatin, bei ihm wirken, welche in die Jahre 1535—37 fielen.<sup>30)</sup> 1538 macht ihn Mathes Sax, Steiger und später Geschworener, aus Dankbarkeit für den seinen Kindern erwiesenen Unterricht zu seinem Mitgewerken auf seinen sündigen Zechen<sup>31)</sup>, und der durch diesen Glücksfall zu einigem Vermögen gekommene arme Schulmeister sieht sich in die Lage versetzt, noch einmal nach seinem theuern Wittenberg zu ziehen, um die nur zu rasch abgebrochenen Studien wieder aufzunehmen und zu beenden.<sup>32)</sup>

Es zeigt wohl schon der Umstand, daß Vitus Dittrich, Luthers Vertrauter, ihm seine erste Stelle in Altenburg verschaffte, daß Mathesius schon als Student die Aufmerksamkeit maßgebender Persönlichkeiten zu Wittenberg auf sich gelenkt hatte. Der oben erwähnte Besuch Justus Jonas', seines ehemaligen Lehrers, sowie auch ein von ihm erwähnter Besuch<sup>33)</sup> seinerseits in der alten Universitätsstadt beweisen auch, daß er fortan in Verbindung mit dort geblieben war. Als er 1540 die Universität wieder bezog, gestalteten sich die Angelegenheiten für ihn außerordentlich günstig. In Luthers Tischgenossenschaft war durch die Beförderung Justus Jonas' und Magister Röder's eine Lücke entstanden, und der an die Hochschule zurückkehrende Mathesius ward gewürdigt, dieselbe auszufüllen.<sup>34)</sup> Hier nun, im täglichen Umgang mit dem Reformator und anderen hervorragenden Männern mußte der junge Mann zu einem eifrigen Bannerträger der neuen Glaubenslehre erstarken, und wenige konnten so wie er zum Biographen Luthers berufen sein, da er ihm als Schüler und Hausgenosse näher als ein Anderer stand. Es läßt sich denken, daß die am Tische des Meisters geführten Reden mit aller Sorgfalt bewahrt wurden und nichts von ihnen, was halbweg bemerkenswerth war, für die Nachwelt verloren ging. Der damals schon betagte Doctor erzählte seinen Tischgenossen oft auch Ereignisse seines vielbewegten Lebens, wie er z. B. am Pfingsttag 1541 die Erlebnisse auf dem Reichstage zu Worms.<sup>35)</sup> Aus allem von Mathesius über seinen Umgang mit Luther Erzählten geht aber hervor, daß dieser seinem Schüler besonders gewogen war. Er sang mit ihm oder begleitete seinen Gesang mit der Laute,<sup>36)</sup> wenn die Tischgesellschaft einmal fröhlich wurde, und sorgte besonders für die tüchtige Durchbildung seines Schülers zum Prediger, welches Amt er bald genug übernehmen sollte. Es ist begreiflich, daß Mathesius durch seine nahen Beziehungen zu Luther auch mit anderen hervorragenden Persönlichkeiten der Reformation in engeren Verkehr kam. Namentlich schloß er sich an seinen ihm im Alter viel näher stehenden Lehrer Philipp Melancthon innig an, mit welchem er auch nach seinem Abgange von Wittenberg und nach Luthers Ableben bis zu dessen Tode in freundschaftlicher Verbindung blieb.

Schon 1539, also noch vor Mathesius' Abgang nach Wittenberg, hatten ihm

29) Vergleiche Caspar Franke's seines Schülers und Nachfolgers im Pfarramt Worte hierüber bei Ledderhose a. a. O. pag. 23.

30) Mathes. Joach. Chronik.

31) Mathes. ibid. und Sarepta fol. 165 b.

32) Math. Sarepta Vorrede: Unser lieber Gott hat mir durch meiner Schüler dankbare Eltern etliche Rükslein zugeworfen, darvon ich zwei Jahr zu Wittenberg zum andernmal studiert und eine schöne kleine Liberei erzeugt habe.

33) Ledderhose a. a. O. pag. 24.

34) Math. Leben Luthers fol. 124.

35) Ibid fol. 139.

36) Mathesius d. j. Leben d. M. Joh. Mathesius: Und diesen wohlgezogenen Tisch-Pursch liebte auch der selige Vater Lutherus vor anderen heftig: daher wenn er fröhlich war, über oder nacher Tische sang und zu seiner Laute griff, mußte unser Mathesius mit seiner Stimme sich hören lassen.

bereits die Joachimsthaler Bürger Jobst Zimmermann und Leonhart Müller zum Prädikanten vorgeschlagen<sup>37)</sup>, ohne daß er, vielleicht wegen der beabsichtigten Fortsetzung seiner Studien, die Stelle übernahm. Auch in der Ferne vergaß man ihn nicht. Im Jahre 1540 wurde Correspondenz eingeleitet wegen der Uebernahme des Predigeramtes, doch scheint Mathesius deshalb einige Bedenken gehabt zu haben, die aber endlich behoben wurden. 1541 erscheint eine stattliche Deputation von Joachimsthaler Bürgern in Wittenberg, welche ihrem ehemaligen Schulmeister die Berufung zum Prediger neben Wolf Calixt Major von Rath, Gemeinde und Knappschaft<sup>37b)</sup>, nebst einem Brief der Grafen Hieronymus und Lorenz Schlick überbringen, worin sie ihn bitten, dem Rufe nach Joachimsthal Folge leisten zu wollen<sup>38)</sup>. Luther selbst empfing die Abgeordneten und zog sie an seinen Tisch, und über das heitere Mal berichtet Mathesius selbst: „Im Jahre 41, als ich ins Thal erfordert, habe ich sieben von Gesandten an Doctors Tisch gebracht, mit denen er sehr fröhlich und guter Dinge war, und weil etliche Singer unter ihnen waren, gefiel ihm, daß er hören wollte, was man für Musiken im Thal hielte. Er holte auch über Tisch ein krystallin Glas, das St. Elisabeth soll gewesen sein. Darenin schenkte er selber und ließ einen Rundtrunk umhergehen.“<sup>39)</sup> In Folge dieser freundlichen Aufnahme erneuerten die Joachimsthaler auch ein anderes Mal (1542) bei Luther ihren Besuch, und wurden nicht minder freundlich willkommen geheißen.

So zog nun Mathesius wieder in der Woche nach Otern dieses Jahres ins Thal, dem er nun als Prediger und Seelsorger bis zu seinem Tode angehörte, nachdem er ordnungsmäßig durch öffentliche Händeauflegung die Ordination empfangen<sup>40)</sup> hatte. Die Gemeinde hatte ihm zur Reise Wagen und Pferd und 12 Thaler Zehrgeld geschickt.<sup>40b)</sup>

In Joachimsthal waren während dessen auch geordnetere Zustände in das Kirchenwesen gekommen, und M. Sebastian Stende, der nun zum anderen Male im Thale war, war nach Christoph Elling bereits der zweite entschieden lutherische Pfarrer. Auch die Schule gedieh erspriesslich, man hatte das alte Schulhaus erweitert, und der Bürgermeister Stephan Hacker hatte den Grund zur Bibliothek gelegt, die nachmals im weiten Kreise berühmt wurde. Die Lehrkräfte waren um diese Zeit vermehrt worden, Mathesius nennt M. Caspar Heidrich und Johann Vigas zugleich als Schulmeister<sup>41)</sup>.

Unter diesen offenbar günstigen Verhältnissen kam Mathesius nach Joachimsthal und gründete sogleich seinen eigenen Hof und Herd. Am Montag nach Andrä 1542 hielt er mit des Hüttenrenters Paul Richter Tochter Sybilla Hochzeit, Graf Hieronymus und Joachim Schlick und der Hauptmann Heinrich von Könnertiz waren seine Trauzeugen<sup>42)</sup>.

Das Wohlwollen, welches ihm, wie Mathesius wiederholt erwähnt, die Grafen Schlick zuwandten, ward von seiner Seite mit dankbarem Herzen aufgenommen, und zur Zeit, als es sich darum handelte, daß das Thal an die kaiserliche Regierung abgetreten werden sollte, nahm er entschieden für die alten Herren Partei. Hierzu mag wohl der Umstand auch mit beigetragen haben, daß man vom Kaiser eine Beeinträchtigung des religiösen Bekenntnisses fürchtete.

37) Mathes. Joachimsth. Chron.

37b) Die bezüglichen Schreiben der Joachimsthaler im Mißivbuche 1531—41 fol. 41, 47 150 b.

38) Math. Sarepta fol. 190 b.

39) Math. Leben Luther fol. 197.

40) Das ihm von der Wittenberger theol. Fakultät ausgestellte Absolutorium de dato 13. April 1542 siehe bei Ledderhose l. c. pag. 36.

40b) Joach. Mißiv 1537—41. fol. 72.

41) Mathes. Joachimst. Chronik.

42) Mathes. Joach. Chronik: 1542. M. Johann Mathesi mit Sibilla Paul Richters Tochter ein öffentlichen Kirchgang gehalten, im Beisein Graff Jeronimus, und Graff Joacham Schlick und Heinrich von Könnertiz Hauptmann, Montag nach Andree.

Das Jahr 1545 wurde für Matthesius ein ziemlich ereignisreiches. Im April d. J. besuchte er noch einmal seinen Meister Luther in Wittenberg, um sich von ihm über einige Angelegenheiten Aufklärung zu verschaffen. Er brachte dorthin das Lied mit, welches die Kinder zu Joachimsthal um Mittfasten sangen, da sie den Antichrist austrieben, und das Luther mit der Unterschrift: „Aus Berg und Thal, aus Wäldern und Feldern“ in Druck gab<sup>43</sup>).

In demselben Jahre aber vollzog sich der Wechsel der Herrschaft in Joachimsthal. Die Bewohner der Bergstadt sahen ihre früheren Herren nicht mit leichtem Herzen abziehen, und die Grafen Schlick hatten auch Sorge getragen, die Joachimsthaler an sich zu fesseln. Besonders eifrig aber agitirte Matthesius gegen die kaiserliche Regierung<sup>44</sup>), und wie es scheint, nicht ohne Erfolg, denn die Bürgererschaft zeigte sich gegen die kaiserlichen Commissäre, da sie von ihnen Dienste verlangten, durchaus nicht willfährig. Der Pfarrer, Magister Sebastian Steude, welcher wahrscheinlich auch sehr für die Grafen Schlick thätig war, legte seine Stelle nieder und verließ, um sich entweder späteren Verantwortungen zu entziehen, oder weil er überhaupt fürchtete, daß es nun mit der lutherischen Religion in Joachimsthal ein Ende haben würde, mit den alten Herren zugleich das Thal.<sup>45</sup>) An seine Stelle ward am Tage Katharinä M. Matthesius ernannt, nachdem man gesehen hatte, daß die Regierung das Bekenntniß nicht gefährdet.

Aber über dem neuen Pfarrherrn zog eine dunkle, schwere Wetterwolke herauf. So milde die kaiserliche Regierung sich den Thalbewohnern gegenüber zeigte, von dem offenen Widerstreben derselben und vom Förderer desselben mußte sie doch Kenntniß nehmen und zur Verantwortung fordern. Kaum vierzehn Tage nach seiner Bestallung am Tage Nikolai wurde Rath und Viertel sammt dem Pfarrer nach Prag zum Kaiser beschieden.<sup>46</sup>)

Es mag für die Joachimsthaler Stadtväter, besonders aber für Matthesius ein schwerer Gang gewesen sein. Jetzt an das Ziel seiner Wünsche gelangt, in einer Stellung, wo er mit Weib und Kind sorgenfrei leben konnte,<sup>47</sup>) sah er sich in eine Lage versetzt, aus der ihm Amtsverlust, Verweisung, wo nicht gar Gefängniß erwachsen konnten. In hangen Sorgen mußten die Joachimsthaler einige Wochen in Prag verbringen, aber mit einem wider Erwarten gnädigen Verweis wurden sie Ausgang Jahrs nach Hause entlassen.<sup>48</sup>) Matthesius wurde allein zum Kaiser beschieden, und der milde Regent setzte ihm, nachdem er ihn gehört hatte, auseinander, wie er nichts weiter gethan habe, als sein ihm gehörendes Lehren einzufordern. Er verlangte von Matthesius nichts anderes, als er solle sein Unrecht in derselben Weise wieder gut machen, wie er es angestellt, sich aller aufreizenden Reden wider die Obrigkeit enthalten, und das Evangelium recht und christlich predigen. Der Kaiser reichte dem Pfarrer die Hand, fertigte ihn in Gnade ab, und befahl, daß er sich ohne sein Vorwissen und seine Bewilligung nicht aus dem Thale entfernen sollte.

Durch diese Milde gewann der Kaiser das Herz des Pfarrers für alle Zei-

43) Matthes. Leben Luthers fol. 159. Dort erzählt Matthesius von seinem letzten Zusammensein mit Luther auch die charakteristische Anekdote, wie sein Fuhrmann, der so gerne den Reformator kennen lernen wollte, von diesem leutselig empfangen wurde, und zu dem Luther ihm die Hand reichend sagte: Wenn Du zu Deinem Gespann kommst, sag, ich habe den größten Erzfeind bei seiner Hand gehabt.“

44) Nach der handschriftlichen Chronik des Dechant Böhm zeigte man noch lange einen in Felsen gehauenen Sitz, von wo aus Matthesius seine Reden gegen die Regierung an die Bergleute hielt.

45) Matthes. Sarepta fol. 190.

46) Matthes. Joachimst. Chronik.

47) 1543 wurden dem Pfarrer vom Rath 4 Thaler wöchentlich als Besoldung zuerkannt. (Zoh. Seltenreich Mscpt. im Archiv z. Joachimsthal.)

48) Matthes. Joachimst. Chronik.

ten, um so mehr, als ihm auch treulich gehalten wurde, was bei dieser Gelegenheit versprochen worden war.<sup>49)</sup>

Seine Sorge war es nun, nachdem er in den ruhigen Besitz seines Amtes gelangt war, die Kirchenordnung strenger durchzuführen, wobei ihm der von Ortrant 1546 berufene Prediger Caspar Francke hilfreich an die Hand gieng. Selbst während der Kriegsunruhen des Schmalkalbischen Krieges, die auch Joachimsthal betührten, suchte er für die Verbesserung des Kirchenwesens thätig zu sein. Zunächst wurden gehörige Kirchenbücher angelegt, Nickel Halbeck der Cantor führt eine ordentliche Kirchenmusik ein, die Zahl der Feiertage wird beschränkt, und durch Vermehrung der Zahl der Diakonen für die Besorgung des Dienstes bessere Vorkehrung getroffen.<sup>50)</sup> Schon im Jahre 1551 konnte Matthesius in einem Briefe an einen Freund die Durchführung der Verbesserungen und die nunmehr geltende lutherische Kircheneinrichtung melden.<sup>51)</sup>

Wenn er aber auch Anfangs nicht allen Einwohnern in Joachimsthal angenehm war, und auch so manchen Widersacher fand, dennoch erwarb er sich immer mehr und mehr die Liebe seiner Kirchkinder und genoß Verehrung in einem weiten Kreise bei Hohen und Niederen.<sup>52)</sup> Wie lieb und angenehm ihm aber der Aufenthalt im Thal geworden war, das geht aus der Vorrede zur Sarepta hervor, wo er sagt: „Darneben hat mir Gott in diesem Gebirge unter den Herrn Schlicken gnädigen Herren gute und beständige Freunde, gehorsame Pfarrkinder und gottselige fleißige Collegen, einestheils gute Nachbarn, dankbare Schüler, die vielen Städten mit Ehren dienen, gegeben. Ueberdies eine bequeme und lustige Wohnung und ein tugendliches Weib aus ehrlicher Freundschaft, liebe Kinder, treues Gefinde, und darneben mit gelehrten Leuten große Kundschaft machen lassen, und seinen Hausfrieden und manche ehrliche Freude in diesem Thal mit vertrauten Leuten bescheret.“<sup>52b)</sup>

Es ist daher leicht zu begreifen, wie er es überwandt, lockenden Anträgen nach anderwärts hin zu folgen. Ein Brief, den er durch Melanchthon kurz nach seinem Amtsantritt erhielt, oder vielmehr eine Bitte an die Stadt, ihren Prediger Matthesius für ein Jahr zum Pfalzgrafen Philipp bei Rhein zur Einrichtung des protestantischen Gottesdienstes zu beurlauben, wurde in einem höflichen und entschiedenen Schreiben von Seite der Stadt an Melanchthon abgelehnt, „man sei nicht gewillt, einen allbeliebten hochgelahrten Prediger ziehen zu lassen und etwa den ersten besten dafür zu nehmen.“<sup>53)</sup> Ja selbst einen Ruf, den er von der theologischen Fakultät zu Leipzig erhielt, schlug er aus<sup>53b)</sup> und blieb im Thal.

Jahr für Jahr beinahe fand sich auch der Besuch eines oder des anderen berühmten Mannes bei ihm ein. Prof. Caspar Creuziger, Luthers gewandten Sekretär, und Paul Eberus von Wittenberg sah er 1545 bei sich. Dr. Georg Major reist geflüffentlich über Joachimsthal 1546 nach Regensburg, nach dem Kriege besucht Dr. Milichius das Thal, 1552 endlich kommt sein alter Freund und Lehrer Philipp Melanchthon selbst. Auch Joachim Camerarius und Gobanus Hassus

49) Die Audienz beim Kaiser erzählt Matthesius in seiner Leichenpredigt auf Ferdinand den I. Nürnberg 1564. In dieser, wo er sogar die Frauen und Jungfrauen zur Theilnahme an der Landestrauer durch Ablegung alles Schmuckes auffordert, ist er ein eifriger Lobredner des verstorbenen Monarchen.

50) Matthes. Joach. Chronik.

51) Ledderhose Leben Matthesius pag. 45.

52) Margarethe von Hassenstein geb. Burggräfin von Meißen, welche der Stadt Joachimsthal mancherlei Gnaden erwies, hatte ihm ein schönes Studierstüblein im Pfarrhaus einrichten lassen. (Matthes. Leichenpredigt.)

52b) Eine ähnliche, noch ausführlichere Stelle, theilt Ledderhose a. a. O. pag. 119 ff. mit.

53) Joach. Wissibb. 1537—41.

53b) Die Briefe Melanchthons in dieser Angelegenheit siehe bei Ledderhose a. a. O. pag. 102.

und die Aerzte Valerius Cordus und Georg Agricola<sup>54)</sup> kommen zu ihm. Mit seinen fernem Freunden aber unterhielt er einen lebhaften schriftlichen Verkehr, der leider fast gänzlich verloren ging.<sup>55)</sup>

Ein harter Schlag traf Mathesius, als 1555 den 22. Februar seine treue Hausfrau Sybilla im Kindbett starb und dem trauernden Gatten sieben unerzogene, zum Theil schwächliche Kinder hinterließ, davon das älteste kaum das eilfte Lebensjahr erreicht hatte. Mathesius konnte sich nicht mehr entschließen, eine neue Ehe einzugehen, doch wandte er allen Fleiß darauf, seinen Kindern eine gute Erziehung angedeihen zu lassen,<sup>56)</sup> wobei ihn seine Schwiegermutter treulich unterstützte. Wie er selbst aber in der Fremde aufwuchs, und sein ganzes Leben lang mit Stolz auf seine Wittenberger Studien hinwies, so ließ er auch seine beiden älteren Söhne zu Wittenberg bei M. Christoph Pezls erziehen.<sup>57)</sup> Mit seinem Kollegen Caspar Francke hatte er übrigens den Vertrag gemacht, daß der Ueberlebende die Kinder des Anderen zur sorgfältigen Erziehung wie seine eigenen übernehmen sollte.<sup>58)</sup>

1558 besucht Melanchthon mit seinem Schwiegersohn Dr. Caspar Peucer noch einmal den Pfarrer im Thal, und das folgende Jahr entgegnet Mathesius in Begleitung des Gegenschreibers Georg Hochreuter bei dem alten, gebrochenen Manne seinen Besuch, den er unter den Lebenden nicht wieder begegnen sollte.<sup>59)</sup> 1561 riß der Tod neuerlich einen treuen Freund von seiner Seite. „Niel Hermann, ein guter musikus, der viele guten Choral und deutscher Lieder gemacht, ist im Herrn entschlaffen den 3. May“, bemerkt er in seiner Joachimsthaler Chronik. Es klingt zwar ziemlich lakonisch, aber wer eben das Verhältniß zwischen beiden Männern kennt, wird dies mehr wie einen wehmüthigen Seufzer eines Mannes auffassen, der nach einem reichbewegten Leben im Alter immer mehr vereinsamt. Niel Hermann hat als Dichter geistlicher Lieder jener Zeit einen guten Namen, und seine Lieder zieren noch die Gesangbücher der evangelischen Kirche. Zu vielen derselben hat er selbst die Weise gesetzt, und die Joachimsthaler Bibliothek bewahrt noch einen schönen Handschriftband seiner selbst componirten Chorale. Auch viele Predigten von Mathesius und biblische Historien brachte er in Reime, von denen ein Band im Druck erschien. Krank und leidend hatte er sich lange schon vom Schulamt zurückziehen müssen, aber trotz körperlicher Gebrechen war sein Geist doch frisch und selbst unter Schmerzen zum Dichter aufgelegt.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Mathesius damit, seine zahlreichen, stets sorgfältig ausgearbeiteten Predigten zu sammeln und sie im Druck herauszugeben.

Inmitten seiner Thätigkeit aber überraschte ihn der Tod. Den 8. Oktober 1565 an einem Sonntage, als er eben über das Evangelium von der Auferweckung des Sohnes der Witwe gepredigt hatte, rührte ihn in der Kirche der Schlag, und in wenigen Stunden war er eine Leiche. Sein Nachfolger und langjähriger Freund Caspar Francke hielt dem Vielbetraurten, Allgeliebten die Leichenrede. 1572 wurde ihm ein von der Knappschaft gestiftetes Grabmal errichtet.

54) Mathef. Sarepta und Joach. Chron.

55) Ledderhose a. a. O.

56) Seinen Leichenpredigten sind Kinderpredigten angehängt, welche er seinen Kindern beim Hausgottesdienst zu halten pfligte.

57) Mathef. Leben Luthers Vorrede.

58) Mathef. Hochzeitspredigten Zuschrift an Francke.

59) Die von Joh. Flor. Vogl in seinem Aufsatz über die Lateinschule von Joachimsthal M. d. B. f. Gesch. d. Deut. i. B. 9. Jahrg. pag. 169 nach Schallers Topographie gemachte Angabe, Mathesius sei öfter mit Melanchthon und Luther im Wiesenthal zusammengekommen, ist für letzteren wohl unglauwürdig, da dies M. irgendwo gewiß erwähnt hätte, auch Luther bereits 1546 starb, und Melanchthon erst nach dieser Zeit Joachimsthal wiederholt besuchte, wahrscheinlich nur auf ein Entgegenkommen und Abholen des Besuches läuft das hinaus.

Von seinen Kindern starben einige noch vor ihm in der Jugend. Von seinen beiden älteren Söhnen Johann, geb. 25. Aug. 1544, und Paul, geb. 28. Jän. 1548, hat sich namentlich Letzterer zeitig einen theologischen Ruf erworben, da er, erst 29 Jahre alt, schon Superintendent zu Oschatz war, leider starb er sehr früh 1586. Seine Tochter Katharina heiratete den Diakon Zimmermann zu Joachimsthal. Daß Mathesius für das zeitliche Vermögen nicht übermäßig gesorgt hatte, wenn er auch sich selbst als Ruzinhaber am Bergbau theilhaftig hatte, geht wohl daraus am besten hervor, daß für Pauls hinterlassene Waise deren Großvater von mütterlicher Seite, Hosprediger Littenius in Dresden, des alten Bergpfarrers Predigten über den Katechismus herausgab.

Johann Mathesius war ein in einer harten Schule gebildeter, treuer und edler Charakter. Das Lob spenden ihm seine Zeitgenossen, aber auch aus seinen eigenen hinterlassenen Werken gibt sich der Biedermann allorts zu erkennen. Sein unter den damaligen Umständen gewiß nicht leichtes Amt als Seelsorger der Berggemeinde, die aus dem buntesten Gemenge der Gesellschaft zusammengesetzt war, verjah er mit unverbrüchlicher Treue durch zwanzig Jahre, und mehr als die Hälfte seiner Lebenszeit hat er ihr als Lehrer und Geistlicher gewidmet. Keine Lockung war stark genug, ihn von seiner Heerde zu trennen, und daß man wohl auch ihm einen Theil des Verdienstes um die sittliche Besserung seiner Kirch Kinder zuerkennen müsse, wenn er im Jahre 1561 bemerkt, daß 14 Jahre kein Todschlag im Thal vorgekommen sei, ist wohl ganz in der Ordnung.

Aber er ließ es auch an milden und, wenn es Noth that, auch an scharfen Mahnungen nicht fehlen. Eingedenk der eigenen Armuth seiner Jugendjahre war er als Pfarrer ein eifriger Fürsprecher der Bedürftigen, und manchen Joachimsthaler wußte er zu erbitten, um an der Schule oder zu Wittenberg einem armen Studenten helfen zu können.<sup>60)</sup> Mit dankbarem Herzen aber erinnert er sich auch im späten Alter noch aller Jener, die ihm jemals etwas Gutes im Leben erwiesen haben. Freundlichkeit und Verträglichkeit mit seinen Amtsgenossen wird ihm auch nachgerühmt, und wer sich die damals noch sehr in Gährung befindliche lutherische Kirche vergegenwärtigt, muß auch dies anerkennen. Ein eifriger Vertreter und Lehrer des Protestantismus gibt er sich aber nirgends als ein blinder Zelot zu erkennen. Des Mannes Herz war im Studium der vergilbten Blätter alter Bücher nicht verdorrt. Es hatte sich bei ihm der Sinn für Natur und Kunst und außer der Theologie auch für andere Wissenschaften erhalten; und das gab ihm ein heilsames Gegengewicht und erfrischte die Wurzeln seines Geistes. Daß Mathesius ein tüchtiger Theologe war, beweist am besten der ehrenvolle Ruf nach Leipzig, und auch die ihm bei anderer Gelegenheit erwiesene Aufmerksamkeit von Seite hervorragender Zeitgenossen. Aber auch Agricola hatte seine mineralogischen Bücher nicht fruchtlos für ihn geschrieben. Er unterstützte sich mit den Bergleuten, fuhr selbst an, sammelte Mineralien, und unterstützte hiebei von zahlreichen Freunden, konnte er sich rühmen, daß er Stufen in seiner Sammlung besitze, welche selbst Agricola nicht hatte.<sup>61)</sup>

Auch für Geschichte und Münzkunde hatte er Interesse, und Musik und Dichtkunst pflegte er bis in das Alter.

Der Umstand, daß Mathesius die Anlage zum Redner insoweit in geringem Maße als ein anderer besaß, daß er nicht unvorbereitet predigen konnte,<sup>62)</sup> veranlaßte ihn, alle seine Kanzelreden sorgfältig auszuarbeiten und niederzuschreiben. Obwohl einzelne derselben schon früher gedruckt worden waren<sup>63)</sup>, er-

60) Caspar Francke Leichenrede auf Mathesius. Vergl. auch Sarepta fol. 91.

61) Math. Sarepta Vorrede. Der dort mitgetheilte Katalog seiner Mineraliensammlung ist immerhin interessant.

62) Mathesius eigenes Bekenntniß siehe bei Ledderhose a. a. O. 54.

63) Die früheste mir bekannt gewordene gedruckt 1553 zu Wittenberg 16. Predigt der Sarepta.



sahien sie doch erst gesammelt in den letzten Jahren seines Lebens, viele sogar nach seinem Tode erst. Manche haben bis in die neuere Zeit Wiederauflagen erlebt. So weit es möglich war, die Reihe sicherzustellen, folgten die größeren Schriften Mathesius' sich etwa in der Weise:

1562 erschien „Die Sarepta oder Bergpostille“ sammt der Joachimsthaler kurzen Chronik. Dieses höchst interessante Werk ist ein Unicum in seiner Art. Mathesius hatte mit Uebernahme des Pfarramtes begonnen, den Bergleuten jährlich eine Predigt zu halten, die, so recht nur in ihrem Gesichtskreise sich bewegend, eine eigentliche Bergpredigt werden sollte. Zugleich aber sollten die Bergleute auch beachten lernen, womit sie umgingen, und aus der Mannigfaltigkeit der Erze und Gesteine die Allmacht des Schöpfers erkennen lernen. Dabei wollte er auch ihren Gesichtskreis erweitern, und verflocht in seine Predigten auch Erzählungen aus der Geschichte Joachimsthals und der Welt. Aus dem Streben, seiner Stellung gemäß als Lehrer des Volkes zu wirken, ist jenes merkwürdige Buch hervorgegangen, das Mathesius allein zum Nutzen und Frommen seiner Bergleute geschrieben hatte, und in dem sich der gemeine Mann nach den Mühlen der Woche belehren und erbauen sollte. Von historisch-wissenschaftlicher Bedeutung ist jedenfalls das, was er in der Sarepta von den Erzen und Gesteinen mittheilt. Allerdings meint er in der Vorrede, er habe keine gelehrte Abhandlung über die Mineralien schreiben wollen, das überlasse er Leuten wie Agricola, Valerius Cordus und Encelius, aber was er mittheilt, ist aus eigener Anschauung geschöpft und zeigt einen klaren Blick für die Verhältnisse. Wer möchte nicht in der genauen Aufzählung der Mineralien, welche mit dem Zinnerz von Schlackenwerth vorkommen,<sup>64)</sup> einen Vorläufer der Lehren von der Paragenesis der Mineralien erblicken? Und ist es nicht ebenso interessant, in der hier mitgetheilten genauen Reihenfolge der Dyasschichten von Eisleben<sup>65)</sup> die erste Spur unserer heutigen Stratigraphie zu finden? Man verweilt bei der schlichten, deutschen Darstellung seiner Erfahrungen über Bergbau und Erze eben so gerne wie bei der Verfolgung der gelehrten lateinischen Auseinandersetzungen des Agricola, und freut sich, in Mathesius einen Mann zu sehen, der darin seiner Zeit weit voraus die Ergebnisse der Wissenschaft in schlichter Weise auch dem gemeinen Manne beibringen wollte.

An die 16 Predigten, welche nach der Reihe Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei u. s. w., sowie das Schmelzen, Münzwesen und Glasmachen umfassen, schließt sich die kurze Chronik von Joachimsthal, eine allerdings in lakonischer Kürze gegebene Aufzeichnung aller Geschehnisse von Gründung der Stadt in Berg-, Stadt und Kirchenangelegenheit, und Aufzählung aller obrigkeitlichen Personen, aber dennoch jetzt eine wichtige Quelle für die Geschichte Joachimsthals, da alle älteren Urkunden hierüber verloren sind. Schon 1576 benützte sie der Stadtschreiber Johann Seltenreich als Grundlage seiner im Stadtarchive zu Joachimsthal noch vorhandenen handschriftlichen Chronik<sup>66)</sup> als einzige verlässliche Quelle. Mathesius sagt in der Vorrede zu seiner Arbeit, er habe darin einen Akt der Dankbarkeit üben wollen, um auf diese Art die Namen der Wohlthäter an Gemeinde, Kirche und Schule zu Joachimsthal der Nachwelt zu bewahren.

Die Sarepta erlebte noch zu ihres Verfassers Zeiten 1564 die zweite Auflage, und hat deren nicht weniger als 9 erlebt.<sup>67)</sup> Sie war über das ganze Erzgebirge verbreitet, und noch jetzt kann man sie hie und da in den Bergorten an-

64) Mathes. Sarepta fol. 78 b.

65) Mathes. Sarepta fol. 100.

66) Auszug der Rathschlüsse der Gemain und deren nutz betreffend vom Brand hero de anno 1538 durch Johann Seltenreich, Stadtschreiber.

67) Voigt acta litteraria II. pag. 243.

treffen. In der neueren Zeit hat Jacob Röggerath zuerst wieder auf dies für den Fachmann interessante Buch aufmerksam gemacht.<sup>68)</sup>

1563 ließ Mathesius einen Band Hochzeitspredigten erscheinen. Er meint zwar, daß es ihm als einem alten Manne mehr ziemte, an Leichenpredigten zu denken, dennoch gebe er den vielen Bitten damit nach. Diese Hochzeitspredigten enthalten manches Charakteristische für ihre Zeit, und sind bei weitem nicht in so sanften glatten Worten abgefaßt, wie wir sie gewöhnt sind zu hören. Mathesius kann — und das erforderten wohl seine Kirchkinder gar manchmal — gehörig derb und ungeschminkt reden, und es möge gestattet sein, hier ein Proböchen aus seiner 14. Hochzeitspredigt mitzutheilen, das zugleich ein Streiflicht auf die Sitten von damals wirft:

„Ich muß hier den jungen Gesellen auch einen Trab schenken. Ihr Junker seid darum hierher gekommen zu Ehren, daß ihr Braut und Bräutigam dienen und euren vorgeetzten Häuptern den Brautführern gehorsamen, und auf die Tische, dazu ihr verordnet seid, Acht und Aufmerksamkeit in aller Zucht und Ehrbarkeit geben und Essen auftragen und mit Vernunft auftragen sollt. Da ihr aber Wein und Bier auftragt, sollt ihr's nicht zuvor credenzen und euer Maul dreinwaschen, oder die Becher gar umstürzen, oder die Trinkgeschirre mit euren feisten Händen, da ihr genaschet, beschmalgern, und für der Thür den Leuten schenken. Der Wein gehört für die Gäste, gleich wie der Tanz für die Hochzeitsjungfrauen, und nicht für die Trödlarin bestellt ist. Darum, wenn ihr einschenkt, so setzet Glas und Becher auf den Tisch, beschüttet auch keinen, oder stoßt kein Glas aus dem Tisch um.“

1565 erschien die erste Ausgabe seiner Predigten über das Leben Luther's. Dies sind insofern Predigten, als die einzelnen Abschnitte vielleicht von der Kanzel vorgetragen wurden. Eigentlich aber enthält das Buch eine Biographie des Reformators. Manch' interessanter Zug, aus der unmittelbaren Nähe abgelauscht, wird darin mitgetheilt. Schon längst hatten die früheren Tischgenossen die Gespräche und Vorfälle bei ihrem Zusammensein aufgezeichnet, und Ferdinand von Wangis aus Oesterreich, welcher schon längere Zeit an Luthers Tische gefessen hatte, als Mathesius in die Gesellschaft eintrat, theilte dem Neuangekommenen Vieles mit,<sup>69)</sup> das dieser treulich bewahrte. So begeistert der Schüler aber auch für seinen Lehrer war, weitab liegt der schlichte nüchterne Ton der Erzählung von dem, wie ihn etwa Ordensglieder bei der Erzählung der nicht selten wunderverzierten Geschichte ihres Stifters lieben. Was Mathesius erzählt, ist Wahrheit, und so läßt er auch Luthers heftiges und rasches Temperament nicht unerwähnt, wenn er es gleichwohl auch entschuldiget. Erwähnenswerth ist eine Fabel von den Sperlingen, welche Mathesius hier mittheilt, die ihrer Originalität wegen verdiente ans Licht gezogen zu werden.

Auch dieses Buch erlebte mehrere Auflagen, die letzte wurde noch 1852 mit einer Vorrede von G. H. Schubert her ausgegeben.

Mit der Vorrede vom selben Jahre aber doch schon nach des Verfassers Tode 1566 gedruckt folgte die sonn- und festtägige Postille, welche — bezeichnend für die tolerantten Gesinnungen des Monarchen — dem Kaiser Maximilian II. gewidmet war. Sie enthält kurze Erklärungen der Evangelien.

1567 erschienen seine Predigten über den 130. Psalm unter dem Titel „De profundis“, welche ebenfalls sehr verbreitet waren.

1568 Bekenntniß vom Abendmahl und gründlicher Bericht von der göttlichen Schrift, auch Predigten über die Geschichte Jesu Christi (8 Aufl.). Weiter erschienen noch Fastenpredigten (1570), Leichenpredigten (1587), Predigten über den Katechismus (1589) u. s. w. Es hat das Ansehen, als ob die zahlreichen

68) Westermann Monatshefte 8 Bd. 166.

69) Mathesius Leben Luthers fol.

Predigtmanuskripte das Einzige gewesen sei, was die Waisen nach ihrem Vater fanden.

Eines schon früher mit Nikel Hermann 1561 herausgegebenen Büchels muß ich noch erwähnen, nämlich die Oekonomie oder christlicher Haushalt. Mathesius hatte das Gedicht auf die Hochzeit des Diakonus Cammerhöfer 1560 lateinisch verfaßt, und Nikel Hermann dasselbe in deutsche Reime gebracht.<sup>70)</sup>

Dies Lehrgedicht verdient ebenfalls in weiteren Kreisen bekannt zu werden, da dessen trefflicher Inhalt in sehr ansprechender Weise behandelt ist, und jedenfalls das Ganze unter die besten Erzeugnisse der damaligen Zeit zu setzen ist.<sup>71)</sup>

Eine lange Reihe literarischer Arbeiten hat uns das geistige Leben des alten Pfarrherrn von Joachimsthal bis heute erhalten. Viele seiner Werke sind seit Längem von moderneren Schriften verdrängt, und dienen in Bibliotheken den Bücherwürmern zum ungestörten Aufenthalt. Aber einige davon, bei denen auch wir etwas länger verweilen, werden immer bemerkenswerth bleiben, um so mehr, als sie nicht wie die gelehrten Schriften seiner Zeitgenossen lateinisch, sondern deutsch verfaßt waren.<sup>72)</sup>

Das Grabdenkmal, das die Knappschaft dem treuen Hirten gesetzt hatte, ist nicht mehr vorhanden. Eine sorgfältige Hand mag es bei guter Zeit aus den Augen der Gläubigen gerückt haben. Aber heute noch, trotz der gewaltsamen Gegenreformation und trotz der verstrichenen drei Jahrhunderte, ist der Name und die Erinnerung an den edlen Wohlthäter unter der Bevölkerung erhalten geblieben. Ein Stock, ein alter Hut und einige Blätter, von seiner Hand beschrieben, sind dem Zahn der Zeit und den Nachstellungen glaubenseifriger Missionäre entgangen. Hoffen wir, daß auch die Zeit wieder kommen wird, wo die Joachimsthaler das Andenken ihres berühmten Pfarrers durch ein würdigeres Denkmal ehren werden.

## Böhmisches Privatgeld im Jahre 1848 und 1849.

Von

Dr. Anton Tobias in Zittau.\*)

Wie jede politisch bewegte Zeit auch finanzielle Verlegenheiten im Gefolge hat, weil Jeder, der Geld hat, namentlich Metallgeld, dasselbe in Sicherheit zu bringen sucht, wo möglich sogar vergräbt, oder, wie wir von einem Professor an einer bekannten Hochschule wissen, in ein Faß mit getrockneten Pflanzen versteckt, so war auch in Böhmen, dem gewerbthätigen, fleißigen und gesegneten Lande des österreichischen Kaiserstaates, gar bald nach den im Frühjahr ausgebrochenen Unruhen ein Mangel besonders an kleinem Gelde fühlbar, und wurde so drückend, daß es die Behörden schließlich geschehen lassen mußten, daß Privatpersonen und Corporationen Werthzeichen schufen, die dem allgemeinen Bedürfnisse abhalfen. Anfangs theilte man die Guldenbanknoten in halbe und Viertelguldennoten, da

70) In der kurzen Vorrede sagt Mathesius: Ich Johann Mathesius bekenne mich zu dieser Haushaltung, so Herr Nikel Hermann aus meiner Oeconomia in deutsche Reime gebracht.

71) Ledderhose, welcher a. a. O. ziemlich viel aus Mathesius Schriften, auch die vorn erwähnte Sperlingsfabel mittheilt, bringt unter anderen Gedichten auch die Oeconomia, jedoch mit Auslassung von 84 Versen.

72) Petrus Albinus schreibt von ihm in der Meißnischen Chronik pag. 357: Ist in großer Acht bei Bürgern und Nachbarn gewesen, welche ihm noch das Zeugniß geben, daß er viel Gutes bei ihnen geschaffet. So loben ihn auch seine Bücher, daraus zu sehen, daß er nicht allein ein gottesfürchtiger, gelehrter und arbeitsamer Mann, sondern auch beredt und in der reinen deutschen Sprache sonderlich fürtrefflich.

\*) Anmerkung der Redaction. Wir befinden uns in der traurigen Lage, unsern Lesern mittheilen zu müssen, daß Dr. A. Tobias am 10. Oktober l. J. zu Zittau gestorben ist. Das nächste Heft wird einen ausführlichen Nekrolog dieses unseres eifrigen und verdienten Mitarbeiters von befreundeter Seite bringen.

sonst nur 20- und 10-Kreuzerstücke in Silber als kleine Münze im Umlauf waren, und als diese nicht mehr ausreichten, fertigten zuerst Fabrikbesitzer, die moralisches Vertrauen genossen, für ihre Arbeiter sogenannte Bons, die eingelöst oder umgetauscht wurden. Die Anfangs nur zerrissenen, halbirtten und gebiertelten Guldennoten wurden dann beliebig wieder zusammengeklebt auf Bogen, um bei größern Zahlungen Erleichterung zu haben. Wie merkwürdig es hierbei zugeht, wird Mancher noch zu erzählen wissen, z. B. von einem Israeliten in Oberliebich. Unsere Vorliebe für die Numismatik, die Unterstützung von Freunden und Bekannten im lieben Nachbarlande Böhmen, in das wir gern uns auf einige Zeit zurückziehen, hat unsere Sammlung wesentlich bereichert, so daß wir den Lesern eine Beschreibung der in unserem Besitze befindlichen Privatwerthzeichen vorführen wollen. Es wird freilich nicht möglich sein, Vollständiges zu liefern, immerhin aber wird unsere Sammlung als werthvoll gelten können. Uns ist nicht bekannt, daß darüber schon geschrieben worden wäre, obschon es wohl hie und da Sammlungen geben mag. Eine solche Sammlung hatte der verewigte Gastwirth Korfekt im Gasthose „zum Adler“ in Zittau unter Glas und Rahmen gebracht, welche jetzt in unserem Besitze ist, eine zweite ist noch sichtbar im Hotel „zur Börse“ in Warnsdorf bei Herrn Trausel, dessen Frau eine geborene Wähler ist (s. u. Warnsdorf). Wir besitzen eine Photographie dieser Zusammenstellung von 84 solcher Werthzeichen, von denen jedoch 20 Doubletten sind, so daß sie bloß 64 Sorten repräsentiren. Sie sind in concentrischen Kreisen gruppiert, deren Mittelpunkt ein Festgruß von Brems aus dem Jahre 1861 bildet. Bei weitem die meisten sind in unserem Besitze. Ein drittes Tableau soll Herr Josef Bergmann in Klein-Rohofez besitzen.

Die Werthzeichen bestehen meist aus Papier, dann aber auch aus Rattun, Leder, Holz, Messing, Blei und Glas. Hinsichtlich derjenigen aus Rattun erzählt man die Anekdote, daß ein solche herstellender Mann sich habe ein Hemd machen lassen, das er angezogen und von dem er dann einzelne Stücke mit dem darauf gedruckten Bannotenabschnitt abgerissen habe.

Bei der nun folgenden Beschreibung haben wir die alphabetische Folge der Orte, von welchen aus jene Geldzeichen in Umlauf gesetzt wurden, gewählt, weil sie daselbst hauptsächlich im Verkehre circulirten, allein als Tauschmittel drangen sie auch über die Grenzen hinaus und wurden theilweise sogar lieber als Staatsnoten genommen. Leider fehlte es nicht an Falsificaten, durch welche, da für dieselben mitunter gar kein Aussteller zu finden war, den Inhabern Schaden erwuchs. Anfangs verausgabten nur solide, gut creditirte Firmen dergleichen Nothmünzen, für deren richtige Einlösung der Ruf der Firma Bürgschaft leistete, es mag wohl auch Anfangs den Behörden gegenüber wirklich vor der Ausgabe sichere Bürgschaft gegeben worden sein, allein später, als diese Zahlungsmittel wie Pilze aus der Erde wuchsen, die bewegte Zeit die Aufmerksamkeit nach anderen politischen Ereignissen hinwandte und keine Klagen über Nichterfüllung der durch Ausgabe der Privatmünzen eingegangenen Verbindlichkeiten öffentlich laut wurden, konnten auch die Behörden ruhig zusehen. Der Gewinn für die Aussteller ist kein kleiner gewesen, ganz abgesehen von denjenigen Werthzeichen, die in die Sammlungen gewandert sind, oder zum Andenken aufgehoben werden an eine bedeutende und bewegte Zeit. Manche mögen auch, um den Credit ihrer Firma zu erhalten, genöthigt gewesen sein, nachgemachte einzulösen, allein da half man sich durch Erzeiung neuer, anders gefärbter oder anders gedruckter und zog die älteren richtigen ein. Die meisten waren in Form von Coupons zu Staatspapieren zu sammengedruckt und wurden in einzelne Noten zerlegt, so daß einige Buchstaben oder Worte der durchgehenden Längsschrift, theils aus der Firma, theils aus der Werthangabe auf jeder einzelnen Note sichtbar blieben, um ächte von nachgemachten Noten zu unterscheiden.

## Verzeichniß der einzelnen böhm. Privatgeld-Verthzeichen.

- Aisch:** Das Bürger-Comité ließ 20- und 10-Kreuzer C. M. aus Papier fertigen. Erstere grün mit brauner Randleiste und Schrift, letztere gelb mit schwarzer Randleiste und Schrift. Auf der Hinterseite steht entsprechend mit grünen und gelben lateinischen Buchstaben: B. C. F. Aisch und als Unterdruck weiß auf der Vorderseite Aisch.
- Auscha:** Der Handels- und Gewerbs-Stand hatte 20-Kreuzer C. M. aus Papier, rosafarben mit schwarzer Randleiste und Schrift. Die Vorderseite unterschrieb Langer, die Rückseite Fritsch, neben dem halben Stadtsiegel. Die dritte Ausgabe hatte, wie die Rückseite sagt, bis Ende Dezember 1849 Gültigkeit. Die Rent-Kassa wechselte in k. k. Bank-Noten um.
- Auffig:** A. H. Köhler, F. A. Wagner, Coelestin Gysfel, Ferd. Nitsche, als Vorstand der Auffiger Kaufleute, gaben d. 15. Aug. 1848 Zehnkreuzer C. M. mit blauem Unterdruck des Werthes und schwarzer Schrift und Randleiste aus, deren Rückseite in blauer Schrift: „Vorstand der auffiger Kaufleute“ enthält.
- Auffig:** F. A. Wagner und Ferdinand Nitsche hatten 10-Kreuzer C. M. aus Papier, grün schraffirt mit schwarzen Seitenlinien und Buchstaben. Die Ausgabe erfolgte den 24. Sept. 1848 und war deren Werth in k. k. Bank-Noten deponirt. Die hintere leere Seite zeigte die beiden Firmenstempel.
- Auffig:** Jos. Pruniz, Kaufmann dd. 15. Jan. 1849, weiße Fünfkreuzer C. M. mit grünem Druck und Verzierungen (wie bei Jordan & Barber in Tettschen). Die leere Rückseite zeigt den Namen geschrieben und den schwarzen Stempel mit Namenszug.
- Bilin:** Lazarsfeld hatte 6-Kreuzer C. M. aus Papier, hellgrün mit schwarzer Randverzierung und Schrift, der Name ist geschrieben.
- Bilin:** Emanuel Glaser dd. 1. Apr. 1849 Vierkreuzer C. M., weiß mit schwarzem Druck und Rande.
- Bischof-Teinig:** Joseph Eckhardt gab 20-Kreuzer in C. M. aus auf blauem Papier, dd. 20. Nov. 1848. Die Einlösung war gegen Bank-Noten garantirt. Auf der Rückseite steht mit blauer Schrift: Joseph Eckhardt.
- Blottendorf:** Joh. Hermann Adam gab fleischfarbene Zwanziger und grüne Zehner Dest. W. (wie corrigirt ist) von Papier aus, dd. 1. Nov. 1848, die in seinem Comptoir eingewechselt wurden. Der weiße Unterdruck vorn zeigt die Buchstaben F. H. A., hinten befindet sich der blaue Firmenstempel F. H. Adam. Die mit allegorischer, auf den Handel deutender Randverzierung ausgestatteten Papiere sind bei Gottl. Haase Söhne in Prag gedruckt.
- Budin:** Franz Ciska 1849 gab Zwanzigkreuzer C. M. aus mit rothem Druck, böhmischer und deutscher Schrift, deren Rückseite den Namen geschrieben zeigt.
- Commotau:** Jos. Dittrich und Fischer gaben papierne Zwanziger und Zehner aus von gleicher Farbe mit blauem Unterdruck, schwarzem Aufdruck und schwarzer Rante. Sie sind vom 28. Nov. 1848, garantirt und zeigen hinten ebenfalls inmitten blauer Verzierung: Jos. Dittrich und Fischer.
- Dauba:** W. Zwicker gab papierne Zwanziger und Fünfer aus.
- Dittersbach (?):** Flor. Umlauf, weiß-gelbliche papierne Zwanziger C. M. mit schwarzer Schrift und Rand, unten rechts steht obiger Name geschrieben.
- Emmanuelberg bei Pärchen:** Caspar-Seff fertigte 3- und Einkreuzergeld

- aus weißem Papier, nur mit Stempel versehen. Er soll bereits eingelöste und von ihm weggeworfene Werthzeichen ein zweites Mal bezahlt haben.
- Gabel:** Jof. Lorenz, Franz Lorenz hatten papierne 10-, 4- und 2-Kreuzer C. M., blau-weiß und silbern, gelb und weiß, blau und weiß. Erstere, vom 1. März 1849, hatten die Namen gedruckt, während die hintere Seite den größeren ovalen Firmenstempel: Franz Joseph Lorenz in Gabel zeigte, darunter geschrieben: „Giltig bis Ende Dezember 1849. Jof. Lorenz. Franz Lorenz“; die Vierkreuzer vom 25. März 1849 haben die Namen nur geschrieben auf der Vorderseite und hinten den kleinen Fabrikstempel: einen Anker mit Franz und Joseph Lorenz. Die Zweikreuzer endlich, an demselben Tage ausgestellt, enthalten ebenfalls nur die geschriebenen Namen und die gedruckte Bemerkung: Der Werth ist deponirt, die Rückseite zeigt den kleinen Fabrikstempel.
- Gitschin:** Jof. Joh. Kohaut und Wilhelm Kantor gaben im November 1848 papierne Zehnkreuzer aus.
- Gitschin:** W. Lahr gab unterm 15. März 1849 gelbe papierne Fünfkreuzer aus, allein nur die mit eigener Namensfertigung gezeichneten waren giltig. Sie zeigen das Bild eines sitzenden Knaben, den Merkurstab in der Rechten, den linken Arm auf eine verschlossene Geldkassette gelegt. Der Ort und Name sind in Kränze eingeschlossen.
- Gitschin:** S. L. Sobotta führte zweierlei papierne Zehnkreuzer mit böhmischer Schrift, rosafarben dd. 15. listopadu 1848 und weiß dd. 1. února 1849 až do 31. prosince 1849. Letztere sind daselbst bei F. J. Kastránska gedruckt und zeigen unten eine Vignette, den Handel, Geld und das Spinnen darstellend.
- Hayda:** Der Gemeinderath gab unter dem 1. Dez. 1848 papierne rosafarbene Zwanziger und blaß-grüne Zehner C. M. aus, für welche die dortige Rentkassa Banknoten zahlte, deren Betrag gerichtlich deponirt war. Oben in der Mitte befand sich das Haydaer Stadtwappen in ovaler Gestalt. Sie waren bis Ende Juni 1849 giltig.
- Hayda:** Friedrich Eggermann gab Zehn-, Fünf- und Einkreuzer im 20-Guldenfuß von Papier aus. Erstere nach Höhe von 1000 fl. ausgegeben waren roth, die Fünfer „ausgegeben unter Garantie“ erreichten die Höhe von 10 bis 15000 fl. Die Zehner wurden bald wieder gegen Silber eingezogen und nicht wieder ausgegeben, weil es meist nur an kleinerer Münze fehlte, 1849. Noch früher, 1848, gab Eggermann geschriebene Fünfguldennoten aus, wozu er Papier benutzte, das seinen Namen als Wasserzeichen trug und auf welchem nur stand: „Giltig für 5 Gulden“, ebenso für 1 Gulden. Die Fünfkreuzer, welche oben das Eggermann'sche Familienwappen in Weiß zeigten, waren hinten mit dem Firmenstempel: Friedrich Eggermann in Hayda, darunter mit dem geschriebenen Namen Eggermann versehen und hatten weit und breit, als „Eggermann'sche Grüne“ bezeichnet, viel Vertrauen, selbst bis in die Gegend von Zittau in Sachsen und in andere sächsische Grenzorte, so daß z. B. in Zonsdorf bei Zittau sie für Zahlung vom Bäcker angenommen und dem kaiserlichen Papiergelde vorgezogen wurden. Die Einkreuzerstücke, von denen uns der altherwürdige Gründer der renommirtesten Glashandlung Hayda's die beiden letzten von ihm als Andenken aufgehobenen Exemplare selbst verehrte und erläuterte, waren für die im Hause überaus reichlich einkehrenden Bettler bestimmt und hießen Bettelkreuzer, die nicht weiter in Umlauf kamen, sondern von den Bettlern gegen größere in Umlauf gesetzte umgetauscht wurden. Sie bestanden aus einer zwischen zwei Stückchen feinen Papiers gelegten Oblate, auf welche vorn Eggermann's Pestschaft: eine abgebrochene Säule mit einem an dieselbe gelehnten ovalen Schilde, auf welchem

E steht u. s. w., aufgedrückt war, und waren theils roth, theils weiß. Egermann wechselte die Farbe dieser Bettelkreuzer, weil bereits eingelöste wieder vorgelegt wurden, die man sich zu verschaffen gewußt hatte.\*)

**Hochstadt, Wysoke:** Anton Grünberger führte Fünf- und Dreikreuzer C. M. Letztere, vom 28. März 1849 und gedruckt bei Gottl. Haase Söhne in Prag, waren von grünem Papier mit weißem Unterdruck des Namens und Werthes. Die Schrift war deutsch und czechisch, die Vorderseite zeigte noch den geflügelten Merkur und hatte einen Rand mit verzierten Ecken. Auf der Rückseite war der Firmenstempel zu sehen, darunter die geschriebenen Buchstaben AG.

**Horitz (Horicich):** S. J. Simon führte Zwanziger C. M. von weißem Papier mit blauem unterem und schwarzem oberem Drucke, gefertigt bei Haase in Prag. Sie datiren vom Dez. 1848, führen deutsche und czechische Schrift und auf der Vorderseite unten die Buchstaben S. J. S. in einer Umfassung, während auf der Rückseite mit blauer Schrift steht: Domicil bei Herrn B. J. Horn in Prag. Weberei in Mistkoles, Herrschaft Nachod.

**W. Fielemnici:** Joh. Swoboda dd. 1. kwětna 1849: Dreikreuzer C. M., giltig bis 31. kwětna 1850, mit grau schraffirtem Unterdruck und schwarzer Schrift.

**Josefstadt:** E. J. Traxler, J. E. Pötsch, A. J. Wazek gaben Zwanziger C. M. in grünem und Rosapapier aus, gedruckt bei Haase in Prag, mit schwarzer Schrift, mit Randverzierung und Arabesken im weißen Untergrunde. Es scheinen von den grün gefärbten 20000 Stück ausgegeben zu sein. Auch gab J. E. Pötsch allein papierne 12- und Fünfkreuzer aus.

**Sulusthal:** Der Zeichnmüller Barisch machte auch solche Billets, allein sie wurden nicht gern genommen, weil man wahrscheinlich Verluste fürchtete.

**Jungbunzlau:** Hermann Mautner ließ 8- und Sechskreuzer C. M. in Umlauf setzen aus Papier, erstere gelb, letztere weiß-gelblich mit schwarzer Verzierung und Schrift. Sie wurden bei der dasigen Weg- und Stadtmaut mit eigenhändiger Unterschrift und Siegel (d. h. Stempel, welches beides sich auf der Rehrseite befand) nur angenommen.

**Jungbunzlau:** W. Hawlik und W. Sautschek verausgabten papierne Zehner und Fünfer C. M. von grüner und gelber Farbe mit schwarzer Schrift und weißem Unterdruck: „W. Hawlik & W. Sautschek“. Sie tragen als Datum den 8. März 1849.

**Jungbunzlau:** W. Hawlik: Desgleichen Fünfkreuzer von demselben Datum, bei welchen jedoch der weiße Unterdruck der Namen fehlt, auch ist die gelbe Farbe weit dunkler.

**Böhmisch-Kamnitz:** Der vereinigte Handels- und Fabriksstand gab papierne Sechskreuzer C. M. aus zur Auswechslung gegen k. k. Bank-Noten, deren Werth deponirt war. Sie waren vom 16. Oktober 1848, von gelber Farbe mit schwarzer Schrift und Rand. Die Rückseite zeigte die weißen verschlungenen Buchstaben VHF BK.

Ebendasselbst soll der Wirth „im Roß“, Namens Kittel, Dreikreuzer auf rothem Papier ausgegeben haben.

\*) Während der preussischen Invasion 1866 als der Postverkehr vollständig ins Stocken gerathen war und keine Gelder eingingen, fertigten mehrere Glasfabrikanten sogenannte Bons, z. B. von 1 fl. und Zehnkreuzer K. Zschapler, Anton Pelikan, Vogelhangs Söhne (5 und 1 Gulden und 50 Kreuzer), August Geißler, August Pelikan, Aug. Hegenbarth (5 und 1 Gulden und 50 Kreuzer).

- Karbitz:** Fz. Törner, Jos. Rittig, Conrad Stringky, Fz. Roehn emittirten 20- und Zehnkreuzer von grünem Papier mit schwarzer Schrift, die Haase in Prag druckte. Auf denselben befand sich das Symbol des Handels: Merkur mit dem Stabe auf Waaren sitzend. Datirt vom 30. Jänner 1849 hatten sie Gültigkeit bis Ende 1849. An der linken Seite der Hauptseite steht: Gott mit uns. Die Ungültigkeitserklärung wurde nach der Auflösung auf der Rehrseite bemerkt.
- Karbitz:** Ernest Voos dd. im April 1849 gab Fünfkreuzer C. M. aus, grünlich mit schwarzer Schrift und Rand.
- Königswald:** Adolf Fridl verausgabte im Jänner 1849 papierne Zwanziger auf Rosapapier mit schwarzer Schrift und Einfassung.
- Kollešowitz:** A. Hiller dd. 3. Febr. 1849 gab Zehnkreuzer C. M. aus, die nur gegen Waaren oder k. k. Banknoten eingewechselt wurden, blaßgrün mit schwarzer Schrift und Rand.
- Kostenblat:** A. Herliže gab im April 1849 papierne 20-, 10- und Sechskreuzer aus, weiß mit schwarzen Arabesken und Buchstaben, die C. W. Medau in Leitmeritz druckte. Rechts unten in der Ecke befand sich die eigene Unterschrift.
- Kraza:** Eduard Seidel ließ bei H. Engel in Wien lithographirte Zwanziger anfertigen, die genau den Hartl'schen Zehnern in Reichenberg gleichen. Sie waren, wie auf der grünen Rückseite mit grüner Schrift angedeutet war, in 4 Theile wiederum theilbar, die bei der Einlösung zusammengelegt werden konnten. Auf der Hauptseite stand in der ovalen Mitte: Eduard Seidel Kraza 20, was erhaben mit dem Stempel hergestellt wurde. Die Ausgabe dieser mit mannigfachen Arabesken auf der weißen Hauptseite ausgestatteten Anweisungen erfolgte im März 1849.
- Unter-Kraza:** Joseph Kratochwill benutzte Stückchen bedruckten Kattuns zu Anweisungen auf 6- und 2-Kreuzer C. M. Beide bestanden aus weißem Kattun, der blau und schwarz bedruckt war. Schwarz war die Schrift und blau die je 4 Randlinien und die Rückseite mit J. K. bei ersteren, der Name Kratochwill war bei beiden auf beiden Seiten schwarz aufgedruckt. Die Nummern und der Werth war nochmals roth gefärbt. Erstere trugen auf der Rückseite noch den Firmenstempel und 6 K außerhalb desselben, letztere einen andern Stempel mit dem Namen und zwei Schildern, auf denen roth 2 K zu lesen ist.
- Kreibitz:** Weigelt soll einfaches Zuckerhutzpapier zu 20- und 10-Kreuzer-Noten benutzt haben.
- Pandskron:** J. A. Papesch gab im Nov. 1848 papierne Fünfkreuzer, grün mit schwarzer Schrift, aus, deren Werth garantirt war. Die Rückseite zeigt in Grün den Namen J. A. Papesch.
- Lau:** Der Handelsstand gab den 1. Dezember 1848 unter Garantie blaß-rosa 20-, grüne 10- und blaß-grüne 5-Kreuzer-Noten aus mit böhmischer und deutscher Schrift.
- Böhmisch-Leipa:** Der Handels- und Fabriksstand gab rosafarbene 20-, blaue 10- und gelbe 5-Kreuzer-Noten dd. 1. Jänner 1849 aus. Der entsprechend farbige Unterdruck enthielt die Werthangabe C. M. Auf der Hauptseite rechts unten befand sich die eigene Unterschrift des Jg. Thume und auf der Rückseite dessen ovaler Briefstempel aufgedrückt.
- Böhmisch-Leipa:** Desgleichen gab der Handels- und Fabriksstand schon dd. 16. August 1848 Zehn- und Zwanzigkreuzer aus, wofür der Werth von ihm deponirt war. Erstere hatten blauen Untergrund mit Werthangabe, schwarzer Schrift und Rändchen, letztern fehlte der Unterdruck, aber es war dieselbe Schrift und ein anderes Rändchen.



- Auch von Franz Francke existiren 20-, 10- und 6-Kreuzer aus Papier, die vom 20. Nov. 1848 datiren.
- Leitmeritz: C. W. Medau führte weißliche 10- und hellbraune Zweikreuzer C. M. im März 1849. Letztere mit deutscher und böhmischer Angabe. Das Ansehen beider ist ganz verschieden, erstere zeigen 4 Engel, letztere nur eine Randverzierung und in der Mitte ein Schild.
- C. W. Medau gab auch Vierkreuzer C. M. weißlich und den Zehnkreuzern gleich aus, mit brauner Rückseite, in dessen Mitte der Name gedruckt steht. Die Zehnkreuzer hatten grüne Rückseite.
- Friedrich Messerer gab im März 1849 Drei-, Vier- und Sechskreuzer aus, weiß mit grüner Schrift und Rändchen.
- Florian Hahnel dd. 10. März 1849 verausgabte Dreikreuzer C. M. mit grünem Druck und Rand, hinten steht deutlich ebenfalls grün gedruckt: Florian Hahnel. Vom Gemeinderathe wurden dd. 1. Febr. 1849 bis Ende Juli 1849 gültige Zehnkreuzer ausgegeben, welche die Leitmeritzer Rentkassa einlöste, sie hatten grüne Unterfarbe, schwarze Schrift und Rand, auf der Rückseite steht geschrieben: J. Fleischer, Baschy (?) und der halbe Stempel des Stadtrathes.
- Libochowitz: Martin Wazek, Gastgeber, benutzte Fünfkreuzer C. M. mit grünem Unterdruck, mit dem Namen und schwarzer Schrift und Rand, der Text ist deutsch und böhmisch. Rechts unten innerhalb schraffirter Linien der geschriebene Name.
- Liebauthal bei Königsberg: Gebr. Lenk gaben dd. 20. Oktober 1848 papierne Zehner aus, die in der Fabrik eingewechselt wurden. Ihre Farbe war rosa, mit weißem Wasserzeichen: „Gebr. Lenk.“
- Lobositz: Fürst A. Schwarzenberg gab weiße Papier-Zehner C. M. mit schwarzer Schrift und Rand und gelbem figurirten Druck aus, welche die Lobositzer Rentkassa garantirte. Director und Rentmeister unterzeichneten sich. Auf der Rehrseite steht innerhalb gelber Verzierung: Fürst A. Schwarzenberg.
- Lomnitz: Franz Zanda gab unter dem 1. Dez. 1848 Zehnkreuzer-Noten aus mit dem böhmischen Wappen.
- Mariaschein: Eduard Ulbrich, Besitzer des Gasthofes „zum Ritter von Bleibeben“, im April 1849 gab Vierkreuzer-Noten C. M. aus, wofür er mit seiner Realität haftete, aber nur mit Unterschrift, Ziffer und Siegel versehene einlöste, was auf der Vorderseite zu sehen war, mit Verzierungen und die Schrift in Kränzen umschlossen.
- Melnik: Vinzenz Hoffmann gab 4- und zwei verschiedene Sorten Zweikreuzer aus. Die kleineren gelben Zweikreuzer zeigten auf der Hauptseite: Vinzenz Hoffmann in Melnik und zu beiden Seiten rund mit dem Stempel aufgedruckt: 2 Kreuzer C. M., auf der Rehrseite steht geschrieben: Vz. Hoffmann gültig für (darunter wieder der Stempel). Die größeren, auch gelben Zweikreuzer wurden gegen Garantie im Jänner 1849 ausgegeben und galten bis Ende Juli 1849. Als Unterdruck stand vorn: „2 Kreuzer Conv. Wze.“ und hinten: „Vinzenz Hoffmann.“ Die Vierkreuzer waren ihnen gleich gebildet, waren jedoch von grüner Farbe.
- Melnik: Joseph Vibal gab Vierkreuzer aus Papier rosafarben mit schwarzem Drucke aus, die auf der Hauptseite zweimal den Stempel mit J. Vibal und dazwischen den Stempel: „4 Kreuzer C. M.“ zeigen. Die Rückseite enthielt die eigene Hand: „Jos. Vibal“, darunter einen grob gearbeiteten Stempel mit „4 K. C. M.“
- Melnik: Vom Stadtverordneten-Collegium wurden Zehnkreuzer-Noten C. M., gültig bis 1. Mai 1850, ausgegeben, mit Rosaschrift, böhmisch und deutsch, in der Mitte mit der Ansicht von Melnik, während auf der Rückseite ein kleiner Stempel zeigt: Město Melnik.

- Desgl.: Stärtny gab im März 1849 Zweikreuzer C. M. aus, sehr einfach, nur schwarz gedruckt mit Kante, der Name des Ausstellers ward rechts unten geschrieben.
- Miletin: Rudolph Drehschof gab den 16. Dez. 1848 braune 20- und gelbe 10-Kreuzer-Noten aus, die Haase in Prag druckte. Der auf beiden weiße Unterdruck zeigt inmitten von Verzierungen den Namen Rudolph Drehschof und eine Kante umgrenzt die Noten.
- Müglic: Emanuel Rehn, Müller daselbst, hatte dreierlei Noten: ziegelroth zu 20-, grün zu 10- und blau zu 5 Kreuzer C. M., eine Kante umschloß die Schrift.
- Müglic: F. W. Hippel gab Papier-Zehner aus.
- Münchengrätz: Peter Ugary und Sohn, Kaufmann, gab gelbe Einkreuzer von Papier aus, deren Werth er dreifach aufschrieb und seinen Namen auf die Rückseite.
- Ebendasselbst gab . . . atschek im März 1849 blaßrothe Zwölf- und grüne Sechskreuzerstücke aus, in welchen der Werth entsprechend gefärbt untergedruckt war.
- Nachod: Wenzel Zdarek d. d. 30. Jänner 1849 setzte Zehnkreuzer C. M. in Umlauf, rosa gefärbt, darunter grünlich der Name und Werth, Schrift und Kante sind schwarz, auf der Rückseite steht der Name geschrieben.
- Neu-Bidschow: Franz Schnabel emittirte im Febr. 1849 papierne Zehnkreuzer.
- Pöhl: Bertel und Teifel, gaben im Nov. 1848 rosa Zwanzig- und außerdem Zehnkreuzer-Noten unter Garantie aus. Der weiße verzierte Unterdruck zeigte zweimal die Zahl 20 und zwischen denselben B. und T.
- Prag: Das Stadtverordneten-Collegium, unterzeichnet W. Wanka, gab Noten aus über 20 Kreuzer, gelb mit blauem Druck, und über 10 Kreuzer, blau mit rothem Druck. Die Schrift ist böhmisch und deutsch, die Anfertigung besorgte Haase in Prag. In der Mitte befindet sich das Prager Stadtwappen.
- Ebendasselbst: Bernard Silberstern, Mantpächter der prager Stadthore und aller Mantstationen des Leitmeritzer Kreises zu Prag, gab Vierkreuzer aus, blau mit allegorischen Verzierungen, oben in der Mitte stand B. S., unten die eigene Unterschrift, die Rückseite mit rothen Arabesken.
- Radonitz: Josef Wenisch gab d. d. im März 1849 Zehnkreuzer C. M. aus, gedruckt bei Haase in Prag, grünlich mit schwarzer Schrift und mit Arabesken verziertem Rande, in weißem Unterdrucke ist der Name sichtbar und auf der Rückseite der geschriebene Name.
- Raudnitz: Dav. Herschmann gab Noten aus für 20, 10, 5 und 3 Kreuzer C. M. Letztere sind weiß mit blauem Druck: oben Embleme des Handels, unten ein bekränzt, von 2 Genien gehaltenes Schild mit den Buchstaben D H, rechts und links III und 3, mit D H zur Seite. An der linken Duerseite der volle Namen.
- Raudnitz: A. J. Morawetz & Sohn, Riqueur- und Rosoglio-Fabrik, führten Noten über 10, 6 und 3 Kreuzer C. M., ausgestellt am 1. März 1849 und gültig bis Ende Dezember 1849. Sie bestanden aus lichtfarbigem Papiere mit schwarzem Druck (10), aus bläulichem mit schwarzem (6) und aus weißem mit blauem Druck (3). Die ersteren zeigen oben zwei Genien, zwischen denen 10 Kr. steht und zu den beiden Seiten je 3 bekränzte Schriften mit Serie und Nummer, mit der Angabe, daß nur Billets mit eigener Unterschrift, Ziffer und Siegel eingelöst werden, deutsch und böhmisch und die zwei untersten mit Ortsangabe und dem aufgedruckten erhabenen Namensstempel. Die Rückseite zeigt die Fabrik und den Namen, daneben den schwarzen Stempel mit A. J. M. Die Sechskreuzer sind einfacher, zeigen im blauen Unterdruck vorn den Werth und hinten den Namen, der Druck ist übrigens schwarz, ebenso die Grenze der Gültigkeit auf der Rückseite. Eine Kante

umschließt die Vorderseite. Die Dreikreuzer ebenfalls mit blauer Kante tragen den ovalen Briefstempel Morawek in Randnitz und sind hinten nur weiß. Reichenberg mit seiner bedeutenden Industrie lieferte gar bald eine große Anzahl solchen Privatgeldes. Die ersten Noten waren Papier-Zwanziger, ganz weiß mit schwarzem Druck und erschienen im Juni 1848, dann folgte Johann Liebieg mit Zwanzigern und Zehnern, die bald gefälscht und daher eingezogen wurden, dann entstand eine neue Sorte, in welcher der Kreisring mit: „K. K. P. Schafwollwaaren-Fabrik in Reichenberg in Böhmen“ und dann noch ganz außen ein concentrischer Ring, rosa gedruckt, gefärbt war, ebenso drei Kreise und zwei Rechtecke je rechts und links. Dasselbe geschah mit den Wähner'schen Noten in Warnsdorf, der auch deshalb mehrfarbige später in Verkehr brachte. Ganz bedeutend und hoch beziffert war aber die Ausgabe der Hartl'schen Noten in Reichenberg. Die Liebieg'schen Noten sind bis in die neueste Zeit eingelöst worden, so wurde am 29. Dec. 1868 ein Papierzwanziger eingelöst und am 18. Aug. 1869 eine obschon falsche Zwanzig-Kreuzer-Note, die wir sämmtlich beschreiben werden.

Johann Liebieg & Comp. gab im Juli 1848 Papier-Zwanziger C. M. aus, weiß in Steindruck von H. Engel in Wien: in der Mitte ein Kreis mit dem kaiserlichen Adler eingedrückt, auf ihm „20“, mit der Umschrift: „K. K. P. Schafwollen-Fabrik in Reichenberg in Böhmen.“ Darüber die Embleme der Wissenschaft, darunter die Genien des Handels und das Meer mit Schiffen, links und rechts davon je zweimal in verzierten Kreisen eingeschlossen der Zahlenwerth, desgleichen zwischen denselben in größeren Kreisen der Zahlenwerth und die Auswechslung in Banknoten. Zu beiden Seiten unten in schmalen Rechtecken der Ort und Namen und oben Serie und Nummer angegeben. Die Rückseite ist schraffirt und um den Mittelstempel mit dem Adler steht nochmals „Joh. Liebieg & Comp.“ — Auf den demnächst ans Licht gekommenen war die rothe oben angedeutete Färbung vorgenommen, durch Schraffirung, die sich auch auf die beiden gleichen schmalen Rechtecke zu beiden Seiten oben und unten erstreckte. Die Rückseite war dieselbe. — Das Falsificat über 20 Kreuzer C. M. ist gelb, klein und zeigt in den vier Ecken „20“. Reichenberg am 1. August 1848 und Joh. Liebieg & Co. sind durch einen Stempel aufgedruckt. Von den Liebieg'schen Zehnkreuzer-Noten sind uns drei verschiedene Sorten bekannt: die erste und zweite Sorte sind weiß mit schwarzem Druck und sehr düster aussehend, datirt vom 1. Juli 1848, welche Zeit geschrieben ist, und unterscheiden sich nur dadurch, daß das Wort Bank-Noten theils mit lateinischen, theils mit gothischen Lettern gedruckt ist. Die Rückseite zeigt den Fabrikstempel mit dem kaiserlichen Adler. Die dritte Sorte vom 1. August 1848 ist grün oder blaugrün und zeigt in der Mitte ebenfalls den erhabenen gepreßten Fabrikstempel und in weißem Unterdruck nochmals Namen und Werthangabe.

Johann Hartl gab Zwanziger und Zehner von Papier aus, die wie die Liebieg'sche Noten sehr schön gearbeitet waren. Im Oktober 1848 wurden Zwanziger sichtbar auf gelblichem Papier, in der Mitte ein Rechteck mit Angabe des Werths, darüber zwei Genien der Wissenschaft, darunter die Embleme des Handels, zwischen denen der erhabene Stempel mit „Johann Hartl. Reichenberg 20“, an den 4 Ecken ovale Figuren mit Serie, Nummer, Ort und Namen zwischen je zwei derselben nochmals die Zahl. Auf der blaß-blauen Rückseite liest man: „wofür der Werth deponirt ist, und welche einzig und allein eingelöst werden“. Darüber der Briefstempel in ovaler Form und als Unterdruck „Anweisung zur Auswechslung gegen Bank-Noten bei Johann Hartl in Reichenberg. Die zweite, der vorigen gleiche aber weiße Sorte zeigt ebenfalls nur die auf den Noten befindlichen Ovale und Kreise,

sowie das Rechteck in der Mitte, dessen weißer Untergrund, wie oben, 20 zeigt, mit rother Schraffirung, wie die Liebig'schen Noten. Die Rückseite ist hier intensiv blau und übrigens wie bei der vorigen. Der Verfertiger war der Steindrucker H. Engel in Wien. Von den Papier-Zehnern existiren auch zwei Sorten vom 1. November 1848 und vom März 1848. Erstere sind hellgrün mit weißem Unterdruck, Namen und Werth enthaltend, und schwarzem Aufdruck mit Rand und Ecken, die Mitte zeigt den eingepressten erhabenen Stempel mit Namen und Werth. Auf der Rückseite liest man: Zur größeren Bequemlichkeit der Inhaber dieser Noten und zur schnelleren Rückerlangung werden selbe eingelöst: In Friedland bei Herrn Josef Bittner, Neustadt bei Anton Knöbl, Kragau bei Johann Müller, Gabel bei Benzel Ergert, Böhm.-Leipa bei Ignaz Thume, Liebenau bei Spitschka, Gitschin bei Wilh. Bahn, Starckenbach bei Josef Wanzl, Horzitz bei Alois Raimann, Gablonz a. N. bei Josef Pfeifer & Co. Darunter war der Firmenstempel aufgedrückt. — Die später ausgegebene Sorte war von größerer Gestalt, führte die Namen, Werthangabe, Ort, die Umwechslung und Nummern in ovalen, runden und eckigen Figuren, die in den Ecken und in den aufgedrückten Mittelstempel umgebenden Figuren Schraffirung von blauer Farbe zeigten, während die beiden Ovale links und rechts in der Mitte blau gedruckt waren (ebenfalls von H. Engel in Wien). Wie aus der braunen Rückseite ersichtlich ist, die in der Mitte den Firmenstempel aufgedrückt zeigt, waren diese Zehner in je zwei Fünfer mit besonderer Werthangabe zerlegbar. Diese sind den von Ed. Seidel in Kragau verausgabten fast gleich. Besonders charakteristisch sind die Drei- und Sechskreuzerstücke von G. Appelt in Reichenberg, die aus damenbretartigen hölzernen Cylindern bestanden, in dessen oberer Vertiefung ein Papier eingeklebt ist mit 3 oder 6  $\frac{W}{W}$  in der unteren das Petschaft in rothem Lack mit „G. Appelt“, darüber und darunter ein Zweig. Die Durchmesser dieses Holzgeldes betragen 27 bis 29<sup>mm</sup>. Gleichgestaltete hölzerne Ein- und Zweikreuzer C. M. gab A. Hoffmann in Reichenberg als Zahlungsmittel, nur ist der Druck des Papiers blau und zeigt 1 oder 2  $\frac{C}{M}$ , der Durchmesser beträgt 26 — 27<sup>mm</sup>. Auch W. Fantsch in Reichenberg fertigte solche Tauschmünzen von 3 und 6 Kreuzern W. W. bei welchen der Druck von 3 oder 6  $\frac{W}{W}$  schwarz ist, das Petschaft ist auf beiden letzteren ebenfalls in rothem Lack. Der Durchmesser beträgt 27—28<sup>mm</sup>.

J. Chr. Grunewald R. (Reichenberg) verausgabte Bleimünzen im Werthe von 1 Kreuzer C. M., sowie  $\frac{1}{2}$  Kr. W. W., von 28, 20 und 18<sup>mm</sup> Durchmesser. Die eine Seite zeigte im Kreise herum J. Chr. Grunewald, in der Mitte R., die andere Seite 1  $\frac{C}{M}$ , ferner die eine Seite in 4 Zeilen J. C. | Grune | wald | R. |, auf der andern 1  $\frac{W}{W}$ , die kleinsten endlich in 3 Zeilen J. C. | Grune- | wald |, auf der andern  $\frac{1}{2}$   $\frac{W}{W}$ .

Weikelt, ein Gelbgießer in Reichenberg, benutzte das Messing in 16 bis 18<sup>mm</sup> im Durchmesser haltenden runden Platten zu seinem Privatgelde, in welche aber nur auf einer Seite mittelst eines Stempels eingeschlagen war 3 x | Weikelt | W W, | ebenso 2 x und 1 x. Die andere Seite ist glatt.

Der Bataillons Privatdiener J. Spielmann, wahrscheinlich aus Reichenberg, benutzte Sohlenleder dazu, das achteckig geschnitten auf der Hautseite Namen, Charakter und Werthangabe mit dem Stempel eingeschlagen 6  $\frac{W}{W}$  zeigt und auf der Narbenseite in rothem Lack die Buchstaben J. S.

Aus der Glasindustrie-Gegend bei Reichenberg, uns dem Ursprunge nach

unbekannt, scheint ein rundes, grünes, abgeschliffenes, gegen die Peripherie zu geschliffenes Glas zu stammen.

Hiebei wollen wir noch bemerken, daß am 25. Juli 1866 die Tuchmacher-Genossenschaft, unterzeichnet vom Cassier Jos. König und vom Vorsteher Wenzel Siebeneicher, Papiergeld ausgab über 50 Kreuzer D. W. auf grauem Papier, hinten mit grünem Aufdruck der Arabeske mit dem Siegel der Genossenschaft, in welchem mit weißer Schrift steht 50 Kr. D. W. Während dieses Siegel mit der Hand aufgedrückt ist, befindet sich auf der Hauptseite daselbe Wappen in kleinerer Form sogleich gedruckt (von R. Gerzabek).

**Kochlitz:** Augustin Gottstein ließ bei Haase in Prag papierne 20 und 5 Kreuzer-Noten fertigen von verschieden gelber Farbe, aber übrigens gleich, mit weißem Unterdruck des Namens und Werthes und schwarzem Aufdruck. In der Mitte ein Schild mit dem erhabenen Stempel A. G. Sie waren im Dec. 1848 ausgegeben worden und enthielten ähnlich den Hartl'schen auf der Rückseite Folgendes: Zur größeren Bequemlichkeit der Inhaber dieser Noten und zur schnelleren Rückerlangung werden selbe eingelöst: bei Herrn Franz Hanneh, Johann Hartig, Karl Schmiedt, Wenzel Nisser, Franz Schier, Alois Langhammer, Karl Hanneh, Anton Herzog in Kochlitz.

**Römerstadt:** Joh. Karger, gab im März 1849 Fünfkreuzer-Noten, von Haase in Prag gefertigt, aus, weiß, mit blauem Unterdruck, der den Werth angibt, und übrigens schwarzer Schrift mit Randleiste.

**Rothenhaus** bei Komotau: Tegner & Söhne emittirte Papier-Zwanziger weiß mit blauen Verzierungen und blauer Schrift, ähnlich den von Herschmann in Raubnitz mit den Insignien des Handels und unten zwei Engel, welche eine ovale Figur halten. Die Umwechslung gegen Bank-Noten erfolgte im Comptoir der Firma.

**Rumburg:** Jos. Rittelt führte Papier-Zehner C. Mz. von gelblichem Papier mit schwarzer Schrift, auf welchen unten das Rittelt'sche Wappen angebracht war, über welches wir an einem anderen Orte nächstens berichten werden. Auf der Rückseite steht geschrieben: „Gültig bis 15. März 1849. Jos. Rittelt,“ darunter war ein blauer Stempel mit dem Namen aufgedruckt und ist die Hälfte eines anderen Namensstempels sichtbar, dessen andere Hälfte wahrscheinlich die abgeschnittene andere Note tragen wird.

**Salzfel:** Joh. Peterzitz gab Zwanzigkreuzer C. M. mit schwarzem Druck und Verzierung aus, auf der Rückseite befand sich die eigene Unterschrift und zweimal der Firmenstempel.

**Saubernitz:** Anton Nitsch gab rosafarbige Vierkreuzer von Papier aus, die, wie die Rückseite handschriftlich unter dem Namen angibt, bis Dezember 1849 Geltung behalten.

**Schlackenwerth:** Ludwig Wagner ließ Einkreuzer C. M. in kleiner Form fertigen, gelblich mit schwarzen Querstreifen und Schrift.

**Schluckenau:** G. W. Köhler hatte rothbraune Sechskreuzer von Papier, vom 15. Dec. 1848, gültig bis Ende Dec. 1849. Der helle Unterdruck gibt Namen und Werth an, die Rückseite zeigt unten einen kleinen runden Stempel mit den drei Buchstaben G. W. K.

**Schluckenau:** Benj. Conrads Söhne benutzten gelblichen Rattur mit hellgelben Schrägstreifen, die Vorderseite schwarz, die Hinterseite blau gedruckt. Es gibt, wie die Schrift zeigt, zwei verschiedene Sorten, bei der einen ist das Wort Anweisung 10<sup>mm</sup> hoch, die Worte drei Kreuzer 4<sup>mm</sup>, bei den anderen sind die Höhen je 7<sup>mm</sup> hoch. Am Rande befinden sich je zwei Längslinien, in deren Mitte 3 sichtbar ist. Die Rückseite zeigt farbige Schlangengewindungen, oben den Fabrikstempel mit dem kaiserlichen Adler, darunter

- den rothen Briefstempel der Firma, in dessen Ovale die Nummer geschrieben wurde.
- Schüttenhofen:** Stanislaus Nziha gab Zwanziger und Zehner auf grauem und gelbem Papiere aus, mit schwarzer Schrift und Einfassung, datirt im Nov. 1848.
- Stärkowitz:** A. G. Kunde. Unter diesem Namen wurden Sechskreuzer-Noten sichtbar von rothbrauner Farbe, sehr ähnlich denen des G. W. Köhler in Schluckenau, allein bei der Nachfrage nach dem Aussteller dieser Noten ergab es sich, daß sie gefälscht waren, und daß nur ein armer Leiermann obigen Namens daselbst wohnte, der gar nicht an eine Emission von Privatgeld, so nothwendig er es vielleicht gebraucht hätte, gedacht hatte.
- Steinschönau:** K. G. Helzel N. C. 43, ließ papierne Fünfkreuzer fertigen, weiß mit grünem und braunem Ausdruck, während die Schrift schwarz war. Grün waren kleine Verzierungen und die Werthangabe „Fünf Kreuzer,“ braun die Einfassung und die Mittelfigur, in welcher 5 steht. Handschriftlich steht auf der Rückseite: In Umlauf gesetzt 1000 Stück von Nr. 1 bis incl. 1000. Steinschönau den 20. März 1849. Darunter der Name und zur Seite der blaue ovale Firmenstempel.
- Tetschen an der Elbe:** Jordan und Barber führten papierne Zwanziger und Zehner vollkommen fast gleich denen von Herschmann in Raudnitz, erstere weiß mit gelb, letztere weiß mit blau. Die Unterschrift findet sich auf der Rückseite zugleich mit dem blauen Firmenstempel.
- Theresienau bei Tetschen an der Elbe:** Johann Münzberg, gab grüne Papier-Zehner C.-M. aus im Januar 1849 bis Ende Dezember 1849. Unten befindet sich der Fabrikstempel weiß eingepreßt mit dem kaiserlichen Adler. Auf der blau schraffirten Rückseite steht mit weißer Schrift, genau denen von Hartl in Reichenberg entsprechend: „Anweisung zur Auswechslung gegen Bank-Noten bei Johann Münzberg in Theresienau bei Tetschen a. d. Elbe und in der Mitte ein Rechteck mit grüner Schrift, in welcher steht: „Auch werden diese Anweisungen gegen Banknoten eingelöst in Tetschen bei Herrn Ant. Ign. Hanke, F. D. Schlögel, Alois Vatter.“ Desgleichen existiren Papier-Zwanziger.
- Theresienstadt:** Eduard Spalek, Kaufmann, gab d. d. 18. Dec. 1848 Zehnkreuzer C.-M., gültig bis Ende Juni 1849, aus, gelblich mit schwarzer Schrift und Rand, auf deren Rückseite die eigene Unterschrift und der halbe Stempel sichtbar ist.
- Trebnitz:** Anton Preiß verausgabte Papier-Noten über 20, 10, 6, 5, 4, 3 und 2 Kreuzer, sämmtlich weiß, mit schwarzem Druck und Verzierung, ebenfalls den des D. Herschmann in Raudnitz ähnlich, wenigstens was die 20 und 10 Kreuzer betrifft, ebenso sind die Fünfkreuzer, die 2, 3, 4 und Sechskreuzer haben ein anderes düsteres Ansehen mit mancherlei Arabesken und schwarzen Schraffirungen. Auf der leeren Rückseite befindet sich ein runder schwarzer Stempel.
- Trebnitz:** Friedrich Weeber, Florian Preiß hatten rosafarbige papierne Fünfkreuzer C.-M. am 15. Jänner 1849 ausgegeben, die bis Ende Mai 1849 Gültigkeit hatten. Eine Kante umgibt die Schrift. Auf der Rückseite befinden sich die geschriebenen Namen der Aussteller.
- Turnau:** F. M. Werich gab d. d. 15. unora 1849 Fünfkreuzer von Papier aus.
- Warnsdorf:** F. Carl Eger edirte den 1. Febr. 1849 Sechskreuzer von weißem Papier mit braunen Verzierungen, aber schwarzer Schrift. Die Hinterseite trug den geschriebenen Namen und je den halben Firmenstempel.
- Warnsdorf:** Johann Alois Wähler, Material-, Eisen-, Kurz-, Farb-Waaren-Handlung, war in Folge seiner ausgedehnten Rundschaft inmitten des

vollreichen und gewerbtätigen Ortes nothwendig zur Anschaffung von kleinen Geldsorten in C. M. veranlaßt, deshalb kennen wir 2, 3, 5, 6, 10, 12, 15 und 20 Kreuzer-Noten, sämmtlich von Papier, zum Theil in mehreren Ausgaben. Vom 1. Oktober 1848 datiren 3, 6, 10, 15 Kreuzer, vom 1. Febr. 1849 2 und 15 Kreuzer, vom 1. April 1849 die 5, 12 und 20 Kreuzer. Die ältesten vom 1. Oktober 1848 sind bläulich mit braun (zu 3 Kr.), wobei der Name geschrieben ist, gelblich und bräunlich (zu 6 Kr.), erstere mit geschriebenen, letztere mit gedrucktem Namen, grün (zu 10 Kr.) mit dem Namen auf der Rückseite und blau mit braun (zu 15 Kr. C. M.). Die Noten vom 1. Febr. 1849 zu 2 Kr. sind gelb, die zu 15 Kr. blau und roth, endlich diejenigen vom 1. April 1849 zu 5 Kr. sind grün mit roth, zu 12 Kr. braun mit blau, zu 20 Kr. gelb mit grün, blau und braun. Alle Noten waren allerliebft gefertigt und hatten eine sehr große Verbreitung und guten Credit.

Später, im Jahre 1859 den 25. Juni gab Joh. Alois Wähner's Witwe wiederum Bons aus: ein einfaches weißes Stück Papier mit Firmastempel ganz und halb und geschriebener Werthangabe, welche jedoch nicht lange im Umlauf geblieben sein werden.

Auch Emanuel Palme in Warnsdorf soll 1848 Zehner- und Zwanziger-Noten ausgegeben haben, welche den Rehn'schen in Müglitz ähnlich waren, nur etwas dunkler in Farbe.

**Weipert:** Hammerschmid & Co., Handlungshaus, setzte d. d. 14. Dec. 1848 Zehnkreuzer in Umlauf mit grünem Unterdruck des Werthes, übrigens waren Schrift und Rand schwarz. Auf der Rückseite war der Name grün gedruckt und der ovale Firmenstempel aufgedrückt.

**Wackelsdorf bei Braunau.** Hier gab Fabrikbesitzer Schmitt für seine Arbeiter Anweisungen zu 10 Kreuzer aus.

**Wernstadt:** C. F. Reiff setzte in Umlauf papierene Zwanziger und Zehner C. M. aus weißem Papier mit blauem und braunem Druck, die bis zum 1. Juli 1849 Geltung hatten und bei M. F. Landau gedruckt waren.

**Wernstadt:** Joseph Strobach gab unter dem 16. Dec. 1848 Noten zu 20 Kr. in rothbrauner, zu 10 Kr. in grüner, zu 6 Kr. C. M. in blauer Farbe aus, auf deren Rückseiten der gedruckte und geschriebene Name stand, ein schwarzer Stempel mit J. S. und je ein halber rother Firmenstempel.

**Zöptau:** Die Wiesenberger K. K. Pr. Eisensfabriks-Cassa, Controlleur Gebrüder Klein, hatten grüne Zehner C. M. aus Papier mit weißem Untergrunde und den Buchstaben G. K. W., sowie dem weißen eingepreßten Fabrikstempel ausgegeben. Diese Anweisungen wurden in der Rentamtskasse in Wiesenberg und der Gewerkskasse in Zöptau gegen Bank-Noten eingewechselt.

Auch in Zittau bei Voigt wurden Schemata zu 20 Kreuzernoten gedruckt, von denen immer je zwei zusammenhingen, so daß sie aber durchschnitten werden konnten, wodurch auch die Worte 20 Kr. zwischen beiden der Länge nach getheilt wurden. Unbekannt ist der Besteller geblieben.

## Die V. Wanderversammlung des Vereins

(abgehalten in Karlsbad am 28. und 29. September 1872).

Von K. Renner.

Es war das Jahr 1870. Ein Jahr voll herrlicher, auch für uns Deutsche in Oesterreich voll erhebender Erinnerungen, es war ein Ruhmesjahr des heißen deutschen Kampfes und des endlichen Sieges. Drüben jenseits der schwarzen Grenzpfähle rief des Erbfeinds neuerwachte Uebermuth und herausfordernde Trotz Deutschlands Jugend und mannhaftige Wehr unter die Waffen, an welche die Götter und der Schicksalswille den von des Volkes edelster Kraft errungenen Sieg dauernd knüpften. Und während drüben der Donnerhall einer erhabenen Siegesdithyrambe in einem Sturme forterbrauste, und Deutschlands Feuergeist, den zerbrochenen Fesseln der inneren Zerrissenheit und des inneren Zwiespalts entsprungen, aus dem Blutopfer seiner Tapfern neuerklärt und gekräftigt mit Allgewalt entstieg, da rief eine unheimliche Macht auch uns empor aus dem Traumwahn der Sicherheit, bedrohend unser Heiligstes, die Sprache der Mutter, die alt ererbte Sitte der Ahnen, die ganze nationale Stellung des Volkes, ja den Bestand des von uns Deutschen gegründeten Vaterlandes. Und als an der Einheit die Zerstückung und Zerbröcklung, an Stelle freiheitlicher Entwicklung tyrannisches Machtgebot, an Stelle der auf eine Basis gestellten Einheit das Chaos drohte, da pochte der deutsche Geist auch an die Hütten der Deutsch-Oesterreicher, die mit der Gluth der Begeisterung und im Feuereifer des gekränkten Rechtes, das alte Panier der Reichstreue hochgehoben, zum Kampfe sich schaarend um die heiligsten Güter ihres Daseins. Ein einig' Volk von Brüdern war's, das sich erhob gegen das von einer verhängnißvollen und gefährlichen Gewalt begonnene Würfelspiel, dessen Einsatz nicht mehr und nicht weniger war als — der ganze deutsche Volksstamm in Böhmen und seine Existenz. Als das politische Gegen und Wieder in hellsten Fluthen rollte, als der politischen Parteien Kampf und Widerkampf in allen Fäden sich verworrt, als jedes treue deutsche Herz ängstlich an die Rippen schlug bei jeder Kunde des telegraphischen Drahtes, als endlich das freilich noch lange nicht Fleisch und Blut gewordene Gerippe der Fundamentalartikel drohend dem erschreckten Deutschtum in Böhmen entgegengrinste — da fühlte sich auch der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen berufen, mit neuen Waffen einzutreten in die Arena des Kampfes. Nicht vertraut mit den Schleichwegen geheimer Diplomatie, nicht berufen zu den Manifestationen politischer Parteien, mußte er als ein getreuer Eckart seines Volkes, das sich in allen Zeiten vertrauensvoll um ihn geschaart, auch in diesen schlimmen Zeiten wie früher in guten seine Stimme erheben für die wandellose durch alle Ewigkeiten sich treu beharrende Wahrheit, für das geschichtliche Recht seines Volkes, für die Freiheit und nationale Stellung desselben — als Stärker und Ernüthiger, als Rather und Warner. Er that es auf, das ihm anvertraute güldene Schatzkästlein der Volksgeschichte, angefüllt mit kostbaren, durch saure Bürgerarbeit und treuen deutschen Fleiß erworbenen Volksprivilegien, er schlug es wieder auf, das stattliche Buch der geschichtlichen Vergangenheit, das treue Zeugniß deutscher Thatkraft, von dem doch jedes Blatt ein Ruhmeswerk deutscher Arbeit zu erzählen weiß. Und als die Gegenwart ihre düstersten Schatten warf, flüchtete sich unser Volk in diese seine helle Vergan-



genheit — der Bürgerschaft einer freundigeren Zukunft, der Quelle der Kraft und des Aushaltens in der drohenden Gefahr — zurück an den schönen und unvergeßlichen Tagen in Teplitz und Dux, an welchen der Verein zu seiner Wanderversammlung seine Mitglieder und mit ihnen das ganze deutsch-böhmische Volk versammelte. Die Geschichte dieser Tage bildet eines der schönsten Blätter seiner Annalen. Die Erinnerung daran wieder zu erwecken oder treu zu erhalten, die Wirkungen und Eindrücke desselben im Volksbewußtsein zu erfrischen und zu vermehren, das war die Absicht, welche den Ausschuß des Vereines auch bei der Veranstaltung der heurigen Wanderversammlung leitete.

Sie sollte neben dem allen zu Grunde liegenden Bildungszwecke, neben der beabsichtigten Weckung des Interesses am Geschichtsleben und an den Arbeiten des Vereines überhaupt vor Allem eine Erinnerungs- und Gedenkfeier der Teplitz-Duxer-Feier sein: in hellgewordenen Tagen durfte sich unser Volk auch jener trüben freuen, in denen es äußere Gewalt und drohende Vergewaltigung zum Vollbewußtsein seiner nationalen Kraft, zur waffenfähigen Wehr, zum Kampf und Schutz seiner Penaten gerufen hatte. Darum hat auch der Vereinsausschuß dieselben Tage wie im Vorjahre zur Abhaltung der heurigen Versammlung bestimmt, den 28. und 29. September, trotzdem von mancher Seite gegen eine Hinausschiebung auf eine so späte, vielleicht schon winterliche Zeit Bedenken mit Recht geltend gemacht worden waren; darum auch mit größter Bereitwilligkeit die freundliche Einladung der Stadtvertretung Karlsbad angenommen und wieder eine Thermenstadt zum Festorte erkoren. Die Vorbereitungen wurden von der Geschäftsleitung in gewohnter Weise getroffen, die Direktionen der böhmischen Eisenbahnen um die 50% tige Fahrpreismäßigung ersucht, welche auch mit dankenswerther Bereitwilligkeit gewährt wurde, die Einladungen an die Vertreter und Mitglieder waren bereits besorgt, sämmtliche Prager sowie Provinzial-Blätter legten in wiederholten Annoncen und ganzen Artikeln ihr Interesse an der Wanderversammlung ihren Lesern nahe, als ein Umstand in der letzten Stunde das Fest fast zum Scheitern zu bringen schien. Die Feuerwehren des nordwestlichen Böhmens schrieben nämlich auf dieselben Tage, eine schon längst gehegte Absicht verwirklichend, den I. nordwestböhmischen Feuerwehrtag aus, wozu gleichfalls das schöne Karlsbad zum Vororte gewählt wurde. Grund genug war hierin zu der Besorgniß vorhanden, es könnte die Collision zwischen beiden Festen das Scheitern eines jeden zu Folge haben. Persönliche Verhandlungen des Geschäftsleiters mit dem Hrn. Bürgermeister Dr. Sorger ließen alle aufgetauchten Befürchtungen als grundlos erscheinen, zumal die Feuerwehr die Absichten der Stadtvertretung dadurch in hervorragender Weise förderte, daß sie den Haupttheil ihrer Festivitäten auf den ersten Tag, den 28. September, verlegte. Nicht genug kann die Zuverlässigkeit sowie die energische Einleitung der Vorbereitungen von Seiten der Stadtvertretung — den Med. Dr. Sorger als Bürgermeister an der Spitze — gerühmt werden, welche allen nur immer geäußerten Wünschen in entsprechender Weise nachzukommen bemüht war; nie genug die opferwillige Anstrengung des Fest-Comités, an dessen Spitze der Landtagsabg. Dr. Alfred Knoll trat, das sich sozusagen in Permanenz erklärte; nicht genug die viel und wieder neubewährte Gastlichkeit der Bewohner, welche in der Bestellung von Wohnungen für die aus allen Theilen des Heimatslandes sich meldenden Festgäste in so hohem Grade wetteiferten, daß statt des gefürchteten Raummangels — Ueberfluß an Wohnungen constatirt wurde, trotzdem Karlsbad noch einen beträchtlichen Theil seiner Kurgäste beherbergte und von der Geschäftsleitung allein mehr als 500 Bestellungen erfolgt waren. Von allen Seiten, aus allen Gauen des Heimatslandes waren sie wieder dem Rufe des Vereines in bereitwilligster Weise gefolgt, die treuen Freunde des Vereines, die Förderer seiner Ziele und Bestrebungen; von allen Seiten brachten die Schienenfränge des in Karlsbad zusammenlaufenden Netzes neue Theilnehmer, so daß auch heuer wieder fast alle hervorragenden Städte Deutschböhmens ver-

treten waren. Das größte Contingent stellte natürlich die Umgebung, deren Stadtvertretungen zum Theile, wie z. B. Luck den wackern Bürgermeister Kohn an der Spitze, Elbogen mit Bürgermeister Heintz, Falkenau mit Bürgermeister und Landtagsabgeordneten Janota, Eger und Franzensbad, Marienbad mit Bürgermeister Halbmayr, Joachimsthal mit Bürgermeister Forkert, Sandau mit Bürgermeister Buberl, Bärzingen mit Stadtrath Meintz, Plan mit Bürgermeister Kasch, Tachau mit Bürgermeister H. Swoboda, Schlaggenwald mit Bezirksobmann Fabr. Hölzl u. s. f. fast vollzählig vertreten waren; die zahlreichen, netzförmig über den ganzen Egerer Kreis ausgebreiteten Vereine sandeten Deputationen und einzelne Vertreter. Besondere Erwähnung aber verdient es, daß die Stadtvertretung des Kurortes Schönau in würdiger Erinnerung an das in ihren Mauern mitabgehaltene Fest im Vorjahre, und um dem Vereine einen Beweis der dauernd errungenen Sympathien zu geben, den wackern Bürgermeister Simon an der Spitze, fast vollzählig erschienen war. Teplitz war durch eine zahlreiche Deputation von Vereinsmitgliedern, Ouz aber durch den Bezirksobmann Güterdirektor Teibler vertreten. Auch die wackern Vertreter unseres Vereines hatten sich in würdiger Anzahl eingefunden, wenn gleich viele, darunter auch Dr. Schlesinger und der Vicepräsident Dr. Wiechowsky die als Lehrer und Direktoren wirkten, des beginnenden Schuljahres wegen am Erscheinen verhindert waren. Wir sahen: die H. H. Wenzel Emer von Eger, k. k. Notar Schubert von B. Kamnitz, W. Fuchs von Grassitz, Notar Heidler von Joachimsthal, Bürgermeister Dr. Schmag von Komotau, Postmeister Ullmann von Neudek, Reimann H. von Oberlentensdorf, Ebert von Tachau, J. U. Dr. K. Reif von Raaden, Dr. L. Rochelt in Bilin, Dr. Andreas Buberl von Franzensbad, E. Siegel von Ruditz, Fabrikant L. Kiedel aus Morschenstern, Fischer aus Micholup, J. U. Dr. Kier aus Tetschen, Janota aus Falkenau. Die Betheiligung der deutschen Landtagsabgeordneten, welche von der Stadtvertretung selbst geladen wurden, war eine schwächere wie im Vorjahre. Es erschienen die Herren: J. U. Dr. K. Altner, Landesauschuß, Generaldirektor Löb, Vicepräsident K. K. von Dogauer, Fabrik. Friedrich, Lehmann (Bernstadt), Kuh D. Dr. Kaudnit, Dr. Wiener, Dr. Klier, Janota, Bürgerm. Kobinger von Krumau, Notar L. Theumer, Frank (Beneschau), Tachezy, Dr. Schmeykal — viele entschuldigeten sich brieflich oder gaben telegraphische Kunde. — Dem Programme gemäß fuhrten die Prager Theilnehmer, worunter zahlreiche und würdige Vertreterinnen des schönen Geschlechtes, am Tage des hl. Wenzel, der alljährlich aus den slavischen Theilen des Landes eine Menge von Verehrern in die Hauptstadt lockt, mit dem Frühzuge der Buschtiehrader Eisenbahn, welche den Wünschen des Vereines nach jeder Richtung hin und nach Kräften entgegenzukommen bemüht war, ab. Kaum war die Sprachgränze überschritten und deutscher Boden erreicht, brachten auch alle Stationen von Micholup angefangen, Saaz, von dessen Thürmen die anlässlich der landwirthschaftlichen Regional-Ausstellung ausgesteckten Fahnen freundlichen Gruß herüberwehten, Priesen, Raaden, Klösterle u. s. f. neuen Zuzug von Freunden und Festtheilnehmern, deren eine besondere Überraschung in der kleinen Städtchen Bürstein, nahe dem Festorte schon, wartete. Kaum nahte sich das Dampfroß der Thalpforte, an dessen Eingange in hochromantischer, malerischer Gegend am Fuße des Erzgebirges, am Zusammenflusse von drei Bächleins unter den historischen Trümmern des alten Schönburgischen Schlosses Finkelsstein die kleine Ortschaft sich ausbreitet, da erdröhnten die alten waldgekrönten Berge von den donnernden Pöller- und Freudenschüssen, tausendstimmigen, fort und fort an den steilen Felswänden sich brechenden Willkommenruß entgegenzendend. Auf dem Bahnhofe selbst aber war der Fortbildungsverein „Eintracht“ vollzählig mit seinem Obmann an der Spitze versammelt und donnernde Hochrufe, die begeistert in den Wiederhall der Schüsse sich mischten, brachten dem Vereine den ersten deutschen Gruß auf altem deutschen Boden. Und von den Bergen herunter flaggen lustig darcin zwei mächtige

Banner in den liebgewordenen alten Farben „Schwarz-roth und Gold“ prangend. Nach leider nur zu kurzem Aufenthalte brauste der Zug hinweg von der gastlichen Stätte dem Festorte zu. Am Bahnhofe hatten sich die hervorragenden Mitglieder der Stadtvertretung, den Herrn Bürgermeister Dr. Sorger an der Spitze, das Festcomité mit Herrn Landtagsabgeordneten Dr. Knoll, die Vereinsvertreter aus der Umgebung und zahlreiche Gäste eingefunden, welche die Ankommenden aufs Herzlichste begrüßten. Eine genügende Anzahl von eleganten Equipagen war bereit gehalten worden, welche die Festgäste der gastlichen Stadt zuführten. Dieselbe prangte im vollen Festeschmucke. Brunkende Triumphpforten erhoben sich am Eingange, die Häuser hüllten sich von Oben bis Unten in des dunkle Ewiggrün unserer Fichtenwälder, üppige Guirlanden, mit Blumen gezielte Festons überspannten die Straßen und von mancher Fronte winkten Schilder und Inschriften ein freundliches Willkommen, häufig auch den alten Turnergruß „Gut Heil“, der im freudigen Zurufe von Tribünen und Balkonen den Festgästen entgegengebracht wurde. — Der erste Tag gehörte unbestritten den Feuerwehren. Die Stadt trug ein wahrhaft kriegerisches Gepränge. Mit lautem Singsang zogen hie und da einzelne Trupps Helmbewehrter die Straßen hindurch, dorthier kam wieder vor einem blinkendem Corps eine Musikkapelle im vollstem Athem, vom Übungsplatze tönte gellend die Signaltrompete, und von den Felsenbergen herab und in den tiefen Thälern die sie begränzten, schmetterten aus den hellen Kehlen die in üppiger Zahl emporgewucherten wilden Sängerbündler die Töne der „Wacht am Rhein“ und jubelnde Fodler in die aufdämmernde Nacht. Kurz, überall das bunteste, von üppigster Lust und Freude getragene Treiben und Drängen, ein farbenreiches, lärmendes und lebendiges Bild, das die angekommenen Festgäste des Geschichts-Vereines fanden.

Den Abend fanden sich alle, auch die inzwischen mit Separatzug angekommenen Festgäste aus dem nördlichen und nordöstlichen Böhmen, mit denen eigentlich ein Zusammenreffen in Priesen projektirt, jedoch durch Zugsverspätung vereitelt worden war, in den verschiedenen Lokalitäten, vornehmlich im festlich geschmückten Salle de Saxe zu gemüthlichem Mahle zusammen. Als die Nacht ihre dunklen Schatten ausbreitete, da erstrahlten die Brücken, die Ufermauern, die stattlichen am Ufer der Tepl ausgebreiteten Häuser in einem imposanten Lichtmeer. Von den Höhen herab flackerten und zuckten Feuerzeichen, bengalische Flammen, oben donnerten und prasselten die Raketen und andere Feuerwerkskörper und ein riesiges, von hundert und hundert Flammen und Flämmchen gebildetes Transparent flammte im Namen der Stadt ein „Willkommen“ vom Hirschsprunge, weitleuchtend hinaus in das Dunkel der Nacht. Ein Fackelzug und Festtheater mit dem üblichen Begrüßungsprologe füllten das Programm des Abends aus. Der Morgen des 29., des eigentlichen Festtages, versammelte die Mitglieder des Vereines beim Kurhause, von wo aus sich der Festzug um 9 Uhr in Bewegung setzte. Denselben eröffneten die Mitglieder der akademischen Verbindung „Albia“ in Prag, welche, die einzige der Prager Couleurstudenten, bei dem heurigen Feste und zwar fast vollzählig erschienen war; in ihrer Mitte befanden sich die von den in „voller Wuchs“ ausgerückten Burschen getragenen Jubiläumshnen der Stadt Karlsbad. Hieran schloßen sich die Stadtvertretung mit dem Bürgermeister, die Vortragenden, die Landtagsabgeordneten, die Deputationen der Vereine und Korporationen und eine imposante Anzahl von Vereinsmitgliedern und Gäste, welche von den dichtbesetzten Fenstern der Mühlbadgasse und der Wiese mit freudigem Zurufe, Tücherschwenken begrüßt und mit einem frischdustenden Blumenregen überschüttet wurden, bis man die Naturforschershalle, welche zur Abhaltung der Vorträge bestimmt war, erreicht hatte. Schnell hatten sich die weiten Räume des herrlichen Saales gefüllt, die Gallerien waren besetzt — insbesondere Damen hatten sich in großer Anzahl eingefunden; auf dem Podium der Redenbühne aber hatte der Bürgermeister, der Vertreter des Vereines und die Stenographen

Platz genommen. Nach Eintritt der Ruhe ergriff Bürgermeister Dr. Sorger das Wort und sprach: „Meine Herren, verehrte Gäste! Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat Karlsbad zum Zielpunkte seiner diesjährigen Wanderversammlung erkoren. Die Stadtvertretung von Karlsbad hat mit Freude und Bereitwilligkeit die Wahl entgegengenommen, die Einwohner von Karlsbad haben nach Möglichkeit das Ihrige gethan, um die Festgäste, so gut sie konnten, so gut es anging, zu empfangen und zu bewirthen (Beifall). Die durchgreifenden und sichtbaren Erfolge, welche der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen erzielt, sein Ringen und Mühen für die Feststellung geschichtlicher Vergangenheit unseres Volksstammes — wem wären sie nicht bekannt? Wem wäre es nicht bekannt, daß die deutschen Elemente in Böhmen in den Resultaten der vom Vereine gemachten Arbeiten ihre Basis, in ihm selbst ihre Einigung gefunden haben? — Wir sind ein selbstbewußter Volksstamm durch ihn geworden, ein Volksstamm — die Geschichte hat es gezeigt — den man nicht mehr übergehen kann. Meine Herren! Ich bin überzeugt, daß an diesen Festtagen das Bewußtsein nationalen Stolzes sich neu beleben, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in unserer Brust erstarren wird, daß sie einen Nachhall wie die früheren haben und uns aneifern werden, in diesem Sinne auch in weiteren Kreisen thätig zu sein. So möge denn auch diese Wanderversammlung, dieses mächtige Agens des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, möge sie viel Ersprießliches wirken, damit wir im Worte und Geiste des unsterblichen Dichters sein und bleiben mögen: „Ein einzig Volk!“ — In diesem Sinne begrüße ich den wackern Verein und heiße Sie alle herzlich willkommen im Namen der Stadt Karlsbad.“ (Großer Beifall.)

Diese warme Ansprache erwiderte der vom Ausschusse zum Vertreter und Präsidenten der Wanderversammlung gewählte J. U. Dr. Friedr. Wiener, Reichsrathsabgeordneter und Präsident der Advokatenkammer in Prag, in folgender Rede: „Sie haben, hochgeehrtester Herr Bürgermeister, den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu der heutigen Wanderversammlung in diese schönen Räume, vordem schon die Berathungsstätte von erleuchteten Männern des Forschens und der Wissenschaft, eingeladen und es hat der Vereinsauschuß diese Einladung mit hoher Freude begrüßt. Daß sie ernst und aufrichtig gemeint war, das beweist der eben so herzliche als festliche Empfang, der uns und unseren Gästen zu Theil geworden, das bewies die herzliche Ansprache, die wir so eben vernommen.“

Der Ausschuß des Vereines für Geschichte der Deutschen fühlt es und ist sich's bewußt, daß dieser Verein, der nun in einem zehnjährigen treuen und beflissenen Wirken für die Geschichte unseres Volkes den Regulator der Zukunft gefunden hat, eine zweifache Aufgabe in sich schließt, eine wissenschaftliche und auch eine nationale, die Aufhellung der Geschichte der glänzenden Vergangenheit und damit Hebung des Stammensbewußtseins, des Stolzes auf die Stammesart, daß aber besonders diesem festlichen Zusammenkommen dieser nationale Zweck, die wahre Förderung nationalen Geistes zu Grunde liege. Darum sind Sie alle gekommen, aus allen Gauen des Heimatlandes, um einzutreten und Zeugniß zu geben der gemeinsamen Sache; darum befindet sich unter den Gästen eine so große Zahl von Volksvertretern damit der heutige Festtag auch das Zusammenstehen der Volksvertreter mit dem deutschen Volke bezeichne. (Zustimmung.) Dieses Zusammenstehen und diese Zusammengehörigkeit sie manifestirte sich nicht blos in den trüben Tagen der vorjährigen, in Töpliz-Schönau und Dux abgehaltenen Wanderversammlung, wo die Zerbröckler Oesterreichs sich als die wahren Oesterreicher zu geben verstanden. Tage, deren ganze Bedeutung in dem heutigen Feste die Erinnerung wieder spiegelt; sie bewährt sich auch in den heiteren Tage, wo es dem gemeinsamen Minister des Aeußern gestattet war, das stolze Wort zu sprechen: „Wir sind stark nach Außen“ — und wo wir in der Hoffnung leben, daß in Bälde mit der Durchführung der direkten Wahlen in den Reichsrath ein österreichischer Minister des Innern

sagen wird können: „Wir sind stark im Innern.“ (Beifall.)— Aber auch aus noch einem andern Grunde hat der deutsch-historische Verein Ihrer freundlichen Einladung gern Folge geleistet. Es erfolgte ja diese Einladung von einer Stadt, die den bedeutendsten und oft genannten unseres Vaterlandes zuzählt, ausgestattet mit den Wundergaben der Natur, reich an Bildung, an Liebe zur Wissenschaft, durchdrungen vom deutschen Geiste. Darum fühle ich mich hochbeglückt, daß mir die Mission zu Theil wurde, Ihnen, geehrter Herr Bürgermeister, der Stadtvertretung, dem Festcomité und der ganzen Bewohnerschaft von Karlsbad für Ihre freundliche Einladung den innigsten Dank im Namen des Vereines und seiner Gäste abzustatten.“ (Lebhafter Beifall.) Hierauf erklärte derselbe die Wanderversammlung für eröffnet und der Geschäftsleiter und Bibliothekar des Vereines R. Kenner bestieg die Tribune, um die hohe Bedeutung der Deutschen als Culturträger in einem übersichtlichen Vortrage zu entwickeln, den wir seiner ganzen Ausdehnung nach, vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, wiedergeben:

### Hochgeehrteste Versammlung!

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht so lange gewesen, in der unser schönes deutsches Vaterland durch eigene Uneinigkeit zerrissen, durch einen schauerlichen Bürgerkrieg verwüstet, ein Spielball der Fremden geworden, wo unser ganzes Volk in die entsetzlichste geistige Verbumpfung bis hart an die Gränze der Barbarei versunken und nur in den Herzen Weniger ein Funken von Nationalbewußtsein lebte, die da klagend um sich blickten und riefen: „Deutsches Volk, du kräftigstes von Allen, deine Tugenden siehst du aber bist gefallen!“ Ich meine die schandervolle Zeit nach dem mit dem J. 1648 abgeschlossenen 30jährigen Kriege. Und inmitten dieser Zeit, so arm an Thaten, noch ärmer an Männern, erstand ein Mann, der das verlorene Nationalbewußtsein fand und es in der Nation wieder zu erwecken bemüht war: der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der Ahne des sieggekrochten Heldenkaisers. Als im J. 1658 während des Krieges gegen Polen die Schweden mit unerhörtem Uebermuth im Herzogthume Preußen hausten, da erließ er einen Ausruf „an die ehrlichen Deutschen,“ der mit folgenden goldenen Worten schloß: „Gedenke ein Jeder, der kein schwedisch, kein welsches Brot essen mag, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und gegen sein vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu veründigen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ Und wahrlich kein Thema kann und muß dem Deutschen mehr und öfter zu Herzen geführt, kein Lied öfter gesungen werden, als das Lied von seines Volkes Herrlichkeit und seines Vaterlandes Stolz, kein Ruf muß öfter ertönen als der des großen Kurfürsten: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ daß du ein Recht hast, nicht nur einer zu heißen, sondern zu sein. Darin liegt unser Wollen, unsere Kraft, unser Vollbringen — in dem kraftvollen Bewußtsein des Deutschtums, und dieses gewinnt der Deutsche am vorzüglichsten in dem Spiegelbilde seiner geschichtlichen Vergangenheit. Darum habe ich auch heute dieses Thema gewählt, obwohl es in anderer viel ausführlicherer und trefflicherer Form von Gelehrten, in den Arbeiten eines Schlesinger, Wattenbach u. A. bereits seine Bearbeitung gefunden hat. Wenn ich Sie heute bitte, mit mir zurückzuwandern in die Hallen der Vorzeit, so werde und kann ich Ihnen nicht das umfassende Bild des deutschen Geschichtslebens geben, sondern nur einige Schlaglichter aus demselben bieten, und zwar Schlaglichter nicht aus der Geschichte der gewaltigen Kämpfe und Schlachten unseres Volkes, sondern aus dessen geistigem Leben, aus dessen Wirken für die geistige Entwicklung der Menschheit, für die — Cultur. Und auch davon nur ein Theilstück! Nicht das Deutschland kann und werde ich Ihnen schildern, das, hineingestellt in die Mitte des europäischen Staatensystems, der Schlüsselstein desselben gewesen, das im Herzen des Erdtheiles die reichsten Vortheile, die gewaltigsten Aufgaben, die weiteste Perspektive übernahm, und doch so lange diese nur nach der geistigen Seite hin erfüllt, nicht das mit Selbstbefriedigung in der stolzen Freiheit der Gedanken arbeitende Deutschland, das Frühlingsknospen gleich alle Kräfte des Geistes und der Seele in üppigster Entfaltung erschloß trotz des Vaterlandes politischem Jammer, und die Schätze seiner Cultur und seiner Geistesarbeit radienförmig nach allen Seiten hinausandte, nein nur den einen einzigen dieser Radien wollen wir verfolgen, der seinen Gang nach Osten nahm.

Wir Wandersleute werden abbiegen von der großen Heertrasse der Geschichte und nur jene Pfade aufsuchen, auf denen deutsche Ritter, deutsche Frauen, deutsche Mönche, deutsche Kaufleute jene gefährliche Waare unermüdblich dorthin zu den Völkern trugen, welche, heute kaum culturbelehrt, dieselbe so gerne Kontreband erklären möchten: die deutsche Cultur. Ihrem Strome in allen den tausend und aber tausend Bächleins und Flüsschens, die bald im mächtigen Brausen, bald in endlich doch durchdringendem Sichern die rohe Gewalt lösten, wollen wir nachgehen, hauptsächlich aber unser engeres Vaterland Böhmen im Auge behalten und nur diesem Lande die Beispiele entnehmen, durch die wir die dem Deutschtum in eminentester Weise innewohnende aufbauende, nie zerflörende Kraft und die mit ihr in einen Begriff zusammenfallende Idee des Fortschrittes und der Freiheit beweisen wollen. — Der Römer Plinius, welcher um die Mitte des I. Jahrhunderts

unserer Zeitrechnung die Gegend zwischen Niederrhein und Nordsee besuchte, staunt über die Wunder des Urwalds: „mit der Erde selbst entstanden, überragen die gewaltigen Stämme durch ihr kräftiges Leben alle Wunder der Natur . . .“ Unter diesen Stämmen schlummerte einem Riesen vergleichbar, kaum seiner himmelstürmenden Stärke bewußt — das Kraftvolk der Germanen. Doch bald erhob es sich in vielen kleineren und größeren Stämmen so kraftvoll, so gewaltig, wie die Eichen seiner Heimat, und in mächtigen Fluthen zog es hinab gegen Süden, um an dem im politischen Unfehlbarkeitsdogma übermüthig und marastisch gewordenen ersten Rom ebenso das geschichtliche Urtheil zu vollziehen, wie die Nachkommen an dem zweiten. Rom, das gewaltige Reich, sank dahin und aus seinem Sturze, aus seiner Asche entstand wie ein Phönix die deutsche Kultur. Auf dieser gewaltigen Heeresfahrt wurde auch Böhmen, kaum verlassen von dem keltischen Stamme der Bojer, von einem deutschen Stamme, den Markomanen, besetzt. Doch mit jener dem Deutschen angeborenen Wanderlust, mit dem geheimnißvollen Trieb nach Thaten zog es auch sie nach Süden, von dessen Herrlichkeiten dunkle Sagen Wunderbares zu melden wußten und ohne Bedenken verließen sie die Siedlungen, die sie sich kaum erst urbar gemacht. Schritt um Schritt war ihnen von Osten her ein anderes großes Volk, die Slaven, gefolgt, die weit über die Oder und Elbe herüber in ebenso rastlossem Drängen in das Herz des heutigen und geographischen Deutschlands bis an die Saale im Thüringen- und Frankenland die verlassenen Strecken besetzten. Erst als die Wogen des Meeres dem mächtigen Strome der germanischen Völker Halt geboten, mußte unter dem Rückschlage der Strömung nothwendig ein Aneinanderprallen des deutschen und slavischen Stammes erfolgen. Der Germanenzug erhielt wieder eine entschiedene Richtung nach ostwärts und hierin lag der Anlaß und Anfang jener langen Reihe von Gränzkriegen zwischen Slaven und Deutschen, die mit wechselndem Glücke Jahrhunderte hindurch geführt und gleich am Anfange zur Zeit Karls des Großen auch unser Heimatland Böhmen mit in ihren Bereich zogen. Jetzt mußte also der deutsche Ritter wieder in denselben Gauen sein Schwert schwingen, wo bereits vielleicht ein Ahne von ihm den Pflug geführt, und er schwang's mit so gutem Erfolge, daß gar bald der Böhmerfürst dem deutschen Reiche tributpflichtig wurde, die deutsche Ritterschaft sehr hoch allerwärts in Ansehen stand und an slavischen Fürstenhöfen gar angesehene Herren waren. Mußte doch fast jeder deutsche Kaiser Gelegenheit nehmen, den Böhmerfürsten an seine Tributpflichtigkeit gar ernstlich zu gemahnen.

Aber so hätten gewiß auch die gewaltigen Heereszüge der Kaiser wohl kaum die Kultur dauernd im Osten begründet und würden kaum etwas Beständiges geschaffen haben, wären nicht andere Stände mit ihrer vielverzweigten Thätigkeit, lebendige und Leben schaffende Kräfte hinzugesetreten. Das erste Culturelement überhaupt, das in der Weltgeschichte auftritt, ist, wie uns ein sonst nicht gar höflicher Forscher nicht mit Unrecht behauptet, die Frau; ihre Stellung kann fast als Gradmesser der ästhetischen und moralischen Erziehung eines Volkes betrachtet werden. In der Hochachtung und Verehrung seiner Frauen ragt unter allen Völkern das deutsche in besonderer Weise hervor; haben ja doch die Urbäter schon die Aussprüche der heiligen Frauen Gottesprüchen gleich geachtet. Waren ja doch die Germanen fast das einzige Volk, das in Monogamie lebte. Zucht, Ehrbarkeit und Sitte, Treue in der Ehe, Liebe zum Hause und zu Kindern — „des Weibes echte Weibheit, des Mannes echte Mannheit“ — das war der Preis der Dichter. Und die Frau, die deutsche Frau hat eben auch an der Germanisierung Böhmens, sowie des ganzen slavisch-magyarischen Orients keinen geringen Antheil genommen. Schon in den frühesten Zeiten scheinen Böhmens Herzoge gar wenig Herzensfreunde an den Schwestern der weisen Libussa und der blutbesleckten Wlasta gefunden zu haben, denn gar gerne wallen sie hinaus an die Höfe der deutschen Großen, um sich dort eine blonde Frau zu holen. Schon Boleslaw II. (967 — 999), den Otto II. wiederholt wegen Rebellion züchtigte, erwählte Emma von Burgund zur Gemahlin. Bretislaw, der schönste der Tschechen, der Sohn der Liebe zwischen Udalrich und der lieblichen Wladyslawtochter Božena, den die tschechischen Romantiker fast unserem Siegfried oder dem antiken Paris gleich feiern, holt sich zum größten Schmerze manches echt nationalen Gemüthes die Tochter des Grafen vom Nordgau Judith in romantischer Fahrt. Die Glanzgestalten des einzig tschechischen Herrschergeschlechtes der Přemysliden hatten deutsche Frauen: Wenzel I. — Kunigunde v. Stausen, Ottokar I. Adelheid v. Meißen und Wenzel II. Jutta v. Habsburg. Im Verlaufe von 2 Jahrh. bestiegen elf deutsche Prinzessinnen den böhm. Thron. Nicht besser machten es die polnischen Piasten, von denen z. B. Heinrich I. die hl. Hedwig zur Gemahlin hatte, und bekanntlich war auch Gisela, die Gemahlin des hl. Stefan von Ungarn, die Tochter Kaiser Heinrich II. Mit dem von Natur gegebenen Einflusse der deutschen Frau, den Schiller so treffend charakterisirt: „Wo sie sich zeige, sich herrscht, herrscht bloß, weil sie sich zeigt“, vereinigte sich die Allgewalt der höhern Geistesbildung, deren Trägerin damals noch in Deutschland die Kirche war. Sie war die Trägerin der Erziehung, die Pflegerin der Wissenschaft, die Schützerin der Kunst; sie lehrte des Ritters ungesüßte Hand ebenso die Schrift wie dem deutschen Mägdlein den Falter singen und beten. Das Parte mit dem Hohen zu paaren, die Vermittlung zwischen Bildung und Uncultur zu übernehmen, das war die Aufgabe des Weibes. Schon mit der Eingehung der Ehe war ja die Annahme des Christentums von Seite des slavischen Gemahls gegeben. Und mit und durch den Kaplan, den die Braut in der Regel mit hereinbrachte, da zogen sie herein die deutschen Mönche in unser Böhmenland, in die Lausitz, nach Polen, nach Ungarn, bis tief hinunter, wo die deutsche Donau ihre Wogen mit samaritanisch orientalischer Küste schirmt.

Die Fürsten gewannen das zarte treue deutsche Wesen, die deutsche Ehrlichkeit, den deutschen Fleiß, den diese Wanderleute als selbstbewußte Deutsche nie verläugneten, lieb, und sahen's gern, wenn mehr und mehr und recht viele von draußen aus dem Reiche kamen, wo sie sich ihre Frauen hergeholt. So hat in Ungarn bereits Stefan I. ca. 1150 den ersten Schritt zur Ansäsigmachung seiner Nomaden mit der Ansiedlung Siebenbürgens durch sächsische und slawische Colonisten gethan, während die ungar. Landstriche bairischen und schwäbischen Einwanderern übergeben wurden. Andreas II. aber übergab 1211, um es gegen die wilden Rumanen zu schützen, das fruchtbare Burzenland dem deutschen Ritterorden. Voran in der Kulturarbeit standen die Klöster. Heute verdammt zumeist der Mönch, der in der Zelle lebt und sein Leben verträumt, die Lust der Gesellschaft um sich, um sich zu rächen an eben dieser Gesellschaft, von der ihn sein Aberglaube oder seine Arbeitsscheu ausgeschlossen hat. Die Mönche von damals aber waren in That Bahn- und Wegebrecher der Kultur, wackere Arbeiter mit der Hacke und mit den Waffen des Geistes, die eine gegen die rohe Natur, die anderen gegen die geistige Hohlheit. Damals waren die herrlichen Stifte der Cisterzienser, Augustiner, Prämonstratenser, und wie sie alle heißen mögen, wirklich Pflanzstätten für Bildung und Aufklärung. Und wenn wir auch heute die noch als Ueberbleibsel der alten in die neuen Zeit hereintragenden Mönchsarbeit entsprungenen Bauten, die Klöster wie Strahow, Doran, Braunau, Leubus in Schlesien, Kladrau, ob ihrer herrlichen Lage beneiden, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß jene herrliche Gegend, diese schöne Lage erst durch jener wackeren Mönche Arbeit, deren Glaubensmuth und deren Opferfreudigkeit herrlich und schön geworden ist. Es war ein gewaltiges Stück Arbeit mit der Natur und mit dem Volke. Noch im Jahre 1137 versichert der Mönch Bertholf v. Kladrau, daß man schwere Gefahren mit dem wilden Volke ausgestanden habe, und um eben diese Zeit mußten die Cisterzienser ihre erste Ansiedlung Maschau mit Osseg vertauschen, um sich der Anfechtungen und Gewaltthaten der böhmischen Räuber zu erwehren. Die Chronik des wunderbar schön gelegenen Klosters Leubus, das mitten im Schutze geheiligter germanischer Eichenwäldungen, umrahmt von den Bergen Rubezahl und umtost von den Fluthen der Oder, sich erhebt, erzählt uns über seine Gründung: „Auch der neue Convent hat nur mit Mühe sich erhalten und bitteren Mangel erduldet. Das Land war dicht bewaldet und ohne Bebauung. Das polnische Volk war arm und faul; kein Salz, kein Eisen, keine Münze, kein Metall, keine Kleider, ja nicht einmal Schuhe — hatten sie, fast ganz so, wie heutzutage noch die slavischen Stammesverwandten in den Steppen des hl. Rusland. (Mon. Lub. p. 14.)

Das waren die Herrlichen, welche die Mönche fanden. Aber allein hätten auch sie bei der moralischen und physischen Verkommenheit des slavo-magyarischen Bauernstandes unmöglich ein solches Stück Arbeit bewältigt; wären ihnen nicht eben wieder von dem unerschöpflichen Mutterboden ausgiebige Hilfe gekommen. Mit ihnen kamen die eigentlichen deutschen Siedler, die an feste Wohnsitze sich banden, die deutschen Bauern. Der Bauernstand ist überhaupt die Grundlage der Gesellschaft, die in seinem ewig grünen und frischen Boden wurzelt; er war für das Gelingen der Germanisierung eine unbedingte Nothwendigkeit.

Ich glaube diesen Satz durch ein treffendes und sehr nahe liegendes Beispiel erhärten zu können. Vergleichen Sie, Geehrteste, unsere beiden Städte Pilsen und Budweis. Pilsen, vor etwa 10 Jahren, sicher aber vor 20 Jahren noch kerddeutsch, ist heute der slavischen Propaganda erlegen. Budweis mitten im slavischen Meere trotz aller Anstrengungen bis heute noch eine deutsche Stadt. Das dankt es in erster Linie den 10 — 11 deutschen Dörfern in seinem Weichbilde, die für sein Deutschthum einen hochwichtigen Rekrutierungsbezirk bilden, der Pilsen fehlt. Und schon nach Boleslaw II. Tode waren die Ahnen dieser deutschen Bauern über die wilden Slaweschluchten des Böhmerwaldes mit Art und Pflug hereingebracht als deutsche Freie. In den ersten Zeiten wohl nur Baierns Herzog oder den Kaiser drüben im Reich anerkennend, haben sie im Vollgefühl der eigenen Kraft die gewonnene Stellung durch fast 1000 Jahre glänzend behauptet und in der 1000jährigen Geschichte ihrer Arbeit ein wohlverbrieftes Anrecht an den durch ihren edlen Wettstreit gewonnenen Heimatsboden. Ich weiß nicht, ob ohne diese „Eindringlinge“, wie sie heute ein fanatisirtes Geschlecht nennt, das „böhmische Brod“, das sie den armen Tschechen genommen haben sollen, so gut zu essen wäre; ob Böhmen nicht vielleicht ohne die Einwanderer in Süd und Nord, auf demselben Standpunkte wäre, wie die Steppen der Kosaken, wenn es gegen die lebendigen Kräfte deutscher Bürger- und Bauernarbeit sich abgeschlossen hätte. Der deutsche Bauernstand war es, welcher die von den sich selbst zerfleischenden Slavenstämmen in Wüsteneien verwandelten Länder Bagrien, Kauenberg, Mecklenburg, Brandenburg, Schlesien und Polen zu kuppigen Ländereien umschuf, der die Grenzstriche von Mähren, Oesterreich, Steiermark, Käruthen für die Kultur gewann, und mit unwiderstehlicher Kraft schon frühzeitig, wie wir gesehen, bis tief hinein nach Ungarn vordrang und in Siebenbürgen ein noch unbezwungenes Bollwerk deutscher Kultur errichtete. In Sturm und Noth, inmitten der furchtbarsten Feinde hat dieses kräftige urdeutsche Volk durch seine vollbewußte nationale Gesinnung seine Verbindung mit dem Mutterlande festgehalten — deutsch, treu und unererschütterlich.

Nun so der Boden gewonnen, die Fürsten einen milderen Behandlung zugänglich, kam auch der deutsche Kaufmann herein. Berichtet uns doch schon der fränkische Chronist Fredegar von einem kühnen Handelsmann Samo, der ca. 623, die damals von den Avarn bedrängten Wenden besuchte, den Widerstand derselben organisirte und sich durch eine ausnehmende Tapferkeit auszeichnete, daß er König wurde und 35 Jahre glücklich regierte. Freilich ist der Fall einzig in seiner Art, daß ein

Kaufmann die Krone erhielt; im Gegentheile scheint heutzutage das Gegentheil wahr werden zu wollen. Es gehörte viel Muth und Tapferkeit dazu, auf ungebahnten Wegen, ohne Verkehrsmittel den slavischen Osten dem deutschen Handel zu erschließen. In den slavischen Fürstenthöfen erscheinen deutsche Kaufleute sehr frühe und waren gar gerne gesehene Gäste, nicht etwa darum allein, weil sie die Schätze fremder Länder herein brachten, sondern eher, weil sie als eine gute Füllungsmaschine des landesväterlichen Säckels durch Zoll und Wagegeld verwendet werden konnten. Durch seine natürliche geographische Lage ist Deutschland das Herz Europa's; offen nach allen Seiten hin, nur von Italien durch einen Granitwall getrennt, mußte es die Markstätte des Handels, der Mittelpunkt zwischen dem Osten und Westen werden, die große Verkehrsstraße der Tausenden von allen Seiten zusammenströmenden Fremden, welche sich in ungestörtem Verkehre berückten. Deutschland war seit den ältesten Zeiten das große Waarenlager von Europa, die Pulsader im Gliederbaue der Handelswelt.

Wie in politischer und geographischer Weise hing und hängt überhaupt auch heute noch Böhmen in Bezug auf seinen Handel nicht nur mit Deutschland zusammen, sondern geradezu von Deutschland ab. Die große Heerstraße zwischen Italien und Deutschland ging über den Brenner und führte die Produkte des Südens und die Gewürze Indiens in die großen deutschen Emporien Nürnberg, Augsburg, Bamberg, Magdeburg, Erfurt bis nach Lübeck und Hamburg, das bereits im Jahre 1111 Privilegien gewann, und hinüber auf der großen Wasserstraße des Rheins in die Niederlande hinein. Der Handel nach Süd-Osten, dessen Hauptkapitelplatz Regensburg war, ging auf der Straße der Donau. Schon 1158 entdeckten Bremer Bischofsfahrer die baltischen Ufer, so daß sich solchergestalt das deutscher Kolonisation zugänglich gemachte Gebiet bis tief in den finnischen Meerbusen hinein erstreckte. Tief im Slavenlande an der großen Handelsstadt Jumne, wo jetzt Wollin liegt, traf der sächsische Kaufmann mit dem griechischen zusammen und ebenso im heil. Kiew in Rußland. Gerade so wie die Sachsen mit deutscher Manneskraft bis an das „Eiserne Thor“ und an die Ausläufer des Balkans Vorposten deutscher Kultur hingestellt haben, ebenso erwuchs aus der kleinen Kaufsgilde am Ostseestrande eine zweite vorgeschobene, bis heute unbezwungene Vorwacht des Deutschthums, die deutschen Ostseeprovinzen. Inmitten dieser großartigen Handelsbewegung konnte Böhmen nicht als todte Insel liegen bleiben. Bald nach der Rodung der Grenzwälder thaten sich denn auch den schweren Lastwägen der deutschen Kaufleute die berühmten böhmischen Grenzsteige auf. Da war der Egerer Steig mit der Landespforte bei Tepl, der Pfad von Laus, der sogenannte Günthersteig gegen Hartmanitz, der Prachätzer Steig oder der Passauer Weg, sehr bezeichnend der „goldene“ genannt; nach S. führte der Saunweg von Budweis und der Beheimsteig bei Grazen an das Handelsgebiet der Donau. Ueber Nachod und Glaz zog der polnische Steig, endlich in die Kapitale der deutschen „Hansa“ die Pfade des Erzgebirges vertheidigt durch die alte Burg bei Brüx. Das waren die Lebensadern Böhmens, Passau, Linz und Mautern waren von den Tschechen gern besuchte Märkte, während die praktischen deutschen Kaufleute gleich Prag zum Centralpunkte ihres Handels wählten. Hier lebten sie nach altem Brauch als eingeschlossene deutsche Kaufmannsgilde bereits im XI. Jahrhundert. Von kleinen Anfängen ausgehend, doch in kräftiger Entwicklung erstarrend unter dem Schutze der Fürsten wurde diese Kaufmannsgilde die Grundlage der Stadtgemeinde, die erste Prager freie Bürgerchaft.

Im Leinholze, dort, wo das alte Ungelt als eine Erinnerung aus ältester Zeit heute noch steht, da strömten die deutschen Kaufleute aus allen Ecken und Enden zusammen. Hier standen ihre Buden und Niederlagen, hier geschahen alle Einkäufe und Verkäufe im Großen wie im Kleinen. Hier hatten sie ihr eigenes Krankenhaus, ihre eigene Kapelle und, was das Wichtigste, hier entschied ein eigenes freies Gericht unter einem selbstgewählten „Richterius“, wie die lateinische Urkunde besagt, ihre Handel. Unter solchen Umständen mußte eine schnelle Seßhaftmachung und eine rapide Ausdehnung des fleißigen und darob wohlhabenden deutschen Bürgerstandes eintreten. Schon im Jahre 1055 konnte ein Reskript Spitiuhnew II., alle Deutsche aus dem Lande zu jagen, ebenso wenig ausgeführt werden, wie Duzende ähnlicher Art in späterer Zeit. Mit dem Kaufmanne unbedingt verbunden ist der deutsche „Handwerker“, der dem Kaufmanne bereitete, was er zum Leben und zum Handel brauchte. Sobald sich nun irgend wo ein fester Kern deutscher Bürger gebildet hatte, drangen die Vertreter des Kleinverwerbes und die deutschen Arbeiter von selbst nach. Ja sie ziehen selbst mit auf die Märkte, um mit dem buntgefärbten Wanderleben des Kaufmanns auch dessen Freud und Leid zu theilen. Von Herrendiensten, Frohnen und den Lasten des Hofgerichtes ist weder beim Kaufmann noch beim Handwerker die Rede; Beide waren in ihren Gilden persönlich frei, die sich zu gemeinschaftlichen Rechten, sowie zu gleicher Zucht vereinigten. Gerade das Hinzutreten der festgeschlossenen Handwerkerzünfte aber machte die Entstehung einer „Stadt“ möglich, d. h. einer Stätte, welche eben so wohl für die äußeren Bedürfnisse des Lebens, als für die Sicherheit des Produzenten zu sorgen hatte.

Auf den ersten Blick vermag der Wanderer die Entstehungsgeschichte fast aller Städte von Lübeck bis Krakau aus deren Bauart herauszulesen. Bei älteren Städten hat häufig die Burg des Landesherrn Anlaß zur Ansiedlung gegeben; meistens aber baute sich der Kaufmann völlig abgesondert an, getrennt durch einen Fluß, wie die Moldau in Prag, die Oder in Breslau, die Weichsel in Krakau. Den Mittelpunkt derselben bildet der „Ring“ — meistens ein Rechteck — und um ihn rings herum ziehen sich die bekannten bedeckte Gänge, welche z. B. in Prag so hoch gebaut wurden, daß ein Reiter durchreiten konnte. Diese Gänge oder „Lauben“, die Kaufmannsbuden der deut-



sehen Kaufleute, die prägen jeder Stadt das Stigma der deutschen Handelsstadt ein, sie sind eben so im Reiche, wie bei uns so zu sagen die Wappenschilder des deutschen Handels.

Und wo die Bauernarbeit und des Kaufmanns Thätigkeit nimmermehr ausreichten, wo die rauhe Natur dem einen die Früchte, dem andern die Käufer versagt, da endlich arbeitet mit gewaltiger Kraft Schlägel und Hammer des deutschen Bergmannes und fördert die Schätze der Tiefen der unwirthlichen Grenzgebirge. Diesem Schaffen dankt Kuttenberg, das heute die Tschechen noch das „böhmische Nürnberg“ nennen, und Pübram und Joachimsthal mit dem ganzen großen Kranze kleinerer und größerer Bergstädtchen des Erzgebirges ihre Entstehung. Glücklich die letztenannten! ihr Ausgang fiel in eine bessere Zeit!

Es ist leicht abzusehen, welchen hohen Werth solche Städte mit ihrem reichen Bürgerstande, dem für seine Sicherheit keine Summe zu groß war, für die Fürsten hatten. Sie waren Füllhörner der Steuerkassen, Schirmburgen in Gefahr, die Vorrathskammern in Krieg und Frieden, die Fruchtspeicher für König und Unterthan und für ersteren oft Geldvermittlungspunkte und Bankstätten. Von besonderem Werthe, von dem wir heute gar keine Vorstellung mehr haben, waren die Städte als Marktplätze für das Land, das kaum die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bieten konnte. Jahrmart in der Kreisstadt! das war das Zauberwort, das Alles in Bewegung setzte, Alt und Jung, Edelmann und Bauer, das in die sonst in stiller Arbeit arbeitende Stadt ein märchenhaftes buntes Treiben zauberte. Da gab's ein Gewoge, Gemenge und Gedränge von Alt und Jung, von Hoch und Niedrig, besonders in der kleinen Stadt von Buden, die plötzlich aus dem Boden gewachsen und nun, ob des Kaufes, ob des Vergnügens halber, von Fremden und Einheimischen umringt war. Dazu standen die Märkte in der Regel im Zusammenhang mit größeren kirchlichen Festen, so daß heute noch das Wort „Messe“ seinen bekannten Doppelsinn hat. War es da ein Wunder, daß die Fürsten den Kaufmann, an dessen „Ferse in der That das Gute sich anknüpfte“, umwarben und ihrer so viel als möglich in's Land zu ziehen suchten! Man überbot sich förmlich an Privilegien für neugegründete, deutsche Städte. In Kurzem überzogen die schlesischen Herzoge und polnischen Könige ihr Land mit einem förmlichen Neze; städtisches Gemeinwesen mit deutschem, mit Magdeburger Recht. Der Böhmerfürst Sobeslaus II. verstand sein Interesse sehr gut, als er im J. 1175 den Deutschen Prag's den berühmten Freiheitsbrief und mit ihm eigene Verwaltung, eigenes Gericht, freie Wahl denselben u. s. f. gewährte. Alle die schönen Städte Deutschböhmens, ob ihre Namen nun deutsch oder slavisch klangen, waren deutsch ihrem Handel, ihren Bürgern und ihrem Rechte nach; alle waren sie von Deutschen begründet, theils zu Städten aus Dörfern und Einöden erhoben. Als der Glanz des Kaisers in Deutschland erblaßt war, da mußten die Städte auf ihre Sicherheit selbst bedacht sein, und aus diesem Bestreben entwickelte sich jene großartige Handelsverbindung, welche unter dem Namen der „norddeutschen Hanse“ die nationale Aufgabe der Heranbildung des Städtewesens zur Selbstständigkeit allein durchgeführt hat. Aus der gemeinsamen Arbeit des Kolonisten und des Kaufmannes erwuchs von der Elbe bis zur Narwa, von der Meeresküste bis zum Binnenlande, jene große Anzahl blühender Gemeinwesen, die Grundlage hanftischer Macht, deren großartige Erfolge eines der schönsten Blätter unserer Geschichte gefüllt haben.

Und in dem hanftischen Geiste der Freiheit und des Deutschtums haben auch bei uns alle städtischen Gemeinwesen so schnell und so intensiv sich begründet, daß schon unter Wenzel II. die Geschichtsschreiber der Tschechen klagen: „Der König hätte den Deutschen zu Liebe die Tschechen vernichtet.“ Die Begründung des freien Städtewesens, die vollständige Ein- und Durchführung deutscher Sitte und Sprache in denselben, das ist der größte Sieg der deutschen Kultur! — Unser Heimatsland Böhmen müßte heute ein Paradies sein, hätte nicht die schreckliche Hussitenzeit in ihrem nationalen Fanatismus fast Alles mit einem Schlage zerstört, was deutsche Arbeit in Jahrhunderten gebaut. Alle Blüten deutscher Kultur wurden geknickt und nur die Wurzeln gelassen, die wieder frisch treiben mußten. Traurig denken wir an Hamerlings schöne Worte:

„O Menschengeschlecht, wie der Sonne Ruß mit dem Anger  
Die Blumen, mit schlammigem Sumpfe die Pest zeugt,  
So auch leuchten die großen Gedanken im Himmel des Geistes,  
Aber ihr Strahl meist trifft er in irdischen Herzen nur wüsten  
Schlamm und so weckt er statt Blüten nur gährende Fäulniß.“

Aus solcher Fäulniß stiegen die Schreckensgestalten des Hussitismus!

Unheilbar waren die Schläge, die diese finstern Zeiten, die heute ein armes, verhegtes Volk als die schönsten seiner Geschichte preisen will, dem Deutschtum beibrachten. Das deutsche Reich versank mehr und mehr in Schwäche und politische Anarchie, und kein Herrscher fand sich den Stein der verbliebenen Größe des Volkes noch einmal zum Berge, den er herabgerollt, mit gewaltiger Kraft emporzurollen. Feinde und Ausländer theilten sich in des Reiches Herrlichkeiten, das gewaltige deutsche Volk verlor das Gemein-Gefühl und 38 souveräne Staaten und ebenso viele Völkchen souveräner Vasallherren, nicht Deutsche mehr, sondern Bayern und Schwaben, und Badenser und Hessen, ja sogar Lippe-Deumolder, die theilten sich in den verhöhnnten alten Purpurmantel. Versenkt wie Faust sein Symbol in's dumpfe Rathseltathen, gewann es den Urgrund des Wissens zu erglünden und — verlor sich selbst. Da ging die Germanisation mit Tiefenschritten zurück. Festgewurzelt in den Mutterboden, wie jener Riese der Sage des Alterthums,

mußten mit dessen ersterbender Kraft auch die Zweige verdorren. Die Vernichtung des Deuthums in Galizien und Polen, seine Lähmung in Ungarn und Siebenbürgen, dessen deutsche Bevölkerung den Uebermuth der Magyaronen selbst heute noch mit Fußtritten lohnt, und die von uns schon erlebten und noch fortgeführten Kämpfe mit den Neuhussiten um Gesetz und Recht, sie alle waren Folgen der klaffenden Spaltung im Reiche, des Verlustes des starken und stolzen Nationalbewußtseins, des Urquells volksthümlicher und herrlicher Thaten. Der Deutsche in Pest und Prag hat seines Volkes und seiner Sprache vergessen gelernt und müht sich ab, das fremde Idiom eher zu erlernen, dessen sich seine Väter geschämt. Zählen Sie, Verehrteste, die Schaaren von Negaten, die der kaum 20-jährige Racenkampf und freilich auch ein alle Gesinnung und Moral untergrabendes Regiment in Böhmen gezeugt, zur Schande ihrer Namen, zur Scham der Mutter, die sie deutsch geboren. — Da baunte sich denn doch an dem herrlichen Feste, das wir in Teplitz und Schönau gefeiert, der gutmüthige deutsche Michel aus der Demuth seines Spießbürgertums empor und rief es laut und kräftig den Drängern zu: Wir sind ein einzig Volk von Brüdern, Söhne einer großen Nation, einig im stolzen Bewußtsein unsrer Kraft und Größe! Was es genügt, das beweisen uns die schönen Gedenktage, die wir heute Dank der Opferwilligkeit und dem Entgegenkommen dieser von der Natur mit wunderbarem Segen beglückten deutschen Stadt, deren Namen preisend Nationen nennen, zu feiern im Stande sind. Der Deutsche hat erst in der Stunde der Gefahr seine wunde Stelle erkannt und das Mittel gefunden, die Gefahr abzuwenden, und darin eben liegt auch das einzige mögliche Mittel, die Gefahr ein für allemal zu verhüten. Wir Deutsche müssen festbarren auf dem Boden unserer Geschichte, eins uns fühlen innerhalb des Gemarkes unseres engeren Vaterlandes, eins aber auch mit der Mutternation, die heute ihre Kongenialität, ihre Einheit und ein machtvolleres deutsches Reich uns wiedergewonnen hat. Von ihr sind wir, die Söhne, hingelegt an diese Marken, die Cultur-Arbeit der Ahnen zu hüten und fortzusetzen als Hüter der Civilisation, der Freiheit und des Fortschrittes, eine Arbeit, in der historisches Recht der Deutschen in Oesterreich nicht auf Gleichberechtigung, sondern auf Mehrberechtigung beruht. Unser Vaterland Oesterreich, die alte von dem deutschen Kaiser Karl gegründete Dänmark, es trägt das Signum seiner politischen Aufgabe in seinem Namen. Wir aber, die es geschaffen, und diese Schöpfung auszubauen und zu erhalten eben als die Söhne unserer Ahnen berufen sind, wir haben ein vollstes Recht, Deutsche zu sein und Deutsche sein zu dürfen, damit nicht statt der Bauherren die Kärrner regieren; wir können und werden es aber unter allen Umständen, ob es nun in Höhen tagt oder dunkelt, sein, wenn wir das Bewußtsein unsrer nationalen Kraft und Größe nicht nur in der Stunde der Gefahr hervorsuchen und dann wie ein altes Erbmöbel in die Kumpelkammer der Vergessenheit werfen, sondern es immerdar bewahren und erhalten. Aus dem Bewußtsein der Kraft erfolgt das Wollen, darauf die That und der „Debitus unserer Zukunft ist die That.“ — Die heilige Flamme des deutschen Volksbewußtseins zu nähren, ist heute die historische Pflicht jedes ächten deutschen Oesterreichers. Darum rufe ich an dem Gedenktage des Emporlohens dieses Bewußtseins im Sinne des großen Churfürsten Jedem die Worte zu: „Gedenke ein Jeder, der kein slavisches oder jesuitisches Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein großes Vaterland nicht zu veründigen! Gedenke ein Jeder, immer und ewig, daß er ein Deutscher ist! Und das walte Gott!“

Nach Beendigung des Vortrages, welcher mit allem Beifalle und gespanntester Aufmerksamkeit aufgenommen wurde, ließ der Präsident eine kurze Pause eintreten, worauf Herr Dr. G. Laube, Prof. am deutschen Landespolytechnikum in Prag und Ausschußmitglied des Vereines, in mehr als einstündiger, ebenso beifällig aufgenommener Rede die Urgeschichte Boachimthals sowie die Bedeutung der beiden hochgelehrten Männer dieser Stadt, des Naturforschers Georgius Agricola und des Bergpredigers Johannes Matthesius, \*) in eingehendster Weise entwickelte. — Mit dieser Rede war der wissenschaftliche Theil des Festprogramms erledigt. Schließlich erbat sich noch einmal der Geschäftsleiter das Wort, um jenen Blättern, welche die Festversammlung in besonders ehrender Weise mit begrüßt, vor Allem der „Deutschen Zeitung“ in Wien und der „Bohemia“ in Prag den Dank auszudrücken. Hieran knüpfte er unter dem Beifalle der Versammlung die Erinnerung an einen Mann, der bereits an drei Wanderversammlungen das Präsidium geführt hatte; an den Reichsrathsabgeordneten und Mitbegründer des Vereines Dr. K. Pickert. Auch für die diesjährige war derselbe für diese ehrenvolle Aufgabe wieder designirt, hatte sie bereitwilligst auch schon übernommen, als ihn eine betäubende Trauerkunde plötzlich vom Festesorte hinweg an eine Trauerstätte berief. Schließlich empfahl der Redner die neuen Publicationen des Schwestervereines, des „Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“, welche Hand in

\*) Anmerkung. Der Vortrag ist ein Auszug der drei in der heutigen Nummer der Mittheilungen veröffentlichten historischen Arbeiten Dr. Laubes.

Hand mit dem Geschichtsvereine ergänzend und belebend für die Bildung und Aufklärung des deutschen Volkes in Böhmen rastlos thätig wirkt, um in dieser so nothwendigen und vielversprechenden Arbeit wohl viele Früchte, aber eben so viel Unterstützung zum Heile der guten Sache bedarf. — Professor Dr. Laube aber verständigte die Versammlung, daß die nahegelegene Stadt Joachimsthal für die Festbesucher auf Anregung und Dank den Anstrengungen des Bezirkshauptmannes Dr. R. B. Hansgirk eine Ausstellung ihrer historischen Denkwürdigkeiten für die Festgäste veranstaltet hatte, welche um so größeres Interesse gewährt, als die die Stadt heute der Mittelpunkt einer geschichtlichen Darstellung gewesen ist, welche sich häufig um die zur Anschauung gebrachten Reliquien der alten herrlichen Zeit windet, welche um so würdiger des Besuches ist, als die Stadt gerade, ein sprechender Beweis der Volkskraft deutscher Kultur, ein Produkt deutschen Fleißes und deutscher Thätigkeit — ebenso die schaffenden Gewalten politischer und geistiger Freiheit, als die zerstörenden des engherzigen Fanatismus und der Intoleranz an sich erproben wußte. — Hierauf erklärte der Präsident Dr. Wiener die Wander- versammlung des Vereines, deren Zweck erfüllt war, für geschlossen. —

Wie üblich hatte auch heuer die Stadt Karlsbad ihren Gästen ein Festbankett im schön geschmückten Saale des Hôtel de Saxe veranstaltet, bei dem sich die Landtagsabgeordneten, so wie andere hervorragende Vertreter des Deuththums, die Honoratioren der Stadt u. s. f. zusammenfanden. Die Tafelmusik besorgte die rühmlichst bekannte Kurkapelle. Nach dem Toaste auf den hochherzigen Geber und Erhalter der Verfassung Se. Maj. den Kaiser, welchen Dr. Sorger ausgebracht hatte, erhob sich der Abgeordnete der Stadt Karlsbad Dr. Alfred Knoll, um in vorzüglicher Rede einen Ueberblick über die Thätigkeit des Vereines zu geben. Redner schildert, wie der Verein von nur kleinen Anfängen ausging, nur von wenigen wackern Männern, wie Schlesinger, Wiechowsky, Rippert, Hallwich begründet und lange, bis heute gehegt ward, wie er wuchs und emporblühte unter dem Schutze der Stammesgenossen im treuen Beharren auf der alten Bahn, in steter nie rastender Arbeit. „Besonders waren es die Wanderversammlungen,“ fährt Redner fort, „in welchen er mit dem Volke, dessen geistiger Bildung, dessen politischer Stellung seine Arbeit gilt, in unmittelbarsten Kontakt trat. Speziell die vorjährige in Teplitz-Dux gestaltete sich zu einer großartigen politischen Kundgebung. Der Anspruch auf unser nationales Recht wurde zum Protest gegen die Vorgänge des damaligen Ministeriums und wir können es wohl mit Recht aussprechen, daß der Parteitag mit seinen gewaltigen Faktoren ein gutes Stück jener Falle gewesen, in die das Ministerium stürzte. Heute nun liegen die Verhältnisse anders.

Allein, meine Herren, ich glaube, wenn wir in Zeiten der Gefahr es schätzen gelernt haben, für unser nationales Recht zu kämpfen, so müssen wir auch in anderen ruhigeren Zeiten dieser Erfahrung treu bleiben. Wir wollen nicht deutsch sein aus Verzweiflung, auch nicht mit obrigkeitlicher Bewilligung, sondern unter allen Umständen, weil wir als Deutsche geboren sind und weil unter deutscher Leitung Oesterreich groß geworden ist, weil ferner unser nationales Recht uns bisher vor aller Gewalt geschützt hat mehr als alles Andere. (Bravo!) Wenn es daher auch nicht angemessen sein dürfte, jetzt dem Feinde, der schwer verwundet und entwaffnet zu Boden liegt, noch mit allzugroßer Hast zu Leibe zu gehen, so verkenne ich andererseits nicht, daß wir die Aufgabe haben, auf unserm Posten Wache zu halten und neben dem Bewahren des nationalen Prinzips noch andere Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um das politische Leben immer mehr zu stärken. Wenn wir insbesondere auf die großen Erfolge unserer Brüder im Reiche hinblicken, so ist es auffallend, mit welch' großer Gewissenhaftigkeit sie an ihre Arbeit gehen, welches stramme Pflichtgefühl, welch' hoher Ernst sie bei jeder Leistung beherrscht. Dies hat beigetragen zu den großen Erfolgen, die auch uns zu stat-

ten kommen. Wir werden also in einer Zeit, wo wir nicht mehr unmittelbar gegen einen Hohenwart und Schöffle zu kämpfen haben, uns auch nicht der als einer österreichischen Eigenthümlichkeit so oft belobten Urgemüthlichkeit allzusehr hingeben dürfen, sondern müssen uns immer bewußt sein der großen Reformaufgaben, die uns bevorstehen, und in diesem Sinne schreite Jeder energisch und tüchtig nach bestem Wissen und Gewissen vorwärts. Wir werden uns davon durch keine kleinlichen Rücksichten abwendig machen lassen, auch nicht durch die materielle Strömung der Zeit, wir werden uns daran erinnern, daß große politische Aufgaben von allen Kreisen und Schichten des Volkes erfaßt und durchgeführt werden müssen, daß es nicht gilt, sich auf Andere zu verlassen und die Hände in den Schoß zu legen, sondern daß Jeder mit Hand anlegen müsse, damit die Reformen zu Stande kommen, damit wir das gute Beispiel, welches uns von jenseits der Grenze in Bezug auf Justizpflege, Administration, politische Vertretung u. z. zukommt, nachahmen und charakterfest befolgen. (Bravo!) Von diesen Erwägungen ausgehend, glaube ich, daß der deutsch-historische Verein gewiß auch in der Geschichte Momente finden wird, welche die Wichtigkeit dessen, was kurz hervorzuheben ich mir erlaubte, beweisen und der deutsch-historische Verein mag daher seinen Veröffentlichungen und seiner Wirksamkeit diese Aufgabe stellen, so lange nicht wichtige Feinde ihn nach außen hin beschäftigen, im eigenen Lager auf ersprißliche Weise die Festigung und Klärung des Muthes zu fördern. Ich glaube daher nicht besser schließen zu können, als wenn ich jene Worte, welche der deutsch-historische Verein am Schlusse des diesjährigen Jahresberichtes den Mitgliedern ans Herz legt, wiederhole. Sie lauten: In dem Bewußtsein, auf die Mitwirkung des ganzen Volkes auch fürder rechnen zu dürfen, kann der Verein mit ungebrochener Kraft an die Lösung seiner großen Aufgabe gehen, das Gewonnene und Errungene sichernd, das Begonnene fortsetzend. Hiemit aber wird er auch gewiß im Sinne aller Vereinsgenossen seine erhabene Mission im deutschen und wissenschaftlichen Geiste erfüllen und sich auch fürder bewähren als eine Zwingburg gegen die Verächter deutschen Rechtes und deutscher Größe, als geistiger Centralpunkt der Deutschen in Böhmen.“ (Anhaltender Beifall.)

Dr. Wiener, welchem auch hier das Ehrenpräsidium überlassen war, bemerkt zunächst, daß er unter den von dem Herrn Vorredner angeführten Gründern des Vereines die Namen Zweier vermissen, nämlich den gelehrten Dr. Pelzel und durch und durch kerndeutschen und biederen Dr. Schmalfuß, deren Andenken er hiemit in Erinnerung bringe. „Die großen Erfolge,“ fährt der Redner fort, „welche mein geehrter Vorredner geschildert hat, verdankt der Verein nicht nur den Bestrebungen hervorragender Mitglieder, in erster Linie verdankt er sie der lebhaften Bethheiligung der Bevölkerung selbst. Es hat sich auf das Glänzendste erwiesen, daß diese Bethheiligung immer eine rege, stetige war. Die Stadt Karlsbad ist es nun, meine Herren, welche es ermöglicht hat, daß diesem Bestreben Ausdruck gegeben wurde, indem die Stadt Karlsbad den historischen Verein zur Abhaltung seiner Wanderversammlung eingeladen hat. Diese Einladung ist leicht erklärlich, denn ungeachtet des internationalen Charakters, den ein weltberühmter Kurort besitzen muß, hat die Stadt Karlsbad stets deutschen Geist, vereint mit österreichischem Patriotismus, stets die Liebe zur Wissenschaft und zu liberalen Anschauungen bewahrt. (Beifall!) Die 2 Tage, meine Herren, welche wir hier verleben, werden gewiß Allen von uns unvergeßlich sein; sie haben uns den Beweis geliefert, daß der biedere Charakter, die Liebenswürdigkeit und die Gastfreundschaft von Karlsbad Hand in Hand gehen mit den reichen Schätzen der Natur, mit denen sie diese herrliche Stadt geschmückt hat. Sie erlauben daher, meine Herren, daß ich auf dieses Karlsbad und seinen würdigen Bürgermeister ein Hoch ausbringe! (Beifall!)

Nun folgte, wie es nun einmal üblich ist, Toast auf Toast; Dr. Anger aus Karlsbad sprach auf die Hüter der Verfassung, die Abgeordneten im Land- und Reichsrathe. Ihm antwortete, mit lebhaftem Zurufe begrüßt, Dr. F. Schmeikal mit einem Trinkspruche auf die Solidarität der Deutschen Oesterreichs. Dr. Klier pries das deutsche Volk in Böhmen, R. v. Dogauner dachte an die liberale Geistlichkeit, Dr. Haßmann an die Vertreter des Vereines am Lande u. s. w.

Der Abend versammelte die Gäste in dem schönen Saale des Kurhauses zum Schluß- und Abschieds-Commers, den ungestörte gesellige Unterhaltung, die unvermeidlichen humoristischen und nicht humoristischen Trinksprüche, eine trefflich exekutirte Musik in schönster Weise ausfüllten. Während eines Ruhepunktes verlas der Geschäftsleiter die zahlreich eingelassenen Telegramme und sonstigen Zuschriften; ihre große Zahl, sowie der Umstand, daß sie nicht nur aus allen Theilen und Gegenden des Heimatslandes, sondern auch aus den übrigen deutschen Kronländern einlangten, waren ein neuer Beweis der Anerkennung der Thätigkeit des Vereines und die sprechendste Würdigung seiner Werke. Auch der befreundete und im Schriftenaustausch stehende historische Verein in Freiberg (Sachsen) hatte durch seinen Obmann Gerlach ein herzliches Begrüßungsschreiben gesendet. Von den telegraphischen Zuschriften sei uns gestattet, nur folgende hervorzuheben:

**Ash:** — „Wie sich schön gestaltet, wo der Deutsche waltet — Mit dem offenen Sinn, der treuen Brust! — Heil Dir Vaterland, denn die deutsche Hand — Sie allein sie schirmt und kräftigt Dich zu frischer Lust.“ — Dreyler, Vereinsvertreter.

**Auffig:** „Zu meinem aufrichtigen Leidwesen ernstlich verhindert, unter meinen festlich versammelten Gesinnungsgenossen zu weilen, sende ich aus der Ferne die herzlichsten Grüße, die wärmsten Wünsche; das Gefühl für die Größe und Herrlichkeit des deutschen Namens, die glühende Liebe für Gesetz und Freiheit, die Kampflust gegen offene und schleichende Feinde mögen diesmal nicht minder lebhaft, nicht minder groß, nicht minder mächtig sich manifestiren wie im Vorjahre zur Zeit der Revolution von Oben. Hoch die Treue für Reich und Recht!“ Abgeordneter Dr. Ruß.

**Bakov:** Festgruß von Dr. B. Zohn und Architect Pichler.

**B.-Leipa:** Von Dr. Aschenbrenner und Foges Namens des politischen Vereines.

**Brünn:** Dr. Fromber. „Den deutschen Männern, den Vertretern der Wissenschaft, den Erwählten des Volkes dreimal Hoch!“

**Dauba:** Karl Vogl. Festgruß als neueingetretenes Mitglied. Ferner von Josef Theumer, Landtags- und Reichstagsabg., und Dr. Urban, Vereinsvertreter.

**Einsiedel:** Stadtvertretung.

**Gablonz:** Vom Vereinsvertreter Dr. S. Adler.

**Gmunden:** „Die 36. Wanderversammlung des oberösterreichischen und liberalen politischen Vereines sendet tausend herzliche Grüße ihren Gesinnungsgenossen in Karlsbad.“ — Göllicher — Hochnegg und Baron Weichs.

**Haida:** Begrüßungen vom politischen Verein.

**Königsberg:** Politischer Verein.

**Leitmeritz:** Fortbildungs-Verein Schiller. „Mit aufrichtigsten Sympathien begleiten wir den Verein, der es verstanden mit den Waffen der Wissenschaft als Schutzwehr des Deutschthums erfolgreich zu kämpfen, der die unvergeßlichen Tage von Teplitz geschaffen.“ — Dr. v. Gollitschek.

Deutsch-politischer Verein.

**Liebenau:** 1. Stadtvertretung. „Den Vertretern des echten Deutschthums in Böhmen unsere Zustimmung für ihre Bestrebungen und unsere besten deutschen Grüße.“ — Adols Pilz, Bürgermeister.

2. Die Vereinsmitglieder durch Schuldirektor Czernitzky, Vereinsvertreter.

**Luditz:** Bürgermeister Hajdt im Namen d. Stadtvertretung u. aller städtischen Korporationen. (4 Telegramme.)

**Neumarkt:** Dr. Katka im Namen des Lehrervereines.

**Neubudjow:** Dr. Lein, Vereinsmitglied.

**Reichenberg:** Dr. Hallwich, Abgeordneter. „Den wackern Verfechtern des mit Verfassung und Kulturfortschritt verwachsenen deutsch-nationalen Interesses, in treuer Waffenbrüderlichkeit ein herzliches Hoch im eigenen, sowie im Namen des deutsch-politischen und Männergesang-Vereines.“

Dr. Sieber im Namen der bei der Festneipe des Jeschen-Szergau-Verbandes in Reichenberg versammelten Turnvereine, des Schützenbundes, des Männergesang-Vereines, des Geselligkeits-Clubs und des Vereines der Naturfreunde.

**Lehrer-Verein.** Den versammelten Männern der Wissenschaft und des Deuththums, welche in bester Weise Volksbildung und Aufklärung fördern und so mit deutschen Lehrern Hand in Hand gehen, entbietet die herzlichsten Grüße Lehrer Fischer, Vereinsvertreter.

**Schlaggenwald und Schönfeld:** Die Obmänner der pol. Vereine Waldert u. Lochner.

**Steinshänu:** Die Mitglieder: „Eingedenk und im vollen Bewußtsein der Bedeutung des heutigen Festes bringen wir der V. Wanderversammlung, mit der sich der Verein einen neuen Markstein seines fruchtbringenden ausdauernden Wirkens setzt, in echtem deutschen Geiste die herzlichsten Grüße.“ J. J. Krause, Vertreter.

**Tachau:** Bildungs-Verein.

**Tepliz:** Fortbildungs-Verein. — Liedertafel. — Politischer Verein (durch Obm. S Logan.) — Männergesangverein. — Veteranenverein. — Turnverein.

Stadtvertretung „bedauert lebhaft, abgehalten zu sein, an Eurem erhebenden Feste theilzunehmen. Mit der Verstärkung herzlichster Sympathien den versammelten deutschen Männern ein begeistertes Hoch.“ — Uherr, Bürgermeister.

**Trautenau:** Vereinsvertreter F. Schneider, k. k. Bez.-Schulinsp. im Namen der Mitglieder.

**Wekelsdorf:** Polit. und Fortbildungs-Verein durch seinen Obmann. Wenzel Kaulich.

**Wien:** Landtagsabgeordneter J. U. Dr. E. Barenther — (Hernald) Prof. Sidmann.

Außerdem waren noch einige Telegramme eingelaufen, die nur der Begrüßung der deutschen Landtagsabgeordneten, den beiden Vortragenden, Dr. Hans Kudlich, Dr. Pickert, kurz einzelnen Persönlichkeiten galten. Die Delegierten Exc. Herbst und Exc. Hasner hatten von Pest eigene Zuschriften gesendet, die bereits beim Bankette durch den Herrn Bürgermeister ihre Verlesung und beifälligste Aufnahme fanden. Den Mittelpunkt des Abends aber bildete die an den Landtagsabgeordneten Dr. Alfred Knoll gerichtete Zuschrift des gefeierten Volksmannes Dr. Hans Kudlich, den die Stadtvertretung eigens zu Gaste gebeten hatte. Wir lassen dieselbe hiemit ihrem vollen Wortlaute nach folgen:

Hochgeehrter Herr! Viele Gründe verhindern mich, die so freundliche und ehrenvolle Einladung zur Versammlung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen anzunehmen. Ich bedaure dies selbst aus vielen Gründen.

Aus dem deutschen Theile Böhmens sind mir sowohl telegraphisch als brieflich zahlreiche Grüße zugesendet worden, und ich hätte es vorgezogen, dafür meinen Freunden Hand in Hand, Aug' in Aug' zu danken.

Auch weiß ich wohl zu würdigen die Bedeutung der historischen Gesellschaft für die Belebung und Erhaltung des deutschen Elementes in Böhmen. Ich weiß, daß diese Gesellschaft mehr als irgend eine andere Vereinigung, sowohl auf socialem Gebiete durch unmittelbaren Gedankenaustausch, als auch auf dem Gebiete des politischen Lebens durch Rede und das gedruckte Wort zur Hebung des Bewußtseins der Deutschen beigetragen hat.

Eudlich hängt von der Erledigung der tschechisch-deutschen Streitfrage nicht nur des deutschen Stammes, dem ich selbst angehöre, sondern auch des ganzen österreichischen Länderverbandes Wohlergehen und Existenz ab.

Gründe genug für mich, der ich nebenbei noch dem politischen Verrath der Tschechenführer meine gezwungene langjährige Kofreißung vom Vaterlande zu verdanken habe, gelegentlich ein Wort über jene Streitfrage zu äußern.

Einem Vereine von Historikern gegenüber muß ich aber im voraus zu meiner Schande gestehen, daß ich vom sogenannten böhmischen Staatsrechte nichts weiß. Seit 1848 habe ich meinem Gedächtnisse erlaubt, Alles zu vergessen, was die mittelalterlichen Rechte und Privilegien alter Kronen bedarf. Da der damals regierende Kaiser Ferdinand der neuen Zeit gegenüber ebenfalls die Rücksicht nahm, auf die vererbten Privilegien seiner eigenen Kaiserkrone zu Gunsten des constitutionellen, modernen Princips der Volks-Souveränität zu verzichten, so glaube ich nicht mit Bezug auf die damals in Vergessenheit gerathene böhmische Krone eine Ausnahme machen zu müssen. Ich glaube, mein staatsrechtliches Wissen ganz allein aus dem unerschöpflichen Borne der allgemeinen Menschenrechte, sowie aus den von den Völkern Oesterreichs acceptirten Zugeständnissen und Versprechungen seines Regenten schöpfen zu dürfen. Daß ich später weder Lust noch Zeit hatte, das Capitel über die Rechte der Wenzelskrone in der Schweiz und Amerika zu recapituliren, das werden Sie begreiflich finden!

Und auch heute, nachdem ich schon bereits ein halbes Jahr die heilige Lust der böhmischen Krone eingeathmet habe, so frisch, wie sie eben von den Sudeten herüberweht, fehlt mir das Verständniß für jenes Staatsrecht.

Ich glaube, daß man heute von den Ereignissen und dem Zustande einer grauen Vergangenheit vollständig absehen muß, von einem Zeitalter, in welchem nicht das entrechtete, leibeigene Volk — deutsch und slavisch — sondern nur die Stände: Krone, Adel und Geistlichkeit, die Gesetze, die Geschichte und das Staatsrecht machten. Wer seine Berechtigung nicht herleitet aus dem heute geltenden Gesetze der Humanität, sondern zurückgreift ins finstere, von keiner Gleichberechtigungs-Idee durchdrungene Mittelalter, der stellt sich selbst ein schlimmes Armuthszeugniß aus!

Ob die Deutschen als Colonisten von den böhmischen Königen, Herren und Bischöfen ins Land gerufen wurden, oder ob etwa die Tschechen ins Land hereinschlichen und von den Plägen Besitz ergriffen, welche eben die südwestlich vordringenden Bojer und Markomanen verlassen hatten — ob die Schlachten im Marchfelde und am Weissen Berge durch die Tapferkeit der Deutschen gewonnen wurden oder durch einen glücklichen Zufall — ob den Hussitenkriegen mehr die Idee der religiösen Freiheit oder der Haß gegen alles Deutsche zu Grunde lag — das sind für unsere Tage ganz müßige Fragen!

Die Gewohnheit der Tschechenführer und Tschechenhistoriker, aus den verschiedensten Jahrhunderten die ihnen günstigsten Paragraphe herauszulesen und daraus ein recht schönes buntschillerndes Staatsrecht zusammenzuflicken, ist ebenso lächerlich, als wenn deutsche Gymnastiken sich das Privatvergnügen machen wollten, aus der Zeit der Hohenstaufen ein die schönsten Länder Europas umfassendes Deutsches Reich zu formiren und zu allem Ueberflusse diesem großen Reiche noch die herrlichen Grundrechte und die Frankfurter Reichsverfassung vom Jahre 1849 zu verleihen!

Der einzige historische Rechtsboden für uns und die Tschechen ist: unsere unleugbare Existenz und der constituirende Reichstag des Jahres 1848 und 1849! Daran hätten Deutsche und Tschechen festhalten sollen. Auf diesem Rechtsboden hatten alle Drei sich gestellt: Krone, Deutsche und Slaven, und zwar alle Drei freiwillig. Wenn Eins gezwungen war, so waren es sicherlich nicht die Tschechen, denen das „In den Reichstag nach Wien gehen“ damals bedeutend angenehmer war, als das Augußschweißvergießen unter dem Belagerungszustande des damaligen „Freiheitsmörders Windischgrätz“, den sie später, als er Wien bombardirt hatte, den „Befreiter“ nannten! Alle Wahlbezirke des Tschechenlandes waren dort vertreten; ihre edelsten Männer, ihre besten Dichter, ihren einzigen Historiker hatten sie großmüthig hingefendet, um mit den Deutschen und Polen eine Constitution auf breiterer demokratischer Grundlage zu verfassen. Sie Alle waren da, die Palacky, Nieger, Brauner, dessen Bauern zu stolz waren, sich die Kobot ohne Entschädigung schenken zu lassen, Haulick, Helfert, der Helfershelfer des Staatsreiches vom 4. März, der edelgeformte Trojan, der wohlmeinende Professor Jonak endlich, der niemals sehen konnte, von „winnen“ und von „wammen“ denn eine Reaction kommen sollte!

Dadurch hatte das tschechische Volk mit seiner historischen Vergangenheit gebrochen, hatte die Nothwendigkeit und Nützlichkeit anerkannt, mit den Nachbarn ein staatliches Ganzes zu bilden und damals wenigstens hörten wir nichts von den Rechten der böhmischen Krone, vom General-Landtag u. s. w., das Zeug schlummerte damals noch im Gehirn des großen historischen Schwiegervaters. Dadurch, daß sich die Tschechen damals neben die Deutschen auf den von Letzteren erkämpften Rechtsboden der Volks-Souveränität stellten, verzichteten sie natürlich auf alle alten Privilegien der „verneierten Landesordnung“, und Narren wären sie gewesen, wenn sie den sehr profitablen Tausch nicht eingegangen wären!

Nun — Tschechen und Deutsche haben sich von jenem einzigen Rechtsboden des österreichischen Volkes verdrängen lassen, die Deutschen nach tapferer Gegenwehr retteten wenigstens die Ehre ihrer Nation; die Tschechenführer hatten selbst die Hand dazu geboten, die von den Deutschen, namentlich den Wienern, eroberte und der Huth des Reichstages übergebene Volks-Souveränität zu verrathen!

Von dem Tage, an welchem sie sich im Reichstage mit den Bureaucraten des Centrums vereinigten, mußte in den Köpfen der Leiter der Camarilla der Gedanke erwachen, daß sich diese blindhaffenden Tschechenführer so gut wie der edle Jellacic als Werkzeuge einer Contre-Revolution würden brauchen lassen. Mit welcher Leidenschaft diese Tschechenführer von nun an zu verhindern suchten, daß der Reichstag die Vermittlung zwischen Ungarn und Croaten übernehme! „Sind die Herren aus Ungarn etwa deshalb gekommen, damit wir ihre schönen Bärte, ihre prächtigen Costumes bewundern?“ so empfing Nieger als Chorführer einer wirklich blutdürstigen Partei die Abgesandten des ungarischen Reichstages! Denn sie sprachen es offen aus, daß man den Arm, mit welchem der ritterliche Jellacic die stolzen Magyaren zu vernichten drohe, nicht aufhalten dürfe! Mit demselben Hohn empfingen die Tschechenführer später in Kremser ihre geschlagenen Gegner. Da war der Banus noch immer der edle Freiheitsheld, mit welchem weder der gemordete Blum, noch Messenhauer den Vergleich wagen durften!

Das Verlassen des Wiener Reichstages im October, der gescheiterte Versuch, einen Gegen-Reichstag in Brünn zusammenzurufen — alles dieses waren nur logische Consequenzen des Bündnisses der Tschechenführer mit einer volksverrätherischen Camarilla. Freilich mußte dazwischen dem arglosen Tschechenvolke hie und da Sand in die Augen gestreut werden — man hielt noch immer herrliche Reden über §. 1 der Grundrechte. Alle Gewalt ging damals auf dem Papier — von dem Volke aus, da sahen endlich die Herren Schwarzenberg, Bach und Windischgrätz, daß der dupirte Mohr seine Schuldigkeit gethan hatte, man acceptirte den Verrath und gab dem Verräther den wohlverdienten Tritt!

Die Tschechenführer hatten die „Privilegien der heiligen Wenzelskrone“, ihr feudales Staatsrecht, aufgegeben dadurch, daß sie den constituirenden Reichstag beschickten. Sie hatten die Volks-Souveränität geopfert, in der Hoffnung, ein conservatives slavisches Oesterreich dafür einzuhandeln. Sie wurden ebenso fortgeschickt wie die revolutionären Deutschen, um einem deutschen Militär-Despotismus Platz zu machen! Welche Resultate der wundervollen tschechischen Staatsweisheit! Was nun? Ist's in den Köpfen der Tschechenführer klar geworden? Als hätten sie jeden Halt-

punkt verloren, schießen sie jetzt aus einem Extrem ins andere hinein. Heute wallfahren sie zum Hussenstein bei Constanz und morgen unter Führung des Erzbischofs Schwarzenberg zum heiligen Nepomuk. Bald werden Verhandlungen eingeleitet mit dem russischen Communisten und Nihilisten Bakunin, bald wieder mit dem fröhlichen Vater Greuter aus Tirol. Die Question tehéque wird in voluminösen Staatschriften bald dem Louis in Paris, bald irgend einem Großfürsten zu Füßen gelegt. Kurz, als würden sie schon ergriffen von der Todesangst des Ertrinkens, so wird jede Hand ergriffen — nur nicht die des deutschen Nachbars! — Doch auch die Lichtseiten der Tschechenführer dürfen nicht vergessen werden. Daß sie sich weigerten, den Wiener Reichsrath zu beschicken, das allein ist im Stande, ihnen Vergebung vieler Sünden zu verschaffen. Wären sie im Reichsrathe erschienen, so würde sicherlich das bische Freiheit, das die derzeitige Verfassung den Oesterreichern sichert, längst von den edlen Tschechenführern um irgend ein nationales Concessionchen verschachert worden sein. Hätten die Tschechenführer dem Reichsrathe ihre segensvolle Thätigkeit nicht entzogen, so bestünde das Concordat noch in alter Kraft.

Sie haben nichts gelernt und viel von dem vergessen, was sie 1848 noch gemußt hatten. Und das Volk der Tschechen? Es läßt sich seit 25 Jahren mit einer in der Weltgeschichte einzig dastehenden Geduld von Männern an der Nase herumführen, deren staatsmännische Weisheit fast jedes Jahr ein frisches Fiasco einerntet. Als ich beim Eintritte in meine schlesische Heimat von deutschen und slavischen Bauern begrüßt wurde, rief ich ihnen zu, sich zu einigen zu einer Volkspartei, da sie nur ein Interesse hätten, das des materiellen und geistigen Fortschrittes! Ich rief den Slaven zu: „Ihr habt mehr zu fürchten, wenn dieses Oesterreich zerfällt als die Deutschen, die dann höchstens wieder zum Deutschen Reiche zurückfallen können!“ Ich rief ohne Erfolg. Kein Wunder, da dieselben leidenschaftsgeblendeten Staatsmänner von 1848 noch dies Volk leiten!

So lange die alten Führer an der Spitze der Tschechen stehen, ist an ein beiden Nationen heilsames Compromiß nicht zu denken. Eine so steife pedantische Natur wie die Palachy's wird sich nicht mehr ändern. Von Nieger dürfte eine Umkehr eher zu erwarten sein. Es wäre wenigstens nicht das erste Mal, daß er eine total veränderte Richtung eingeschlagen hat. Sollte er sich nicht endlich überzeugt haben, daß sein großgefälliges Wort: „Nur so lange wir Slaven wollen, besteht Oesterreich“, eine hochtrabende, prahlerische Lüge war? Denn schon geraume Zeit wollen die Herren Slaven nicht und Oesterreich besteht doch — weil die Deutschen glauben, daß es für sie gut sei, es zu halten!

Und die Deutschen in Böhmen? Sie haben freilich einen harten Kampf zu kämpfen. Unausgesetzt Tag und Nacht stehen sie auf der Hochwacht. Sie haben sich nicht nur der unausgesetzten Angriffe und Intriguen der tschechischen Nachbarn zu wehren, sondern auch den Folgen des Unverstandes Derjenigen zu wehren, die, selbst von den Deutschen auf den Schild gehoben, aus Rücksicht für die nationalen Gegner die eigenen Parteigenossen vernachlässigen und schädigen; die Deutschen in Böhmen wie die ganz Oesterreichs besitzen nicht die geschmeidige Principiosigkeit, mit welcher sich die Herren Tschechenführer aus entgegengesetzten Lagern bei Feudalen und Demokraten, bei Husiten und Ultramontanen, bei Slovenen und Tirolern Bundesgenossen werben. Sie haben neben ihrer Nationalität auch die deutsche Cultur und die politische Freiheit zu vertheidigen.

So lange Oesterreich ein integrireder Bestandtheil Deutschlands war, konnte die deutsche Nationalität nicht ernsthaft bedroht werden.

Durch die mit dem Ungeschick der Generale wetteifernde Borntrtheit der Diplomaten ist Oesterreich aus seinem tausendjährigen Verbande mit dem Mutterlande gerissen — wir haben leider kein Recht, zu untersuchen, ob diese Diplomaten das Recht hatten, ein Volk aus einer angestammten, organischen Verbindung mit seiner Nation herauszureißen, wie man einst Polen zerriß — und seitdem sind factisch die Deutsch-Oesterreicher einer feindseligen Majorität von Slaven preisgegeben. Eine Coalition von nations- und familienlosen Ultramontanen und Feudalen mit den Slaven ist allerdings im Stande, die Stellung zu bedrohen, welche die Deutschen bisher in Oesterreich eingenommen haben. Ein mächtig geeintes deutsches Reich, wie es gegenwärtig Böhmen von zwei Seiten umgibt, bildet allerdings einen guten moralischen Rückhalt. Und dieses Böhmerland ragt zu weit und zu unvorsichtig bis in die Mitte des neuen Deutschland hinein, als daß die Vorgänge und lärmenden Streitigkeiten in diesem unruhigen Hause dem deutschen Nachbarreiche gleichgiltig sein könnten; indessen, es ist immer besser, sich nicht auf einen Deus ex machina zu verlassen, sondern bei Zeiten diejenige Einigkeit zu Stande zu bringen, welche allein Kraft gibt und den Gegnern Respect einflößt.

Deßhalb ist es heute so sehr nöthig, wie Anno Hohenwart, daß alle deutschen Oesterreicher zusammenstehen und eine festgeschlossene, für alle Fälle gerüstete Phalanx bilden.

In den oberen Regionen wechseln oft rasch und ohne Warnung die Luftströmungen, Louisische Wetter brechen hervor und zerstören rasch und rücksichtslos die Hoffnung des ewigen Landmannes. Darum „fest in Reih und Glied“ und die Wetterzeichen am Himmel fleißig beobachtet, damit nicht der Wolf die Hirten überfalle, wie im verhängnißvollen Jahre 1849.

Mir aber, hochgeehrter Herr Doctor, verzeihen Sie, wenn ich, einmal in die Erinnerungen der Jahre 1848 und 1849 verirrt, nicht sobald den Ausgang finden konnte. Ist doch jene Zeit ebenso lehrreich für die Gegenwart, wie etwa die Geschichte vom König Wenceslaus und seiner Krone.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner besonderen Hochachtung!

Dr. Hans Kudlich.



Der größte Theil der Gäste benötigte noch die Nachtzüge des letzten festlichen Tages, um in die Heimat zurückzukehren, die Uebrigen, fast nur noch Nachzügler, folgten des andern Morgens. Es mußte daher, da die Anzahl der Teilnehmer nur eine verschwindend kleine gewesen wäre, zum größten Bedauern des Festcomité's der beabsichtigte Ausflug nach Joachimsthal unterbleiben, dessen historische, auf Anregung R. V. Hansgirk's und dem Zusammenwirken aller berufenen Persönlichkeiten zu Stande gekommene Ausstellung historischer Denkmäler das vollste Interesse verdient und auch bei allen zahlreichen Besuchern gerechte Würdigung gefunden hat. Dem Verein ist es leider nur gegönnt, den Veranstaltern, sowie der wackern Stadtvertretung für die freundliche Einladung herzlichst zu danken, der Folge zu leisten vielleicht in nächster Zeit wenigstens einigen Ausschußmitgliedern eine angenehme Pflicht sein wird.

Dank der regen Antheilnahme Karlsbad's, des rühmenswerthen Entgegenkommens seiner Stadtvertretung und des von ihr constituirten Festcomité's reiht sich die heurige Wanderversammlung in würdiger Weise den früheren an. Möge Allen, die an deren Werden und Vollenden mitgeholfen und mitgearbeitet haben, der beste Dank des Vereines hiemit ausgedrückt sein! Möge auch diese deutsche Volksfeier ebenso wie alle früheren beitragen zu Stärkung des patriotischen Geistes der Eintracht im fortdauernden Schaffen und Erhalten, zur Festigung des deutschen Bewußtsein's, zur Erweckung der allseitigsten Theilnahme unserer Stammes-Genossen an dem wissenschaftlichen Streben und volksthümlichen Wirken des Vereines — zum Ruhme des deutsch-böhmischen Volkes, zum Schirm und zum Heile des Vaterlandes!

## Miscelle.

### Sagen aus dem Polzenthale

#### V.

#### Schmied Robart.

In den Wänden des Rabensteines am Polzenflusse hauste in grauer Vorzeit der Zwerg Schmied Robart. Er hatte seine Werkstätte in dem genannten Berge in einer Höhle aufgeschlagen und arbeitete Spangen, Ringe und andere Schmucksachen aus dem Golde, das er aus dem Sande des Polzenflusses sammelte.

Robart war im ganzen Polzenthale unter dem Namen der „graue Robart“ wohlbekannt und den Menschen sehr zuguthan. Er spielte ihnen zwar manchen Schabernack und Pöffen, aber man litt es gerne, wußte er ja doch in seiner Weise es wieder gut zu machen.

Am Morgen kam er mit seinen beiden Gefellen „Schicke-ich“ und „Stehfest“ und holte Wasser in goldenen und krystallinen Krügen, lustig sein Liedlein singend, neckte auch mitunter die Bauernmägde, die munter geschwätzig ins Feld gingen. Saßen die Leute in der Abendkühle vor der Thür, da hörten sie oft genug das gelle „Hü, Hü!“ Robarts und wunderten sich, daß der Zwerg so laut jauchzen konnte. Suchte er des Abends Tannenzapfen für sein Schmiedeseuer, dann unterrichtete er seine Gefellen in der Kunst, die Leute zu necken, wenn sie einmal Meister würden. So lehrte er sie, wie sie dem Bräutigam scheinbar die Braut entführen oder der Hausmutter den Teig aus dem Brotkübel stehlen sollten. Auch da in wurden sie bald Meister, den Mägden, während sie grasten, unversehens schwere Steine in die Körbe zu legen, den Knechten die Pferde von der Weide wegzutreiben und den Männern während des Nachtessens plötzlich die Rienspäne auszulösen.

Nun sollte im Polzenthale einmal Hochzeit sein. Da hatte sich Kobart lange nicht mehr sehen lassen. Allgemein hieß es, er sinne gewiß auf einen Schelmenstreich, den er dem Brautpaare anthun wolle; man hatte sich auch nicht getäuscht. Einem alten Jäger glückte es da unvermuthet, Kobarts Werkstätte im Rabensteine auszukundschaften. Eines Abends, als er im Walde auf das Wild lauerte, saß er unweit des Rabensteins unter einer Tanne. Bald rauschte und knisterte es in den Zweigen und ein lautes Gefächeln war vernehmbar. Der Jäger lauschte, da hörte er deutlich, wie Kobart rief: „Schickedich! Du schmiedest morgen zwei goldene Kettchen; ich kam auf den Gedanken, die Braut anzuschmieden, während der Speisemeister die Geschenke von den Gästen einsammelt. Da merken dann Braut und Bräutigam nicht auf, und während sie nur auf die Geschenke schauen, habe ich Zeit genug.“ Der Jäger schlich sich näher. Da saß Kobart in einem alten faulen Buchenstamm, Schickedich tummelte sich im Laube herum und Stehfest saß auf einem rohen Fliegenpilze und spielte mit den Fransen seines Gewandes. Da rückte Kobart ein wenig mit seiner Werkstattkappe, die mehr einer Morchel als einer Kappe glich, und schaute auf und sah dem alten Jäger gerade ins Gesicht. Husch, waren die Zwerge verschwunden. Der Alte lachte nach Herzenslust und vergaß auf's Wild für heute, wollte aber den Zwergen den Scherz nicht verderben. So schwieg er denn, wie es dem alten Waidmann ziemt. Aber Achtung wollte er geben, wie denn Herr Kobart am Hochzeitstage den Schwank ausführen würde.

Der Hochzeitstag war endlich da, und der alte Jäger auch geladen. Da ging's hoch und lustig her. Das Brautpaar sah einander so traulich an; der Alte lachte vergnügt ins Glas hinein und schwieg. Nun kamen die Geschenke an die Reihe. Da klang es hell in der Stube, eine goldene Spange lag auf der Tasse für die Braut und eine Geldkage für den Bräutigam. Wer hatte sie geschenkt? Niemand wollte es wissen, nur der Alte lachte vergnügt ins Glas hinein und — schwieg, wie's dem Waidmann ziemt. Hoherfreut ob so guter Spende ging der Speisemeister von Tisch zu Tisch und sammelte weiter; da saß auch Herr Kobart schon unterm Brautstige und schmiedete und schmiedete; nicht einmal der alte Jäger merkte es, trotzdem er recht gut Achtung geben wollte; er hatte aber zu viel in's Glas gelacht.

Nun spielten die Musikanten lustig zum Tanze und die Braut sollte den Reigen eröffnen. Aber o Graus! mit goldener Kette war sie regelrecht und fest an die Bank geschmiedet und konnte nicht los. Da kicherte Herr Kobart ins Häufchen; er saß auf dem Fensterbrette und nickte so freundlich ins Stübchen herab und im Nu war er verschwunden. Endlich war die Braut glücklich wieder losgekettet und tanzte ihren Reigen; der alte Jäger aber zwinkte immer mehr mit den Augen; ihm war der Schlaf gar so nahe.

Und wißt ihr, wie Herr Kobart am alten Jäger sich rückte? Als der des anderen Tages wieder aufs Wild lauerte, da kamen die Hirsche und Rehe gar so nahe und vertraulich, daß man sie hätte mit Händen greifen können. Aber der Alte zwinkte so bedenklich, er konnte den Schlaf noch immer nicht aus den Augen bringen.

Das Brautpaar litt niemals Noth. Die goldene Kette prangte im Schmuckschrank der jungen Frau und Herr Kobart arbeitete mit seinen Gefellen so manchen blanken Thaler, der in ihres Mannes Geldkage fiel. Ja freilich, da war's noch gut im Polzenthale!

Dr. J. G. Födisch.

## Geschäftliche Mittheilungen.

In der Sitzung des Ausschusses am 18. Oktober d. J. wurde Herr Josef Fischer, Bürgerschullehrer, zum Vertreter des Vereins in Reichenberg ernannt.

## Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 20. Dezember 1872.

## Ordentliche Mitglieder:

- Herr **Asten** Eduard, Komptebankbeamter in Warnsdorf.  
 " **Baehr** Albin, Schichtmeister in Alt-Rohlan.  
 " **Beutel** Karl Eman., J. U. Dr., Advokatur-Konzipient in Aussig.  
 " **Bloch** Salomon, Med. & Chir. Dr. in Pilsen.  
 " **Brem** Karl, Apotheker und Hausbesitzer in Marienbad.  
 " **Callenberg** Friedrich von, k. k. priv. Clary'scher Güter-Inspektor in Teplitz.  
 " **Czernicky** Adolf Fr., Mag. Pharm. in Franzensbad.  
 " **Ducke** Franz, Zimmermeister in Steinschönau.  
 " **Eckert** Julius, Expeditur der a. h. pr. Buschlehrader Eisenbahn in Klösterle.  
 " **Eisrig** Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Plan.  
 Vöbl. **Gemeinde Welsdorf**.  
 Herr **Grohmann** E., Buchhalter in Steinschönau.  
 " **Grohmann** Johann, Fabrikant in Lindenau.  
 " **Grohmann** Josef, Lehrer in Rumburg.  
 " **Hanig** Josef, k. k. Konzepts-Adjunkt bei der Bezirks-Hauptmannschaft in Ruditz.  
 " **Hauptvogel** Anton, Lehrer in Aussig.  
 " **Haußer** Josef, Lehrer in Abertsham.  
 " **Hecke**, Geschäftsdirektor in Rabautz.  
 " **Heinrich** Karl, Agent in Steinschönau.  
 " **Hentschel** E. A., Kaufmann in Reichenberg.  
 " **Hieke** Wenzel, Stud. phil. in Prag.  
 " **Hofmann** Julius, Med. & Chir. Dr., Stadtverordneter in Karlsbad.  
 " **Horn** Eduard, Apotheker in Sct. Georgenthal.  
 " **P. Horner** Josef, Kaplan in Steinschönau.  
 Vöbl. **Humboldt-Verein** in Rumburg.  
 Herr **Jankner** Anton, k. k. Notar in Neudorf.  
 " **Japp** Josef, J. U. Dr., Landes-Advokat in Ruditz.  
 Vöbl. **Industrieller Bildungsverein** in Reichenberg.  
 Herr **Kafka** Theodor, Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.  
 " **Kinzl** Andreas, k. k. Wegmeister in Jungbunzlau.  
 " **Klement** Stefan, Oberlehrer in Morchenstern.  
 " **Knechtel** Clemens B., Fabrikant in Steinschönau.  
 " **Knoll** Gustav, Fabrikbesitzer in Karlsbad.  
 " **Kostial** Alexander, J. U. Dr., k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Warnsdorf.  
 " **Kreibich** Julius, Fabrikbesitzer in Warnsdorf.  
 " **Kronzer** Nikol. Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.  
 " **Kuchinka** Eduard, Lehrer in Reichenberg.  
 " **Leeder** Karl, J. U. Dr. in Wien.  
 " **Lederer** Leop., Buchhalter, Schriftführer des polit. Vereins in Königsberg.  
 " **Legler** Friedrich, Lehrer in Reichenberg.  
 Vöbl. **Kragan-Grottauer Lehrer-Verein** in Kragan.  
 Herr **Löw** A. E., Bergwerksbesitzer, Stadtverordneter in Karlsbad.  
 " **Löw** Georg, General-Direktor der k. k. pr. böhm. Nordbahn, Landtagsabg. in Prag.  
 " **Marian** Franz, p. k. k. Grundbuchsführer in Aussig.  
 " **Mauthner** J., Kaufmann in Trautenau.  
 " **Mayer** Wenzl, J. U. C. in Prag.  
 " **Neubauer** Wolfg., Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.  
 " **Oheim** Friedrich, Kohlenhändler in Aussig.  
 " **Otto** Vinzenz, k. k. Finanz-Rath in Wien.  
 " **Papelt** Josef, Fabrikant in Rumburg.  
 " **Peták** Anton, k. k. Notar in Reichenberg.  
 " **Pfeifer** Julius, Fabrikant in Rumburg.  
 " **Pichler** W., Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.  
 " **Pilz** A. Flor., Fabrikbesitzer in Niederhohenelbe.  
 " **Pöllner** Jos. Adolf, k. k. Grundbuchsführer in Görkau.  
 " **Rzesnick** Heinrich, k. k. Statthalterei-Adjunkt in Prag.  
 " **Rup** Wilhelm, Fabrikbeamter in Josefsthal.  
 " **Samueli** M., Kaufmann in Trautenau.  
 " **Sandig** Julius, Gemeinde-Sekretär in Schönau.  
 " **Schmidt v. Berghold**, Joh. Ferd., J. U. Dr., jub. k. k. Appellationsger.-Rath in Prag.  
 " **Schnee** Emil, Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.  
 " **Schulz** Guido, k. k. Postmeister, Ortschulinspektor in Rumburg.

- Herr Schweizer Franz jun. in Chlumtschan.  
" Seegen Josef, Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.  
" Siegl Karl, Stud. jur. in Joachimsthal.  
" Simon Josef, Gasthofbesitzer und Stadtrath in Bilin.  
" Singl Adolf, Sekretär der Bezirksvertretung in Raaden.  
" Sobotka Josef, Fabrikant, Landtagsabg. in Prag.  
Etbl. Stadtgemeinde Neudek.  
" Stadtgemeinde Staab.  
Herr Stangl Johann, Volksschullehrer in Heiligenkreuz.  
" Stanka Edmund, Wirthschafts-Verwalter in Kaschitz.  
" Steinig Franz, jub. k. k. Ober-Ingenieur in Plan.  
" Stelzig Wilhelm, Fabrikant in Steinschönan.  
" Stolle Heinr. J., Appreteur und Bleicher in Warnsdorf.  
" Sweceny Adolf, Geschäftsleiter in Warnsdorf.  
" Thiele Heinrich, Fabrikant in Warnsdorf.  
" Tise Ferdinand, Lehrer in Lindenhau.  
" Völkelt Karl, Fabrikant in Reichenberg.  
" Vogl Karl, Bürger in Dauba.  
" Wawra Johann, Glashändler in Morchenstern.  
" Weigand Wilhelm, Prokuraführer in Josefsthal.  
" P. Werner Pacificus, Katechet in Rumburg.  
" Wilfert Adolf, Buchhalter in Salmthal.  
" Winkler Hermann, Lehrer in Warnsdorf.

Vom 1. August bis 20. Decemb. 1872 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

### Johann Pastor,

k. k. Bezirks-Schulinspektor zc.

Vertreter des Vereins in Budweis.

Gestorben 7. Dezember 1872.

- Herr Falk von Falkenheim Vincenz, pens. k. k. Oberfinanzrath in Prag. († 20. Okt. 1872.)  
" Hauke Gustav, Kaufmann in Reichenberg. († 1. August 1872.)  
" Haberle Hugo, Bürger in Schazlar.  
" Jäger Anton, Mühlenbesitzer in Maffersdorf. († 19. November 1872.)  
" Puhonny Hermann, Maschinen-Fabrikant in Prag. († 8. September 1872.)  
" P. Niedel Fr. S., Pfarrer in Luct. († im August 1872.)  
" Seidl Eman., Med. & Chir. Dr., k. k. Univ.-Professor zc. in Prag.  
" Teuchmann Josef, herrschaftl. Beamter in Starkstadt. († 1. März 1872.)  
" Tobias Karl Ant., Ph. Dr., Gymn.-Prof., Stadtbibliothekar in Zittau. († 10. Okt. 1872.)

Wir müssen uns heute Raumangels wegen beschränken, für die zahlreichen dem Vereine zugekommenen Geschenke den wärmsten Dank auszusprechen. Das Verzeichniß derselben folgt im nächsten Hefte.

Mittheilungen des Vereins  
für  
Geschichte der Deutschen  
in  
Böhmen.

XI. Jahrgang. *letz.*

Herausgirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Mit der

literarischen Beilage.

Herausgirt von

Karl Werner.



— Eigentum des Vereins. —

Prag, 1873.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

---

Elfter Jahrgang.

Viertes Heft.

---

## M o r i z H a r t m a n n.

Von

Carl Viktor Hansgirk.

Wie sich Moriz Hartmann — der Dichter — aus dem Leben entwickelt, welche Richtungen er als solcher gepflegt, und welche Bedeutung sich an seinen Namen in literarhistorischer Beziehung knüpft, wenn namentlich das engere Heimatland Deutschböhmen ins Auge gefaßt wird, das schien mir Zweck und Ziel dieser literarischen Studie.

Wenn sich diese Arbeit daher auch hie und da biographische Abrisse des allzu früh verbliebenen Mannes zum Vorwurfe macht: so geschieht dies eben nur mit Bezug auf genetische und psychologische Entwicklung der dichterischen Individualität, und einzle Detailstriche aus dem reichen Lebensbild dieser vornehmen Dichternatur sie sollen eben nur leichthingezogene Umrisse geben, um den inneren Gedankengehalt ihrer Poesien und ihr literarisches Streben und Schaffen leichter zu kennzeichnen. Von diesem Standpunkte aus können wir Hartmanns erste Lebensjahre nicht so flüchtig übergehen, als es bei manchem trefflichem Essay über den Verbliebenen, namentlich in der Wiener Tagespresse, geschah. Mit wahrer Pietät wurden von allen größeren Blättern Wiens in kurzer Frist nach dem Ableben unseres Poeten feuilletonistische Skizzen gebracht, die mehr minder edle Keime der Menschennatur des Hingeshiedenen in treffender Behandlung entwickelten. Auch außerdem hat Rudolph Gottschalls: „Unsere Zeit“ im 15. Hefte eine geistvolle Charakteristik des Hingeshiedenen aus der Feder Ernst Ziel's veröffentlicht. Ich weise diese Wahrnehmungen nicht von der Hand, soweit sie auch meiner Studie dienen, die Gleichartigkeit oder Verschiedenheit des menschlichen und dichterischen Seins in dieser reichangelegten Persönlichkeit zu motiviren. Die Hauptsache bleibt aber dabei immer dem Schreiber dieser Zeilen die Vollständigkeit des literarischen Gesamtbildes, um hiedurch dem künftigen Verfasser einer literarhistorie Deutschböhmens feste Grundzüge für das künstlerische Leben und Weben Moriz Hartmanns zu bieten.

Nicht auf deutschem Landesgebiet stand die Wiege unseres Poeten. Derselbe war am 15. Oktober 1821 in einem Dorfe Namens Duschnik bei der Bergstadt Příbram inmitten böhmischen Landes tschechischer Bevölkerung geboren. Er theilte das Loos vieler anderer deutsch-böhmischen Poeten in seinen ersten Knaben- und Jünglingsjahren, von den Erinnerungen specifisch tschechischen Volkslebens, von den Traditionen specifisch tschechischer Geschichte umgeben zu sein.

In diesem Falle waren auch R. E. Ebert, A. Meißner, L. A. Frankl, Dr. Siegfried Rapper und viele Andere. Sie gehörten eigentlich nicht Deutschböhmen an, und all ihre kindlichen Träume führten sie nach den alten Stätten reinböhmischer Geschichte zurück und bereiteten so dem sich entwickelnden Empfindungs- und Denkwesen einen seltsamen Zwiespalt, der mehr minder sich in ihrer ursprünglichen poetischen Ausgestaltung kund gibt.

Von den genannten Dichtern wahrte R. E. Ebert in Betreff des nationalen Elementes der behandelten Stoffe die größte, Moriz Hartmann die geringste Objektivität und Unabhängigkeit. Wie so dies kam, wollen wir später besprechen.

Der kleine Moriz, dessen Wiege in einem nicht unmalerisch gelegenen böhmischen Dorfe stand, ward noch zu einer Zeit geboren, wo für den Stamm, welchem er angehörte, die *F a m i l i e n s t e l l e* galt. In diesem beengten, nach Außen hin feindlich abgegrenzten Familienkreise verbrachte er die ersten Knabenjahre. Doch bei allen Hemmnissen, welche die soziale Stellung noch den Eltern Hartmanns auferlegt hatte, wußten sie sich seitens der Andersgläubigen doch eine achtungsvolle Würdigung zu erzwingen. Schon der Großvater des kleinen Moriz, der ihn auf den Knien geschaukelt und durch seine Erzählungen viel von dem Hange zu allem *M ä r c h e n h a f t e n* in dem Enkel geweckt haben mochte, war ein achtungswürdiger jüdischer Patriarch. Sein Vater verschmähte nicht, als ein Hammerwerksbesitzer den Hammer zu führen und hatte etwas Stählernes und Festes in seinem ganzen Wesen, wie es sich in dem Charakter des Sohnes später immer entschiedener kund gab.

Seine Mutter aber war weichen, sanften, hingebenden Gemüthes, und besaß etwas Wahlverwandtes mit dem Innenleben des Sohnes, ja noch mehr, etwas, das die Angeburt seiner lyrischen Elemente kennzeichnet.

Die Liebe dieses Sohnes zu seiner Mutter weckte herrliche poetische Blüten früher und später. Unserm Dichter war seine Mutter nicht die „gute alte Frau“, von der Heinrich Heine mit Beziehung auf seine eigene Mutter im objektivsten Sinne und in nicht ganz frivolfreiem Tone spricht. Zwischen Hartmann und seiner Mutter gab es eben nur rein subjektive Beziehungen tiefster Innigkeit und einer Liebe, wie sie uneigennütziger und idealer nicht mehr gedacht werden kann. Immer wieder in schweren Prüfungen des Lebens, in den Zeiten wiederholt wiederkehrender Verbannung, in den Epochen trauriger Flucht aus der Heimat als Jüngling denkt der Vielgeprüfte an seine Mutter zurück. Sie ist auf den wirrverschlungenen Pfaden seines Nomadenlebens mehr als sein Trost, in ethischer Beziehung sogar noch in späteren Jahren — sein *G e w i s s e n* geworden.

Mit der Mutterliebe ward dem Knaben auch die Heimatliebe eingeimpft worden, beide Empfindungen gehörten unzertrennlich früher und später in M. H. zusammen. Das Eigenartige seiner Anschauung als naturbetrachtender Dichter führte unzweifelhaft und hervorragend auf die Eindrücke der Landschaft bei *D u s c h n i k* zurück. Nicht das Großartige, das Erhabene — ich möchte sagen — das Pathetische der Natur, wie es in dem Jugendfreunde A. Meißner entschieden ausgeprägt war, das Freundliche, Idyllische, Begrenzte, das, was dem Elemente der *A n m u t h* am verwandtesten ist — fand in M. H.'s erster Muse einen glücklichen Interpreten, wenn er von den Reizen seiner Heimat sprach.

Auch dann noch, wenn er nach stürmisch verlebten Epochen in der Seinestadt krampfhaft von einem unbekämpfbaren Heimgefühl erfaßt wird, auch dann noch, wo er den Reiz der spiegelnden Gletscher, wo er die Gewalt des Eindrucks der ernstfinsternen Pyrenäen in sich aufgenommen hat, auch dann noch, wo ihn des Orientes duftschwüle Atmosphäre umgibt, wo er Süditaliens Gestade und manches lachende Eldorado kennen gelernt — scheint ihm der Bach seiner Heimat, an dessen Ufern der Hammer seines Vaters pochte, am süßesten zu murmeln, und ist

thm die Busch- und Baumwelt seines Heimatdorfes der lieblichste Aufenthalt seiner erinnerungstreuen Seele geblieben.

Doch diese Eindrücke der ersten Knabenjahre müssen anderen gleichfalls beengten Anschauungen des ersten Jünglingslebens weichen.

M. H. wird alsbald nach dem Gymnasium von Jungbunzlau gebracht. Mit geringer Berechtigung hieß damals wie jetzt dies Bunzlau jung. Es ist eine kleine Stadt von altausgeprägtem Charakter. Auf Felsvorsprüngen längs eines oblong hingestreckten Plateaus dehnt sie ihre finsternen Häuserzeilen, und unter den finsternen die finstersten wieder sind die der alten verwinkelten, an den Fels angeklebten, nach dem Iserfluß zu abstürzenden Judenstadt.

Dieses Ghetto gab dem bedeutendsten Erzähler aller Ghettoesgeschichten, dem in alle civilisirten Zungen übertragenen Dichter Leopold Kompert, der mit M. H. auf einer Gymnasialbank saß, den ersten Untergrund für seine in ihrer Art klassischen Erzählungen. Dem leichtblütigeren Freunde Moriz konnte dieser Eindruck seines zweiten Heimatsortes seine frohe Gemüthsart nicht verbittern. Ein anderer Poet, der dieser Judenstadt entstammte, David Mendl, in heimischen Kreisen bekannt, zeigte mir nach Jahren die erste Jugendflamme unseres Moriz, eine Rose Jericho's, wie sie majestätischer sich kaum irgendwo wiederholen wird.

Aus demselben Ghetto stammte ein um wenige Jahre älterer Poet als die beiden Jugendgenossen Hartmann und Kompert — der phantastische Isidor Heller, dessen Romane und Novellen sich mit denen seines früher zum Ruhme gelangten Namensverwandten Robert Heller in Leipzig wohl messen durften, dessen Kritiken theils philosophische Abhandlungen, theils poetische Rhapsodien waren, und der, einem mythischen Zuge seines Herzens folgend, eines Tages bis nach Südfrankreich zu Fuße gewandert war, um sich der Fremdenlegion in Algier einverleiben zu lassen.

Ab und zu kam Isidor Heller — immer wieder neuer Lebens- und Literaturpläne schwanger — nach seinem Bunzlau zurück, und er, der Ältere, der bereits Leipzig sich zum Aufenthalt auserwählt hatte, verfehlte nicht, mit seinem originellen und imponirenden Geiste den von der Welt und dem Weltwissen abgeschlossenen Hörern des Gymnasiums ganz neue Perspektiven zu eröffnen. Bevor aber noch Isidor Heller auf die Gemüther der beiden jungen Dichter seine gewaltige Wirkung auszuüben begann, hatte sich zwischen Moriz und Leopold ein selteninniges Zusammenleben entsponnen. Beide versuchten schon am Gymnasium, dessen Vorträge über schöne Literatur damals begreiflicher Weise nur allzu steril aussahen, die ersten Flügelschläge ihres Genius. Diese Freundschaft wurde im Gefühle gleichen Strebens mit jedem Monat immer inniger und fester. Es waren die Beiden — Dioskuren der edelsten Art, Beide von der Natur äußerlich und innerlich reich begabt. Schon als Knaben versuchten sie im geistigen Wettkampfe ihre Kräfte, und ehe sie noch die Regeln der Prosodie erlernt hatten, entstanden Balladen, Romanzen, Elegien in Hülle und Fülle, die meisten wohl lediglich, um als ein Autodafe geopfert zu werden.

Und doch — wie verschieden spiegelte sich später in den beiden Individualitäten, als sie Schriftsteller wurden, das Weltleben. Der Eine, specifisch von den Leiden seines Stammes erfüllt und sich in der Darstellung des Kleingerahmten gefallend, der Andere für die Freiheit eines Volkes glühend und dabei stark ausgesprochenener Kosmopolit.

Die beiden Freunde — damals Knaben — wußten bis in ihr späteres Mannesalter sich ungeschwächt Liebe entgegenzutragen.

Den beiden Jünglingen eröffnete Isidor Heller alsbald ganz neue Gesichtskreise und machte M. H. zuerst mit Heine, Börne, Grün und Lenau bekannt.

Wenn Moriz Hartmann's Muse in späteren Jahren lächelte oder lachte, so klang etwas mit dem Heine'schen Richern unlängbar Verwandtes hindurch,



von Börne hatte er den deutschen zähen Sinn für revolutionäre Freiheitsbestrebungen, von Anastasius Grün den hochaufwallenden, rothigen Frohmuth, von Lenau, dessen persönlicher Freund er nachmals in Wien geworden, besaß er den Hang nach tiefer Forschung, nach sinniger Schwermuth und manches epische Gelüste zur Behandlung religiös-reformatischer Stoffe, wie sich später erweisen wird.

Die Aneignung moderner Dichter konnte begreiflicher Weise nicht ohne Wirkung bleiben. Der begrenzte Horizont des Schulbesuches hatte sich bei den jungen Leuten mit einem Male in's Unendliche erweitert. Ihre poetischen Aufgaben in der Schule lösten sie in Bälde derart, daß Pater Felix Kohn, der die Stylistik hatte, sie des Plagiaten beschuldigte und sie einmal ganz ernstlich frug: „Habt Ihr nicht aus Hölth oder Mathisson abgeschrieben?“

Und doch waren diese Männer den Jünglingen in diesem Augenblick schon ein überwundener Standpunkt.

So leicht M. H. damals schon Verse schrieb, die Anfangsgründe der exakten Wissenschaften blieben ihm jedoch eben so sehr eine terra incognita. Es ist so eigenthümlich, daß die deutschen Dichter so selten Mathematiker sind, während die romanischen nebst der Poesie ganz insbesondere Mathematik kultivirten.

Schon in Bunzlau warfen die Ziffern den Schatten voraus, der sich in der „Philosophie“ zu Prag um das Haupt des jungen Poeten legte, von welchem Professor Zandera — der Schrecken aller Prager Poeten — Meißners, Horns, Bachs — stets zu sagen pflegte: „Hartmann Moriz von Mathematik keinen Begriff.“

M. H. hatte im Jahre 1838 das Gymnasium absolvirt und kam in demselben Jahre in die philosophischen Studien nach Prag.

Abermals hatte sich der Kreis der Anschauungen in dem schönen jungen Manne erweitert. So sehr ihm dort Leopold Kompert fehlte, so mächtig drängte es ihn wieder nach einer ähnlichen Beziehung, und er hatte sie schnell gefunden. Kastor mußte sich einen neuen Pollux erkühen, und er fand denselben in Alfred Meißner, und abermals war ein Dioskurenpaar installiert, und es bildete sich eine ideale Freundschaft, die sich in jahrelanger Fortdauer erhielt. Auch Meißner stand damals in den ersten Vorfrühlingstagen literarischer Bestrebung, aber es gährte und brauste Alles in ihm. Es war der „Kampf der Titanen“ in ihm zum Ausbruch gelangt, den er als Gedicht in Grafen Schirnding's Taschenbuch niedergelegt, während noch sein erstes Gedicht: „Der alte Waidmann“ mit den überkommenen Traditionen der schablonenmäßigen Ballade nicht gebrochen hatte. Ganz anders war es mit dem seinem Freunde vorangereisten, um ein Jahr älteren M. H. bestellt, der auch um einige Monate früher das Glück genoß, sich gedruckt zu sehen.

Eine merkwürdige Klarheit kennzeichnete schon seine ersten Produkte. Diese Frühreise hatte ein stetiges, keineswegs rapides oder springendes Vorwärtsschreiten der künstlerischen Entwicklung zur Folge, während sich bei Meißner später frapante Uebergänge und glänzende Fortschritte wahrnehmen ließen.

M. H. brachte schon vom Gymnasium her — wie vorerwähnt — eine bedeutende Kenntniß moderner Poesie, ein kräftiges Bewußtsein seines poetischen Vermögens und eine helle und freudige Anschauung des Lebens mit. Bei Meißner herrschte mehr damals ein brütender Geist, er las allzubald Lord Byron und zog von ihm au.

M. H. — in dieser Zeit seinem Freunde überlegen, erwies sich daher auch als sein erster Kritiker.

An Rudolf Glaser — dem Redakteur von „Ost und West“ — hatten die jungen Manuskriptpoeten ihren ersten liebevollen Mäcenat gefunden.

Er rieth ihnen väterlich, womit sie zuerst in die Oeffentlichkeit vortreten

solkten. Wie freute es M. H., sich schon im Jahre 1838 neben berühmten Namen der großdeutschen Literatur, neben Friedrich v. Sallet, Friedrich Rückert, Leopold Schefer, L. M. Fouqué gedruckt zu sehen. Sein erstes Debüt in „Ost und West“ bestand zwar in der Darbietung eines bescheidenen Beilichens, es war aber eben ein erstes. Es hieß „der Drahtbinder“ und war einem slavischen Liede nachgebildet.

Die jungen Leute deutscher Bestrebungen waren dazumal von einer Menge Slavophilen umlagert, welche sich Sympathien für ihre nationalen Volksweisen bei ihnen zu gewinnen suchten.

M. H. schildert in diesem zuerst abgedruckten Gedichtchen die elegische Liebe eines Drahtbinders, da ihm sein von Edelmännern umworbenes Mägdelein untreu geworden ist.

Es lag damals in der Tendenz von „Ost und West“ — zwischen dem deutschen und slavischen Element einen regen Verkehr anzubahnen und gewissermaßen einen Austausch geistiger Schätze zu bilden.

Seltfamer Weise stand also schon in der ersten Schaffensstunde Hartmanns für slavische Stoffe so empfängliches Herz auf der Seite jener Talente, welche übertragend nach slavischen Mustern schufen.

Dies kleine erste poetische Beilichen, gepflückt im Walde von Dufchnit, erklärt gewissermaßen im Embryo die Neigung des Dichters, sich mit den tschechisch-nationalen Elementen zu verbinden und für sie ein geneigtes Ohr, einen geneigten Liedermund zu besitzen.

Dies erste Beilichen Hartmann'scher Muse ist der Vorfrühlingshauch für die schwüle Sommergabe — für den Blumenstrauß: „Kelch und Schwert.“

Dieser Blumenstrauß mag von unlängbarer Farbenpracht sein, aber er lief uns stets kalt wie alles Exotische, da er dem deutschen Bewußtsein so wenig heimischen Duft bietet. Wir werden auf seine Schätzung noch später zurückkommen.

Mächtiger ergriff schon als jener „Drahtbinder“ — ein Gedicht, das übrigens auch schon im Originale schwache Pointen besaß, das durch seine sinnige Naturebetrachtung zu hohen Erwartungen für den aufkeimenden Lyriker berechtigende Gedicht: „Der Frühling“, welches „Ost und West“ im Jahrgang 1841 brachte. Dieses Gedicht sowie der in demselben Jahrgang erschienene Erguß: „An Bettina“, das wie eine Minerva aus des jungen Dichters Haupte hervorsprang, dann ein Sonettenkranz: „Idole“ und ein meditirendes Gedicht: „Gestalten der Einsamkeit“ — sind, wenn auch noch nicht recht deutsch gedacht und empfunden, doch mindestens kosmopolitisch.

Da diese Gedichte im Jahre 1840 entstanden waren, so müssen sie wegen ihrer bereits gediegenen Form als die Versuche eines neunzehnjährigen Fünglings Beachtung verdienen, „der schon etwas für die Unsterblichkeit zu thun“ sich bemühte.

M. H. kam durch seinen Prager Aufenthalt schon als Student in lebhaften Kontakt mit vielen gleichzeitig strebenden Geistern.

Da gab es Bernhard Brühl — damals noch Dichter — später vergleichender Anatom, Friedrich Bach — den zarten Sänger der „Sensitiven“, — der in Draviza allzu früh starb, David Kuh — den geistvollen und feurigen Vertreter deutscher Interessen, Dr. Siegfried Rapper, den trefflichen Uebertrager serbischer Volksgefänge, der, wie er nachgerade zwischen den Offenbarungen der Poesie und der Prosa schwankte, einmal auch zwischen Produktionen der deutschen und böhmischen Sprache oscillirte, Max Schlesinger, den nachmaligen beliebten Feuilletonisten. Der engere Kreis schloß sich täglich in dem Kaffeehaus zum rothen Herzen in der Zeltnergasse fester zusammen: Hartmann, Meißner, Brühl, Bach, zuweilen stieß auch der hochbegabte stürmische Uffo Horn zu ihnen, wenn

er eben, seiner Idylle zu Trautenau müde, nach Wien, Hamburg, Berlin oder Dresden reiste oder von dort heimkam.

An ursprünglicher Begabung überragte Uffo Horn wohl Alle. Er war nicht so brütend wie Meißner, nicht so tief angelegt wie Hartmann, nicht so sinnig wie Bach. Seine Freunde nannten ihn auch zuweilen „oberflächlich“, aber er gebot über eine ursprünglich sprudelnde Ader wie Keiner von ihnen. Mit Hartmann's lobenswerthem Fleiße, mit Meißners grübelnder Zähigkeit hätte er Beide wohl im Erfolg übertroffen.

Die jungen Dichter waren aber damals noch angestrengte Studenten, von Konditionen überbürdet war M. H.

Meißner hatte gleichzeitig mit M. H. philosophische Prüfungen abzulegen. Wie vorher Horn ging auch Meißner an Zanderas Regelschnitt zu Grunde, doch M. H. lebte heiter wie Egmont dem Tage der Prüfung bei Zandera entgegen, der ihn mit schrecklichen Verhängnissen treffen sollte. Wie oft warfen die jungen Dichter — gemeinschaftlich sich zu den Prüfungen vorbereitend — die „Explikationen“ hinweg und sprachen von ihren Plänen zu Tragödien und Epen. Die ersteren gingen gar nicht in Erfüllung, die letzteren dagegen sehr bald. M. H. bestand gleichfalls nicht wie man damals vorauswußte, das Examen in der Mathematik und mußte sich auf ein zweites vorbereiten.

Inzwischen lag er während dieser Vorbereitungszeit seinen dichterischen Schöpfungen ob und lebte in einer heiteren Gefühlswelt, die in seinen ersten Liebesliedern erklang.

Doch er wurde vor der Grauen erregenden schwarzen Tafel Zandera's, dessen Kreide und Schwamm den nervösen Dichter idiosynkratisch berührte, auch ein zweites Mal geworfen.

Nun blieb ihm kein anderer Ausweg offen, als Prag zu verlassen und nach Wien zu übersiedeln, wo es keinen Zandera gab.

Die Beziehung zu „Ost und West“, dessen Gründer M. H. auch in der Ferne freundlich und dankbar gesinnt blieb, brachte ihn auch mit vielen andern Schriftstellern Prags in Berührung, mit Ludw. Ritter v. Rittersberg, einer Amphibie zwischen deutscher und böhmischer Literatur, mit dem reklamlustigen politischen Schriftsteller Grafen Schirnding, mit dem etwas jüngeren, im Jahre 1828 geborenen Wilhelm Wiener, jetzt Eigner des neuen Fremdenblattes in Wien, mit dem geistreichen Josef Bayer, jetzt Professor am Polytechnikum in Wien, mit dem gleichfalls nunmehr nach Wien übersiedelten Polyhistor und Aesthetiker Dr. Ambros, mit dem vor ihm nach dem „Capua der Geister“ gewanderten eminenten Musikkritiker Dr. Eduard Hanslik, mit dem slavischen Publicisten Wilhelm Gabler, mit Dr. Philipp Goldberg, dem medicinischen Satyriker, und mit Dr. Johann Spielmann, derzeit praktischem Arzte in Tetschen. Mehr minder flüchtige Berührungen waren mit W. A. Gerle, damals dem Rector der Prager Literatoren, Professor Ant. Müller, dem kritischen Lucian Prags, Bernhard Gutt, dem genialen Referenten der „Bohemia“, mit Julius Gundling, dem damals angehenden Novellisten, den Gebrüdern Grünes (Kothar und Jarno) und mit dem Herausgeber der „Libussa“ Paul Aloys Klar geboten, dessen Taschenbuch M. H. in manchem Jahrgang bereicherte. Der von 1842 enthält die schönen reflektiven Terzinen: „Abt Vogler“, der von 1843 die tiefsinnige Ballade von einem arabischen Meister, welcher für die „Gothik“ den deutschen Wald studierte, die Jahrgänge von 1843 und 1845 lyrische Gedichte, denen wir in den „Zeitlosen“ wieder begegnen.

Durch die Ueberfiedlung nach Wien war abermals Kastor von seinem zweiten Pollux getrennt worden.

In Wien erweiterte sich abermals sein Kreis von literarischen Freunden. Er lernte die Koryphäen des Wiener Parnasses kennen. Mit Lenau entspann sich

eine freundschaftliche Beziehung, die einen nicht unbedeutenden Einfluß auf sein poetisches Schaffen übte. Seine aus dieser Zeit stammenden lyrischen Gedichte tragen den Lenau'schen elegischen Hauch, und seine Epik neigte sich wie bei Savonarola den religiösen Reformatoren zu, wie dies aus der Stoffwahl von „*Reich und Schwert*“ deutlich hervorging.

In Wiens erstem Aufenthaltjahre war es indeß dem jungen Poeten schwer, seine Flügeln freien Schaffens voll und ganz zu entfalten. Der noch nicht ganz zwanzigjährige Student ward Erzieher, und er nahm diesen Beruf nicht etwa spielend wie die Einen oder gar pflichtmäßig trocken wie die Andern, sondern ganz pädagogisch auf. Auch später lag er noch hie und da dieser schweren Erziehungskunst mit ganzem Herzen ob. Die Menschen, deren Charakter M. H. geformt, hatten sich stets einer edlen Prägung zu erfreuen und erhielten sich bis in ihre spätesten Jahre nicht bloß die Achtung vor ihrem Erzieher, sondern, was noch weit mehr ist — „vor den Idealen des Lebens“, wie sein bester Freund Ludwig Bamberger in einem Feuilleton hervorhebt.

Im Herbst 1843 war M. H. mit seinem Freunde Meißner nach langer Trennung zu einem Rendezvous in Budweis zusammengetroffen, Beide planten damals ihre epischen Gesänge, Hartmann seinen Gesang „*Reich und Schwert*“, Meißner seinen „*Eizka*“.

Doch war das erstere Werk schon weiter vorgeschritten. Die Beiden machten sodann eine Sängerschaft auf der Donau von Linz nach Wien und Hartmann begleitete Meißner streckenweise auf seinen ferneren Reisen nach Italien. Der drückenden Censurverhältnisse müde mochten die Dioskuren schon damals beschloffen haben, einen gemeinschaftlichen Aufenthalt außer Oesterreich zu wählen.

In Wien war es auch Karl Beck, der auf das biegsame Talent M. H.'s nicht ohne Einfluß geblieben ist. Die Art und Weise, wie der Letztere Volksscenen seines Heimatlandes schilderte, wie dies z. B. in dem Gedicht: „*Die böhmischen Bauern*“ der Fall ist, erinnert in Colorit und Behandlung gar sehr an die Beck'schen Balladen, die dem Volksleben Ungarns entstammen. Karl Beck hatte zwar damals noch nicht die „*Lieder vom armen Manne*“ gedichtet — in denen er sich als Socialpoet entpuppte, aber manches damit Verwandte war bereits zu der Zeit entstanden, wo er mit M. H. verkehrte. Als ein treuer Genosse hatte sich der Deutschmaghare Szarwadi zugesellt, mit unserm Dichter bereits in Prag am vertrauten Fuße stehend und in späteren Jahren wieder mit ihm in Paris verkehrend. Auch zu Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben, dem berühmten Gelehrten und Anhänger Herbart's, entstand eine nähere Beziehung, die beiderseits fruchtbringend war. M. H. war eine von Anbeginn sehr harmonisch angelegte Natur, die auf den Verfasser: „*Zur Diätetik der Seele*“ ebenso anregend wirken mußte, als Feuchtersleben umgekehrt auf unsern jungen Poeten, denn der exakte Aesthetiker beschäftigte sich Jahre lang und eingehend mit einem Kanon der poetischen Formen, in welchem er vorzugsweise für die Regeln des Wohlklanges durch eine bewußte Anhäufung der Selbst- und Mittellaute und für das Wirkungsvolle der Onomatopöien plaidirte. Außerdem verkehrte M. H. gerne mit Josef Rantl, dem ursprünglichen Böhmerwaldsdichter, und mit Ludwig August Frankl, dem feurigen dichterischen Geiste und Lebemenschen, der in dem von ihm geschaffenen Organe: „*Die Sonntagsblätter*“ um diese Zeit zu Wien die dichtende Jugend um sich geschaart hatte, wie Rudolf Glaser zu Prag.

In das Jahr 1844 fiel auch die erste größere Reise unseres Dichters durch Oesterreich, Italien, die Schweiz und das südliche Deutschland.

In demselben Jahre rieth ihm Lenau, seine Gedichte, denen er eine reiche Verbreitung vorhergesagt, zur Deffentlichkeit zu bringen, was Hartmann auch that. Zuerst erschien zu Leipzig — vielleicht nicht ohne Anempfehlung Lenau's — das größere Gedicht „*Reich und Schwert*“ (1845).

Es steht dies Gedicht in der Wahl des Stoffes und in seiner nicht bloß freiheitlich, auch national pointirten Tendenz auf einem Standpunkt des nationalen Dualismus, wie er heut zu Tage bei einem deutsch-böhmischen Dichter gewiß nicht mehr vorkommen wird.

Auch Karl Egon Ebert, der gefeierte Nestor deutsch-böhmischer Dichter, erkor sich zum Vorwurfe eines Epos, das seinem Namen in Deutschland einen weit verbreiteten Wiederhall erweckte, einen tschechisch-nationalen Stoff, die Kämpfe des Mannweibes „Wlasta.“

Allein R. E. Eberts Schaffen war zunächst in episch ruhiger Ausbreitung darauf gerichtet — wie das Vorwort des Werkes darlegt — der Sage einen allgemein socialen, allgemein menschlichen Charakter zu verleihen, der insbesondere darin gipfelte, das Frevelhafte jener Heldenfrau tragisch zu rächen, die, alle Gesetze menschlicher Natur verläugnend, ein blutiges Handwerk trieb und sich zur Führerin des böhmischen Amazonenheeres aufschwang. Ebert tritt an seinen Stoff nicht ohne jene auch dem deutsch-böhmischen Dichter zur Ehre gereichende Heimatsliebe heran, welcher er in dem Eingange des Epos durch die mit Recht populär gewordenen ersten Strophen des Epos einen so schwinghaften Ausdruck verlieh. Allein das Werk macht an keiner Stelle den Eindruck, als sei es zur Verherrlichung spezifisch tschechischer Helden geschaffen.

Anderst ist es bei Meißner, anders bei M. H. Meißner's *Čizka* — ein später zur Deffentlichkeit gelangtes Werk als „*Reich und Schwert*“ — betont vornehmlich den tschechisch-nationalen und demokratisch-socialen Charakter der Husitenzeit. Es geschieht in einer Weise, daß eigentlich den Fourrieristen und Communisten Frankreichs der Morgenstern und der Dreschflegel in die Hand gedrückt werden.

Nicht zu läugnen ist eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen allen Sektirern auf religiösem und socialen Gebiete, allein Meißners „*Čizka*“ versetzt uns zu absichtlich nach den Tendenzen des Communismus, und wir spüren es gar wohl, daß seine Husitengestalten die anachronistisch in die alte Husitenform gezwängten modernen Sektierer Frankreichs sind.

Mehr genuines Leben haben die Gestalten in „*Reich und Schwert*.“ Auch dem Dichter dieses Werkes war es darum zu thun, für Ideen politischer und socialer Freiheit in lecker Weise Propaganda zu machen.

Allein er bedient sich dazu der nationalen Agitation, die Ruhe des Epikers vermissen wir in seinem Werke. Begriffen wir schon vor dem Jahre 1848 jene einem deutschen Dichter in Böhmen nicht gut anstehende Rabies nicht, in welcher sich seine poetische Begeisterung mit den Fanatikern des tschechischen Nationalismus identificirte, so ist uns diese Erscheinung nach dem Jahre 1848 völlig unverständlich geworden und hat Aehnlichkeit mit einem Attentat auf sich selbst, mit einer Schmähung des echt deutschen Charakters.

In diesem Sinne wird es dem deutschen Geiste, dem deutschen Gefühle schwer, sich für die poetischen Schönheiten dieses Erstlingswerkes genußfähig zu erhalten.

Begeisterung, Frische der Schilderung, scharfe Pointen, ein gewisser kühner Griff auch nach den allgemein menschlichen Seiten sind Eigenschaften, welche diesem Erstlingswerke nicht abgesprochen werden dürfen. Ein gerundetes festgeschlossenes Epos ist es keineswegs und wollte auch nicht dafür gelten. Allein stellenweise überrascht uns ein trefflicher Balladenton, wie er uns noch reiner in manchem späteren Werke des Dichters anklingt.

M. H. ist durch dieses zuerst im Jahre 1845 erschienene Werk ein Märtyrer nicht seiner Ueberzeugungen, aber seiner Selbsttäuschungen geworden, die er schon im Jahre 1848 bereute, in welchem er sich als Abgeordneter von Leitmeritz an die Seite der Deutschen stellte.

Dieses poetische Erstlingswerk galt nicht bloß als eine literarische, sondern auch als eine politische kühne That.

Das Buch drang in immer weitere Kreise und erlebte drei Auflagen, zwei in wenigen Monaten.

Die dritte erschien im Jahre 1851 in Darmstadt. Die Prognose Nikolaus Lenau's ist somit eingetroffen, und M. H., der im Jahre 1844 mit Alfred Meißner in einer Dachstube zu Leipzig an „*Reich und Schwert*“ die letzte Feile angelegt hatte, fand sich bald in dieser Richtung belohnt.

Noch größere Erfolge hatte Meißner's später erschienener „*Čizka*“, der an 20 Auflagen erlebte.

„*Reich und Schwert*“, ein Gedicht, welches den reformatorischen Ideen in Kirche und Staat kurz vor dem Jahre 1848 einen so weiten Spielraum gab, wurde von dem in der Wiege bereits konstitutionellen, namentlich aber von dem reformatorischen Deutschland mit einem weitverbreiteten Interesse begrüßt. Die Husitenzeit, ein Vorläufer der reformatorischen Bewegung, war eine in Deutschland darum noch gerne betrachtete Periode, weil man sich damals im großen Publikum die antideutschen Tendenzen derselben noch nicht klar zu machen verstand. Nun ist der Standpunkt ein anderer geworden, seit Historiker von hoher Bedeutung die Wurzeln dieser nicht bloß religiösen, sondern auch nationalen Bewegung, welche die Vertilgung des deutschen Elementes in Kunst und Wissenschaft, in Schule und socialem Leben bezweckte, bloßgelegt haben.

M. H. ahnte es wohl nicht, daß ihm aus seinem „*Reich und Schwert*“ durch die Metternich'sche Politik ein Martyrthum erwachsen werde.

Selbstverständlich war, daß ein solches Buch nicht unter österreichischer Censur erscheinen konnte; allein daß der Verfasser desselben der Gegenstand eines strengen Personalprocesses werden würde, lag außer dem Erwartungskreis des Autors.

Das Verbot, womit die Schrift belegt worden war, konnte ihr nur, wie es damals immer gewesen, zu einem größeren Succes verhelfen. Eine Gloriole des persönlichen Martyrthums lag vielleicht nicht in dem Wunsche des jungen Mannes. Im Jahre 1847 begab sich daher der Dichter arglos in seine Heimat.

Die Prager Polizeidirektion, damals noch vom Geiste Sedlnitzky's beseelt, verfolgte sofort den Autor, und das Schicksal eines Kriminalprocesses wäre unweigerlich die Folge seiner Rückkehr in die Heimat geworden, wenn nicht die Februar- und Märzrevolution eine Art natürlicher Amnestie in dieser Richtung herbeigeführt haben würde.

M. H. sah sich nunmehr in den stürmischen Märztagen, die er mit seinem Freunde Alfred Meißner in seiner Studienstadt Prag zugebracht hatte, von jeder weiteren Verfolgung von Seite seiner Heimatsbehörden befreit.

Der Prager Schriftsteller- und Künstlerverein: „*Concordia*“ gab im Februar damals einen pompösen Maskenzug, bei welchem sich Meißner und Hartmann theilhaftig hatten, der Letztere fiel durch die Schönheit seiner Erscheinung und seines Kostümes auf. Er stellte — wenn ich nicht irre — Guttenberg vor. Da kam noch in derselben Faschingsnacht die Kunde von der Flucht Louis Philipps mit dem Telegraphendraht herüber und fiel wie eine Bombe in den Mummenschanz der Künstler und Schriftsteller, die sich damals unter schmückenden Waffen befanden.

Von diesem Moment an hatte sich M. H. der politischen Bewegung des Tages angeschlossen. Er trat in das Korps der „*Concordia*“, da die Künstler und Schriftsteller eine Elitenabtheilung der rasch entstandenen Nationalgarde bildeten.

Er rief mit andern Autoren eine Versammlung aller Schriftsteller in das Leben, um über die Haltung der heimischen Presse nunmehr zu berathen.

Nicht jenes rosig heitere Gefühl lyrischer Entzückung, welches die Märztage des Jahres 1848 zum größten Theile beseelte, empfand jedoch damals M. H.

Der Empfindung seiner Freude über das Zusammenbrechen absolutistischer

Satzungen gefellte sich ein Beigeschmack der Verbitterung zu und eine leidenschaftliche Erregung, wie sie bei der sonstigen maßvollen Individualität des Dichters selten wieder zum Ausbruche gelangte. M. H. wurde in den damals gebildeten Nationalauschuß gewählt.

Eine festere politische Wirksamkeit entwickelte jedoch erst dieser für Reformen begeisterte Schriftsteller im Jahre 1849, als ihn der Leitmeritzer Kreis in den Frankfurter Reichstag gewählt hatte.

Es ist natürlich, daß dieses Jahr in literarischer Beziehung, je mehr sich der Autor als Parlamentsmann den Tagesfragen zuwandte, steriler ausfallen mußte.

Die unmittelbare Frucht dieser Tage war die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“, eine politische Tendenzschrift im strengsten Sinne des Wortes, ein Schiboleth der Linken des Frankfurter Tages.

Durch die äzende und zersetzende satyrische Tendenz dieses Büchleins mußte sein poetischer Werth in den Hintergrund treten, wiewohl sich diese populären Reimprüche bei allen Parteien der zahlreichsten Leser erfreuten. Mit schonungsloser Schärfe geißelt M. H. in der Reimchronik von seinem Standpunkt alle Mißstände und Verkehrtheiten, welche die Bestrebungen zur Einigung und politischen Befreiung Deutschlands so kläglich scheitern ließen. Mit beißender Lauge werden darin alle halben Politiker der Pauluskirche übergossen und die vorzüglichsten Führer des Reichstages satyrisirt. Die heftigsten Schwertstreiche werden gegen die rechte Seite und das Centrum geführt, wiewohl sich der Guerillakrieg des Autors auch bis in die Reihen seiner Freunde erstreckt.

Einen Anspruch auf Fortdauer hat dieses Buch wohl nicht zu gewärtigen, da es eine mit dem Tage versunkene Tendenzschrift ist, aber sie prägt eine Seite unseres Autors scharf aus, die Begabung für satyrische Poesie, die ernster und sittenreiner sich erweist als die Heine'sche Muse, aber nicht selten im Kolorit an dieselbe erinnert.

Den entschiedensten Gegensatz zu diesem Werke — darum sei es hier sogleich genannt — bildet das zu Leipzig im Jahre 1851 erschienene Idyll: „Adam und Eva“ in sieben Gefängen. Müde des Kampfes am Felde der Tagespolitik hat sich der Dichter auf das streng abgeschlossene Gebiet jener Idylle geflüchtet, zu welcher Bödens „Louise“ und Göthe's „Hermann und Dorothea“ das Musterbild gab. Es ist wie diese Werke in Hexametern geschrieben, die ein deutsch-böhmischer Dichter Karl Egon Ebert vor ihm in seinem „Kloster“ auf so ausgezeichnete Weise gehandhabt hatte.

Hier ist keine Spur jener tumultuarischen Erregung zu finden, welche sich in den früheren Werken des Dichters gespiegelt, und in welchen das ruhlose Blut des Politikers hin und her wogte.

Wie bei „Hermann und Dorothea“ muthet bei „Adam und Eva“ jene Seelenruhe und jenes Wiedergeben wirklichen Lebens und Webens in so hohem Maße an, wie es eben nur dem wahren Epiker eigen ist, wenn er nicht blutige Heldenthaten oder tragische Momente der Geschichte besingt.

Dieses Gedicht scheint psychologisch dem Bedürfnisse der Seele entsprungen gewesen zu sein, wieder einmal eine Poesie zu schaffen, die um ihrer selber Willen entstanden ist und den aufgeregten Tendenzen des Tages am fernsten steht. Auch scheint gerade den Verfasser der Versfuß des Hexameters angezogen zu haben, den er darin zum ersten Male geübt.

Das Jahr 1849, dem wir die Entstehung dieses Gedichtes zuschreiben müssen, war für M. H. ein äußerst bewegtes gewesen, da er sich mit stürmischer Hast in die hochgehenden Wellen der gährenden Zeit stürzte.

Als Verfasser der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ vermochte er noch einmal in der Eigenschaft des politischen Schriftstellers die Feder zu führen.

Es kamen aber bald verhängnißvolle Tage für den Dichter, indem er die Barrikaden bestieg und mit Robert Blum zu Wien gemeinsame Sache machte.

Mit genauer Noth entzog er sich durch Flucht der Vollstreckung des über ihn verhängten Todesurtheils.

Ein zweites Mal hatte er sich also für seine Heimat unmöglich gemacht, ein zweites Mal belastete er sich mit der Martyrkrone der Verbannung, ein zweites Mal mußte er in der Schweiz und in Paris sich eine zweite Heimat begründen helfen. Und als hätten diese Erfahrungen ihn regenerirt, gaben sie ihn alsbald wieder dem tieferen Kernpunkte seines Wesens und Seins — dem poetischen Schaffen in intensiverer und extensiverer Weise zurück.

Ab und zu noch theilte sich in späteren Jahren M. H. an politischen Tagesfragen, aber maßvoller als ehemals und gewiß nicht in der Absicht, sein politisches Leben weiter zu führen und sich an demselben in hauptsächlichster Weise auch schriftstellerisch zu betheiligen.

Seine Berichte vom Schauplatz des Krimkrieges, die er für die „Kölnener Zeitung“ geschrieben hatte, liefern einen Beleg für das oben Gesagte.

Die Poesie als solche, die Kunst war nunmehr auf den Pfaden der Resignation seine treue Begleiterin geworden. Hier hatte er von seinen ewigen Idealen noch nichts eingebüßt. Geläutert, gereinigt ging er aus dem politischen Tageskampfe hervor, um jetzt erst als Poet sein Allerschönstes zu dichten, weshalb wir auf seine nachfolgenden poetischen Werke noch tiefer einzugehen gedenken.

Nach all den furchtbaren Katastrophen der politischen Verfolgung und des politischen Martyrthums hatte der Verfolgte, hatte der Flüchtling sich eine derartige Unbefangtheit und Sammlung des Geistes zu bewahren gewußt, daß so zu sagen noch auf der Flucht die reizendsten epischen Geistesblüthen entstanden sind, die uns der Verewigte überhaupt geboten.

Es ist eine psychologische Merkwürdigkeit, wenn wir nicht etwa die Wirkung des geistigen Gegendrucks annehmen wollen, daß ein Poet, der noch vollgefüllt war von den Schauern eines gegen ihn geschleuderten Todesurtheils, welcher müdegehezt war von täglicher Verfolgung, müde des wellen und theilweise blutgetränkten Vorbeers einer besiegten Tagespolitik — daß solch ein Mann im heitersten freiesten Fluge, für fern gelegene Stoffe begeistert, in ruhiger Klarheit Episches zu produciren vermochte.

M. H. war eben von Oesterreich aus und nach der Katastrophe des Stuttgarter Rumpfparlaments als flüchtiger Reichsbote auf der Reise durch die Schweiz und durch Frankreich im Jahre 1849 begriffen und dem Wehrlosen, dem Bedrängten fielen so zu sagen die schönsten epischen Erzählungen zu Boden, die er soeben geschaffen hatte.

Ein intelligenter Verleger, Leske in Darmstadt (1851), hob sie aber auf und brachte sie der Welt als eine Zierde der deutschen Literatur.

Diese größte Offenbarung unseres Dichters ist ein Cyklus poetischer Erzählungen, die er „Schatten“ betitelt hat. Warum eben Schatten? Enthielten sie nicht eben so viel Licht? —

Vielleicht darum, weil diese Geschichten doch tragisch enden oder ihr Grundcharakter doch Wehmuth ist. Unter diesen schönen epischen Gestaltungen unwiderleglich die schönste — weil auch die deutscheste — ist „Louise von Eisennach.“

Es ist die alte Geschichte vom gebrochenen Frauenherzen, die ewig wahr bleibt. Es geht daran zu Grunde, daß der kalte und herbe Ahnenstolz eines Fürsten von Eisennach über seine Tochter Louise Gericht hält, weil eben nur ein Ritter zweiter Kategorie der Gegenstand ihrer Liebe ist.

Diesen mittelalterlichen, banalen Stoff wußte aber der Dichter mit einem poetischen Reiz der Behandlung zu übergießen, wie er dies Gedicht zu einem Meisterwerk ersten Ranges stempelt. Der Vers wiegt sich wie eine Libelle über



Blumenkelchen und die pathetischen Stellen erheben sich darin zu wahrhaft dramatischer Energie.. Wie schön, wie echt weiblich die Stelle, die Louisen kennzeichnet:

„Leb' wohl mein Fürst und gehe nicht zu hart mit ihrer holden Jugend, mit ihrer Liebe ins Gericht, denn Liebe ist des Weibes Tugend, des Weibes Glanz und Ruhm und Pflicht.“

Das Topische — die Wartburg und ihre Umgebung — ist trefflich gemalt, trefflich geschildert, wofür unbedingt dem Dichter die Palme gereicht werden muß. Dies Produkt ist noch eine Eingebung des holden Maimonds 1849 und zu Frankfurt geschrieben, also noch weit vor den stürmischen Oktobertagen Wiens, in deren Strudel sich M. H. gestürzt hatte.

Dagegen minder befriedigt schon die zu Genf 1849 geschriebene poetische Erzählung: „B a t t h i a n y.“

Der Dichter schildert den edlen Grafen in dem Moment, bevor er zur Richtstätte tritt, und wo er sich soeben den Doldh geben will. Es ist daher das Ganze ein Selbstmordmonolog und im späteren Verlaufe der Monolog eines Gerichteten. Was soll aber die Betonung der deutschen Trommel bei dem Hochgericht? —

Wie sich gewisser Maßen in diesem Gedicht theilweise die eigene Situation des Verfassers spiegelt, so ist es auch mit der dritten Erzählung: „Die Verbannten von Locarno“ der Fall.

Man verspürt es, daß diese Verherrlichung religiöser Flüchtlinge zu Montreux (1849) ein politischer Flüchtling geschrieben habe. Die verbannte Sekte begehrt vor Zürichs Thoren Einlaß und erhält nicht bloß diesen, sondern auch in liebreicher Weise noch Duldungs-, Ansiedlungs- und Heimatsrecht. Aus Bürgersmund tönt die tröstliche Kunde:

„Ihr habt ein Vaterland verloren, Ihr habt ein Vaterland gefunden!“

Das vierte Stück dieser Sammlung: „Kalotas, der Bund der Gleichen“, das seltsamer Weise von einem Literaturhistoriker sehr hoch gehalten wurde, ist ein visionäres und nahezu mystisches Phantasiestück, ein Plaidoyer für eine ideale Brüderlichkeit, wo der Held mit einem Genius in diesem Sinne Zwiesprache hält. Da unseres Dichters Natur durchaus klar angelegt ist und ihm Alles näher steht als eine seraphisch vom religiösen Mysticismus angehauchte Verhimmelung, ist ihm folgerichtig diese Piese viel minder gelungen. Offenherzig müssen wir gestehen, sie auch nicht einmal verstanden zu haben.

Wahrhaft klassisch kann aber wieder die fünfte Erzählung des Buches „Sackville“ genannt werden. Sie erinnert im Kolorit und der Klangfarbe an die poetischen Erzählungen Walter Scotts, mit welchem auch die Ähnlichkeit Scott'scher Schaupläze vorhanden ist. Mit Rembrandt'schen Lichteffekten stattet M. H. seinen Helden Sackville aus. Er soll sich eben mit Brüce im Kampfe messen, dem er nicht verzeihen kann, daß er anzüglich von einem Ritte gesprochen, auf dem Sackville Elisabeth, die flüchtende Königstochter Englands, die Gemalin des Winterkönigs, nach der Schlacht am weißen Berge in Gewahrsam gebracht.

Bevor Sackville mit Brüce zum Duelle geht, erzählt er am Rendezvousplage der Blüthe des Ritterthums sein sittenreines Abenteuer. Die Art dieser Erzählung ist unübertrefflich. Seine partheiischen Empfindungen für die Schwärmerieien eines unabhängigen Böhmens kann jedoch M. H. hier noch ebenso wenig verwinden, als in „K e l c h und Schwert.“ Indeß schließt diese meisterhaft behandelte Erzählung doch nur wie eine Episode, weil der Dichter dem vorbereiteten Duelle, welchem Seitens des Lesers mit begreiflicher Spannung entgegen gesehen wird, am Schlusse des Gedichtes keine ganzen drei Zeilen widmet: „Und es wurde das Thal der Schauplatz bald einem tödtlichen Leide, Sackville und Brüce —

sie fielen Beide." — Dieses prächtige epische Gebilde schuf Moriz Hartmann schon im Jahre 1850, wo er in Paris angelangt war.

Zwischen diese Erzählungen schob er noch ein paar lyrische Tagebuchblätter unter der Ueberschrift: „Intermezzo“, eine reiche Serie theils wehmüthiger, theils glühender, theils selbst ironisirender Liebesgedichte, deren größter Vorzug die Reinheit der Form und eine nahezu Göthe'sche Durchsichtigkeit ist. Es sind deren drei und dreißig, auch einige reizende Nachdichtungen nach Petöfi.

Betrachten wir die meisterhafte Abrundung der epischen Gestalten in den „Schatten“, so müssen wir zugestehen, daß sie einen offenbaren Fortschritt gegen die unruhigen und nur allzu leidenschaftlich bewegten Erscheinungen in „Schwert und Kelch“ bekunden.

Wir können dem Poeten um so weniger auch subjektiv über dies Werk unsere Bewunderung versagen, als dasselbe eine fabelhafte Beherrschung seiner Selbst voraussetzt. Jeder andere Poet von geringerer Entschlossenheit würde es nicht über sich gebracht haben, in dem Augenblick, wo noch die schrecklichsten Erfahrungen eines Verfolgten in der Seele nachzittern müssen, sich so idealen Dichtungen in die Arme zu werfen.

Wir können hier rückhaltslos konstatiren, daß diese Erzählungen das hervorragendste Talent unseres Dichters, nämlich seine epische Seite bewahrheiten.

Die Kunst, schön und maßvoll zu erzählen, hatte ohnedies M. H. in so hervorragender Weise, daß seine Freunde sie als seine liebenswürdigste Eigenschaft auch im Leben schätzten.

Diese wuchs selbstverständlich mit den Jahren, nachdem diese nirgends ruhende Ahasverusnatur bereits die halbe Welt durchkreuzt hatte.

Allenthalben, wohin er sich wandte, brachte dieser fein beobachtende Geist stets neue Anregungen mit. Wir können nicht allen seinen Werken, all seinen touristischen Pfaden folgen, die vom Jahr 1850 ihn erst recht in das Weite führten. Wir wollen eben nur diese Vorgänge, soweit sie mit der poetischen Produktion im unmittelbaren Zusammenhange standen, ins nähere Licht stellen.

Schon im Jahre 1850 durchwanderte M. H. Frankreich, England, Irland und Schottland, und verbrachte die Winteraison auf 1851 in Paris. In diesem Jahr bereifte er die Provence und Languedoc, was den Niederschlag eines reizend geschriebenen „Tagebuchs“ gab. 1852 ging er nach der Bretagne und das nächste Jahr abermals nach England. Bekannt ist, wie er sich sodann nach dem Orient eingeschifft hatte, und erst im Jahre 1855 als ein kranker Mann nach Paris kam, bekannt, daß seine poetische Thätigkeit in diesen Jahren zeitweise durch eine Nebenbuhlerin — die Publicistik — unterbrochen wurde. M. H. schrieb während des Krimkrieges als Reporter der „Kölnener Zeitung“ und verrieth damals nicht bloß ein äußerst achtbares Talent als politischer Berichterstatter, sondern manifestirte sich auch als einer der begabtesten Feuilletonisten der Jetztzeit.

So gaben die Fünfziger Jahre unseres Poeten ein kunterbuntes wechselvolles Nomadenleben, und eine nach vielen Richtungen greifende Thätigkeit. Das Maßvolle und das Edle seines Wesens hütete ihn einerseits vor Zersplitterung, andererseits vor dem Handwerk des Büchermachens und vor der Sünde der Reclame. Ein Mann seiner persönlichen Bedeutung, seiner mannigfaltigen Beziehungen, seiner Freude am Leben und Schaffen hätte leicht scheitern können an den oben bezeichneten Klippen, an welchen noch befähigtere, aber minder charaktervolle Individualitäten verfaulen.

Wir haben Gelegenheit abermals aus den Büchern, welche M. H. zu Ende der Fünfziger Jahre veröffentlichen ließ, zu entnehmen, welch ein fester, edler und guter Kern, welch ein auf das Reinkünstlerische gerichteter gediegener idealer Sinn alle seine literarischen Unternehmungen seither durchdrang.

Da gibt uns zunächst das Buch: „Bilder und Büsten“ (Frankfurt,

Meidinger 1866) unterhaltenden und belehrenden Aufschluß, wie M. H. seine unterbrochenen Aufenthalte in den letzten Fünfzigerjahren benützt hatte, um sich künstlerisch in der Seinestadt zu bereichern.

Heimische wie fremde Talente im Gebiete der Poesie, auf dem Felde der bildenden Kunst, im Reiche der Töne standen seinen Wahrnehmungen nahe, und allenthalben war er bemüht, auch dem individuellen Charakter des Künstlers wie des Menschen gerecht zu werden, und jene Künstlernatur am höchsten zu stellen, welche frei vom Scheinleben auf das Gehaltvolle hinwirkt.

Vor Allem wird Beranger (1857) nicht bloß als anmuthiger Dichter seiner Nation, sondern auch als politischer und menschlicher Charakter in treffenden Zügen geschildert.

Ein Dichter, wie Beranger, der die gewaltigsten Umwälzungsepochen Frankreichs als aktiver Zeitgenosse mitgemacht hatte, und stets der Ausdruck der Gesinnung seines Volkes war, so daß seine ursprüngliche harmlose: „chanson“ zuweilen zur fürchterlichen Waffe wurde, mußte an M. H. sympathisch anklingen. Interessant ist bei dieser biographischen Skizze Berangers die genetische Entwicklung seines poetischen Geistes, die hier mit dem meisten Nachdruck behandelt wird.

Zwei so ziemlich aus derselben Zeit stammende Essays führen uns die Büsten der beiden berühmtesten Plastiker der Neuzeit vor, der erstere behandelt jenen Bildhauer Francois Rude, um den sich die Romantiker und Klassiker streiten. M. H. legt ihn uns mehr psychologisch und biographisch, als künstlerisch durch die Wirkungen seiner Werke dar und leitet den Aufsatz durch ein historisches Exordium über die Beschaffenheit der provinziellen Franzosen ein, Rude war nämlich ein Burgunder. Der zweite Essay behandelt den berühmten Bildhauer Barthe, der sich durch seine Thierwelt in Bronzen verewigt und geht wieder im Gegensatz zu der ersteren Behandlungsweise mehr von der Erscheinung aus, die Schilderung seiner plastischen Werke selbst plastisch bildend. Aus dieser Skizze wird vorzüglich klar, welch tiefen und feinen Blick der Verfasser auch in das technische Gebiet der bildenden Kunst geworfen habe. Stoffverwandt schließen sich an diese Abhandlungen „Die Wanderungen durch Pariser Ateliers“ an. Die Art und Weise, wie M. H. über Maler und Malerei spricht, hat stets das Gepräge der Ueberzeugung für sich. Er führt uns nicht allein die den Künstler erfüllenden Ideen, sondern auch die Form der Behandlung mit seltener Treue vor das Auge.

Eine andere Skizze (1859), Stephan Heller, der Virtuose und Komponist, gilt als das Bild des Kampfes deutscher Virtuosen in der französischen Weltstadt. Endlich glaubt Paris an den Genius dieses stolzen Charakters, der sich dem Verlangen der Mode nicht beugen mag.

Dieses Buch enthält noch zwei Gegenstücke, eine in's politisch-staatliche Gebiet streifende brillante Schilderung der „Fürstin Orsini“, dieser machtvollen „Gouvernante Spaniens“, ein Memoire, das als ein passender Leitstern für die dramatische Behandlung dieses Stoffes dienen könnte, daneben die ganz friedvollen „Bilder aus Dänemark“ (1858—1859), welche den Leser durch ihren treuen warmen Beschreibungston anmuthen.

Ueberhaupt begleitet unsern Touristen allenthalben ein historischer Geist, in dessen Durchdringung es M. H. sehr weit gebracht hat. Ubrigens ist dies nicht die einzig rühmenswürdige Seite dieser Bilder, sondern der über sie gebreitete wahrhaft durchsichtige Calam'sche Hauch der Landschaft.

Ein dritter Vorzug dieser Schilderungen aber besteht darin, daß der Schilderer in Folge seiner reichen Erfahrungen die Eigenthümlichkeit des Nordens mit der des Südens, dieses Meeres mit jenem, dieser Landschaft mit jener in frappantester Weise vergleicht.

Allein nicht bloß der historische Geist begleitete allenthalben unsern Wanderer,

ein ihm zunächst verwandter in noch viel höherem Grade, nämlich das schalkhafte Kindesantlitz des Volksmärchens.

M. H. hat sich nicht wie Andere seine Märchen abstrakt erfunden, er hat sie nacherzählt den Müttern der Nationen und darum wirken sie auch oft mit elementarer Kraft sogar auf das kulturbelebte Gemüth. Unser Autor steht als wandernder Ahasver mit allen Erd-, Luft- und Berggeistern aller Länder und Nationalitäten stets im kontinuierlichen Zusammenhang und weiß aus jedem Grunde edle Erze der Geschichten und Sagen zu schürfen.

Offenbar hat er sich nicht bloß um die wandernde Sage — die selbst ein Ahasver ist — in den Hütten des Volkes umgesehen, sondern auch in den Büchern der Gelehrten und Ungelehrten jeder Nation. Ihm gilt aber stets das Märchen als solches nicht viel; sondern insoweit es den topischen oder nationellen Geist einer Gegend, ihren Glauben ihre Philosophie und ihre seelische Physiognomie portraitähnlich ausdrückt, wird ihm das Märchen in der von ihm gewünschten Bedeutung. Hiedurch erhebt sich der Märchengeist gewisser Massen zum geschichtlichen wieder, und wächst so aufgefaßt zur höchsten kulturhistorischen Bedeutung.

Die Touristentasche unseres Dichters ist stets neuer Sachen und Säckelchen auf diesem Gebiete voll. Dies beweist so recht überzeugend sein Buch der „Märchen und Geschichten aus Osten und Westen“. (Braunschweig, Georg Westermann 1858.)

Unter den orientalischen ist der „Heilige Scheich von Abdallah“ als das sinnreichere, „Die Rothbärte“ als das mannigfaltigere der Märchen zu bezeichnen. Der Held des ersteren Märchens verliebt sich trotz seiner Frömmigkeit auf der Reise in die am Brunnen waschende Tochter eines Nazarenerkönigs. In wahnsinniges Hinbrüten und Sklaverei versinkend wird er Schweinehirt. Doch als ihn einer seiner Jünger ermahnt zurückzukehren, geht er. Nun aber erscheint die Nazarenerkönigstochter in seinem Heimatslande und bekennt sich zum Islam.

Das zweite Märchen „die Rothbärte“ erzählt von einem Kaufmann, der seinem Sohne Schätze hinterläßt, mit der doppelten Warnung weder dem Meere noch den Rothbärten zu trauen.

Das Meer, welches ihn verlockt, hätte ihn im Sturme beinahe verschlungen, im Lande der Rothbärte erhält er zwar gehäufte Diamanten, aber verliert das Vertrauen an die Menschheit. In den Details des letzteren Märchens breitet sich vorzugsweise das Element des Widersinnigen aus.

Noch ein drittes erzählt uns M. H. aus dem Orient vom „Emir im Lande Tham“, der einen guten und einen bösen Tag hat. Nachdem aber einem Flehenden gelingt, daß sein Freund richtig zurückkehrt, damit er als sein Bürge nicht enthauptet werde, hat der Emir von Tham keinen bösen Tag mehr. Wer erkennt hier nicht die Fabel der Schillerschen „Bürgschaft“?

Aus der russischen Sagenwelt bringt uns M. H. die allerliebste, gar niedliche Geschichte: „Die Zuckererbse“. Princeß Zuckererbse vermag das Gefährlichste schadlos zu thun. Allein quod licet Jovi u. s. f. Zuckererbse schneidet sich die Nase ab, sie wächst nur noch viel schöner nach, dem Hofstaate aber nicht, sie badet sich in siedender Milch, die Hofdamen gehen daran zu Grunde, sie fährt auf einem Teppich über das Meer, die Hofdamen untersinken.

Fabula docet: „Was Einer kann, kann nicht der Andere, Zufriedenheit ist die schönste Nase, das beste Bad, der kunstvollste Teppich.“

Neußerst poetisch, gehaltvoll und tief sinnig, so daß sie sich der kurzen Stoffangabe entwinden, sind noch zwei andere russische Märchen: „Von den zwei Eimern“ und „Die Schlangenkönigin.“ Der Name der Schlangenkönigin mußte errathen werden, um sie vom Banne zu erlösen. Einem Werber und Helden gelang es, aber erst nach Jahren. Sie hieß: „Láska“ (Liebe). Doch als er den Namen

errathen, war sein Bart auch schon weiß geworden. Nun war es durch dieses trop-tard um sein Glück geschehen.

Diese Stoffe brachte der Orient heim, was der Occident?

Am duftigsten, am durchsichtigsten gehalten ist die Atmosphäre der „Frischen Mährchen“, wie das vom Könige D Dongue, der zum Beweise seiner Kraft den Stein, welcher den See verschließt, wegwälzt und dadurch eine Uberschwemmung verursacht. Gequält, über sein Land so viel Leid heraufbeschworen zu haben, stürzt er sich in den See. Doch um der Gemal der schönsten Elfe zu werden, in deren Reich es wundervoll hergeht, mußte er vorerst beweisen, daß ihm auf der Erde vergeben worden sei. Reizend sind darin die Beschreibungen der Traumwelt ausgeführt. Humoristischer dagegen ist die Geschichte „Vom König Lawra“, von dem Midas der irischen Sage mit Eselsohren, der, um unentdeckt zu bleiben, die Barbieri stets in die andere Welt schickt. Einem von ihnen gelang es aber zu entkommen und dieser vertraut das Geheimniß einer Baumelfe. Diese wieder sagt es der Weide, deren Zweige, zum Harfenholze benützt, es austönen und dem Volke verkünden, so daß Se. Majestät der König für gut zu befinden geruht haben, seine Eselsohren fürder nicht hinter langen Haaren zu verbergen.

Aus Spanien bringt uns M. H. Bascische Sagen. Die vom Animo schließt etwas in sich, was der Geschichte vom verwunschenen Prinzen sehr gleicht sieht.

Während hier zwei Menschenseelen vertauscht werden, ist es hier eine Menschen- und eine Bären-Seele. Ein Märchen des Aberglaubens ist der Saludador, der Heilkünstler mit dem Kreuze auf der Zunge, auf dessen zukünftige Schätze sein eigener Vater spekulierte. Unser Saludador heilte aber nicht um Schätze, er heilte umsonst, was man allgemein verachtete. Er heilte sogar seine Königin, nahm nicht das ihm dargebotene Gold und die Edelsteine an, dafür nahm aber Beides der Vater. Da heilte der Sohn ferner am Meere und ging nach Amerika und heilte dort. Endlich das letzterzählte bascische Volksmärchen: „Herbadilla“ ist die wiedererzählte Sage von Bineta, der meerversunkenen Stadt mit all ihren Palästen und Herrlichkeiten. Es ist eben eine Legende aus dem Bocagio. Es liegt auch schon etwas leichter, seichter französischer Witz darin. Dieses Märchen bildet den Terrainübergang nach den französischen Märchen. Ein ergötzliches Märchen aus der Auvergne ist: „Das Gewissen“; uamentlich der in dem Magen eines sehr für ehrlich gehaltenen Mannes mackernde gestohlene Bock ist ein prächtiges argumentum ad hominem. „Der wilde Jäger in Frankreich“ ist mit der deutschen Sage vom „wilden Jäger“ so ziemlich identisch. „Das Gesicht der Prinzessin Marie von Orleans“ ist sozu sagen ein modernes Märchen aus den besten Gesellschaftskreisen. Diese Tochter Louis Philipps — geschickte Bildhauerin — bekommt, im Antikensaal zur Nachtzeit modellirend, eine Vision, in welcher die Guillotinirung und Entsetzung französischer Könige einen Schatten wirft, zu welcher noch das Zukunftsbild hinzutritt, wo ihr Vater in einer Blouse flüchtet. Dieses Bildniß vor dem inneren Auge — sei Prinzessin Marie alsbald gestorben.

Zwischen dem Orient und Occident sollte nun eigentlich die reiche und gemüthliche Märchenwelt Deutschlands vermitteln, dieses Buch bringt aber nichts mehr als ein einziges dünnes sogenanntes deutsches Märchen. Es ist das einzige, welches eigentlich von dem Dichter erfunden wurde, und es ist eigentlich nichts weiter als eine politische Satyre in Märchenform.

Jrgendwo in dem Winkel eines alten Saales — ich glaube zu Frankfurt a. M. — steht ein riesiger alter Ofen. Erst später bekommen es die Antiquare heraus, daß es ein Ofen des Barbarossa war. Die Attachés des alten deutschen Bundes halten im Saale ihre Rathssitzung. Es ist frostig, man kann sich daher

baß nicht wundern, daß es dem Rothbart im Kyffhäuser zu kalt geworden, daß er — wie es Gewohnheit — seinen alten Ofen heimsucht, um sich ein wenig zu wärmen. Da schickte einmal zu Neujahr der Hausherr, den die Attachés gar nicht regardirten, jedem ein Stück dieses Ofens mit dem betreffenden Wappen darauf.

In diesem Märchen spucken Heine'sche Kobolde und Neckgeister, dasselbe könnte mit Beziehung auf die neuesten Ereignisse in Deutschland manche Fortsetzung erfahren.

Außer diesem einzigen deutschen Märchen hat uns noch M. H. die bekannten Perrault'schen Märchen neuerzählt und Gustav Doré hat sie in einem mehrmals verlegten Prachtbände (Stuttgart, Hallberger) wundervoll illustriert. Es sind dies die altbekannten Märchen: „Das Rothkäppchen“, „Der kleine Däumling“, „Das Dornröschen“, „Aschenputtel“, „Der gestiefelte Kater“, „Eselshaut“, „Die Fee“, „Blaubart“. Sie sind aber nicht im Geiste der Gebrüder Grimm oder Ludwig Bechsteins, das ist in dem echten deutschen Geiste nach- und wiedererzählt, sondern in dem leichtfertigen, flitternden, von dem pikanten modernen Stiche angekränkelten Perrault'schen Geiste.

Vielleicht war dieser Geist eine Concession an das Unternehmen, allein es mußte nicht sein, um so weniger, als die Illustrationen von einem wahrhaft ernst würdigen Style durchdrungen sind, der sich mehr nach dem eigentlichen Mittelalter als nach der eleganten Renaissance oder nach dem spielenden Rokoko flüchtet.

Echt deutsche Märchen ist uns daher dieser begabteste Märchendichter M. H. schuldig geblieben.

Wir müssen auch hier eines andern mit dem obigen gleichzeitig erschienenen Buches erwähnen, das Märchen in Versen enthält, die gleichfalls aus dem Orient und aus fremden Zonen herübergeholt sind.

Dies Buch ist eine Sammlung prachtvoller Gedichte: „Zeitlosen“ betitelt. (Braunschweig. Vieweg und Sohn 1858.)

Die erste Abtheilung enthält nebst Balladen und kurzen Erzählungen wieder viel an die Märchenwelt Anklingendes. Der Erzähler feinpointirter Anekdoten und geistreicher Blüetten in Versen, wie ihn der Franzose liebt, bewährt sich auch hier. Sagen — anmuthig, sinnig, wahre Fruchtstücke mit edlem saftigen Kern und noch voll Farbe und Duft.

Die Balladen — eigentlich keine Balladen, das Pragmatische, das Faktische tritt dabei zu sehr in den Hintergrund, dagegen thut sich das Doktrinäre hervor, jener lehrhafte orientalische Geist, wie er bei gebildeten Genossen vom Stamme des Dichters so häufig zu treffen ist. Wir erkennen abermals in dem Reichthum der hier in äußerst gewandter metrischer Form gebotenen Stoffe den Touristen, der aller Herren Länder mit rüstigem Wanderstabe durchstreift, und dessen orientirter, nicht bloß nach Außen auch nach Innen gekehrter Sinn in jedem Lande, in jedem Ländergebiete ja in jedem Städtchen, an jedem Quell, wo er sich angeregt fühlt, den lokalen Geist aufsucht und in die nach Nation und Ort individuell gefärbte Dämonenwelt so gerne hinübergreift.

Nebst dem Abschnitte, der Kleingerahmteposches bringt, enthalten die „Zeitlosen“ auch noch eine Abtheilung: „Leben und Weben“, in denen erotische mit allgemeinhaltlichen Gedichten wechseln.

Die erotischen Gesänge dieser Periode thun sich mehr durch Innigkeit und Zartheit der Empfindung, als durch Größe des Gefühls und Gewalt der Leidenschaft hervor, sie tragen indeß den so wohlthuend wirkenden Stempel des Erlebten an sich. Der Ortswechsel, das Phänomene der weiblichen Erscheinungen in der Weltstadt und das in dieser Hinsicht leicht entzündbare Herz unseres Poeten sichert ihm eine reiche Vertretung der erotischen Poesie. Manche flüchtig vorübergleitende Frauengestalt, manche an den Dichter nur streifende Erscheinung wird auf einen

Moment festgehalten und ihr in irgend einer Weise gehuldigt — dieser Dame auf dem Parket, jener auf dem Krankenbette. Sie und da mischt sich zwar nicht genuin, aber nothwendig dem Pariser Leben unbewußt abgenommen ausnahmsweise ein kleiner feiner frivoler Zug in die reinen Klänge dieser dem Gemeinen stets abgekehrten Dichterseele. Feingefeilte Sonette, mehr der kühlen Betrachtung als irgend einem primitiven Gefühl gewidmet, wechseln mit epigrammatischen Kernsprüchen ab, würdig eines orientalischen Weisen.

Eine gleichfalls lyrische und abermals erotische Abtheilung des Buches hat der Dichter „Symphonien“ überschrieben. Wenn ein Kompositeur Eklogen komponirt, warum sollte ein Dichter nicht auch Symphonien dichten? — Sie sind ein erotischer Erguß und bewegen sich in sanften Windungen odenmäßiger Metren, ein Versuch des Poeten, wie sich seine für die mannigfachsten dichterischen Formen erprobte Empfänglichkeit im antiken Schema bewähren werde? Die äußere Form dieser Symphonien ist wahrhaft prachtvoll, dagegen der innere Gehalt stellenweise etwas gewaltthätig.

Wie eine Reminiscenz, wie eine Erinnerung einer frühern Lebensperiode, aber eben darum auch schon wie ein Anachronismus nehmen sich die in diese Sammlung verirrten: „Lieder der Heimkehr und Flucht“ aus. Schon durch den Stoff bedingt und durch ihre subjektive Lebenswahrheit sind diese Gesänge kräftiger, elementarer, daher auch gewaltiger an des Lesers Herz greifend, als alle andern Gesänge dieses Buches.

War M. H. in seinen andern in eine schwere Verfolgungszeit fallenden Produktionen durch seine objektive Abgeschlossenheit und Ruhe wahrhaft bewundernswürdig, wie wir dies namentlich an seinen kleineren epischen Werken wahrzunehmen Gelegenheit hatten: so läßt sich der Lyriker in dieser der Erinnerung seiner Erlebnisse gewidmeten Abtheilung in Betreff seiner Stimmungen die vollkommene Aeußerungsfreiheit. Wir fühlen alle Wehmuth der Trennung vom Elternhause, alle Freuden momentanen Wiedersehens, alle Affekte abermals gestörter Ruhe, alle Athemzüge der Angst, der Furcht und des Entsetzens in ergreifender Weise mit ihm. Und nicht so sehr um Seiner selbst willen, als vielmehr um seiner Eltern um seiner Schwester willen überkommen ihn diese bald stürmischen, bald elegischen Stimmungen.

Kein Poet hat — wir müssen es zur Ehre seines Herzens wiederholt betonen — den Gefühlen des Sohnes, den Empfindungen echter Kindesliebe einen so tiefergreifenden Ausdruck gegeben, als eben dieser Poet. Keine Mutter wurde in tiefinnigeren Liedern besungen als Hartmanns Mutter. Und wie mit seiner leiblichen so war er auch mit seiner geistigen Mutter — mit seiner Heimat in guten und trüben Tagen aufs Engste verwebt und verwachsen.

Und wie er einmal nach Jahren der Entbehrung heimkehrt zur heimischen Schwelle und das Mutterhaus im Lauf der Zeiten so zu sagen ein anderes geworden, da ruft er halb verzweifelt, halb resignirt aus:

„Das Leid ist verblichen, das Glück verdorben“,

„Die grünende Hütte ist ausgestorben!“ —

Das ist subjective Stimmungspoesie im eigentlichen Sinne des Wortes. Noch begegnen wir aber andern Abtheilungen der „Zeitlosen“ von ganz verschiedenem Inhalt. Da ist es zunächst die Erzählung „Camao“, die uns durch ihren düsteren und dem Charakter der südlichen Romanze nachgebildeten Typus zu fesseln vermag. Camao ist eine Erzählung, die auf dem Boden Bissabons spielt, und in welche die Geschehnisse des unglücklichen Louis Camoëns so geisthaft hineinspielen. Da haben wir endlich auch Beiträge „aus dem Süden“, etwas trübe melancholisch-angehauchte Weisen. Es ist der Meeresstrand von Athellas, der den Dichter so tiefernst stimmt. Ein einziger kurzer Ton, eine Apotheose an das Leben hebt sich darin zur Siegesfreude empor:

„Tagwerker lieber hier,“ — „Als ein Achilles bei den Schatten.“ —

Eine dankbare Schlußgabe des Buches bilden einerseits die „Vulgarischen Volkslieder“ andererseits die Übersetzungen der Gedichte eines Frai Luis Ponce de Leon.

Zwischen den Beiden liegt ein Gegensatz, der nicht größer sein kann. Hier bei den Bulgaren reale Wehmuth, reale Freude des Volkes, Bulgarischer Mutterwitz, dort bei dem Spanier — ideale Wehmuth, ideale Freude, hier Ausdruck des Volksbewußtseins, dort sich über die Massen erhebende Individualität, hier volksthümliche Naivetät, dort aristokratischer Ernst und hispanische Grandezza, und doch mußte beide Arten des Übersetzers anschniegbarer Sinn in meisterlichster Weise in sich zu vereinigen.

Im Ganzen sind die „Zeitlosen“ eigentlich nicht jene Blüthen später Herbststunde, wie sie uns traurig stimmen, wenn wir sie auf den Wiesen der Heimat gewahren, dazu liegt in ihnen noch viel zu sehr männliche Kraft, wir möchten sie eher die letzten Ahren vom poetischen Felde nennen, denn von nun ab begegnen wir den metrischen Produktionen des Dichters schon seltener, da er sich der Novelle und dem Romane vorwiegend in die Arme warf. Auch auf diese Produktionsart sei uns noch ein übersichtlicher Blick gegönnt, da er zum Abschluß des Totalbildes erforderlich wird.

Um nicht mißverstanden zu werden, müssen wir dieser allgemeinen Revue noch vorausschicken, daß wir die epische Seite unseres Autors als eine äußerst respectable, ja geradezu als seine bedeutendste Begabung ansehen.

Aber die Vergleichung seiner Leistungen auf dem streng epischen Gebiete dem des Epos und der epischen Erzählung in gebundener Sprache in Entgegensetzung zu dem Romane und zu der Novelle läßt sogleich erkennen, daß er sich in dem ersteren Elemente viel vortrefflicher bewegte, als in dem letzteren.

Es würde uns zu weit führen, zu konstativen, auf welchen Gründen diese befremdende Erscheinung beruht, allein, daß dies der Fall sei, ist eine von den meisten Beurtheilern unseres Dichters fest angenommene Thatsache.

Betrachten wir nur oberflächlich eine dem epischen Gebiete angehörende Produktion unseres Dichters, beispielsweise „Adam und Eva“ ein bürgerliches Idyll in dem Genre von Göthes „Hermann und Dorothea“, Pöpens „Louise“, Eberts „Kloster“, und wir werden darin eine Ruhe und Behaglichkeit des Vortrags, einen streng objektiven Sinn, eine Festhaltung der leitenden Idee des Gedichtes und ein harmonisches Verhältniß seiner prächtig ausgearbeiteten Theile sogleich wahrnehmen, wie sie in keinem Romane, keiner Novelle dieses Schriftstellers in solcher Vollständigkeit anzutreffen sein wird.

Detailmalereien, wie die Beschreibung einer alten Kokokouhr in diesem Epos und wie andere hochgelungene „Stilleben“, Stimmungen, wie diejenigen, die er seinem Helden bei Betrachtung landschaftlicher Reize in die Brust legt, finden wir weder in einen Romane, noch in einer Novelle dieses vielseitigen Autors so meisterhaft niedergelegt.

Wir glauben im Allgemeinen, daß das anmuthige Band der rhythmischen Sprachfessel, welches jedenfalls zu einer gewissen Beherrschung des Ausdruckes und oft zu einer bestimmten Begrenzung des gebotenen Stoffes führt, dem bewegten Sinne dieses Poeten einen vortheilhaft kalmirenden Ausdruck verliehen habe.

Nicht, daß der Hexameter dieses Idylls allenthalben tadellose Behandlung erfuhr, und auch zugegeben, daß vielleicht eine andere metrische Form als eben die des Hexameters dem Geiste dieses schönen Gedichtes ein noch anschniegenderes Gewand verliehen haben würde: so müssen wir doch andererseits den feinen und sinnigen Geist dieser Erzählung bewundern und den Kunstbau ihrer Gliederung, der sie eben zu jener Höhe erhebt, auf welcher sich die Romane und Novellen dieses Poeten noch lange nicht befinden.



Eine der ersten Arbeiten von M. H. auf dem Gebiete des Romanes ist sein Werk: „Der Krieg um den Wald.“ Hier steht er auf heimischem Boden, noch ganz der Riese Antäus, der sich die Kraft der Schilderung, die Kühnheit und Lebenswahrheit der Komposition aus dem Urquell seiner eigenen Wahrnehmungen geholt hat. Damals noch nicht so ausgeprägter Politiker wie in den späteren Jahren hat M. H. schon durch diese Stoffwahl uns eine andere große Seite seines inneren Wesens erschlossen — die sociale.

Der Socialismus dieses Werkes ist aber kein abstraktes Gespenst eines Stubengelehrten, sondern die Folge einer frisch in das Leben versenkten Betrachtung und hat somit unseres Bedünkens eine größere Berechtigung als die Motive der Auerbach'schen Dorfnovellen, in deren erste Serie zu viel Spinoza in die schwäbischen Dorfgestalten künstlich hineinspintirt ist.

Nebst den Anziehungspunkten für den Denker, welche zum größten Theile in dem socialen Elemente dieses Romanes liegen, ist es aber auch die gute Verwicklung und Entwicklung des ziemlich einfachen Handlungsstoffes und die von böhmischen Lokalschilderungen gesättigte Darstellungsweise, welche dem Romane gewiß auch bei dem größeren Publikum einen raschen Eingang verschafft hat, ohne demselben durch Trivialisirung des Stoffes oder durch Sensations- und Effektsucherei allzu viel Konzessionen zu machen.

Als ein Gegenstück dem Stoffe und der Form nach möchte ich einen neueren Roman dieses Autors bezeichnen. Gleichfalls von einer socialen Idee, namentlich in den Gegensätzen getragen, führt uns derselbe in eine moderne Zeit und in die feinsten Gesellschaftsklassen eines Kleinstaates, um allgemeine Standesgebrechen erbarmungslos bloß zu legen und auf die Fäulniß der Verhältnisse namentlich in industriellen und Adelskreisen hinzuweisen.

Dieser im Jahr 1868 der Büchermwelt übergebene Roman heißt: „Die Diamanten der Baronin“, und wurde von M. H. einige Zeit vorher anonym aus äußeren Gründen unter einem andern Titel erzählt. Die meisten der in dem Romane enthaltenen Persönlichkeiten sind dem Leben einer deutschen Residenz entnommen und manche von ihnen förmlich abphotographirt, was folgerichtig dem äußeren Kolorit nicht zum Nachtheil gereicht, aber dafür der psychologischen Entwicklung hier und da Eintrag thut. Das realistische Element dieser Arbeit wirkt auf die heutige Gesellschaft in ethischer Beziehung stark ernüchternde Streiflichter. Auch entbehrt sie vom rein künstlerischen Standpunkt im Ganzen genommen der ästhetischen Einheit, welche minder in der mangelhaften künstlerischen Gruppierung des Reinstofflichen gelegen erscheint, als vielmehr in dem Umstand, daß nicht recht klargelegt ist, ob dieser Roman einen Helden oder eine Heldin besitzt und welche Gestalt darin eigentlich den Focus des Hauptinteresses abgeben solle? —

Der Held ist zu weich und zu vag, die Heldin zu stählern und zu raffinirt, und es verbreitet sich daher das Hauptinteresse des Lesers etwas unruhig auf Beide, ja auf mehre Personen zugleich.

Nichts desto weniger hat dieser Roman manche dramatisch fesselnde Scene und ist der Beschreibung der Landschaften und dem Topischen darin eine gewisse plastische Eigenschaft verliehen, welche die leidenschaftlichen Vorgänge der Gesellschaft in wohlthuender und angenehmer Weise umrahmt.

Der Styl der Beschreibung von Vertlichkeiten ist unwillkürlich Gutzkow'schen und Freitag'schen Mustern abgelauscht, jedoch in einer Weise, wie sie die Beschuldigung absichtlichen Kopirens völlig ausschließt. Daß sich die Physiognomien socialer Romanciers in manchem Zug auffallend ähneln, ist eine natürliche Sache und dieser Roman ist einmal ein socialer Sensationsroman im edleren Sinne des Wortes.

Der reiche, mit mancher schönen Episode gezierte Behandlungsstoff ist in zwei dünnen Bändchen wunderbar knapp verwickelt, entwickelt und durchgeführt.

Der behaglichen epischen Breite, wie wir diese seit Homer auch der modernen Form des Romans zuerkennen müssen, entbehrt wohl dieses Buch, vielleicht ist es aber darum geeigneter, in mancher Katastrophe um so drastischer zu packen, ohne uns durch grobe oder raffinirte Effekte bis zum Ekel zu sättigen.

Da M. H. in diesem Roman auch vorzugsweise daß Parquet des Salons betrat, können wir nicht unberührt lassen, wie sehr es ihm gelang, die ruhigen wie die bewegten Momente in den Vorgängen dieser Gesellschaftskreise, denen der Autor zuweilen auch im Leben nahe getreten ist, fein nuancirt wiederzugeben. Nicht ganz auf gleicher Höhe hält sich dabei die Entwicklung der inneren Konflikte.

Wir haben von einem socialen Roman aus dem Bauernstande und aus der unteren Schichte einerseits, dann von einem socialen Roman der höheren Gesellschaftskreise andererseits Aft genommen. Als einen politischen Roman kleineren Umfanges möchte ich nun das Buch: „Von Frühling zu Frühling“ bezeichnen.

Es gibt sowohl im Stoff als auch in der Behandlung nichts wesentlich Neues, möchte aber darum vorzugsweiser Belobung sich würdig erweisen, weil das objektive und subjektive Moment, die ziemlich anregende Handlung und die gesunde Frische der sie tragenden Charaktere mit der psychologischen Austiefung derselben in einem angenehmen Gleichgewicht stehen. Trotzdem überwuchert das demokratische Element und die politische Diskussion das übrige Gebiet der Erzählung, die ihrem geringen Umfange nach kaum das Anrecht auf die Taufe eines Romanes verdient.

Der bedeutendste Roman Moriz Hartmanns ist ein historischer.

Es vereinigen sich in diesem Romane — den der Autor: „Die letzten Tage eines Königs“ betitelt hat, vielfältige Momente, welche zur Vollendung dieses ansehnlichen Produktes wesentlich beitragen.

Erstens wird die Freiheitsader unseres Poeten — seine stärkste unter allen — durch die Wahl des Stoffes schon am gewaltigsten turbirt, denn er stellt uns gleich in einem der ersten Kapitel auf den Boden des großen, in freihheitlichen und nationalen Bewegungen unererschöpflichen Corsica.

Fürs Zweite ist aber Alles, was er mit so naturwahrem Pinsel von Corsicas Land und Leuten in liebevollster Weise uns malt — keine Fiction, sondern die Frucht unzähliger Wahrnehmungen seines feinen Auges, denn der wanderlustige Romancier war in Corsica gewesen.

Auch die letzten Tage eines Königs auf jener Insel, die der Welt Napoleon schenkte, sind keine Fiction, sondern eine gewaltige Wahrheit, und der Chronist, der uns diese tragischen Vorgänge erzählt — ist eben kein bloßer Romanschriftsteller.

Wir werden erst an die südliche Küste Frankreichs versetzt, in einer Zeit, wo nach dem niedergeworfenen Bonapartismus die Bourbonen im Lande ihr Haupt erheben. Unter diesen Verfolgungen senft auch ein alter Republikaner, der einen Verfolgten unter seinen Fittigen birgt.

Ein zweiter Flüchtling findet sich im Hause des alten Republikaners ein — ein gleichfalls verfolgter Mohrenhäuptling — ein Napoleonist.

Es bereitet sich für den ersten Verfolgten alsbald zur Nachtzeit ein Fluchtversuch vor, eine Flotte soll ihn meerüber setzen, wo er zu einem Hilfschiffe zu stoßen wird.

Dieser erste Flüchtling ist Niemand als — der glückbeseelte große König Jerome, auf dessen Kopf von den Bourbonen ein Preis ausgesetzt ist.

Der Gedungene, welcher Jerome auf der Flotte in das Meer führen soll, gibt

den König seinem Schicksale preis. Da, in demselben Augenblicke, wo die Barke eben abstoßen soll, erscheint durch kühnen Sprung ein Zweiter auf der Barke — es ist der Mohr, der von nun ab zu seinem liebenden Schutzgeist wird.

Das Schiff am Meere, welches den König nach Corsica bringen soll, verläugnet ihn, und nur Einzelne stoßen zu, den König dem Untergange auf offenem Meer zu entwinden.

Er hat Corsica glücklich erreicht, und nun wird das Bild ein großes, buntbewegtes. Geborgen in dem Schlosse von Corsicas stolzestem Patricier — wird er zugleich auch von seiner Tochter mit einem Enthusiasmus begrüßt, der mehr als Liebe ist.

Der Mohrenhäuptling liebt aber diese und sonach entsteht ein schöner Konflikt der Empfindungen, da in dem Letzteren die Aufopferungsfreude für Jerome wie für diese Patricierstochter eine gleich große ist.

In diese seelischen Konflikte mischen sich die großen historischen, da sich für Jerome die ganze Insel erhebt und es zwischen den Bourbonisten und Corsicanern zu Kämpfen kommt, die der Beschreibung ein lebendiges Kolorit gewähren.

Dem Könige winkt an Siciiliens Küste ein neuer Stern. Von den Carbonaris wird er aufgefordert daselbst zu landen, was er auch unternimmt.

Da wird es wieder auf Corsica stiller, der Herbst kommt, mit seiner südlich wehmüthigen Färbung im Kastanienlande reizend geschildert.

Alle bewaffneten Freunde zogen mit, auch der Mohr Nadir, und überließen Benvenuta — die Patricierstochter — ihrer Trauer.

Alles stimmt bald zu dem tragischen Ende des letzten Königs. Seine Landung endet schmachlich, sein Häuflein verunglückt, der König fällt in Haft und wird erschossen. Nadir bringt Benvenuten diese Trauerkunde. Doch auch er fällt von der Kugel eines an ihm Vendetta nehmenden verschmähten Nebenbuhlers.

Und so sind Benvenuten alle ihre Ideale des Lebens genommen.

Auch dieser Roman ist wie die andern Hartmann's verhältnißmäßig sehr kurz behandelt.

Dreizehn Kapitel erschöpfen diesen an Episoden reichen und ziemlich mannigfaltigen Stoff, in welchem namentlich das Banditen- und Racheleben der Corsen auf das Prachtvollste geschildert wird.

Manches darin wickelt sich mit dramatischer Lebendigkeit ab, und nichts in dem Romane ist leicht oder oberflächlich angelegt, Alles gediegen, würdig und das Streben einleuchtend, auf den Effekt der Wahrheit hinzuarbeiten. Wir können unbedingt diesen historischen Roman als einen Kunstroman unter die besten dieses Genres einreihen.

Auch eine Anzahl Novellen hat unser Dichter geschrieben, sie schließen zwar alle etwas abrupt und lassen zuweilen die künstlerische Abrundung in der Behandlung des Stoffes vermissen, entwickeln jedoch manchmal verborgene psychologische Züge von hohem Interesse. Auch hier kann man sagen, daß M. H. auf diesem Gebiete niemals eine geistlose Lappalie, eine leichte Dutzendarbeit hingeworfen habe, wie so viele seiner Zeitgenossen, wenn sie eben honorarbedürftig gewesen.

Mancher dieser novellistischen Versuche gehört auf das Gebiet der Experimentalpoesie, wo man entweder einen neuen Pfad sucht oder einen in der Literatur bereits aufgegebenen wieder verfolgt. Wer sich für Hartmanns Novellen besonders interessiren sollte, der lese die Sammlung: „Novellen“, „Erzählungen meiner Freunde“, „Nach der Natur“, „Erzählungen eines Unsteten.“

Diese letzteren sind vorzugsweise etwas zu unstet behandelt, es fehlt meist der geistige Mittelpunkt und der befriedigende Abschluß. Den tiefsten psychologischen Werth unter diesen Novellen besitzt jedoch „Der Verbannte“ und „Der

blinde Wilhelm.“ Durch äußere Situationsmalerei verdient aber als die gelungenste die Novelle: „*Contraste*“ hervorgehoben zu werden.

Die Prosaarbeiten Hartmanns stammen meist aus seiner Mannesperiode und scheinen zwischen andern Beschäftigungen auf dem Gebiete der Literatur stets nur Incidenzarbeiten gewesen zu sein.

Einen kleinen anregenden Antheil an diesen Arbeiten dürfte Hartmanns Braut — später seine liebtreue Frau gegeben haben. Poetisches Wirken im höchsten Grade verehrend — haben doch immer die Frauen den offensten und verständnißvollsten Sinn für Roman und Novelle.

Dieser Frau vor Allem mußte aber ein solcher Sinn zugestanden werden. Es war im Jahre 1861, wo sich Moriz Hartmann mit Fräulein Bertha Ködiger, einer von Geist und Gemüth hochbegabten Dame aus einem sehr distinguirten Hause Genfs, verheiratet hatte. Von da ab fängt auch eine praktischere Richtung in der Laufbahn unseres Poeten an, nachdem unbestreitbar wieder seine Frau es gewesen, die als das Ideal seiner Männerjahre manche poetische Saite in seinem Herzen zu prachtvollen Klängen erweckte.

Raum verheiratet, wurde er Professor der deutschen Literatur in Genf an der dortigen Akademie. Seine Vorlesungen sind nicht bloß einem kleinen jugendlichen Kreise in bester Erinnerung, sondern sie haben sich in der Kulturgeschichte der Stadt einen ehrenvollen Platz gesichert.

M. Hartmann war ganz von dem Zenge, sich als Vorleser einen bedeutenden Namen zu machen. In seiner Person vereinigte sich französische Grazie, französischer „Elan“ mit deutscher Gründlichkeit und Tiefe. Das Aesthetische seiner persönlichen Erscheinung, die Bildung seines Sprechorgans und namentlich seine eminente Rednergabe befähigten ihn ganz besonders für solch' eine Wirksamkeit. Schade, daß diese eben nur zwei Jahre gedauert.

Mit der Verlags-handlung Hallberger in Stuttgart, welcher er auch die Bearbeitung der von Doré illustrierten Märchen schenkte — im steten Verkehr, wurde M. H. im Jahre 1862 von dieser Firma für die Redaktion der „*Frena*“ gewonnen und nach Stuttgart berufen. Unter seiner Leitung gewann die „*Frena*“ in jeder Richtung unendlich, aber andererseits absorbirte die auf die Leitung dieses Blattes verwendete Zeit und Mühe etwas von seiner Selbstproduktion.

Im Herbst 1868 begab sich der dem Wechsel des Aufenthaltes stets sehr leicht zugängliche Poet mit seiner Familie nach Wien. Es that ihm wohl — wieder seiner Heimat nahe zu rücken, um so mehr, als für seine politischen Delikte vollständige Amnestie erlassen worden war und ihm im Kreise naher Jugendvertrauter bei der „*Neu-n-Freien Presse*“ — ein Organ, welches in aller Beziehung sich seinen Anschauungen konformirte — eine neue hoffnungsreiche Thätigkeit winkte, zumal er die Redaktion des Feuilletons übernahm, und M. H. war ein geborener Feuilletonist und brauchte nur aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen und seines farbenüppigen Reiselebens vollauf Blumen zu streuen, deren Duft sich lange jung und kräftig erhielt.

Aber ein unerbittliches Geschick wollte es anders. Kaum hatte noch ein großer Schmerz um den Verlust seines erstgeborenen Sohnes in ihm ausgerungen, der lange Zeit nachzitterte, so hatten sich schon im ersten Sommer, den M. H. in Wien verbrachte, die ersten Keime seines Leidens — eines heimtückisch schleichenden Nierenleidens — eingestellt.

Fiebererscheinungen, die sich zeitweise einfanden, hinderten ihn an größeren Entwürfen, an stetigerer literarischer Theilnahme, und nur zwischen durch, wenn die Krankheit ihn einigermaßen verließ, hauchte er ein kleines lyrisches Lied oder brachte er den Eindruck eines kurz vorher gelesenen Buches in Verse oder legte sich als Trost irgend eine Sentenz zurecht.

So schleppte sich der Dichter in das dritte Jahr hin, elegisch gestimmt, aber

zeitweise doch wieder bessere Tage hoffend, nicht verdrüsslich oder unwirsch, seiner wie einer Märtyrerin leidenden Frau, sowie seinen Freunden die alte Freundlichkeit stets erweisend.

Zu seinem eigenen Leiden aber gefellte sich noch der typhöse Zustand seiner Frau, deren Körper den Opfern erlag, die sie sich durch die Pflege ihres Mannes auferlegt hatte. Hartmanns Frau genas wieder, und, sich an dieser Freude emporrankend, hoffte er auch wieder — für sich. Ein von ihm damals geschaffenes Gedicht, das uns Herr E. Wessel in einem über den kranken Dichter abgefaßten Feuilleton der „N. Fr. Presse“ mittheilte, möge diese momentan gehobene Stimme des Dichters zum Ausdruck bringen.

Nicht murren und nicht grämen  
Und nicht das Glück der Jugend  
Durch düst're Tugend  
Im lust'gen Fluge lähmen.

Frisch kämpfen, fromm streiten,  
Gut Wollen ist der beste Segen,  
Er führt auf allen Wegen  
Den Blinden selbst in bess're Zeiten!

Vor Allem nicht verzagen,  
Das schöne Leben wird weit und weiter,  
Das tapf're Streiter  
Im guten Kampfe in die Schanze schlagen.

Drauf los und ohne Besinnen,  
Fürchte keinen Schaden,  
Schaff nur Gold herbei für den Faden,  
Den unaufhaltfam die Parzen spinnen.

Glückselige Täuschung eines schon am Grabesrande Stehenden! Während der Dichter an sich den Mahnruf ergehen läßt — Gold herbeizuschaffen für den Faden der unaufhaltfam spinnenden Parzen — hat Atropos bereits beschlossen, ihn abzuschneiden, und während eine täuschende Ahnung ihm noch den Horizont diesseits eröffnet:

„Das schöne Leben wird weit und weiter!“ hat das Geschick diesen Worten eines der besten Söhne des Vaterlandes die Deutung auf den Horizont jenseits gegeben.

Eine groß angelegte Natur, die im Sturm und Drang ihrer ersten geflügelten Jugendjahre weite Entwürfe durchgeführt hatte, die in Epen „wie Kelch und Schwert“, in Monstresatyren, wie die einem Igel gleich nach allen Seiten stechende Reimchronik des Pfaffen Mauritius sich mächtig offenbarte, eine groß angelegte Dichternatur, deren Flügel auf einem unstillen Wanderleben die ganze Welt erfakten, die Mythen und Sagen aller Länder in gewaltiger Weise umspannten, eine groß angelegte Dichternatur, die mit dem Triebe nach besserer sozialer Gestaltung Tausende von Essays, Duzende von Novellen und Romanen in die Welt flattern ließ, um für sie regenerirend zu wirken — sie begrenzte sich allmählig in ihrem Wünschen, Wollen und Schaffen, ließ sich von den menschenwürdigen süßen Banden häuslichen Glückes umstricken, aber wurde zugleich auch von der unbezwingbaren Macht des durch geistige aufreibende Thätigkeiten gewiß auch nicht unberührten, physischen Organismus gefesselt, daß dieselbe elegisch nur mehr in einigen wenigen Liedern und einigen kleingerahmten Feuilletons Zeugniß ihrer einstigen Kraft und Stärke abgeben konnte.

Trübte sich auch durch die Schleier der Krankheit der heiter schaffende Sinn des Poeten, brach sich auch die gewaltige Kraft, mit der derselbe schon an der Wiege von den Mufen beschenkt worden war — der Mensch als Freund, der Mensch als beglückender Gatte und Vater, der Mensch in den Grundzügen eines vollauf echten und gleich achtungs- wie liebenswürdigen Characters, der Mensch auf seiner idealen Höhe der Gesinnung, mit den Intentionen seines Wollens und Strebens, mit der Reinheit und Größe seines Denkens und Empfindens, er blieb mit dem letzten Athemzuge derselbe und eine rührende Resignation verklärte die Stunden seines dreijährigen Krankenlagers und die Stunden seines Todes, der im Jenz — in Oberdöbling — am 13. Mai 1872 erfolgte, nicht weit von der Stelle, wo die Reste seines Freundes Lenau auf einem Dorffriedhofe gebettet sind.

Die überlebenden Freunde und Gesinnungsgenossen bewahren ihm das lebhafteste Andenken, dessen nur ein Menschenherz fähig ist.

Dr. Kompert und Sigmund Kolisch — die ihn in den Jahren des Leidens kaum auf Stunden verließen, da sie auch heitere Lebenstage des freundschaftlichen Genußes zu Wien, zu Paris und noch früher am Lande mit einander getheilt hatten, sie erhoben ihre berechtigten Stimmen am Grabe und hielten dem Verklärten erschütternde Leichenreden.

Am 15. Mai — gerade in der Mitte des Jenzmonates — wurde der edle Dichter in Wien zu Grabe getragen.

Nebst den beiden genannten intimen Freunden des Dichters folgte seinem Sarge eine ansehnliche Vertretung der Wiener Dichtermwelt: Dingelstedt, Bauernfeld, Mosenthal, Mauthner, Weilen, und auch der Reichsrath war in ansehnlichster Weise durch fast alle deutsch-böhmische Abgeordnete repräsentirt.

Unter den zahlreichen Kränzen, die den Sarg bedeckten, Liebesgaben und Erinnerungszeichen aus weiter Ferne, waren auch solche — der Prager Concordia und des Prager deutschen Casino's eingetroffen.

Der israelitische Friedhof über der Wehringer Linie birgt die Ueberreste unseres Landeskindes, dessen geistiges Bild in unauslöschlichen Zügen in den Herzen der Ueberlebenden wurzelt und dessen Name sich der großen deutschen Literaturgeschichte für ewig einverleibt hat.

Auch auf die posthumen Gaben des literarischen Nachlasses, die einer sicheren Freundeshand anvertraut wurden, freuen wir uns mit pietätvollem Herzen.

Nebst noch ungedruckten lyrischen und epischen Gedichten, Novellen und feuilletonistisch gehaltenen Aufsätzen harret auch ein noch nicht ganz vollendeter Roman der Veröffentlichung entgegen.

Was aber wünschenswerther wäre als Alles — bestünde in dem Unternehmen einer Gesammtausgabe der Werke des Dichters.

Die ersten Firmen Deutschlands waren es, die Hartmanns Werke edirten, und doch ist ein großer Theil derselben — wie wir uns vielfach zu überzeugen Gelegenheit hatten, vergriffen und schwer anzutreiben. Hartmanns rastlose Muse, für die er so zu sagen sein ganzes Leben eingesezt hatte — verdiente dieses Unternehmen, und wäre dasselbe ein würdiges Geschenk an die deutsche Lesewelt und das sinnigste Denkmal, das ihm gesetzt werden könnte.

## Dr. Carl Anton Tobias.

### Neurolog.

... „Sie haben  
Einen guten Mann begraben,  
Und mir war er mehr.“

Es wird hier nicht zum ersten Male behauptet, daß, was immer eine Nation oder ein Einzelner in ihr Beachtenswerthes geleistet, jenem allgemeinem menschlichen, innerlichsten und edelsten Triebe seinen Ursprung dankt, den man die Liebe zur Heimat nennt. Ist dieser Trieb den Deutschen überhaupt in hohem Grade eigen und hat vielleicht gerade er — freilich nicht immer zum Besten des großen Ganzen — eine Absonderung der einzelnen deutschen Stämme von einander geschaffen, wie sie in gleicher Schärfe kaum bei einer andern Nation gefunden wird, so hat sich derselbe insbesondere bei dem gemüthvollsten, gutmüthigsten aller deutschen Stämme, dem sächsischen, außerordentlich entwickelt, bis zu einem Grade, der uns fast in Erstaunen setzt. Die Liebe zur engeren und engsten Heimat hat nirgendwo so sehr alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen, ja durchsättigt, wie in Sachsen. Gepaart mit der gleichfalls specifisch deutschen Eigenschaft der Vertiefung in den Denkestoff, der „deutschen Gründlichkeit“, hat jene erste charakteristische Besonderheit in Sachsen eine Literatur geschaffen, wie sie massenhafter kein zweiter deutscher Landstrich aufzuweisen hat, das ist die Specialgeschichte. Es giebt keine Stadt in Sachsen, die ihren Geschichtschreiber nicht schon längst gefunden hätte; ja beinahe jedes Dorf daselbst, groß oder klein, darf sich seines tüchtigen Chronisten rühmen, und sein Buch ist neben dem „Buch der Bücher“ das gelesenste in Haus und Hütte.

Nur ein Land wie Sachsen ist im Stande, Charaktere zu zeitigen, wie den des Mannes, über dessen Grab wir diese Worte sprechen.

Dr. Carl Anton Tobias, der Sohn eines noch lebenden, schlichten, aber sehr geachteten Gewerbesmannes, Michael Tobias, ist geboren am 11. Juni 1828 zu Glauchau, der Hauptstadt der sogenannten Schönburgischen Lande, nächst Chemnitz bekanntlich der bedeutendsten Fabrikstadt Sachsens. Obwohl Industriort, hat Glauchau, in der sächsischen Geschichte vielgenannt, sein alterthümliches, ehrwürdiges Aussehen nicht völlig eingebüßt, und bewahrt ihm dies vor Allem das berühmte, auf einem ansehnlichen Hügel sich malerisch erheben de Doppel- schloß, dessen merkwürdige Bauart die Bewunderung jedes Touristen erregt und dessen „imposante Lage, welche das schönste Panorama des Muldethales bietet,“ dessen „tiefe Gräben und Schluchten, über welche in schwindelnder Höhe gewaltige Brücken sich spannen,“ dessen „mächtiges rothweißes Thor, mit dem Adler des weiland heiligen römischen Reichs geziert,“ dessen lebensgroße Sandsteinbilder der Ahnen des Dynastenhausens der gewaltigen Schönburg, dessen Wappenschilder und Wendeltreppen und heimliche Gemächer, dessen Äußeres und Inneres auf den „die stillen Räume jenes Bauwerkes oft durchwandernden“ Knaben einen Eindruck übte, der sich durch sein ganzes — leider nur zu kurzes Leben nicht mehr verwischen sollte, und dem er in dem Besten, was er als Mann geschaffen, lebendige, rührende Worte gab.

Schon als Kind kannte Tobias kein größeres Vergnügen, als einer Erzählung aus der vaterländischen Geschichte zu lauschen; sein erstes Studium war die Heimatskunde. Der unwiderstehlichste Wissensdrang brachte den fünfzehnjährigen

Knaben im Jahre 1843 nach Zwickau i. S. Durch fünf Jahre besuchte er, von rastlosem Fleiße geleitet, ein in jeder Hinsicht musterhafter Schüler, das dortige Gymnasium. Schon damals sammelte er, ein enthusiastischer Verehrer des Zwickauer Geschichtschreibers Herzog, zahlreiche Notizen zur Geschichte des gesammten erzgebirgischen Kreises. Einen überwältigenden Rückschlag brachte in dem Geiste wie in dem Gemüthe des empfänglichen Knaben der Anblick der ersten größeren Bibliothek hervor. Von da an war sein ganzes Streben auf Büchererwerb gerichtet; Bücher waren und blieben sein beinahe ausschließlicher Umgang, seine Leidenschaft.

„Nosse bonos libros dimidium studii est“. — Tobias ist der redende Beweis für die Richtigkeit dieses Spruches, den er in's Herz geschrieben zu haben schien, und dem er, kaum zum Jünglinge herangereift, ein ebenso tiefes als umfassendes Wissen verdankte, wie es in solchem jugendlichen Alter gewiß nur Wenige jemals besessen haben oder besitzen werden. Neben der allgemeinen und der Special-Geschichte war es das Studium der Mathematik, der Philosophie und der classischen wie der modernen Sprachen, das ihn am meisten anzog. Unverkennbar war es eben nur der Einfluß der maßgebenden Kreise seiner in gewerblicher und mercantiler Richtung rasch aufstrebenden Vaterstadt, was den bei aller Zurückgezogenheit, wie oben bemerkt, sehr empfänglichen, ja empfindsamen jungen Denker vorzüglich den mathematischen Disciplinen, und zwar ebenso in deren praktischer Anwendung wie in ihrer strengen Wissenschaftlichkeit, zuführte.

Einen nachhaltigen, ja den schwersten Verlust erlitt das jugendliche Gemüth Tobias' durch den frühzeitigen Tod seiner über Alles verehrten, bis in des Sohnes Mannesalter vielbetrauerten Mutter, die am 11. August 1848 das Zeitliche segnete. Gleichwohl bestand Tobias schon am 8. September darauf das Maturitätsexamen am Zwickauer Gymnasium mit vieler Auszeichnung. Fünf Wochen später bezog er die Universität Leipzig, um sich auf das Lehramt der Mathematik vorzubereiten. Durch die äußeren erschütternden Ereignisse auf politischem Gebiete in der gewohnten, geräuschlosen Thätigkeit keineswegs gestört, nur mit seinen Studien und — der leidigen Sorge um das tägliche Brod beschäftigt, absolvirte Tobias in der vorgeschriebenen Zeit die einzelnen Stadien der Universität, selbstverständlich ohne irgendwelche Vernachlässigung seiner Privatneigungen, unter denen allzeit obenan die liebe Heimatskunde stehen blieb. An Hofrath von Gersdorf fand er einen gewiegten Leiter seiner unverdroßen fortgesetzten bibliothekarischen Arbeiten.

Da sich nach Vollendung der Studien nicht so bald eine geeignete Anstellung fand, verzog sich der Aufenthalt des strebsamen jungen Mannes in der Universitätsstadt mehr als ihm lieb war. Er benützte die Muße zur Erreichung des Doctorgrades der Philosophie, der ihm am 21. Juli 1853 verliehen wurde.

Ende Mai des Jahres 1855 rief den Hoherfrenten eine Anstellung als Lehrer der Mathematik und des kaufmännischen Rechnens an das Gymnasium und die Realschule zu Zittau. Mit wahren Feuereifer widmete sich der hochgebildete Fachmann seinem Berufe, in welchem ihm wie seinen Schülern die Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Wissens außerordentlich zu Statten kam. Dies und eine seltene gewissenhafte Ausdauer verschafften ihm in kurzer Zeit den wohlbegründeten Ruf eines vortrefflichen, wenngleich, wie sich selbst, so seinen Schülern gegenüber strengen Lehrers. Das ihm übertragene, nicht mühevolle Amt eines Schulcassiers gab ihm vielfache Gelegenheit, sich anderweitig nützlich zu erweisen und, dem Orange seines guten Herzens folgend, durch entsprechende Anträge an maßgebender Stelle auch um die materielle Existenz sehr vieler seiner Schüler sich verdient zu machen.

Hatten in Folge dieser Wirksamkeit, in der sich unser Freund kaum eine freie Stunde gönnte, alle wie immer gearteten Nebenbeschäftigungen völlig ruhen müssen, so war doch der ihn beherrschende Drang zur Geschichtsforschung zu



mächtig, um für lange unterdrückt werden zu können. Bald sehen wir ihn wieder Tag für Tag, wenn die Amtsgeschäfte besorgt, über den alten, staudigen Chroniken und sonstigen historischen Denkmälern seiner vielgeliebten Heimat im stillen, einsamen Stübchen oder in den geräumigen, ihm bald vertrauten Sälen der Zittauer Rathsbibliothek, die ihn selbstverständlich auf's Höchste interessirte. Dieser Bücherschatz, dessen erste Sammlungen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts datiren, hatte, mit der Schülerbibliothek des Gymnasiums und der Realschule der Stadt vereinigt, bei Tobias' Eintritte bereits den Umfang von mehr als 20.000 Bänden durchwegs auserlesener Werke, insbesondere historischen und philologischen Inhalts, erreicht, ganz abgesehen von einer großen Anzahl werthvoller Manuscripte, namentlich die sächsische, beziehungsweise lausitzer Geschichte betreffend. Der Tod des seitherigen Stadtbibliothekars setzte ganz wie von selbst am 21. August 1857 Tobias an dessen Stelle; man konnte unter allen Sterblichen keinen passenderen Ersatzmann finden.

Die mehrhundertjährige politische Zusammengehörigkeit der kulturgesegneten Landstriche der Lausitz mit dem Königreiche Böhmen, sowie schon die natürliche Nachbarschaft der beiden Länder, mehr noch aber die für Böhmen so unseligen Consequenzen der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Szene gesetzten Gegenreformation — das Alles konnte nicht verfehlen, daß die Zittauer Stadtbibliothek auch viele speciell der böhmischen Geschichte angehörige, höchst wichtige Druckwerke und Manuscripte in sich aufnahm, deren Werth erkannt und bekannt gegeben zu haben ein besonderes Verdienst Tobias' ist und bleibt. Da es gleichzeitig unserm neuen Bibliothekar als ausgemachte Sache galt — was leider ein großer Theil seiner Standesgenossen noch heute nicht begreifen mag — daß eine Bibliothek zu nichts Anderem da ist, als um benützt zu werden, so konnte es bei den sonstigen berührten Eigenschaften Tobias', mit welchen er die lebenswürdigste Gefälligkeit und Zuverlässigkeit verband, für irgend einen jungen oder alten Gelehrten diesseits und jenseits der Grenze kaum etwas Belehrenderes, Fruchtbringenderes geben, als einen Besuch der schönen, reichen, immer wachsenden Bücherei zu Zittau unter Leitung eines Tobias.

Am 28. September 1858 verheirathete sich Tobias mit Frä. Elise Auster, Tochter des angesehenen, hochachtbaren Gerichtsamtmannes Auster in Zittau. Es war ein günstiger Stern, unter welchem dieser Bund geschlossen wurde, geschlossen nach der Wahl des Herzens.

Geradezu unerklärlich bleibt es, wie Tobias, ununterbrochen durch ein stets mit tadelloser Gewissenhaftigkeit gepflegtes Lehramt, durch fortgesetzte, mühsame Studien und endlich durch den lebhaftesten persönlichen Verkehr wie nur selten ein Mann in Anspruch genommen, die physische Zeit noch finden konnte zu einer so ausgebreiteten, eingehenden Correspondenz, wie er sie jederzeit mit unzähligen Gelehrten und gelehrten Gesellschaften unterhielt. Wer immer in wissenschaftlicher Angelegenheit sich brieflich an ihn wandte, der konnte einer befriedigenden Antwort mit Bestimmtheit entgegensehen. Diesem Umstande verdankte Tobias eine Reihe von Anerkennungen, die um so mehr für sein wirkliches Verdienst sprechen, je weniger sie gesucht waren. Die historisch-statistische Section der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn, der Alterthumsverein in Mannheim, wie der Gewerbeverein seiner Vaterstadt Glanau ernannten ihn in Würdigung seiner vielfachen Unterstützung ihrer Bestrebungen zum Ehrenmitgliede; die Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt, die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau, die Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Osterreichs zu Altenburg und die naturforschende Gesellschaft zu Görlitz verliehen ihm das Diplom eines correspondirenden Mitgliedes; vielen anderen gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften zu Vena, Leipzig, Dresden, Halle,

Breslau u. s. w., wie auch dem Museum Francisco-Carolinum zu Linz und unserem, dem Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu Prag, gehörte er als ordentliches, in des Wortes buchstäblicher Bedeutung „ordentliches“, productives, förderndes Mitglied an, wie die Schriften, die Bibliotheken und Archive aller dieser Körperschaften ohne Ausnahme bezeugen.

Nur die ganz immense Beschäftigung des Mannes nach den angedeuteten Richtungen gibt den Erklärungsgrund dafür, daß die eigentliche schriftstellerische Thätigkeit desselben mit dem ihm zur Natur gewordenen beispiellosen Sammlerfleiß nicht gleichen Schritt hielt. Allerdings ist hiebei eine gewisse, übrigens jedem Gelehrten seiner Art eigene Scheu vor der Deffentlichkeit, verstärkt durch eine große Dosis angeborener Bescheidenheit, mit in Rechnung zu ziehen. Verhältnißmäßig wenige Druckschriften sind es, die er hinterlassen; dagegen nachgerade unübersehbar sein handschriftlicher Nachlaß.

Sein erstes Werkchen erschien im Oktober 1863 unter dem Titel „Begehrenheiten und Erlebnisse in Zittau 1813“, und zwar als „Erster Beitrag zur Geschichte der Stadt Zittau“, eine, wie nicht anders zu erwarten stand, sehr emsige Studie, vollkommen dem entsprechend, als was sie sich ausgab. Gleichzeitig mit dieser Schrift begann Tobias das für die Geschichte seiner Vaterstadt aufgespeicherte Material zu bearbeiten, um, jedoch nur auf Andringen seiner Freunde, Mitte des Jahres 1865 eine zweite, ungleich bedeutendere Monographie herauszugeben, die „Regesten des Hauses Schönburg vom urkundlichen Auftreten desselben bis zum Jahre 1326“, einen allgemein mit größtem Beifalle aufgenommenen „Beitrag zur Adels- und Specialgeschichte Sachsens und Böhmens“, der uns den Verfasser in allen seinen glänzenden Eigenschaften erkennen und schätzen lehrt. Aufgebaut auf Grund eines unbedingt erschöpfenden Quellenstudiums; geordnet und gesichtet von der sorgfamen, fast ängstlichen Hand eines kundigen, durch und durch zuverlässigen Forschers; diktiert von einer glühenden, kindlichen Heimatsliebe: so mußte dieses Werk nicht nur in Fachblättern rühmende Anerkennung finden und den Ruf seines Verfassers in der Gelehrtenwelt begründen.

Mehr als die stürmischen Märztage des Jahres 1848 den in sich gefehrten, um die Außendinge wenig oder nicht bekümmerten Jüngling; mehr, ja im höchsten Grade nahmen die Kriegeereignisse des Jahres 1866 den seinem Vaterlande mit der herzlichsten Innigkeit ergebenen, erfahrenen Mann in Anspruch. Der Krieg war kaum erklärt, als der Entschluß bei Tobias feststand, für sein neues Heim der Geschichtschreiber dieses Krieges zu werden. Sofort wurde an's Werk geschritten. Unerdrossen, wie sonst in Bibliothek oder Studierstübchen in's Studium des grauen Alterthums, warf sich der gute Mann nun in den Strom der Tagesneuigkeiten, um den richtigen Stoff zu sammeln. Die ersten preußischen Colonnen (es war am 23. Juni) fanden den Forscher auf der Straße, das treue Notizbuch in der Hand, in welches gewissenhaft und bedächtig Regiments-, Bataillons- und Compagnie-Bezeichnung u. s. w. eingetragen wurde. Ein Sergeant des 54. Infanterie-Regiments machte dem ein Ende. Mit einem kühnen Griff war das Büchlein confiscirt und sein harmloser Schreiber als — „Spion“ verhaftet. Unter drohenden, wilden Verwünschungen wird der „Entlarvte“ im Triumphe durch die sich drängenden Truppenkörper, Munitions- und Bagagewagen mittels scharfer Eskorte in hastigem Marsch über Chaussee und Graben und Wiese und Feld von Regiment zu Regiment geführt; eine zur Legitimation dringend erbetene Begleitung wird in barscher Weise abgewiesen. Die Situation war furchtbar ernst für den Geängstigten, der, „ohne dies nicht kräftiger Gesundheit“, überwältigt durch die ihm zugemuthete Anstrengung, sein letztes Stündlein gekommen sah und schon im Geiste Abschied nahm von den „theuren Lieben“, seiner guten Frau und zwei lieblichen Kindern. — „Wie vernichtet“ kam er bei dem Kommandanten an, dem Oberstlieutenant v. Budenbrock, der

den Gefangenen nach kurzem Verhör „auf sein ehrliches Gesicht hin“ — entließ was allerdings von mehreren anwesenden Offizieren lebhaft bedauert wurde, die bereits „vom Erschießen gesprochen hatten“, von dem gesunden Sinn und dem richtigen Takt der leitenden Persönlichkeiten auf Seite unserer damaligen Feinde aber einen nicht zu unterschätzenden Beweis liefert.

Trotz diesem und noch manchem anderen Hindernisse ward das unternommene Werk getreulich zu Ende geführt, und erschien schon zu Beginn des Jahres 1867 die 1. Lieferung der mehr als 28 Bogen starken „Geschichte der preussischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz, nach eigenen Erlebnissen und officiellen Akten bearbeitet“, als der „Beitrag zur Geschichte der Stadt Zittau“ zweiter Theil, eine mit wahrhaft bodenloser Gründlichkeit geführte Zusammenstellung alles auf die behandelte, jedesfalls gewichtigste Epoche der Geschichte der Heimat des Verfassers irgendwie bezüglichen Materials, dessen schlichte, offene Darstellung zugleich auf mehr als einem Blatte einen tiefen Blick in das treffliche Gemüth des Autors gestattet. Das gilt insbesondere von Cap. 6 der „Anhänge und Zusätze“ zu jenem Buche, den „Erinnerungen an die in Zittau 1866 verstorbenen Militärpersonen“, S. 405 u. fg. Veinahe jeden neuanlangenden Transport Verwundeter empfing der Berichterstatter persönlich auf dem Bahnhofe, um, wo die zur Uebertragung bestimmten Wehrleute allzu ungestüm verfahren, mit eigener fürsorglicher Hand helfend einzugreifen, den schwer Verletzten genau nach Angabe zu fassen und auf die Bahre zu heben und bei ihm zu bleiben bis zur Fortschaffung in das Lazareth.

Ein ergreifendes Stück Soldatenleben schildert der Verfasser mit rührender Theilnahme in den Schicksalen Wenzel Hora's, des „Jägers von Podol“, der, des Gepäcks entblößt, die Büchse über dem Rücken, die entzündete Rakete in dem Munde, unter dem feindlichen Kugelregen, begünstigt von dem Dunkel der Nacht, die Iser durchschwimmt und die Brücke in Brand steckt, um den Rückzug der Seinen zu decken, sich selbst aber im hellen Schein der lodernnden Feuer säule einem fast unvermeidlichen Tode auszusetzen, dem er wunderbarer Weise entrinnt, um jedoch nach wenigen Tagen unausgesezten, gefährvollen Marsches die Todeswunde zu empfangen. Im Stadttrankenhause zu Zittau findet der Arme an unserm Freunde den liebevollsten Pfleger und Unterstüzer. Ein Artikel in der „Neuen Freien Presse“, aus der Feder Tobias', wendet, in allen Journalen Böhmens nachgedruckt, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den heldenmüthigen jungen Mann und verschafft dessen trostlosen Eltern die Mittel, den sterbenden Sohn zu besuchen, den die alte, kranke Mutter bittet, ihr „noch einmal die blauen Augen zu zeigen.“ Er thut's, mit den zitternden Worten: „Mutter, nimm mich mit!“ Und auch diesen letzten Wunsch seines todtten Schützlings weiß Tobias zu erfüllen. Der Gute bringt es zu Wege, daß die Leiche Hora's nach Böhmen geschafft und dort auf dem Friedhose seines Heimaldörfchens unter allen ihm gebührenden militärischen Ehrenzeichen bestattet werde. . . .

Abgesehen von dem weiter oben Gesagten mochte es der in letzter Zeit besonders kultivirte Verkehr Tobias' mit einer Anzahl sehr intimer Freunde in Böhmen mit sich bringen, daß dessen Studien die böhmische Kulturgeschichte immer mehr berücksichtigten. Vorzüglich war es das protestantische Kirchenwesen in Böhmen, das er niemals aus den Augen ließ. Was er nach dieser Richtung geforscht und gesammelt, grenzt an das Unglaubliche. Es gehört das gute Herz eines Mannes wie Tobias dazu, um von solchen Sammlungen einen Gebrauch zu machen, dem er sie widmete. Am 21. Oktober 1868 wurde in Reichenberg die daselbst neu erbaute evangelische Kirche feierlich eingeweiht; das Presbyterium der evangelischen Gemeinde wünschte zur Erhöhung der Feier eine Art Festschrift, zu deren Abfassung Tobias in uneigennützigster Weise sich sogleich bereit erklärte. Innerhalb weniger Tage schrieb er zum Besten der genannten Kirche, einen großen

Theil jener eben erwähnten, während einer langen Reihe von Jahren mühevoll zusammengebrachten Materialien verwerthend, die gelungene Festschrift: „Beiträge zur älteren Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche und deren Diener in den Herrschaften Reichenberg, Friedland, Grafenstein, Gabel &c.“, ein schönes, sinniges Denkmal, das ihm die Gemeinde, für die er geschrieben, bewahren wird, so lange sie selbst besteht. Es sollte aber dieses Denkmal zugleich ein Grabstein sein; es ist die letzte Schrift, die Tobias in selbständiger Form herausgab.

Schon in der vom 15. Oktober 1867 datirten Vorrede zu seiner Invasionsgeschichte klagt Tobias über „wiederholte körperliche Hinfälligkeit“; der Bedauernswerthe hatte sich, ein Opfer seines Berufes, in Folge überangestrebter Arbeit vor Jahren ein schmerzhaftes, zu Zeiten sehr gefährliches Magenleiden zugezogen, das ihn nicht mehr verließ, trotz der mühseligsten, aufopferungsvollen Pflege, die ihm seine zärtlich liebende Gattin, das Muster einer deutschen Hausfrau, täglich und stündlich angedeihen ließ.

„Ich schreibe Dir vom Bette aus“, so heißt es in einem seiner charakteristischen Briefe unterm 21. Oktober 1869, „denn ich wieder sehr krank gewesen. Am 8. Oktober legte ich mich mit Johannes (seinem ältesten Söhnchen), der gefährlich an der Ruhr erkrankte; am 9. Oktober war ich ohne Besinnung und blieb es bis zum 16. und schwebte stets in Todesgefahr. Jetzt geht es besser, aber immer nur um Haaresbreite besser. Meine gute Frau hat viel ertragen und muß viel schaffen. Albert (das jüngste Kind) war auch nicht wohl, doch auch hier hat Gott geholfen. Johannes spielt wieder. Ich soll mich langweilen, weil mein Kopf gelitten hat, aber ich kann nicht, darum denke ich an meine guten Freunde, dabei auch natürlich an Dich.“ . . . Erneuerte Anfälle zwangen den Kranken bald, seine liebsten Beschäftigungen aufzugeben und für Wochen, ja für Monate einen Landaufenthalt zu wählen, den er in dem reizenden Thale von Johnsdorf nächst Dybin fand, doch nur im Kreise seiner Familie, die er, wie als Freund, so als Gatte und Vater voll lauterer, treuer Hingebung, nicht einen Tag lang missen mochte.

Sichtlich gekräftigt und voll froher Hoffnungen kehrte er im Herbst des Jahres 1871 an die gewohnte Arbeit zurück. Leider mit allzu großem Eifer. Das „Verfüumte“, wie er sagte, wieder einzubringen, wurde rastlos geschaffen. Die neue, gründliche Katalogisirung der ihm anvertrauten öffentlichen Bibliothek, gleich bei seinem Amtsantritte als Stadtbibliothekar begonnen, wurde glücklich zu Ende geführt; eine Reihe kleinerer, den Redaktionen einzelner Zeitschriften vorläufigst versprochener Aufsätze wurde zu Papier gebracht, darunter die im jüngsten Heft der „Mittheilungen“ von ihm gezeichneten Notizen, seine letzte literarische Arbeit; dann ging es an die Fortsetzung der „Schönburg'schen Regesten“ — da warf ihn die Krankheit abermals auf's Lager; nur langsam erholte sich der geschwächte Körper, als der Todesengel seiner lieben Häuslichkeit nahte und sein jüngstes, fast immer fränkendes Kind, seinen „Lazarus“, wie er es nannte, davontrug. Der Schlag mußte für den Reconvalescenten von doppelter Wucht sein. Wieder eilte er mit Frau und Kind nach seinem schönen Johnsdorf; wieder glaubte er die heißersehnte Gesundheit erlangt zu haben und kehrte zurück. Bis zum letzten Tage seines Lebens unausgesetzt in Amtsgeschäften, wie in Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten thätig, starb Tobias im 45. Lebensjahre, am 10. Oktober 1872. —

Es wäre kein Akt der Gerechtigkeit, den Werth des Mannes, den wir meinen, einzig und allein nach dem, was er gethan, zu schätzen, ohne Rücksicht auf das Ziel, das er angestrebt, das zu erreichen ihn keineswegs ein inneres Unvermögen, nur ein äußeres trübes Geschick verhinderte. Unzweifelhaft: wäre es ihm vergönnt gewesen, noch die Spanne eines Decenniums, ja eines Lustfrums — in der Fülle körperlichen Wohlbefindens zu leben und zu wirken, aus dem unerschöpflichen Quell seines Wissens hätte Tobias mit der eisernen Beharrlichkeit

feines Fleißes eine Anzahl Werke hervorgebracht, die sich dem Gediegensten ihrer Art an die Seite stellen durften.

Man suche den schaffenden Mann in seiner Werkstatt auf. In dem Nachlasse Tobias' nimmt den ersten Platz eine Privatbibliothek ein, die ihres Gleichen sucht. Dieselbe zählt im Ganzen mehr als eilftausend Bände, wohlkatalogisirt, ihrer größten Überzahl nach der sächsisch-böhmischen Specialgeschichte angehörig, darunter über 300 Bände ausschließlich „Bohemica“, an 1000 Bb. „Zittaviensia“, 1585 Bb. „Lusatica“, 3625 Bb. „Saxonica“ — abgesehen von 1670 Nummern „Biographica“ (eine auserlesene Sammlung seltener Leichenpredigten und dergl.), über 1300 Bb. „Miscellanea“, Werke zur Geschichte der letzten dreihundert Jahre; 238 Originaldrucke „Lutheranea“, 430 theologische, 190 philosophische, 200 mathematische, über 750 belletristische Werke (darunter viele Originalausgaben) u. s. w. Dazu gehören eine äußerst werthvolle Plakat- und eine reichhaltige Portraitsammlung (Kupferstiche), eine Antiquitäten- und davon getrennt eine Münzsammlung — durchwegs systematisch geordnet und auf's Sorgfältigste gepflegt.

Nicht minder werthvoll aber ist der handschriftliche Nachlaß, dessen bereits früher flüchtig erwähnt worden. Soweit sich derselbe bisher überblicken läßt, dürfen wir hier, als für die böhmische Geschichtschreibung von meistem Interesse, folgende, beinahe druckfertige Manuscripte erwähnen, und zwar: „Regesten des Hauses Schönburg“ vom J. 1326 u. fg. mit schätzbaren Nachträgen zum ersten Theile dieses Werkes, ein Unicum deutsch-böhmischer Adelsgeschichte, das für sich allein als das Werk eines Menschenlebens gelten darf. Als zweites Manuscript nennen wir eine „Geschichte der Johanniter-Commende in Zittau“, das heißt eigentlich des „Johanniter-Priorates in Böhmen“, eines bedeutsamen, leider noch zu wenig behandelten Stoffes, zu dessen Bearbeitung Tobias vorzüglich aus Zittau, Dresden und Prag das urkundliche Material herbeigeschafft. Ein drittes posthumes Werk ist die „Geschichte des böhmischen Glashandels“ mit einer bis in's kleinste Detail ausgeführten Biographie des seinerzeit berühmtesten Glasraffineurs und Glashändlers in Böhmen Fr. Egermann, ein Beitrag zur heimischen Industriegeschichte, wie er gründlicher von keinem Fachmann erwartet werden könnte.

Das an Umfang wie an Gehalt den „Schönburg'schen Regesten“ am nächsten stehende Manuscript bilden die in mehren Quartbänden zusammengefaßten „Notizen über das protestantische Kirchenwesen in Böhmen“, die, aus einer Anzahl in aller Welt verstreuter, gedruckter und ungedruckter, bekannter und längst vergessener Werke geschöpft, so recht eigentlich den Bienenfleiß bekunden, dem sie entsprungen und der allein dergleichen unternehmen — aber unmöglich zum Abschluß bringen konnte. Über die Bedeutung eines solchen Nachlasses speciell für den „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, für den er angelegt zu sein scheint, bedarf es keiner Auseinandersetzungen.

Man urtheile, wie man wolle, über die positiven Leistungen des nun Verstorbenen: wer so viel gestrebt, wie er, hat nicht umsonst gelebt, hat sich „den Dank der Besseren“ verdient. Was sein gutes, schönes, warmes Herz, das Ganze seiner edelsinnigen Persönlichkeit unmittelbar gewirkt, das lebt mit dem Gedächtniß seiner zahlreichen Angehörigen, seiner zahllosen Freunde. Länger aber, weil ganz zuverlässig über Menschenalter hinaus lebt auch das verhältnismäßig Wenige, das uns von seiner Hand in kalten starren Lettern überliefert worden, von dem die Worte Dionysius' von einem größeren wohl, doch nicht auch besseren Sohne seines Vaterlandes Geltung behalten: „Er wandte auch der Wahrheit, von deren Erforschung wir wünschen, daß sie heilig sei, große Sorgfalt zu, indem er weder zu den Thatfachen etwas hinzusetzte, was nicht

recht gewesen wäre, noch etwas davon wegnahm, noch sich beim Schreiben Freiheiten erlaubte; er erhielt sich vielmehr sein Streben vorwurfsfrei und rein von allem Parteihaß und aller Schmeichelei, besonders im Urtheil über brave Männer.“

Dr. Hallwich.

## Die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg in Böhmen.<sup>1)</sup>

Von

Dr. Friedrich Kleinwächter.

Ueber die Entstehung dieses originellen Erwerbszweiges berichtet ein in den „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen,“ VII. Jahrgang (1868), S. 244 f. veröffentlichter Aufsatz eines Herrn Theodor Richter in Rumburg, betitelt: „Die Holzböden-Erzeugung in Alt-Ehrenberg bei Rumburg“, daß vor etwa hundert Jahren ein Zimmermann in Alt-Ehrenberg Namens Anton Menzel diese Industrie in dem (drei Stunden von Alt-Ehrenberg entfernten) Orte Lobendau in Böhmen kennen gelernt und in seinem Heimatsorte eingeführt habe. Die Holzweberei scheint sich in Alt-Ehrenberg rasch eingebürgert

1) Der vorstehende Aufsatz verdankt seine Entstehung einer direkten Anregung Sr. Excellenz des k. k. Handelsministers, Herrn Dr. Banhaus. Gleich nach seinem Amtsantritte nämlich erließ der Herr Handelsminister ein Circular an die sämmtlichen Gewerbevereine West-Oesterreichs, in welchem er sie einlad mit ihm in unmittelbaren Verkehr zu treten und ihm die Wünsche der Gewerbetreibenden bekannt zu geben, da er die Erhaltung und Hebung des Kleingewerbes für eine seiner wesentlichsten Aufgaben erachte. Zugleich ersuchte der Herr Handelsminister die Gewerbevereine ihm regelmäßig die Jahresberichte zu überreichen. Ein derartiges Circular kam auch an den damals kaum in's Leben getretenen Gewerbeverein zu Tetschen bei Bodenbach, der dieser Aufforderung sofort entsprach und Sr. Excellenz einen Bericht über seine bisherige Wirksamkeit vorlegte. Der Bericht enthielt die Angabe der im Vereine abgehaltenen Vorträge und führte u. a. an, daß der Obmann des Vereines, Herr Johann Richter, Schneidermeister und Hausbesitzer in Tetschen bei Bodenbach (aus Rypdorf bei Rumburg gebürtig und demgemäß mit den Industriezweigen seiner heimathlichen Gegend wohl vertraut), einen Vortrag „Ueber die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg“ abgehalten hatte. Wenige Tage später erhielt der Gewerbeverein ein freundliches Schreiben des Herrn Handelsministers, in welchem derselbe für die rasche Beantwortung seines Circulars dankte und den Verein ersuchte, ihm einen eingehenden Bericht über diesen eigen gearteten Industriezweig einzusenden, u. zw. stellte Sr. Excellenz speciell folgende Fragen:

1. In welchem Stande ist die Holzweberei?
2. Welche Ausdehnung besitzt dieselbe?
3. In welchem Stadium der Entwicklung befindet sich dieselbe?
4. Ist sie entwicklungsfähig?
5. Welche Mittel wären zur Hebung derselben am zweckmäßigsten in Anwendung zu bringen?“

Der Verein unterzog sich selbstverständlich auf das Bereitwilligste dieser ebenso schmeichelhaften als interessanten Aufgabe und betraute mich als seinen Schriftführer (ich war zu jener Zeit als Lehrer für Volkswirtschaft an der höheren landwirthschaftlichen Landeslehranstalt zu Liebwerd bei Tetschen-Bodenbach bedienstet und hatte demgemäß mein Domizil in Tetschen) mit der Ausarbeitung des Berichtes. Derselbe wurde auf Grund der von mir in Alt-Ehrenberg — wohin ich mich in Begleitung des Obmannes, Herrn Johann Richter, als ebenso liebenswürdigen wie sachkundigen Führers begab, — gepflogenen Erhebungen und gemachten Wahrnehmungen verfaßt und Seitens des Vereines Sr. Excellenz dem Herrn Handelsminister (im März oder April 1872) vorgelegt. — Der vorstehende Aufsatz ist eine nahezu wörtliche Reproduktion jenes Berichtes und wurde nur in der äußeren Form an einigen wenigen Stellen abgeändert.

zu haben, nachdem daselbst schon früher ein verwandter Industriezweig, die Erzeugung von Siebböden, betrieben wurde.

Der technische Vorgang bei der Holzweberei ist der folgende: Ein Stück Holz von etwa  $1\frac{1}{2}$  bis  $1\frac{3}{4}$  Ellen Länge wird an einer Seite behobelt, bis die Fläche vollkommen glatt und etwa  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Zoll breit ist. Hierauf wird über diese Fläche der Länge nach der sogenannte „Theiler“ gezogen, d. i. ein Werkzeug, in dessen Unterfläche feine Messerchen wie die Zähne eines Rechens in bestimmten Abständen festsetzen. Der „Theiler“, der hierbei fest aufgedrückt wird, zieht somit eine bestimmte Anzahl von feinen, vollkommen parallelen Längsschnitten (etwa 1 Linie tief) über das Holz. Werden nun von dieser Fläche mit dem Hobel drei bis vier dünne und lange Späne abgezogen, so zerfällt jeder der letzteren, sobald er aus dem Hobel austritt, in eine Anzahl dünner Fäden (von der Länge des Holzstückes) und diese bilden das Rohmaterial des Webers. Die auf diese Weise gewonnenen Fäden werden sofort, oder nachdem sie vorher gefärbt wurden, verwebt. Die längeren derselben (von 80 bis 90 Centimeter Länge) bilden die Kette des Gewebes, welche jedoch wegen ihrer Kürze nicht aufgebäumt, sondern in einen Rahmen gespannt wird; die kürzeren Fäden (von 60 bis 70 Centimeter Länge) bilden den Einschuß. Das Einlegen des Einschusses erfolgt in der Weise, daß der Weber mittelst eines Holzstäbchens, das gewissermaßen die Stelle des Weberschiffchens vertritt, und das zu diesem Zwecke an dem einen Ende ein Ohr besitzt, jeden einzelnen Holzfaden quer durch die Kette hindurch zieht. Im Übrigen unterscheidet sich die Manipulation des Webens nicht von der der gewöhnlichen Weberei und insbesondere wird auch das etwaige Muster des Holzgewebes durch das Heben und Senken der bestimmten Fäden der Kette fast genau in der nämlichen Weise hervorgebracht wie in der Stoffweberei.

### 1. In welchem Stande befindet sich die Holzweberei? <sup>2)</sup>

Die Holzweberei ist Hausindustrie und dürfte auch nicht so leicht eine andere Gestalt annehmen, da eine Substitution der menschlichen Hand durch Maschinen in diesem Industriezweige nicht wohl durchführbar erscheint, nachdem jede einzelne Einrichtung nur eine verhältnißmäßig kurze Frist in Anspruch nimmt, und immer wieder durch eine neue Manipulation abgelöst wird.

a. Schon die erste Einrichtung, die Darstellung der Holzfäden, muß immer wieder unterbrochen werden, da die Messerchen des „Theilers“ nicht tief in das Holz einzudringen vermögen. Hat der Arbeiter mit seinem Hobel drei bis vier Späne von dem Holze abgezogen, so muß er seinen Hobel aus der Hand legen und den „Theiler“ von Neuem über die Fläche führen. Das Auffangen der aus dem Hobel heraustretenden Hobelspäne wird in der Regel von einer Arbeiterin oder einem Kinde besorgt und ist eine Beschäftigung, die selbst bei einem mechanischen Hobel einem Menschen übertragen bleiben müßte.

b. Die folgende Operation besteht darin, daß die zur „Kette“ bestimmten Fäden zu je zweien an einem Ende zusammen geknüpft werden, eine Arbeit, die von Kindern verrichtet wird und von keiner Maschine ausgeführt werden kann.

c. Das Aufspannen der „Kette“ in den Rahmen und das Hindurchziehen der einzelnen Fäden durch die Lade des Webestuhles ist eine Operation, die mutatis mutandis auch in jeder mechanischen Stoffweberei von Menschenhänden vorgenommen werden muß und hier von der Weberin selbst besorgt wird.

d. Das eigentliche Weben endlich anlangend, so steht hier ein Verdrängen der menschlichen Arbeitskraft durch die Maschine aus dem Grunde wohl nicht zu

2) Ich lasse im Folgenden die von dem Herrn Handelsminister aufgestellten Fragen (vgl. die vorhergehende Anmerkung), sowie die Reihenfolge derselben unverändert, da sie in der That das Wesen der in Rede stehenden Industrie erschöpfen.

befürchten, weil jeder einzelne Einschuß-Faden separat eingeführt werden muß. Überdies erfordert das Weben einer Platte wegen der geringen Länge der „Kette“ (circa 80 bis 90 Centimeter) nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit. Bei den gröberem Holzgeweben, deren Fäden (Kette wie Einschlag) eine Breite von etwa zwei Linien besitzen, erfordert das Aufspannen der Kette sowie das Weben einen Zeitaufwand von etwa 15 Minuten. Während meines etwa halbstündigen Aufenthaltes bei einem dieser sogenannten „Holzböden- Erzeuger“ wurden von Einer der daselbst beschäftigten Arbeiterinnen zwei derartige gröbere Platten vollständig hergestellt. Die feinsten Holzgewebe allerdings, deren Fäden etwa die Breite von einer halben Linie besitzen, erfordern einen längeren Zeitaufwand von etwa drei Stunden per Stück.

Die Gliederung dieser Industrie ist in der Regel die folgende: Der sogenannte „Holzböden-erzeuger“ ist selbständiger Unternehmer, der sein Gewerbe meist in einem kleinen Umfange, im eigenen Häuschen mit Hilfe seiner Familie und einiger wenigen gebundenen Hilfsarbeiter betreibt. Er ist Eigenthümer der Werkzeuge und namentlich der Webestühle und kauft selbst das zu verarbeitende Holz. Die Zahl der Webestühle, die ein Unternehmer besitzt, beträgt im Durchschnitte fünf, und steigt bei Einzelnen bis auf etwa zehn.

Die Herstellung (das sogenannte „Schleifen“) der Holzfäden ist in der Regel die Aufgabe des „Holzböden-erzeugers“ selbst. Das Knüpfen der Fäden (vgl. oben unter lit. b.) wird — wie schon erwähnt — von Kindern besorgt. Der Lohn hiefür beträgt im Durchschnitte 15 Kreuzer für je 60 Büschel (1 Büschel = so viele Fäden, als die Kette zu einer Platte erfordert. Die Zahl der Ketten-Fäden einer Platte ist selbstverständlich je nach der größeren oder geringeren Breite der Fäden verschieden, bei den feinsten Geweben zählt die Kette etwa 450 Fäden, deren je zwei an einem Ende zusammen geknüpft werden. In einem derartigen Falle erfordert somit 1 Büschel 225 Knoten und 60 Büschel 1350 Knoten.) Bei einiger Übung vermag ein Kind in einem Tage ein Schock Büschel zu knüpfen und somit im Durchschnitte 15 Kreuzer im Tage zu verdienen, ohne dabei die Schule zu versäumen. Die Arbeit ist selbstverständlich nicht anstrengend und der Gesundheit nicht nachtheilig, da sie keine gezwungene Haltung des Körpers erfordert. Es ist wahrhaft rührend zu sehen, wie die kleinen Arbeiter und Arbeiterinnen oft im Alter von vier bis fünf Jahren mit der größten Emsigkeit ihre Fäden knüpfen, ohne sich durch den Besuch von Fremden in ihrer Beschäftigung im mindesten stören zu lassen. Die Verwendung von Kindern zu dieser Arbeit hat übrigens in so fern einen günstigen Einfluß auf ihre Sittlichkeit, als in Alt-Ehrenberg — nach der Versicherung dortiger Insassen — der Bettel der Kinder nicht geduldet und jedes etwa bettelnde Kind mit dem Hinweis auf das „Knüpfen“ einfach abgewiesen wird. Den Lohn für das Knüpfen der Fäden trägt der sogenannte Holzböden-erzeuger.

Ein eigenthümliches Verhältniß besteht zwischen dem sogenannten Holzböden-erzeuger und seinen Hilfsarbeiterinnen, den Weberinnen. Diese letzteren erhalten nämlich keinen fixen Lohn, sondern ein Drittel von dem Erlöse der Holzgewebe. Ein Schock der feinsten Platten wurde zur Zeit meines Besuches in Alt-Ehrenberg (im Februar 1872) mit 15 Gulden österr. Währg., eine Platte dieser Sorte daher mit 25 Kreuzer bezahlt. Das Aufspannen der Kette, sowie das Weben einer Platte der feinsten Sorte (85 Centimeter lang, 65 Centimeter breit) erfordert eine Arbeitszeit von drei Stunden; bei einer 12- bis 15-stündigen Arbeit vermag somit eine Weberin vier bis fünf Platten im Tage zu erzeugen und somit 38 bis 42 Kreuzer zu verdienen. Der Rest (zwei Drittheile) von dem Erlöse der Holzplatten bleibt dem Holzböden-erzeuger.

Die meisten der sg. Holzböden-erzeuger beschränken sich darauf, die Platten oder Gewebe herzustellen. Die letzteren sind theils weiß (Naturfarbe des Holzes),



theils färbig, u. zw. entweder einfarbig oder in Farbenmustern gewebt, mitunter wohl auch bedruckt. Nur einige Unternehmer verarbeiten ihre Gewebe weiter zu Hüten für Männer und Frauen oder zu Mützen. Die Manipulation hierbei ist eine ziemlich einfache und besteht darin, daß ein Stück Holzgewebe über eine halbrunde Kopfform mittels eines eisernen Ringes gepreßt wird. Die Biegsamkeit der Holzfaser sowie er der Spielraum der einzelnen Holzfäden im Gewebe gestattet die Biegung und Verschiebung derselben in dem Maße, daß der halbkugelförmige Hut weder einen Bruch noch eine Falte aufzuweisen hat. An die so hergestellte Kappe wird sodann die Huttrempe oder der Mützenschirm befestigt. Der Preis der Mützen betrug im Februar 1872 — 1 fl. 20 fr. per Duzend, der der Hüte 75 fr. per Duzend<sup>3)</sup>. Eine anderweitige Verarbeitung der Holzgewebe im Alt-Ehrenberg selbst sah ich nicht.

Der Absatz der Alt-Ehrenberger Erzeugnisse erfolgt nach weiten Entfernungen. Schweden und Rußland wurden mir als die vorzüglichsten Abnehmer genannt, dann Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, sowie die überseeischen Länder, endlich zum geringeren Theile England und die Schweiz. So ehrenvoll dieser weite Absatz der Alt-Ehrenberger Holzgewebe, so bildet er doch für die Erzeuger eine große Kalamität, denn dieselben — fast durchgehends wenig gebildete und mittellose Leute — sehen sich in Folge dessen außer Stande, direkt mit dem Käufer in Geschäftsverbindung zu treten, und sind gezwungen, ihre Artikel an Zwischenhändler zu verkaufen, und zwar befassen sich mit dem Vertriebe dieser Waaren lediglich vier große Handlungshäuser im nördlichen Böhmen. Nur einzelne wenige Holzbödenherzeuger — so ein Herr Menzel in Alt-Ehrenberg, der Enkel jenes Anton Menzel, der die Holzweberei daselbst eingeführt — vertreiben seit wenigen Jahren ihre Produkte selbst; zwar in der primitiven Form des Hausirhandels in den Sommermonaten, doch mit gutem Erfolge.

## 2. Welche Ausdehnung besitzt die Holzweberei?

Bei dem gänzlichen Mangel an authentischen statistischen Daten können die folgenden Angaben allerdings nur auf eine geringe Glaubwürdigkeit Anspruch machen, da sie lediglich auf Mittheilungen beruhen, welche mir in Alt-Ehrenberg Seitens dort ansässiger Personen gemacht wurden.

Betrieben wird die Holzweberei in Böhmen — so viel bekannt — blos in der Gemeinde Alt-Ehrenberg bei Rumburg. Früher war diese Industrie in dem Eingangs erwähnten Orte Lobendau, ferner in Mixdorf heimisch, sie hat sich jedoch dort nicht erhalten. Die Zahl der Holz-Webestühle wird auf 1000, die Zahl der in dieser Industrie beschäftigten Personen auf 1500 geschätzt. Das Quantum des verarbeiteten Holzes wird auf 100 Klafter jährlich veranschlagt. Mehr zu erfahren war mir nicht möglich. Den Versuch, nähere Erkundigungen über die Menge der jährlichen Produkte bei den gedachten vier Handlungshäusern einzuziehen, unterließ ich, theils weil mir dies als ein absolut erfolgloses Beginnen von vertrauenswürdiger Seite bezeichnet wurde, theils weil auch im günstigsten Falle die mitgetheilten Daten unzureichend gewesen wären, da ja — wie erwähnt — ein Theil der Holzwebe-Waaren unmittelbar von den Erzeugern selbst im Wege des Hausirhandels abgesetzt wird.

3) Der höhere Preis der Mützen gegenüber dem der Hüte erklärt sich aus dem Umstande, daß die Huttrempe aus Holzgewebe hergestellt wird, während die Mütze einen eigenen Schirm erfordert. Letzterer besteht allerdings nicht aus Leder, sondern aus einer Imitation aus lackirtem Pappdeckel; allein bei dem niedrigen Preise von 10 fr. für eine fertige Mütze kann billiger Weise auch nicht mehr verlangt werden.

### 3. In welchem Stadium der Entwicklung befindet sich die Holzweberei?

Bei Beantwortung der vorliegenden Frage wird es angemessen erscheinen, zwischen der eigentlichen Holzweberei und der ferneren Verarbeitung der gewebten Platten zu unterscheiden.

A. Die eigentliche Holzweberei steht jedenfalls auf einer ziemlich hohen Entwicklungsstufe, sowohl was die Feinheit, als was die Musterung der Gewebe anbelangt. Rücksichtlich der Feinheit der Fäden dürfte wohl die Behauptung nicht gewagt erscheinen, daß ein weiterer Fortschritt kaum mehr möglich ist, denn wenn man erwägt, daß das Holz mittels vertikaler und horizontaler Längsschnitte in Fäden gespalten wird, die mehr als 3 Fuß lang, etwa  $\frac{1}{2}$  Linie breit und dünner als ein Blatt Papier sind, so dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Grenze des Möglichen damit erreicht ist. Die Gewebe sind demgemäß auch ungemein elastisch, man kann dieselben umlegen — etwa wie man ein Blatt Papier faltet — und den Bug fest niederdrücken, ohne daß dadurch ein Bruch entstände.<sup>4)</sup>

Unter den Geweben kann man folgende Arten unterscheiden:

a) Einfarbige Gewebe. Die gröberen Sorten, d. i. diejenigen, welche aus breiteren Holzfäden (der einzelne Faden etwa 2 Linien breit) hergestellt werden, sind platt gewebt, die feineren Sorten (der einzelne Faden etwa  $\frac{1}{2}$  Linie breit) sind meist im Gewebe gemustert. Die Muster können als außerordentlich zart und geschmackvoll bezeichnet werden, und insbesondere gilt dies für die durchbrochenen oder gegitterten Gewebe. Die einfärbigen Gewebe sind meist weiß, von Naturholz hergestellt und sind demgemäß, da jeder Fehler sofort in die Augen springt, die kostbarsten. Die gefärbten Gewebe (als fertiges Gewebe erst gefärbt) sind in der Regel ordinäre Waare. Meist rosenroth gefärbt, werden sie als Futter der Hüte und Mützen verwendet und können auf weitere Beachtung keinen Anspruch machen. Einzelne derselben allerdings — so ein durchbrochenes Gewebe von havannah-brauner Farbe, das mir gezeigt wurde — sind außerordentlich effektiv.

b) Die in Farben gewebten Holzplatten. Die gebräuchlichsten Farben sind: weiß (Naturfarbe des Holzes), strohgelb, grau, braun, schwarz, rosenroth, karminroth und violett. Unter diesen Geweben befinden sich einzelne Muster, die einen geradezu prachtvollen Farbeneffekt hervorbringen und dem zartesten Muster eines Damenkleiderstoffes (namentlich der Mohairstoffe) fast nichts nachgeben. Insbesondere gilt dies für die roth und die violett gemusterten Gewebe, die in Folge der Verwendung von Anilinfarben einen seidenartigen Glanz besitzen. Als weniger geschmackvoll müssen im Großen und Ganzen jene grau, braun oder schwarz gemusterten Gewebe bezeichnet werden, die zu Männerhüten und Knabenmützen verarbeitet werden.

c) Die bedruckten Gewebe. Von einem der sog. Holzböden-erzeuger wurden mir Hauskappen vorgewiesen, die aus einem ursprünglich weißen, mit einem Farbmuster bedruckten Gewebe erzeugt waren. Die Kappen waren ordinäre Waare und demgemäß denn auch die gedruckten Muster nichts weniger als hübsch zu nennen.

Die Muster werden vielfach von den Holz-Industriellen Alt-Ehrenbergs komponirt, vielfach aber — namentlich wenn über Bestellung gearbeitet wird —

4) Seitens des Gewerbevereines wurde dem Berichte eine kleine Sammlung von Holzgewebemustern beige-schlossen, und um die Elastizität und Schmiegsamkeit der Holzgewebe recht deutlich zu zeigen, wurde sogar ein Gilet beigelegt, das Herr Johann Richter aus einer derartigen Platte angefertigt hatte.

werden die Muster von auswärts eingefendet. Die letzteren sind wohl im Großen und Ganzen den ersteren unbedingt vorzuziehen.

B. Die weitere Verarbeitung der Holzgewebe. So weit ich mich durch den Augenschein überzeugen konnte, beschränkt sich die weitere Verarbeitung der Holzgewebe in Alt-Ehrenberg auf die Erzeugung von Kopfbedeckungen, speziell: Männer-, Knaben- und Mädchen-Hüte, Knabennützen und Hausskappen. Die mir vorgewiesenen Artikel waren durchgehends ordinäre Waare, und sowohl in der Façon als in den Farbenmustern durchaus nicht geschmackvoll zu nennen. Zwar wurde mir mitgetheilt, daß von einzelnen der sog. Holzbödennerzeuger in letzterer Zeit auch die Herstellung eleganter Hüte angestrebt werde, allein zu sehen bekam ich dieselben nicht.

#### 4. Ist die Holzweberei entwicklungsfähig?

a) Zunächst entsteht hier die Frage, ob der Bezug des Rohmaterials gesichert ist. Die oben geschilderte Manipulation des Hobeln oder Schleifen der Fäden bezweckt, das Holz in seine einzelnen Fasern zu zertheilen, und hieraus erklären sich die Anforderungen, welche an das Rohmaterial gestellt werden. Soll es nämlich gelingen, die einzelnen Fasern von dem ganzen Stücke abzulösen, ohne daß sie von dem Messer des Theilers oder von dem Eisen des Hobels querüber durchschnitten werden oder brechen, so muß das Holz feucht, von loser Struktur und vollständig parallelfaserig, d. h. ganz gerade gewachsen sein. Diese Eigenschaften besitzt nur die Zitterpappel oder Espe, wenn sie in einem hinreichend feuchten Boden und daher rasch gewachsen ist, weil dadurch die lockere Struktur des Holzes bedingt ist. Und selbst dieser Baum kann nicht vollständig für den in Rede stehenden Zweck benützt werden, weil jede Krümmung des Holzes, sowie jeder aus dem Stamme sprießende Ast oder Zweig die gerade und parallele Lage der Holzfaser stört. Nach den übereinstimmenden Ausfagen mehrerer der sog. Holzbödennerzeuger geben 40 bis 50 Klafter Espenholz erst eine Klafter gerade gewachsenes und zur Holzweberei geeignetes Holz. Ich selbst hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, welche Schwierigkeiten die Beschaffung des Rohmaterials dem sog. Holzbödennerzeuger verursacht. Einer derselben, der die Gefälligkeit hatte, mir den Vorgang bei der Herstellung der Fäden praktisch zu zeigen, brachte ein Stück Espenholz, das anscheinend allen Anforderungen entsprach, und begann dasselbe zu bearbeiten; nachdem er jedoch etwa zwanzig Hobelspäne davon abgezogen hatte, kam eine kaum merkliche Verkrümmung der Fasern im Innern des Holzes zum Vorschein und das ganze Stück mußte als unbrauchbar bei Seite gelegt werden. Bei dem hohen Preise des Holzes ein empfindlicher Schade!

Nach den Angaben, die mir Seitens der Alt-Ehrenberger Holzindustriellen (übereinstimmend mit dem Eingangs erwähnten Aufsatze des Herrn Theodor Richter) gemacht wurden, bezog Alt-Ehrenberg früher sein Espenholz aus Böhmen, während gegenwärtig — nachdem in den letzten Dezennien die Espenbestände in Böhmen fast gänzlich verschwunden sind — beinahe der ganze Holzbedarf von Ruffisch-Polen gedeckt wird. Der Preis einer Klafter ausgesuchten Espenholzes, wie es der Holzweber braucht, stellt sich in Alt-Ehrenberg im Durchschnitte auf 150 fl. österr. Währg. Die Holzweber sprachen mir gegenüber wiederholt die Befürchtung aus, daß nach etwa 80 Jahren ein empfindlicher Holz-mangel zu gewärtigen sei. In wiefern diese Befürchtung gerechtfertigt ist, kann ich nicht beurtheilen, doch könnte dem Holz-mangel, falls er thatsächlich droht, durch eine kräftige Organisation der Holzwebe-Industrie — die allerdings zur Zeit gänzlich fehlt — jedenfalls noch rechtzeitig vorgebeugt werden.

Der an sich schon hohe Preis des Holzes wird aber noch durch den

Zinsenverlust vertheuert, den der Holzweber dadurch erleidet, daß er gezwungen ist, sein Holz vor der Verarbeitung — um ihm die erforderliche Schmiegsamkeit und Feuchtigkeit zu geben — etwa ein Jahr lang im Wasser liegen zu lassen. Von diesem Prozeß der Wässerung kann nur dann Umgang genommen werden, wenn das Holz ganz frisch vom Stamme kommt, was begreiflicher Weise nur sehr selten der Fall ist.

b) Die Technik der Holzweberei besitzt, wie schon erwähnt, einen hohen Grad der Vollkommenheit, trotzdem aber sind auch hier weitere Fortschritte möglich; und zwar gilt dies für die Herstellung neuer Gewebe- und Farbenmuster, die der jeweilig herrschenden Geschmacksrichtung entsprechen. Im Allgemeinen liegen hier analoge Verhältnisse vor, wie bei der Strohflechtere; hier wie dort sind der weiteren Entwicklung durch die Natur des Materials ziemlich enge Grenzen gezogen, allein innerhalb derselben bleibt der fraglichen Industrie ein hinreichend weiter Spielraum zu ihrer Entfaltung. Ein anderes ist die Frage, ob die Erzeugung größerer Holzgewebe möglich ist. Es wurde oben darauf hingewiesen, daß die einzelnen Gewebe eine nur geringe Ausdehnung besitzen. Die Länge derselben beträgt etwa 85, die Breite rund 65 Centimeter, und dies aus dem Grunde, weil die Holzfäden nicht gestüekelt, sondern so lang sie eben sind, verwebt werden. Daß es gelingen sollte viel längere Holzfäden zu erzeugen als bisher, ist nicht wohl anzunehmen, u. zw. schon aus dem Grunde nicht, weil es ein langes und vollkommen astfreies Holz nicht gibt. Es erübrigt somit nur die Stückelung der Fäden. Zwar wurde mir in Alt-Ehrenberg mitgetheilt, daß daselbst vor mehreren Jahren für die Königin von Preußen gewebte Holztapeten angefertigt wurden, bei denen die Kette des Gewebes gestüekelt war, und dasselbe berichtet der im Eingange zitierte Aufsatz des Herrn Theodor Richter, allein zur Zeit scheint die Stückelung der Fäden nur schwer durchführbar, weil sie in der Praxis so gut wie gar nicht vorkommt. Jedenfalls wäre dies ein großer Fortschritt, weil dadurch der Verwendung der Holzgewebe zu Rouleaux, Tapeten und ähnlichen Zwecken neue Kreise erschlossen würden.

c. Ueber die Verwendung der Holzgewebe ist nicht viel zu berichten, da sich Alt-Ehrenberg — wie schon erwähnt — auf die Erzeugung der Gewebe und ordinärer Kopfbedeckungen beschränkt. Allein schon auf diesem Gebiete ließe sich unendlich mehr leisten, da das Alt-Ehrenberger Holzgewebe in den Händen einer geschickten Modistin ein prächtiges Rohmaterial für elegante Damenhüte abgeben müßte. Das Holzgewebe hat sogar zwei entschiedene Vorzüge vor dem Strohgeflecht. Letzteres kann nämlich nicht wohl durchbrochen hergestellt werden, und dies ist der Grund, warum zur Herstellung der ganz leichten Sommerhüte für Damen Kopphaar statt Stroh mit Vorliebe verwendet wird. Gerade hiezu müßte sich das Holzgewebe ganz eminent eignen, da namentlich die gegitterten Holzgewebe sich leicht in unendlich mannigfaltigen Varietäten herstellen lassen. Ferner besitzt das Holz den weiteren Vorzug gegenüber dem Stroh, daß es die Farbe viel besser annimmt als dieses, daß also auch nach dieser Richtung hin das Holzgewebe sich den verschiedensten Launen des Geschmacks besser anzubehagen vermag als das Strohgeflecht. Die Strohhut-Fabrikanten in Paris und Florenz beziehen — wie mir zufällig bekannt wurde — mit großer Vorliebe die Alt-Ehrenberger Erzeugnisse; die Muster, die sie einsenden und hier ausführen lassen, sind in der Regel außerordentlich zart und geschmackvoll, und hierin liegt ein bedeutungsvoller Fingerzeig für die Alt-Ehrenberger Holzweber.

Eine weitere Verwendung finden die gewebten Holzplatten — wie ich zufälliger Weise zu sehen bekam — zu Ueberzügen für elegante Papeterie-Arbeiten. Die Canditenfabrik der Herren Tschinkel in Lobositz, sowie die Chocoladefabrik der Herren Jordan und Timäus in Bodenbach verwenden die Holzgewebe zur Bekleidung der Bonbonnièren und erzeugen auf diese Weise sehr geschmackvolle Artikel.

Nach dieser sowie nach anderen Richtungen hin ließe sich noch Manches thun, allein leider scheinen die Alt-Ehrenberger Holzgewebe-Erzeuger von der weiteren Verwendung ihrer Produkte keine Ahnung zu haben.

Nach alledem unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Holzweberei eine lebens- und entwicklungsfähige Industrie ist. Ihr Gebiet ist zwar wie das der Strohflechtereie ein eng begrenztes, da ihre Erzeugnisse selbstverständlich keine Dauerhaftigkeit besitzen und demgemäß sich nur für Mode- oder Luxuszwecke eignen, allein innerhalb dieser Grenzen bleibt der Fantasie ein hinreichender Spielraum überlassen und somit auch der fraglichen Industrie die Möglichkeit gewahrt sich weiter zu vervollkommen und nach verschiedenen Richtungen hin zu entfalten.

### 5. Welche Mittel wären zur Hebung der Holzweberei am zweckmäßigsten in Anwendung zu bringen?

Die Alt-Ehrenberger Holzweberei ist — wie schon erwähnt — Hausindustrie, und hierin liegen ihre volkswirtschaftlichen Vorzüge, aber auch ihre Schattenseiten.

Die ersteren sind mit einem Worte gekennzeichnet und bestehen in der Selbstständigkeit der kleinen Unternehmer, die — bisher wenigstens — in Alt-Ehrenberg noch nicht zu bloßen Lohnarbeitern herabgesunken sind. Die sogenannten Holzbödennerzeuger sind zur Zeit noch selbstständige Unternehmer; sie kaufen selbst das Rohmaterial, sie sind Eigenthümer ihrer Webestühle und sonstiger Werkzeuge, sie haben ihre eigenen Hilfsarbeiter und verkaufen ihre Erzeugnisse für eigene Rechnung; sie fristen zwar meist eine kümmerliche Existenz, aber sie haben wenigstens ihre Unabhängigkeit bewahrt. — Die technischen Vorzüge dieser Industrie wurden oben besprochen.

Die Mängel, welche der Holzweberei Alt-Ehrenberg's anhaften, sind die Mängel der Hausindustrie überhaupt, und lassen sich in den Worten: „Mangel an Bildung“ zusammenfassen. Die sogenannten Holzbödennerzeuger sind biedere Gebirgsbewohner, die zwar eine ganz erstaunliche Kunstfertigkeit in der Behandlung des Holzes erlangt haben, die mitunter auch wahrhaft prächtige Farben- und Gewebe-Muster komponiren, denen aber jede allgemeine und kunstgewerbliche Bildung vollständig abgeht, und an diesem Mangel krankt ihre ganze Industrie.

a. Der Mangel an allgemeiner und kaufmännischer Bildung macht es diesen Leuten zunächst unmöglich, den Vertrieb ihrer Erzeugnisse nach kaufmännischen Prinzipien selbst zu besorgen, ihre Kunden an entfernten Orten aufzusuchen, sowie mit denselben in einen direkten Verkehr zu treten und zwingt sie an Zwischenhändler zu verkaufen. Wäre der Handel mit den Produkten dieser Industrie ein entwickelter, so würde dieser Umstand hier nicht erst hervorgehoben, da ja die volkswirtschaftliche Bedeutung des Handels nicht in Frage gestellt werden kann; allein im vorliegenden Falle ruht der ganze Vertrieb der Alt-Ehrenberger Holzwaaren — wie schon oben bemerkt wurde — in den Händen von lediglich vier Handlungshäusern, die in Nixdorf und Schluckenau ihren Sitz haben. Daß diese vier Handlungshäuser in dem Besitze eines faktischen Monopoles sich befinden, braucht nicht hervorgehoben zu werden, und hieraus erklärt es sich, daß eine gewebte Holzplatte der feinsten Sorte, zu deren Herstellung die Weberin allein drei Stunden Zeit braucht, in Alt-Ehrenberg mit 25 kr., sage fünf und zwanzig Kreuzer österr. Währg. bezahlt wird. Bezeichnend für den Gewinn der Händler ist übrigens der Umstand, daß jener Anton Menzel, der der Begründer der Holzweberei in Alt-Ehrenberg war, als ein unbemittelter Mann starb (und ebenso hat selbstverständlich keiner der sogenannten Holzbödennerzeuger es bisher zu einem Vermögen bringen können), während der Händler, der die Erzeugnisse Menzel's und später der übrigen Holzweber vertrieb, zwar seine

Carrière auch als unbemittelter Mann begann, bei seinem Tode aber ein bedeutendes Vermögen — angeblich von 800.000 Gulden — hinterließ. Die Ziffer mag übertrieben sein, allein die Sage lebt im Volksmunde und beweist jedenfalls, daß der Handel mit Holzgeweben unvergleichlich lukrativer ist als die Erzeugung derselben.

b. Der Mangel an allgemeiner Bildung läßt ferner die Leute das Precäre ihrer Lage nicht erkennen. Wie erwähnt, sind die Espenbestände in Böhmen erschöpft, und es wird beinahe das gesammte Holz, das Alt-Ehrenberg verbraucht, aus Ruffisch-Polen bezogen. Der Preis einer Klafter ausgesuchten Espenholzes ist bereits auf 150 Gulden und darüber gestiegen und trotzdem klagen die Holzgewebe-Erzeuger über die successive Verminderung des Rohmaterials und befürchten einen gänzlichen Mangel desselben in etwa 80 Jahren. Diese Befürchtung vermag ich zwar nicht zu theilen, denn ein entsprechender Preis wird überall ein beliebiges Angebot hervorrufen, wenn der Produktion des fraglichen Artikels kein unübersteigliches Hindernis entgegensteht; es wird somit, wenn der Preis des Holzes hinreichend gestiegen sein wird, der Abbau von Espen nicht ausbleiben, und trotzdem wird die Holzweberei nicht verkümmern, weil die einzelne gewebte Platte doch nur ein Minimum von Holz enthält, und weil somit ein verschwindend kleiner Aufschlag am Preise des Produktes die Vertheuerung des Produktes wieder hereinbringt. Die Gefahr, die den Alt-Ehrenberger Holzgewebe-Erzeugern droht, scheint mir vielmehr von einer anderen Seite zu kommen.

Eine weitere Vertheuerung des Holzes muß nämlich sehr bald zur Folge haben, daß die Holzgewebe-Erzeuger ihre bisherige Unabhängigkeit verlieren, denn es darf nicht übersehen werden, daß der einzelne Holzbödennerzeuger sein Holz etwa ein Jahr lang im Wasser liegen lassen muß, ehe er dasselbe verarbeiten kann, daß er somit stets einen Vorrath von etwa  $\frac{1}{2}$  bis 1 Klafter Holz zu halten gezwungen ist. Schon jetzt verursacht die Holzbeschaffung den Leuten große Schwierigkeiten, und geht die Preissteigerung weiter, so steht zu befürchten, daß es den Leuten unmöglich wird, ihren nothwendigen Holzvorrath selbst zu halten. Diese Aufgabe wird dann naturgemäß dem Holzgewebe-Händler zufallen, er wird dem Weber das Rohmaterial liefern und ihm das fertige Erzeugniß abkaufen, mit einem Worte der Händler wird zum „Verleger“ emporsteigen, während der Weber zum bloßen Lohnarbeiter hinunter sinkt. Diese Kalamität kann übrigens schon früher eintreten, wenn der drohende Holz-mangel etwa Lieferungsverträge mit den Forstbesitzern behufs der Sicherung des Rohstoff-Bezuges nothwendig machen sollte, denn das ist evident, daß derartige Verträge nicht leicht von der vielföpfigen Menge der Holzgewebe-Erzeuger, wohl aber von den Händlern ausgehen werden. In allen Fällen steht zu befürchten, daß die Lage jener biederen und echt deutschen Gebirgsbewohner in einer nicht allzu fernen Zukunft sich ernstlich verschlimmert, und daß sie ihr kostbares Gut, ihre wirthschaftliche Unabhängigkeit verlieren, die sie bisher wenigstens — wenn auch unter vielfachen Entbehrungen — zu behaupten wußten.

c. Der Mangel an kunstgewerblicher Bildung und der fehlende Kontakt mit dem konsumirenden Publikum machen es den Holzwebern Alt-Ehrenberg's nahezu unmöglich, ihre Gewebe zu fertigen Gebrauchsgegenständen weiter zu verarbeiten. Die weitere Verarbeitung des Halbfabrikates schließt sich doch naturgemäß an die Erzeugung des letzteren an, und instinktiv wird dies von den Bewohnern Alt-Ehrenberg's geahnt, da sie denn auch die Erzeugung von Kopfbedeckungen an die Holzweberei angereicht haben; allein einmal steht jene auf einer ziemlich primitiven Stufe der Entwicklung, und sodann ist sie bisher die einzige Industrie geblieben, zu der Alt-Ehrenberg es gebracht. Der Grund liegt lediglich in dem Umstande, daß die Leute nicht wissen, was sie aus ihren Geweben anfertigen können oder sollen, nachdem ihnen die Be-

rührung mit der übrigen Welt, sowie jede kunstgewerbliche Bildung vollständig fehlt. Die Händler, denen diese Vermittlung zwischen dem Produzenten und dem konsumirenden Publikum sachgemäß zufallen würde, finden sich hiezu nicht veranlaßt, weil sie das Monopol des Vertriebes in den Händen haben und wissen, daß auch die unverarbeiteten Gewebe zu jeder Zeit einen reisenden Absatz finden, sodann weil sie eben nur Kaufleute und keine Industriellen sind.

Der etwaige Einwand, daß die Luxusindustrie ihren natürlichen Sitz in den großen Städten habe, ist nicht stichhältig, denn bekanntlich werden beinahe die sämtlichen Kleiderstoffe, die denn doch unter die Mode-Artikel par excellence zu rechnen sind, in großen Entfernungen von den Konsumtionsplätzen erzeugt, und vermögen demungeachtet allen Launen des subjektivsten Geschmacks zu entsprechen. Stünde Alt-Ehrenberg mit den großen Konsumtionsplätzen seiner Artikel in direkter Verbindung durch Agenten, welche die Strömungen der Mode zu verfolgen und erforderlichen Falles Zeichnungen oder Modelle einzusenden hätten, so ist durchaus nicht abzusehen, warum seine Holzindustriellen an Stelle der bisherigen ordinären nicht elegante Kopfbedeckungen, oder warum sie neben diesen nicht auch geschmackvolle Papeterie-Arbeiten oder sonstige Artikel aus ihren Holzgeweben anfertigen könnten.

d. Endlich ist noch ein Umstand hervorzuheben, der die Holz-Industrie Alt-Ehrenberg's beengt, für den sie jedoch nicht verantwortlich gemacht werden kann, d. i. der deutsche Zolltarif vom Jahre 1870. Derselbe verfügt nämlich wie folgt:

Ungefärbte Holzgewebe (also gerade die heikelste und kostbarste Waare)	
find .....	zollfrei.
Gefärbte Holzgewebe entrichten pro Zollzentner einen Eingangszoll von	1 Thlr.
Hüte, ganz aus Holz, d. i. ohne Garnitur (Futter, Schweißleder, Ein-	
fassungsband rc.) aus anderen Stoffen, sind .....	zollfrei.
Hüte aus Holz mit einer Garnitur aus andern Stoffen zahlen pro Stück	
einen Eingangszoll von .....	4 Sgr.

Die ersten beiden Tarifpositionen enthalten zwar die Anomalie, daß gerade die feinste Waare zollfrei ist, während die mindere Kategorie der gefärbten Gewebe dem Zolle unterliegt, allein trotzdem kann darüber hinweggegangen werden, weil der Zollsatz von 1 Thaler pro Zentner so niedrig ist, daß er die einzelne gewebte Platte mit vielleicht nur 2 Pfennigen, also 1 Kreuzer österr. Währung belastet. Dagegen hat die Normirung der Tariffäße für Hüte ihre Bedenken. Wenn Alt-Ehrenberg seine Hüte erzeugen würde, so wäre gegen diese Tarification nichts einzuwenden, denn für elegante Waare werden sich immer Putz- und Modewaaren-Handlungen als Abnehmer finden, welche den rohen Hut kaufen und sodann montiren; Alt-Ehrenberg könnte sich somit in diesem Falle auf die Erzeugung roher aber, eleganter Kopfbedeckungen beschränken. Ebenso unbedenklich wäre der Zoll von 4 Sgr. pro Stück, wenn in Alt-Ehrenberg seine Hüte mit Einschluß der Montirung erzeugt würden, denn ein Hut im Werthe von einigen Gulden oder Thalern kann leicht eine Zollbelastung von 4 Sgr. ertragen. Dem ist aber nicht so. Die Alt-Ehrenberger Erzeugnisse sind — vielleicht von einzelnen Ausnahmen abgesehen — durchgehends ordinäre Waare; der Preis von einem Duzend fertiger Knabenmützen beträgt 1 fl. 20 kr., somit pro Stück 10 kr., der Preis der fertigen Männerhüte stellt sich gar nur auf 75 kr. pro Duzend, somit pro Stück auf 6¼ kr. Der Zoll von 4 Sgr. pro Stück beträgt somit bei Mützen mehr als 200 Procent, bei Männerhüten mit Rücksicht auf das Silber-Algio gar bis nahe an 400 Procent vom Werthe des Erzeugnisses. Daß eine Zollbelastung von dieser Höhe einer Prohibition gleich kommt, ist selbstverständlich, da bei ordinärer Waare begreiflicher Weise nicht daran zu denken ist, daß sie im rohen Zustande gekauft und dann erst im Auslande montirt würde.

Es sei nochmals hervorgehoben, daß die in Rede stehenden Zollsätze wenig zu bedeuten hätten, wenn die Alt-Ehrenberger Hüte feine Waare wären, oder wenn diese Industrie in intelligenteren Händen ruhen würde, denn dann wäre sie unter dem Drucke der Zollsätze zur Erzeugung besserer Hüte übergegangen. Unter den gegebenen Umständen jedoch ist die Alt-Ehrenberger Hutindustrie geradezu verschlechtert worden. Fußend auf der Tarifposition, daß Hüte „ganz aus Holz“ zollfrei sind, begannen die Alt-Ehrenberger Holz-Industriellen bald die sämtlichen übrigen Bestandtheile des Hutes, nämlich das Futter der Kappe, das sogenannte Schweißleder, sowie das Hutband aus Holzgewebe herzustellen und haben damit den zollfreien Export ihres Artikels zwar gerettet, den letzteren aber zweifellos verschlechtert.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Industrie Alt-Ehrenberg's krankt an dem Mangel an Bildung und an dem fehlenden Contact mit dem konsumirenden Publikum, und hieraus ergeben sich zugleich die Mittel, die zur Hebung jenes originellen Erwerbszweiges in Anwendung zu bringen wären.

Durch die Errichtung neuer Schulen dürfte wohl im vorliegenden Falle nicht viel zu erreichen sein, da die vorhandenen bei gehöriger Benützung hinreichen. Alt-Ehrenberg speziell ist in der glücklichen Lage, daß es an Rumburg anstößt, daß ihm somit die Gelegenheit geboten ist, die besseren Schulen dieser Stadt und namentlich die daselbst in der letzten Zeit errichtete Webeschule zu benützen. Der Unterrichtsplan der letzteren ist mir zwar nicht bekannt, allein einmal ist die Holzweberei der Stoffweberei nahe verwandt, der ausgehende Holzweber wird also hier schon manches lernen, was er praktisch verwerthen kann, und sodann muß doch das Zeichnen einen der wesentlichsten Unterrichtsgegenstände der Webeschule bilden; es wird somit dem Holzweber die Gelegenheit geboten sein, diese für jeden praktischen Gewerbsmann weitaus wichtigste Kunst daselbst zu erlernen. Sollte es sich übrigens im Laufe der Zeit herausstellen, daß das Unterrichtsbedürfniß des Holzwebers theilweise ein anderes ist als das des Stoffwebers, so wird es der Webeschule unmöglich schwer fallen können, diesem Umstande durch Errichtung eines oder des anderen Lehrstuhles Rechnung zu tragen.

Für das Unterrichtsbedürfniß der heranwachsenden Jugend wäre somit im vorliegenden Falle soweit gesorgt, als dies der Gesamtheit überhaupt möglich ist. Dagegen erscheint es dringend geboten, auf die Erwachsenen einzuwirken, einmal um sie zu bewegen, daß sie für den Fachunterricht ihrer Kinder sorgen, dann aber um ihre eigene Energie zu wecken, und das ist nach meiner Meinung nur im Wege des Vereins- und Genossenschaftswesens durchführbar.

Demgemäß wäre der Vorgang etwa der folgende: Einerseits wäre die Gründung eines Gewerbevereines in Rumburg oder Alt-Ehrenberg anzuregen. Die Gewerbevereine scheinen mir einer der wesentlichsten Faktoren zur Hebung des Kleingewerbes und gewissermaßen das Gegenstück zu den Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften zu sein. Wenn das Kleingewerbe gegenwärtig immer mehr und mehr von der Großindustrie verdrängt wird, so liegt der Grund zwar zum Theile in dem Uebergange zur Maschinen-Produktion — und dagegen läßt sich selbstredend nicht ankämpfen, — zum anderen, mindestens eben so großen Theile aber darin, daß das Kleingewerbe der Großindustrie weder an Vermögen, noch an Intelligenz gewachsen ist. Dem Mangel an Vermögen entgegen zu wirken, ist Sache der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, und daß sie diesen Mangel mit Erfolg zu bekämpfen vermögen, kann heute nicht mehr bezweifelt werden; der zweite Theil der Aufgabe, die Intelligenz der Gewerbetreibenden zu heben, fällt nebst der Schule dem Gewerbevereine, dieser Schule des Erwachsenen, zu. Die Aufgabe dieses Gewerbevereines wäre es, durch Abhaltung von belehrenden Vorträgen, durch Anlegung einer Bibliothek und einer Sammlung von Gewebemustern und Zeichnungen nicht nur die allgemeine, sondern namentlich die Fach-



bildung der Holzgewebe-Erzeuger zu heben, sie über die Verwendbarkeit und weitere Verarbeitung ihrer Erzeugnisse aufzuklären und für ihre speziellen Interessen energisch einzutreten. Die Aufgabe ist allerdings nicht leicht, weil die armen Leute über die Absatzplätze ihrer Erzeugnisse vollständig im Dunkeln sind und die Händler an der Geheimhaltung derselben das höchste Interesse haben; allein trotzdem ist sie nicht unlösbar, denn einmal verfügt der Verein über größere Geldmittel, könnte somit zu diesem Zwecke immer irgend eine Geldsumme flüchtig machen, und sodann gelingt es einem Vereine leichter eine oder die andere intelligente Kraft an sich zu ziehen und für das gemeinsame Unternehmen zu interessiren. Eine Hauptaufgabe des Vereines müßte es endlich sein, für die Bekanntwerdung der Alt-Chrenberger Holzindustrie Sorge zu tragen, um auf diese Weise neue Geschäftsverbindungen anknüpfen zu können, denn im Publikum wie in der Geschäftswelt ist die Kenntniß dieses Industriezweiges viel zu wenig verbreitet, ja selbst in Prag, der Hauptstadt des Landes, hat man von der Existenz desselben so gut wie keine Ahnung.

Andererseits wäre auf die Gründung von Genossenschaften hinzuwirken. Die äußeren Bedingungen hiefür sind so günstig, daß sie besser kaum gewünscht werden können, denn die gesammte Holzweberei concentrirt sich in dem einzigen Dorfe Alt-Chrenberg, eine Verpflanzung dieser Industrie nach einem zweiten Orte wird jedesmal mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, so daß Alt-Chrenberg faktisch das Monopol für die Erzeugung von Holzgeweben in den Händen hat. Es entsteht nunmehr die Frage, was für Genossenschaften geeignet wären die gewünschte Abhilfe zu bringen, und zu diesem Ende muß nochmals auf die der Alt-Chrenberger Holzindustrie anklebenden Mängel zurückgegangen werden. Diese Uebelstände sind, wie oben auseinander gesetzt wurde: 1. Der Verkauf der Erzeugnisse an Zwischenhändler, 2. die ungenügende Weiterverarbeitung der Holzgewebe, 3. die ungenügende Sicherung des Rohstoffbezuges. Von diesen drei Uebelständen ist der letztgenannte am leichtesten zu beseitigen, eine einfache Rohstoffgenossenschaft<sup>5)</sup> würde Abhilfe bringen; sie würde zunächst dem Holzgewebe-Erzeuger den billigeren Bezug des Holzes ermöglichen und zugleich könnte sie — wenn nämlich wirklich die Gefahr eines gänzlichen Holzmannels bevorsteht — den Bezug des Rohmaterials durch Lieferungskontrakte mit den Forstbesitzern rechtzeitig sichern. Jedenfalls aber hätte sie zur Folge, daß die wirthschaftliche Unabhängigkeit der Holzgewebe-Erzeuger als selbstständige Unternehmer erhalten bliebe, weil sie die oben erwähnte Gefahr beseitigt, daß die Holzgewebe-Händler die Lieferung des Rohstoffes übernehmen und den Weber zum bloßen Lohnarbeiter herunterdrücken, während sie selbst zu Verlegern emporsteigen. Der zweitgenannte Uebelstand, die ungenügende Verarbeitung der Holzgewebe, würde zum Theile durch die Wirksamkeit des Gewerbevereines behoben, dessen Aufgabe eben in der Förderung des Gewerbefleißes durch Bervollkommnung der vorhandenen und Einführung neuer Industrien besteht. Zum anderen Theile fällt die Lösung dieser mit der ersten Frage zusammen, wie nämlich der direkte Verkauf der Holzgewebe an den Konsumenten zu bewerkstelligen wäre; denn ist diese Frage gelöst, dann ist eben der gewünschte Contact des Produzenten mit dem Publikum vorhanden und die Belehrung des ersteren über die Wünsche des letzteren mit Leichtigkeit durchführbar.

Was nun diesen Punkt, die Vermeidung der Zwischenhändler und die Einführung des direkten Verkaufes der Holzwaare an den Konsumenten anbelangt, so sind hier die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß die Alt-Chrenberger Holzgewebe-Erzeuger über die Ab-

5) Muster-Statuten für verschiedene Rohstoffgenossenschaften finden sich in Schulze-Dehitzsch: „Die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland.“ Berlin 1870. S. 531 ff.

sazorte ihrer Produkte so gut wie gar nichts wissen, sie werden somit gezwungen sein ihren Markt erst zu suchen und dies wird ihnen jedenfalls nicht unbedeutende Geldopfer (für Reisende, Annoncen etc.) auferlegen. Allerdings würde diese Aufgabe zum Theile von dem zu errichtenden Gewerbevereine übernommen, allein doch immer nur in zweiter Reihe, da ja ein derartiger Verein keine Handelsgesellschaft ist. Endlich — last not least — würde es sich darum handeln, die zur Leitung des Handelsgeschäftes geeigneten Personen aus der Mitte der Holzgewebe-Erzeuger heraus zu finden. Seitdem die Pionniere von Rochdale praktisch gezeigt haben, wie derartige Hindernisse zu überwinden sind, kann an der Möglichkeit, die in Rede stehende Aufgabe zu lösen — den ernstlichen Willen der Betreffenden vorausgesetzt — nicht gezweifelt werden, nur müßte die Bildung vorbereitender Genossenschaften vorausgehen, deren Zweck es wäre, einestheils die Mittel sukzessiv aufzubringen und anderentheils die Leiter des künftigen Unternehmens kaufmännisch heranzubilden. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung sei auf den Vorgang der Pionniere von Rochdale verwiesen, die gleichfalls mit einem kleinen Konsumvereine begannen, ferner auf Schulze-Delitzsch, der in seinen „Blättern für Genossenschaftswesen“<sup>6)</sup> diesen Weg wiederholt als den einzig richtigen bezeichnet. Die Verhältnisse liegen für die vorbereitenden Genossenschaften außerordentlich günstig, da man es in Alt-Ehrenberg mit durchgehends selbstständigen Unternehmern und nicht mit mittellosen Fabriksarbeitern zu thun hat. Zunächst also wäre eine Rohstoff-Genossenschaft zu gründen, deren Aufgabe es wäre, das nöthige Espenholz im Großen zu kaufen und an die einzelnen Holzgewebe-Erzeuger im Kleinen wieder abzulassen. Diese thut — wie gezeigt — am meisten Noth und mit derselben könnte zugleich auch ein Konsum-Verein verbunden werden. Sodann könnte eine Vorschußkassa errichtet werden, die selbstständigen Gewerbetreibenden gegenüber immer am Platze ist. Durch das Neben-einanderbestehen beider, der Rohstoffgenossenschaft und der Vorschußkassa, würde zugleich der weitere Vortheil erzielt, daß die Ansammlung des Betriebsfondes für die später zu errichtende Handelsgesellschaft viel rascher vor sich ginge.

Endlich entsteht die Frage, was für eine Genossenschaft berufen wäre, den Vertrieb der Alt-Ehrenberger Erzeugnisse zu besorgen, und hierüber ein definitives Urtheil abzugeben möchte ich — offen gestanden — heute noch nicht wagen, da mir keine der bisher bekannten Formen der Genossenschaft auf den vorliegenden Fall vollkommen zu passen scheint. Von den bestehenden Genossenschaftsformen können hier selbstredend lediglich die Produktivgenossenschaft und die Magazinsgenossenschaft in Betracht kommen. Bei der Produktivgenossenschaft vereinigen sich bekanntlich mehrere kleine Leute zum Betriebe eines Produktionszweiges im Großen, weil der Betrieb im Kleinen entweder ganz unmöglich oder wenig rentabel ist. Bei der Produktivgenossenschaft liegt somit das zu überwindende Hinderniß in der Produktion des fraglichen Artikels, nicht im Verkaufe des fertigen Erzeugnisses. Im gegenwärtigen Falle dagegen liegen die Verhältnisse gerade umgekehrt, denn bei der Holzweberei ist die Anwendung von Maschinen und daher ein billigerer Betrieb im Großen nicht wohl denkbar. Die Holzweberei ist eine reine Handarbeit und daher für den Kleinbetrieb in eminenten Weise geeignet, dagegen liegt hier die Schwierigkeit im Handelsbetriebe. Es handelt sich darum, der Waare den Markt erst zu erobern, weite Geschäftsverbindungen nach Frankreich, Italien, Amerika, Rußland u. s. w. anzuknüpfen, die Kosten für Geschäftsreisende, Agenten, Zeitungs-Annoncen u. dgl. zu bestreiten, kurz Einrichtungen zu treffen, die wenigstens anfänglich bedeutende Geldopfer erfordern und die demgemäß nothwendig zum Handelsbetriebe im

6) Schulze-Delitzsch: „Die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland.“ Berlin 1870. S. 641 ff.

Großen hindrängen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß für die Produktivgenossenschaft überhaupt kein Raum sei; dieselbe mag angemessen sein, wenn es sich später etwa um die Errichtung einer Fabrik für Hüte, Papeterie-Arbeiten oder sonstige Artikel aus Holzgewebe handeln sollte, allein für den kaufmännischen Vertrieb der Holzgewebe, wie er gegenwärtig in den Händen der erwähnten vier Handlungshäuser ruht, scheint die Produktivgenossenschaft nach dem Gesagten wenig geeignet.

Eher würde die Magazinsgenossenschaft<sup>7)</sup> auf den vorliegenden Fall passen, obwohl bei dieser die Verhältnisse viel einfacher liegen als hier. Die Magazinsgenossenschaft soll bekanntlich mehreren kleinen Handwerkern die Miethe eines gemeinsamen Ladens ermöglichen, in welchem die eingelieferten Artikel für Rechnung desjenigen verkauft werden, der sie gefertigt und eingeliefert hat. Hier also handelt es sich lediglich darum, die Kosten, welche mit der Haltung des Ladens verbunden sind, wieder herein zu bringen, und dies geschieht einfach in der Weise, daß von den eingelieferten Artikeln bestimmte Lagergelder erhoben und von dem Erlöse gewisse Prozente zurückbehalten werden. In Alt-Ehrenberg ist dagegen von einem gemeinsamen Magazin keine Rede, da es sich hier nicht um die Schaustellung der Produkte handelt; nicht der Detailverschleiß, sondern der Handel im Großen soll hier gemeinschaftlich betrieben werden, und während bei der Magazinsgenossenschaft die Verhältnisse so klar und einfach sind, daß sie den Verkauf des einzelnen Artikels für Rechnung des betreffenden Produzenten gestatten, scheinen mir in Alt-Ehrenberg die Verhältnisse mehr auf einen Handelsbetrieb für gemeinsame Rechnung hinzudrängen. Es wird ferner die Frage entstehen, „wie sind die einlangenden Bestellungen zu effectuiren, wem sind sie zuzuweisen?“ u. dgl. m. Mit einem Worte, die künftigen Eventualitäten und Modalitäten dieses Geschäftsbetriebes dürften heute noch nicht überblickt werden können, und demgemäß wäre denn auch die Lösung der Frage nach der Gestaltung jener Genossenschaft der Zukunft zu überlassen. Es kann dies mit um so größerer Beruhigung geschehen, da ja da die Gründung dieser Genossenschaft erst in späterer Zeit wünschenswerth erscheint. Inzwischen würde die Wirksamkeit des projektirten Gewerbevereines manche schätzenswerthe Erfahrung ergeben, die seiner Zeit zur Richtschnur zu dienen hätte. Unter allen Umständen wäre vor der Errichtung jener Genossenschaft der Rath Schulze-Delitzsch's einzuholen.

Die im Vorstehenden dargelegten Verhältnisse dürfen mehr als ein bloß lokales Interesse beanspruchen, denn die Holzweberei Alt-Ehrenberg's ist nur ein Beispiel aus der langen Reihe der verschiedenen Hausindustrien; und was hier von Alt-Ehrenberg gesagt wurde, das gilt mutatis mutandis für die gesammte Hausindustrie auf dem flachen Lande. In allen Zweigen derselben finden wir fast die gleichen Zustände, eine außerordentliche Emsigkeit neben der größten Genügsamkeit der Bevölkerung, mitunter eine ganz erstaunliche Kunstfertigkeit, bei alledem aber eine ganz ungenügende Entlohnung, die regelmäßig auf den Umstand zurück zu führen ist, daß die betreffenden Produzenten sich in den Händen einiger weniger Händler befinden, denen sie ihre Produkte um jeden Preis verkaufen müssen, weil ihnen in ihrer Vereinzelung Alles fehlt, um den Vertrieb ihrer Produkte selbst zu besorgen. Eine Abhilfe ist nur auf dem Wege der Schulbildung und des Genossenschaftswesens denkbar, allein die armen Leute auf den Weg der absoluten Selbsthilfe verweisen, heißt wohl sie ad calendae graecae vertragen, da bei dem begreiflichen gänzlichen Mangel einer Kenntniß der wirtschaftlichen Erscheinungen und Gesetze von der eigenen Initiative derselben gar nichts zu erwarten ist. Der Ausdruck „Selbsthilfe“ ist zwar ein beliebtes Schlagwort, allein doch nur sehr bedingungsweise richtig, denn Selbsthilfe im eigent-

7) Das Musterstatut einer Magazinsgenossenschaft bei Schulze-Delitzsch a. a. D. S. 551.

lichen und strengen Sinne des Wortes ist es doch nicht mehr, wenn den Leuten eine Idee von außen gegeben wird, wenn man ihnen irgend eine Institution (irgend eine Genossenschaft) vollkommen fertig und bis in die kleinsten Details ausgeführt hinstellt und es ihnen nur mehr überläßt dieselbe einfach zu verwirklichen. Ist dies „Selbsthilfe“, nun dann hat sich auch der Verirrte im Walde selbst geholfen, wenn er etwa von einem Jäger wieder auf die Straße zurückgeführt wird, denn er ist ja selbst gegangen und wurde nicht getragen. Faßt man aber den Ausdruck Selbsthilfe wirklich in dem Sinne, daß Alles der eigenen Initiative der Betreffenden überlassen bleiben soll, dann ist wohl Schulze-Delitzsch einer der gefährlichsten Anhänger der Pariser Commune, denn er ist ja die Seele, das lebende und treibende Moment in der gesammten deutschen genossenschaftlichen Bewegung, er sagt den Leuten, was sie im einzelnen Falle thun und lassen sollen, er verfaßt die Statuten ihrer Genossenschaften, er zeigt ihnen wie sie ihre Bücher zu führen haben u. dgl., kurz er thut eben Alles, er ist — um auf das frühere Beispiel zurück zu kommen — der Jägersmann, der den im Walde Verirrten auf die richtige Straße führt.

Soll also Hilfe geschaffen werden, so muß auf irgend eine Weise von außen eingegriffen und den Leuten gezeigt werden, was sie thun sollen, um ihre Lage zu verbessern. Eine „Anwaltschaft der Genossenschaften“ ist allerdings eine ganz vortreffliche Institution und das Bedürfniß nach einer solchen muß sich im Laufe der Zeit überall herausstellen, theils weil sie einen Centralpunkt der gesammten genossenschaftlichen Bewegung bildet, theils weil die Genossenschaften häufig in die Lage kommen werden, bei Konflikten mit den Lokalbehörden oder sonst den Rath eines Vertreters einzuholen. Allein die Anwaltschaft kann doch immer nur einen Theil der Aufgabe lösen. Die Anwaltschaft ist und bleibt der Vertreter der bestehenden Genossenschaften, von diesen wird sie bezahlt, ihnen muß sie dienen, und Gewerbetreibenden, die außerhalb des genossenschaftlichen Verbandes stehen, kann sie nur in dem einzigen Falle beistehen, wenn diese bereits den Entschluß gefaßt haben, eine Genossenschaft zu gründen und lediglich bezüglich des „Wie?“ den Rath der Anwaltschaft einholen. Man kann aber unmöglich von der Anwaltschaft — schon aus finanziellen Gründen nicht — verlangen, daß sie regelmäßig im ganzen Lande Umschau halte, um erforderlichen Falles die Bildung von Genossenschaften erst anzuregen. Dies kann nur der Staat thun, der zu diesem Zwecke eigene Gewerbe- oder Fabriks-Inspektoren zu ernennen hätte, die von Zeit zu Zeit das Land periodisch zu bereisen und für die Hebung des Kleingewerbes wie der Hausindustrie Sorge zu tragen hätten. Ich berufe mich hierwegen auf die nachstehenden Worte Schmoller's: 8)

„Eine geringe Zahl solcher Beamten mit je großen Bezirken würde genügen. Ihnen wäre auch das großentheils in die Hand zu geben, was für das eigentliche Handwerk und die Hausindustrie von Regierungsseite geschehen könnte.“

„Was kann aber geschehen? Es concentrirt sich in zwei Punkten: 1. Erziehung der arbeitenden Klassen, d. h. Schulbildung und eine möglichst überall zugänglich zu machende technische Erziehung, und 2. Ueberleitung in neue Zustände und Verhältnisse, soweit eine zurückgebliebene Bildung der Handwerker das nicht selbst vermag.“

„Aber sollen wir dabei den segensvollen Weg der Selbsthilfe verlassen? Was heißt Selbsthilfe? Rein Gegensatz ist falscher und unklarer als die hergebrachte Gegenüberstellung von Staatshilfe und Selbsthilfe. Ob Schulze-Delitzsch, ob ein Fabriksinspektor Genossenschaften organisiert, sie ordentlich Buch führen, sparen und sammeln lehrt, in beiden Fällen wirkt die höhere Bildung, getrieben

8) Gustav Schmoller: „Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert.“ Halle 1870. S. 694 u. ff.

von sittlichen Motiven, auf die unteren Klassen, erzieht sie und hebt sie . . . . . Auch Schulze's und aller seiner tüchtigen Anhänger Einfluß ist, wie ich schon oben bemerkte, ein erziehender . . . . . Jede Staatshilfe ist dann verwerflich, wenn sie bloß äußerlich eingreift, wenn sie Leuten, die es nicht verdienen, die dadurch innerlich nicht anders werden, Geld und Kapital bietet. Sie ist dann berechtigt und steht mit der ganzen Schulze'schen Bewegung vollständig auf einer Linie, wenn sie die erziehende Thätigkeit, die geistige Hebung voranstellt und erreicht. Sie ist dann nothwendig, wenn der Voluntarismus nicht ausreicht, wie hier; wenn er, um recht zu wirken, einer über den ganzen Staat sich erstreckenden, festgegliederten Organisation bedarf. Und das ist der Fall. In kleineren Städten, in den abgelegenen Gegenden der Hausindustrie fehlen die freiwilligen Kräfte, welche die großen Städte bieten; eine festgegliederte allgemeine Organisation strebt ja Schulze selbst an; wo eine solche aber einmal nothwendig ist, da wird für die Regel der Staat, d. h. die organisirte Gesamtpersönlichkeit Aller berufen sein sie in die Hand zu nehmen. So lange Schulze lebt und seine Anwaltschaft so tüchtig wirkt, ist sie gewiß besser als jede Staatsthätigkeit. Später werden die Dinge anders liegen. Jedenfalls ist für jetzt die lokale Thätigkeit von unten herauf das wichtigere. Da gilt es nicht Schulze zu verdrängen, sondern ihm nachzueifern, und wo es an Organen dazu fehlt, sie zu schaffen. . . . ."

"Es bedarf einzelner, nur hiermit beschäftigter hochgebildeter und gut bezahlter Beamten, gewählt nicht nothwendig aus dem Kreise der Bureaukraten, sondern und vielleicht noch eher aus dem Kreise tüchtiger Techniker oder Kaufleute, die an der Spitze eines großen Bezirkes gleichsam die Anwälte der arbeitenden Klassen würden. Ich meine damit etwa eine Kombination der württembergischen Centralstelle und des englischen Fabriksinspektorates. Die Inspektoren hätten neben der Aufsicht über die Fabriken, neben der Aufgabe, die Berichte hierüber zu publiziren die Verpflichtung, den kleineren Leuten mit Rath und Anweisung, unter Umständen mit positiver Hilfe beizustehen. Ein gewisser Fond, angewiesen auf staatliche oder kommunale Mittel, müßte ihnen zur Seite stehen. Ihre Haupt Sorge hätte sich zu beziehen auf die technischen Fortschritte der kleinen Geschäfte, lokale Ausstellungen von Geräthen, Werkzeugen und Maschinen aus dem Kreise der kleinen Gewerbe, Prämien für Anschaffung solcher, einzelne Reiseunterstützungen, unter Umständen Ueberlassung von Werkzeugen auf Probe könnten hinzukommen. Hauptsächlich aber hätten sie Genossenschaften anzuregen, wo es an der Initiative fehlt, die Leute zur Theilnahme zu bewegen, die Buchführung einzurichten. Es fehlt so vielfach nur an der Initiative. Dabei hätten sie sich jedes Eingriffes gegenüber bestehenden Genossenschaften, die nichts von ihnen wissen wollen, zu enthalten."

Die Worte Schmoller's sind so beredt und passen auf die Verhältnisse der Alt-Ehrenberger Holzindustrie so vollkommen, daß denselben nichts weiter hinzuzufügen ist. Eines aber möchte ich noch bemerken. Man ist in Böhmen seit Jahren bemüht die Noth im Erzgebirge durch Hebung der Spitzen-Industrie und anderer Erwerbszweige zu lindern, und ebenso ist man in letzter Zeit bestrebt die Holzindustrie des Böhmerwaldes zu fördern. Mir sind die angewandten Maßregeln im Detail nicht bekannt, allein so viel glaube ich auf Grund der in Alt-Ehrenberg gesammelten Erfahrungen behaupten zu können, daß die Hebung eines oder einiger Industriezweige — so nothwendig sie ist — nur wenig Nutzen bringen kann, wenn man die Leute nicht gleichzeitig in den Stand setzt im genossenschaftlichen Wege den Verkauf ihrer Produkte selbst zu besorgen. Denn dasjenige, woran die Hausindustrie im Allgemeinen krankt, ist nicht die mangelnde Kunstfertigkeit, diese ist in der Regel in hohem Grade vorhanden, sondern vielmehr der Umstand, daß die Leute gezwungen sind ihre Erzeugnisse um ein Spottgeld an Zwischenhändler zu verkaufen, die eigentlich den ganzen Nutzen davon tragen, und sodann, daß sie durch die Zwischenhändler von dem Publikum getrennt werden und so allen Kontakt mit der Außenwelt vollständig verlieren.

## Das Raadner Copialbuch.

Von

Dr. Ludwig Schlesinger.

In den meisten Archiven der königlichen Städte des Landes trifft man auf sogenannte Copialbücher, welche Abschriften der Stadtprivilegien und anderer wichtiger städtischer Urkunden enthalten. Diese Copialbücher haben kein hohes Alter, sie gehören in der Regel dem XVI., XVII. oder XVIII. Jahrhunderte an. Wenn der Urkundenschatz einer Stadt sich so anhäufte, daß die Uebersicht eine schwierige wurde, trat für die leitenden Organe das Bedürfniß ein, den Kern der städtischen Gerechtsame in einem Handbuche zur raschen Orientirung beisammen zu haben. Der Stadtschreiber, der wohl zunächst dieses Bedürfniß fühlte, schrieb, sei es aus eigenem Antriebe oder im Auftrage des Rathes, die im Archive sich vorfindenden Originale in ein eigenes Buch und fügte wohl auch Uebersetzungen der tschechischen, manchmal auch der lateinischen Urkunden bei. In Städten, wo im XVI. und XVII. Jahrhunderte die tschechische Sprache vorherrschte, wurden die deutschen Urkunden früherer Jahrhunderte in diese Sprache übertragen. In der Anordnung und Auswahl der einzelnen Stücke nehmen die verschiedenen Schreiber nicht immer denselben Standpunkt ein. Manche Copisten beschränken sich nur auf die eigentlichen Stadtprivilegien, während andere auch Kaufkontrakte, Testamente, Vergleiche zc. aufnehmen. Keine Privilegienbücher traf ich z. B. in Brüx aus dem Jahre 1640 von einem Unbekannten, während ein Kommutauer Copialbuch von dem bekannten Uebersetzer Haieks, dem Stadtschreiber Sandel, aus dem XVI. Jahrhunderte auch andere Schriftstücke enthält. In Bezug auf die Anordnung der Urkunden nehmen die Schreiber manchmal die Zeit, oft aber auch die praktische Wichtigkeit derselben zum Maßstabe.

Ueber die Bedeutung solcher Copialbücher für die Geschichtsforschung ein Wort zu verlieren, ist wohl überflüssig. Sie erscheinen um so schätzbarer, wenn, wie es nicht selten der Fall ist, die Originalien nicht mehr vorzufinden sind.

Das vorliegende Raadner Copialbuch entstammt dem vorigen Jahrhundert und scheint von einem untergeordneten Beamten und zwar wahrscheinlich nur zu seinem Gebrauche angefertigt worden zu sein.<sup>1)</sup> Alle Urkunden sind in deutscher Sprache, die lateinischen also in Uebersetzung; die Anordnung ist nicht chronologisch. An die vorliegenden deutschen Originale hielt sich der Abschreiber nicht im Geringsten, ebenso sind die Uebersetzungen äußerst mangelhaft. Daher kann wohl im Allgemeinen für den Inhalt der folgenden Regesten, nicht immer aber für die Namen oder auch für die Datirung eingestanden werden. Das Buch selbst besteht aus 78 gehefteten Papierfoliosseiten, von denen die letzten vier unbeschrieben sind. Auf der Rückseite wird der Heftfaden von dem gegenwärtigen Papierstadtsiegel gehalten. Der Inhalt der 32 Copien, von denen eine in doppelter Fassung sich vorfindet, ist folgender:

[1.] König Johann confirmirt der Stadt Raaden die von Alters her genossenen Freiheiten und zwar: ein selbstständiges Gericht gegen jährliche Zahlung von 40 Schock Prager Groschen an den Unterkämmerer, dem übrigens das Gericht über Nothzucht, Brandlegung und Münzfälschung vorbehalten bleibe; — das

1) Auf dieses Copialbuch machte mich Herr R. Peinl, der sich mit großem Fleiße der Ordnung des Kommutauer und Raadner Stadtarchives unterzog, aufmerksam. Meier in seiner „Monographie der Stadt Raaden“ erwähnt ein „Registrum omnium autenticarum literarum gratialium civitati Cadanensi a principio (?) et Boemiae regibus collatarum“, das wohl nicht identisch ist mit dem Copialbuche.

ausschließliche Schank-, Brau-, Fleischer- und Bäckerrecht eine Meile um die Stadt; — das Stapelrecht für alle Waaren, die eine Meile nahe der Stadt kommen bei einer Strafe von dreißig kleinen Groschen für die Uebertreter; — das Pfändungsrecht auch adeligen Schuldnern gegenüber; — daß beim Kauf adeliger Güter Seitens Raadner Bürger die Hälfte des Gefauften an den städtischen Abgaben participiren solle; — daß endlich der Adelige den Bürger nicht beim Landrecht, sondern nur beim Stadtgericht (mit Appellation an den Unterkämmerer) klagen dürfe. 1319 December 24. Prag.

Cop. S. 1—4. Das Privilegium, sowie eine Confirmation v. 1661 ist auch im Original im Raadner Archiv.

[2.] Nikolaus der Richter, Andreas Sellator, Jakobus de Pulingi sein Sohn, Johannes, Sohn des Richters Nikolaus, Franziskus, Sohn des Gerhardus, Henricus Banarus, Heroldus von Beraun, Wolsling Scriptor, Henricus genannt Zlenitz, Henricus von Zahier, Cunczmannus genannt Hager, Geschworene der Stadt Raaden — bekennen und bezeugen, daß Henricus genannt Zoboch (?) und seine Gemahlin Sophia das Rathhaus sammt den Aedern gekauft haben zum erblichen Eigenthum von Henricus genannt Hofmann mit Einwilligung der Gemein um vierzig Schock prager Groschen, doch mit der Bedingung, daß zur Ausbesserung der Brücke über die Eger jährlich zu Martini vier Schock gezahlt werde. Zeugen: Johannes und Nikolaus, Söhne des Prilingus (?), Bertholdus und Johannes, Söhne des reichen Merklinus, Frisco, Waltherus und Nikolaus, Söhne des Friedericus vom Rathhaus, Bonus Merklinus, Jakobus genannt Herzil. — 1327 Februar 21. Raaden.

Cop. S. 53—55.

[3.] König Johann gewährt den Bürgern der Stadt Raaden die Vergünstigung, freie oder auch nicht freie Güter (die nicht zur Stadt gehören) kaufen und erblich besitzen zu können, doch so, daß sie den einen halben Theil frei halten, von der andern Hälfte aber die Contributionen, Abgaben u. s. w. mit den andern Bürgern und Gütern zahlen sollen. — 1331. Mai 25. Parma.

Cop. S. 4—6.

[4.] König Johann ordnet an, daß in den Städten Prag (Kleinseite), Schlan, Laun, Melnik, Leitmeritz, Aussig, Pirna, Brüx, Saaz, Raaden, Schlackenwerth und Elbogen der Unterkämmerer in Amtsgeschäften auf eigene Kosten zu leben habe, daß die genannten Städte nicht mehr verpflichtet seien, den Unterkämmerer bei seinem Amtsantritt mit Tüchern u. dgl. zu beschenken, daß die Bürger sich selbst ihre Geschworenen zur bestimmten Zeit wählen können, doch so, daß immer sechs der alten Geschworenen (doch nur auf drei Jahre) bleiben sollen, ferner, daß die Geschworenen völlige Gewalt haben auch über Mord und Todschlag, daß endlich alle zu den Städten gehörigen Güter auch mit denselben contribuieren u. s. w. 1337 Juli 5. Prag.

Cop. S. 59—61. Im Saazer Urkundenbuch findet sich nach dem Lauer Original eine gute Abschrift. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 4.

[5.] Karls IV. den Pragern ertheiltes Weinbergprivilegium. 1358 Februar 16. Prag.

Cop. S. 56—59. Ueber dieses bekannte allenthalben in den Archiven in Abschrift vorkommende Privileg siehe Pelzel Karl IV. I. S. 575 u. a.

[6.] Kaiser Karl IV. übergibt den Städten Saaz, Brüx, Raaden und Laun die in ihrem Kreise gelegenen Straßen zur Ueberwachung und insbesondere zur Säuberung und Bestrafung der Straßenräuber und ihrer Unterstandgeber. 1366 November 25. Nürnberg.

Cop. S. 69—71. Im Saazer Urkundenbuch zweimal. Fol. 16 b und 38 a. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 5.

[7.] Kaiser Karl IV. ordnet an, daß alle Waarenladungen, die von Eger nach Prag und umgekehrt befördert werden, ihren Weg durch Eger, Elbogen, Schlackenwerth, Raaden, Saaz, Laun und Schlan und nirgends anders, insbesondere nicht über Budin, Ruditz, Libochowitz, Kommotau nehmen sollen bei Verlust des Gefährtes und der Waaren. — 1366 November 27. Nürnberg.

Cop. S. 48—49. Dieselbe Urkunde im Saazer Urkundenbuch Fol. 18 a. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 5.

[8.] Kaiser Karl IV. verleiht der Stadt Raaden das Recht, vom Tage Kreuzerhöhung angefangen durch acht Tage einen Jahrmart abhalten zu dürfen mit den gebräuchlichen Freiheiten für die Besucher desselben, insbesondere mit denselben Gerechtsamen, wie sie die Stadt Saaz für ihren Jahrmart genießt. — 1367 Mai 29. Raaden.

Cop. S. 8—10. Das Original ist im Raadner Archiv vorhanden.

[9.] Kaiser Karl IV. ordnet an, daß die in der Nähe der Stadt Raaden liegenden freien Güter: die Meierhöfe „Burgstadtl“, „Okaze“, „Wylthon“, der halbe Meierhof „Zabaklüh“, die Meierhöfe „Nechranitz“ und „Wadkanitz“, der halbe Meierhof „Newschen“, einige Güter in „Pröhl“ und zwei Bauern in „Lufmitz“ — mit dem Recht sollen gemessen werden, wie die der Stadt Raaden zugemessenen Güter und Herrschaften, und daß insbesondere in der Erbschaft immer die näheren Freunde folgen sollen. — 1367 Juni 1. (?) Raaden.

Cop. S. 6—8.

[10.] Kaiser Karl IV. ermächtigt die Schöffen der Stadt Raaden, daß sie die gewöhnliche Steuer und Schätzung vom Neuen anschlagen, wandeln, setzen und ordnen sollen. — 1371 März 20. Prag.

Cop. S. 44—45.

[11.] Kaiser Karl IV. gibt den Bürgern von Raaden das Erbfolgerecht der Altstadt Prag. — 1372 September 19. Prag.

Cop. S. 11—12, 12—15. Die Urkunde ist in doppelter Fassung vorhanden.

[12.] König Wenzel confirmirt das Privilegium Kaiser Karls IV. ddo. 1372. Sept. 19. [11.] — 1372 Oktober 20. Prag.

Cop. S. 15—17. Das Original ist im Raadner Archiv vorhanden.

[13.] Kaiser Karl IV. gibt den Bürgern und Inassen der Stadt Raaden das Recht, Weingärten anzulegen und Wein zu bauen mit allen Freiheiten und Gerechtsamen, wie sie die Bürger der Stadt Prag in Bezug auf den Weinbau genießen. — 1374 September 8. Raaden.

Cop. S. 55. Das Original ist im Raadner Archiv vorhanden.

[14.] Kaiser Karl IV. confirmirt den Städten Raaden, Brüx, Saaz und Laun die Bannmeile, so daß innerhalb einer deutschen Meile von den genannten Städten kein Malz gemacht, Bier gebraut, geschenkt oder verkauft, keine Malzhäuser, Bräuhäuser oder ungewöhnliche Wirthshäuser errichtet, kein Schmied, Bäcker, Schuster, Schneider oder ein anderer Handwerker mit Ausnahme der Schmiede, „welche das Geschirr zum Ackerbau richten“, geduldet werden sollen. Drei Wochen nach öffentlicher Ausrufung dieses Privilegiums seien die Richter und Schöppen der genannten Städte berechtigt, alle Dawiderhandelnden zu remonvieren. — 1376 Januar 4. Karlsbad.

Cop. S. 17—19. Das Original ist im Raadner Archiv vorhanden. Ein Gleiches im Brüxer Stadtarchiv und eine gute Copie im Saazer Urkundenbuch Fol. 10. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 5. und Pelzel Karl IV. 2. Bd. Urk. 321.

[15.] König Wenzel bestätigt den Vergleich, den Thimo von Kolditz, Hauptmann zu Breslau und Albrecht von Kollowrat zwischen Bawor von Murenitz (?)



und seiner Ehefrau Klara einerseits und Peter Zollner, Bürger von Raaden, andererseits zu Stande gebracht, betreffend die Güter, welche Nickel Schortendorfer einem Bürger von Raaden hinterlassen hat: Ein Haus mit einem Beihause, einen Meierhof vor der Stadt, zwei Meierhöfe zum Pröhl, Zinse in der Stadt und Vorstadt, eine Fleischbank, anderthalb Fleischbänke etwan Hulers, eine Mühle zu „der Wartsheim“, die Dörfer „Pokatitz“, „Rachel“, „Wilken“, „Zeukowitz“, „Saboglück“, „Nemscha“ und das halbe Neudörfel, einen Garten vor der Stadt und drei Wiesen vor der Stadt, — und zwar soll Peter Zollner dem Bawor und seiner Frau Klara ein Tausend Schock Groschen zahlen und zu diesem Behufe berechtigt sein, einen Theil von den genannten Gütern zu verkaufen; ferner sollen demselben Bawor fünfzig Schock Groschen gezahlt werden für den Todschlag, der am Mittwoch nach dem Palmsonntag vor der Stadt Raaden geschehen ist. Uebrigens sollen alle Kontrakte und Artikel, die über die Güter im Stadtbuche von Raaden eingeschrieben sind, bestehen bleiben, und insbesondere sollen die Güter der Katharina, der Enkelin des Peter Zollner, vorbehalten und dieser über jene ein getreuer Vormund und Verweser sein. — 1383 April 4. Prag.

Cop. S. 34—37.

[16.] König Wenzel confirmirt zwei Privilegien Karls IV. und zwar von 1376 Januar 4. Karlsbad [14.] und 1367 Mai 29. Raaden [8.]. — 1385 Februar 19. Prag.

Cop. S. 19—22.

[17.] König Wenzel befehlt den Burggrafen Peter Milizowecz zu Brüx und Wlaskoni zu Raaden den Bürgern von Saaz, Brüx, Raaden, Laun und Komotau in ihren Gerechtfamen nicht hinderlich, vielmehr behilflich zu sein, und zwar in der Wahrung der Bannmeile, in den bewaffneten Expeditionen gegen die Rebellen und Uebelthäter (die Städte könnten einen Bund schließen und mit ihren Siegeln bekräftigen), im Straßenzwang, der für die Fuhrwerke von Eger nach Prag besteht, und gegen die geistlichen Gerichte, vor welche kein Bürger citirt werden soll. — 1388 März 9. Prag.

Cop. S. 61—63.

[18.] König Wenzel gestattet den Bürgern von Raaden, neue Weinberge anzulegen, doch so, daß die Weinbauer an die Stadt den Zehnten und an den König das gewöhnliche Bergrecht geben sollen. — 1391 November 8. Bürglitz.

Cop. S. 41—42. Das Original ist im Raadner Archiv vorhanden.

[19.] König Wenzel befehlt allen Herren und Rittern, Burggrafen, Viceburggrafen, Hauptleuten, Ältesten, Bürgermeistern und Geschworenen der königlichen Städte, an welche dieser Brief gelangt, daß sie auf Ansuchen der Stadt Raaden alle jene, welche der Stadt Schaden zugefügt, arrestieren und der Stadt überantworten sollen. — 1398 November 13. Prag.

Cop. S. 49—50.

[20.] Der Unterkämmerer Sigismund von Orlik ordnet an, daß die Leute, die um die Stadt wohnen, nur einmal in der Woche und zwar an dem gewöhnlichen Markttag Fleisch, Vieh und Brod in die Stadt unbehindert führen und verkaufen dürfen. — 1398 November 13. Prag.

Cop. S. 50.

[21.] König Wenzel fordert die Äbte, Pröbste, Herren und Ritter, die Städte Saaz, Brüx, Raaden, Laun und Komotau, die Märkte und Dörfer, die im Kreise der genannten Städte liegen, zu einer Vereinigung gegen die Räuber,

die das Land so unsicher machen, ebenso gegen die Unterstandgeber derselben auf.  
— 1399 Dezember 2. Bettlern.

Cop. S. 72—73. Eine bessere Copie findet sich im Saazer Urkundenbuch. Fol. 22 a. S. Mittheil. Jahrg. XI. S. 7.

[22.] König Wenzel verbietet neuerdings, daß in den Dörfern eine Meile um die Städte Saaz, Brüx, Raaden, Laun und Kommotau Salz gemessen, Getreide geladen und verkauft, und daß ferner neue Straßen gesucht werden. — 1399 Dezember 2. Bettlern.

Cop. S. 74. Eine bessere Copie im Saazer Urkundenbuch. Fol. 22 a. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 7.

[23.] König Wenzel bestätigt den Kauf des Dorfes „Zachowitz“ sammt allem Zubehör Seitens des Raadner Bürgers Hans Zakan und bestimmt, daß das genannte Dorf der Stadt Raaden zugemessen und zur selben gehören solle. — 1401 Februar 22. Prag.

Cop. S. 39—40.

[24.] König Wenzel bestätigt die Stiftung des Raadner Bürgers „Henstinus Snopl“ von 100 Schock Groschen auf ein Altar und eine ewige Messe in der Stadtkirche. — 1401. März 17. Prag.

Cop. S. 26—28.

[25.] König Wenzel hebt ein älteres, dem Mesch von Duba, Landkomthur des deutschen Ordens, zu Gunsten Kommotau's gegebenes Privilegium, betreffend den Straßenzwang nach Meissen zu Gunsten Kommotau's, auf, und bestimmt, daß die Straße von Meissen von nun an über Preshütz nach Raaden und Saaz und umgekehrt gehen solle bei Strafe von 20 Mark Gold für denjenigen, der diese Straße nicht einhalte. — 1401 März 17. Prag.

Cop. S. 42—44. Das Original ist im Raadner Archiv vorhanden.

[26.] König Wenzel befiehlt den Aebten, Herren, Rittern, Burggrafen, Hauptleuten, Städten, Marktflecken, Dörfern und allen Unterthanen im Saazer Kreise, gewaffnete Leute zur Vertilgung der Räuber auszurüsten und ferner die Pässe und Gränzen des Königreiches nach altem Brauch und Gewohnheit zu bewahren und zu bewachen. — 1401 April 10. Prag.

Cop. S. 63—65.

[27.] König Wenzel gestattet den Bürgern von Raaden, alle ihre Güter auf dem Lande, die sie frei gekauft haben, frei zu besitzen, wieder zu verkaufen oder zu vererben. Falls keine direkten Erben vorhanden sind, so kommen die nächstgeborenen Freunde des Mannes oder Weibes in Betracht. — 1406 Juli 10. Bettlern.

Cop. S. 37—39.

[28.] König Wenzel bestätigt den Schiedspruch, den Wenzel, Patriarch von Antiochien, und Konrad, Bischof von Werden, am 11. Oktober 1407 in dem Streite der Städte Saaz, Brüx, Raaden, Laun, Kommotau mit dem Adel des Saazer Kreises dahin gefällt haben, daß die Städte allein das Recht Bier zu brauen hätten, die Geistlichkeit und der Adel zu eigenem Nutzen zwar auch Bier bereiten können, dies aber weder verkaufen noch verschenken dürfen, daß die Schenker und Kräzschmer ihr Bier in den genannten Städten zu kaufen haben, daß kein Handwerker mit Ausnahme der für den Ackerbau nothwendigen Schmiede sein Handwerk eine Meile um die Städte ausüben dürfe, daß die Handelsleute mit ihren Waaren die Straßen durch die Städte zu nehmen haben, die Egerzölle aber aufgelassen werden sollen. Diejenige Partei, welche den Schiedspruch nicht achte, habe 1000 Schock Prager Groschen zu zahlen. — 1407 Oktober 30. Bettlern

Cop. S. 28—29. Im Saazer Urkundenbuch ist die Urkunde doppelt lateinisch (Fol. 25 a.) und tschechisch (Fol. 105 a) vorhanden. Im Kommotauer Archiv befindet sich eine vom Saazer Magistrat vidimirte Abschrift ddo. 1454 Juni 7. S. Mittheil. Jahrg. XI. S. 8.

[29.] König Wenzel gewährt den Raadnern 20 Schock Prager Groschen ewigen Zinses auf den freien Gütern, „wo sie können und mögen in unserm Königreich zu Wege bringen“, zu Nutzen des Kapellans und der Schüler, welche zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria täglich in der Frühmess der Pfarrkirchen zu Raaden singen. — 1410 Juni 12. Prag.

Cop. S. 45—48.

[30.] König Wenzel confirmirt ganz allgemein der Stadt Raaden alle Freiheiten und Privilegien, die sie von den Königen Ottokar, Johannes und Karolus erhalten haben. — 1410 Juni 12. Prag.

Cop. S. 51—53.

[31.] König Wenzel befiehlt der Stadt Saaz, den Bund, den sie mit andern Städten und Bewohnern des Saazer Kreises „gegen öffentliche und heimliche schädliche Leute und Räuber“ geschlossen hatte, zu erneuern, die Uebelthäter gefangen zu nehmen und nach der Qualität ihres Lasters abzustrafen. Derjenige aber, der dem Bunde nicht beitreten wolle, sei dem Könige namhaft zu machen. — 1418 November 4. Bettlern.

Cop. S. 67—69.

[32.] König Wenzel gebietet den Aebten, Herren, Rittern, Städten u. des Saazer Kreises den alten Bund gegen die Räuber und schädlichen Leute zu erneuern und mit ihren Siegeln zu bekräftigen. Stürbe einer der Rätthe des Bundes, so soll ein neuer nicht ohne Consens des Königs gewählt werden. Derjenige, der nicht zum Bunde beitreten wolle, solle dem König angezeigt werden. Habe sich aber Einer während der Gefangenschaft des Königs gegen den Bund widerspenstig gezeigt, so sei er deswegen jetzt nicht zu behelligen. — 1418 November 4. Bettlern.

Cop. S. 65—67.

## M i s c e l l e n.

### Zur Geschichte der Bauernunruhen im Frühjahr 1775.

Diese Unruhen haben ihren Ursprung zu Beckelsdorf (im Königgräzer Kreise) genommen. Dasselbst hatte das Kreisamt einige Bauern, welche sich geweigert hatten, die Robot zu leisten, ins Zuchthaus auf einige Tage geschickt. Dieses Verfahren ward dem Gubernium vom Hofe verwiesen. Kurz darauf forderte der Pfarrer einer Frau, deren Mann gestorben war, zu viel für das Begräbniß ab. Die Frau ging zu dem Verwalter, welcher ihr aus der Stolaordnung nachwies, daß sie von dem Pfarrer übervorthelt worden sei. Um sich zu rächen, sagte nun der Pfarrer zu der Frau, der Verwalter vorenthielte dem ganzen Dorfe ein Patent, wodurch die Unterthanen ihre Freiheit erlangt hätten. Auf dieses hin erhoben sich die Bauern in Smirschitz zum Aufstande. Dem Kreisamte waren anfänglich die Hände gebunden und es konnte dem Uebel nicht gleich steuern; so griff es weiter um sich und es verbandeten sich mit diesen Bauern nun verabschiedete Soldaten, mißvergnügte Herrschaftsbeamte und Diener. Zu Nachod wurde eine eigene Bauernregierung errichtet; als Gouverneur war Nibel, Richter aus Hrbina, als Rätthe waren Rozel aus Kosteletz, Schreiber und Novell aus Schwadowitz und Heyna aus Hrbina aufgestellt; alle diese wurden am 28. März zu Nachod eingefangen.

Anfänglich begnügten sich die Bauern, bei den herrschaftlichen Verwaltern nach dem vermeintlichen Patente, welches ihre Freiheit enthalten sollte, zu fragen. Diese mußten schriftlich bezeugen, daß sie dieses Patent nicht hätten, und wurden genöthiget, die Bestätigung mit den Worten anzufangen: „Já šelma pamkata“, ein Beiwort, so die Bauern ihrer Herrschaft zu geben pflegen. Sie ließen sich dabei unentgeltlich Speisen und Getränke geben, verübten in der Trunkenheit große Unordnungen, prügelten die Verwalter, schändeten vornehme Frauen, beraubten die Kirchen und verwüsteten ganze Schlösser. Einige haben aus dieser Sache Religionsunruhen machen wollen; denn mehrere von ehemaligen Husiten herkommende Bauern, an deren Spitze ein gewisser Czerventa stand, glaubten, daß die Kaiserin in einem Patente die Religionsfreiheit ihnen gestatte, und fingen an unruhig zu werden. Das gegen sie geschickte Militär brachte sie jedoch bald wieder zur Ruhe.

### Notizen über Böhmen

gesammelt von dem Staatsminister Grafen C. Zinsendorf auf einer Reise im J. 1774.

#### Joachimsthal.

Zu der Ober-Bergverwaltung von Joachimsthal gehören 6 Bergämter und 13 Bergstädte, unter derselben stehen 2000 Personen, welche bei dem Bergbau beschäftigt sind. Der hiesige Bergbau liefert hauptsächlich Silber, von dem alle Quartale 1000 bis 1600 Mark gewonnen werden. Zu Joachimsthal sind vier Hauptgruben: Die Einigkeit, die hohe Lanne (landesfürstlich), das Friedensfeld und der Huber. Man hat hier viel Glaserz, welches das reichste ist und vom Zentner 75 Pfund Silber liefert; nach demselben kommt das Weißgüldenerz, so 50 Procent, und das Rothgüldenerz, so 25 bis 50 Procent Silber enthält. Die hohe Lanne ist gegenwärtig die ergtebigste Zeche und hat schon 50 Mark in einem Quartale eingetragen.

Nächst dem Silber ist die Ausbeute von Kobalt erwähnenswerth, welcher 600 bis 1000 fl. in einem Quartale liefert.

Die Einwohner nähren sich übrigens noch vom Spizenklöppeln aus schlesischem Zwirn, welcher Nahrungsweig durch die Jungfer Bachmann, die an 900 Personen Arbeit gibt, besonders in Aufnahme gekommen ist.

#### Bresnik.

Eine Bergstadt, allwo sich ein Blaufarbenwerk befindet, so in das dortige landesfürstliche Rentamt gehört. In der Gegend um Neudeck gibt es viele Spizenklöpplerinnen; die feinste Waare wird aus gelbem und weißem Nesselgarn, auch aus holländischem Zwirn verfertiget. Der ehemalige Obereinnehmer zu Komotau Namens Glaser gab bei Hofe an, daß dieser Nahrungsweig der Grenzbewohner mehr schade als nütze, weil dadurch zu vielen Einschwärzungen aus Sachsen, wo diese Industrie viel freier betrieben werden kann, Gelegenheit gegeben werde. Er wirkte endlich den Befehl aus, daß alle Stühle in den Ortschaften an der Grenze versiegelt werden. Nachher ist diese unnatürliche Verordnung wohl wieder aufgehoben worden, der Hof mußte aber dann zur Vinderung der dadurch eingetretenen Noth 6000 fl. Vorschüsse leisten.

Aus amtlichen Quellen mitgetheilt von Dr. Vinc. Goehler.

(Fortsetzung folgt.)

## Geschäftliche Mittheilungen.

In der Sitzung des Ausschusses am 10. Jänner l. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt und zwar:

für Brüz	Herr Nöbler Johann, Hauptschullehrer.
" Budweis	" Wunder Adam, Ph. Dr., Kreis-Rabbiner.
" Eger	" Emer Wenzel, Kaufmann.
" Elbogen	" Theumer Leo, k. k. Notar.
" Lubiž	" Zapp Josef, JUDr., Landes-Advokat.
" Pilsen	" Hartmann Anton, k. k. Bezirks-Ingenieur.
" Prachatitz	" Stieglitz Theod., Ph. Dr., k. k. Gymn.-Professor.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen am 15. März 1873.

### Stiftende Mitglieder:

Herr Haase Alois, Fabrikbesitzer in Trautau.
" Walzel Clemens, Fabrikbesitzer in Parschnitz.
" Walzel Gregor, Fabrikbesitzer in Weckelsdorf.

### Ordentliche Mitglieder:

Herr Appelt A. A., Oberlehrer in Proschwitz.
" Boos-Waldek Graf, k. k. Kämmerer, Herrschaftsbesitzer 2c. 2c. in Pilsen.
" Czerweny's Josef Söhne, Bleichbesitzer in Hohenelbe.
" Ernst Adolf, J.U.Dr., Advokatur-Concipient in Wien.
" Ettel Albalbert, Lehrer in Hohenelbe.
" Fehrer Franz, Vorstand des wechselseitigen Feuerversicherungs-Vereines in Tausch.
" Franzel Franz, Mühlenbesitzer in Hammer.
Löbl. Geselligkeits-Clubs in Reichenberg.
Herr Güttler Karl, Lehrer in Reichenberg.
" Guntermann Emil, JUDr., Advokatur-Concipient in Brüz.
" Hanisch Alois, Med. et Chir. Dr. in Reichenberg.
" Hanusch Josef, k. k. Landwehr-Bezirks-Feldwebel in Hohenelbe.
Löbl. Gemeinde Harta-Fuchsberg.
Herr Heffel Franz, Oberlehrer in Weipert.
" Herbabny Julius, diplom. Apotheker in Wien.
" Hoffmann Albalbert, Lehrer in Reichenberg.
" Klein Karl, Dekonom in Brüz.
" Kloss Franz, Lehrer in Reichenberg.
" Koniczek Eduard Julius, Lehrer in Reichenberg.
" Mercy Heinrich, Buchdruckereibesitzer in Prag.
" Ortloff Günther, Bankdirektor in Pilsen.
" Pfohl Ferd., gräf. Morzin'scher Domainen-Director in Hohenelbe.
" Pohl Anton, Gemeinderath in Hohenelbe.
" Pohl Julius, Lehrer in Reichenberg.
" Reißl Wenzel, JUDr., k. k. Notar in Karbitz.
" Richter Siegm., Bezirks-Vertretungs-Sekretär in Hohenelbe.
" Schmalfuß Johann, Lehrer in Reichenberg.
" Schroll Josef, städt. Schriftführer in Starkstadt.
" Sorger Georg, Lederhändler in Altzedlitz.
" Stöckl Josef, Zuckersabriks-Adjunkt in Brüz.
" Wasek Franz, Med. et Chir. Dr., k. k. Regimentsarzt in Prag.
" Wiesner Anton, Secretär des wechselseit. Feuerversicherungs-Vereines in Tausch.
" Zarte Adolf S., Oberlehrer und Leiter der Volksschule in Starkstadt.

Vom 20. Dez. 1872 bis 15. März 1873 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

### Stiftende Mitglieder:

Herr Buschbeck S. C., Kaufmann 2c. in Prag. († 8. Februar 1873.)
------------------------------------------------------------------

### Ordentliche Mitglieder:

Herr Horn J. Wenzel, Kaufmann in Prag. († 23. Jänner 1873.)
" P. Zeklin Dithmar, k. k. Gymn.-Professor in Prag. († 13. Februar 1873.)
" Karpeles Adolf, Kaufmann in Bukarest.
" Theumer Anton, Hauptschullehrer in Aussig. († 20. Jänner 1873.)
" P. Lobisch W., Erzdechant, Ehren-Canonicus 2c. in Teplitz. († 26. Februar 1873.)

# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**Dr. Ludwig Schlesinger.**

---

Elfter Jahrgang.

Fünftes und sechstes Heft.

---

## Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Von  
**Matthias Pangerl.**

Als ich in den Tagen meiner Kindheit überhaupt jede Kirche für etwas außerordentlich Merkwürdiges hielt und mich gerne in die Betrachtung solcher der Gottesverehrung gewidmeter Stätten versenkte, schien es mir schließlich doch immer wiederum, daß keine andere Kirche, selbst nicht irgend eine der oberösterreichischen Landeshauptstadt, die einfache Pracht des reinlichen und freundlichen Gotteshauses in meinem hübschen Geburtsdorfe übertreffen könne. Kaiser Josef II., sagten sie mir, habe dieses schöne Gotteshaus gestiftet, und der Vorbeter bei Processionen und anderen ähnlichen Gelegenheiten hat daher auch nie unterlassen, für den den Bauern unvergeßlichen Kaiser ein Vaterunser „aufzuopfern.“ Wie ich dann nach Herkunft, Zweck oder Bedeutung all' der dort aufgehäuften Herrlichkeiten frug, hörte ich wieder: diese Thürflügel von so hübscher und solider Tischlerarbeit, diese Bilder, diese Altäre u. s. w., ja sogar dieses Thurmdach mit seiner Kuppel und Laterne, mit seiner strahlenden Spitze, auf welcher der Namenszug „unseres Kirchenstifters“ so golden glänzte, das alles hätten sie einmal von dem Kloster Goldenkron herauf und d'rin und d'rum angebracht. Ich war mit dieser Erklärung ganz zufrieden, wußte ich doch bereits auch, daß das benachbarte Dorf Langenbruck mit seinem prächtigen Teiche gleichfalls einmal dem genannten Kloster gehört habe, und so hätte es mir kaum mehr viel nützen können, wenn hiezu noch die Kenntniß getreten wäre, daß jenseits des über besagten Teich so freundlich herüberfliegenden Planskerwaldes das Kloster Goldenkron läge. Ich merkte mir nur noch, daß eben erst erwähnter Wald auch einmal Eigen des Klosters gewesen, dann aber von dem „Fürsten“<sup>1)</sup> für ganze 19 Strich Zwanziger, nicht mehr und nicht weniger, angekauft worden sei.

Wie sie mich hierauf hinunter nach Budweis geschickt hatten, wo man mich zu einem anständigen, wohlgestitteten Staatsbürger präpariren sollte, ging ich mit noch anderen Leidenswill sagen Studiengenossen vielleicht hundert- oder gar noch mehrmal am Harasiner Hof unterhalb Krummau vorbei und ließ mir immer

---

1) Wie man dortlands den Fürsten zu Schwarzenberg gemeinhin zu bezeichnen pflegt.

gleichmäßig vortragen, daß dort drüben im Thal, eigentlich Graben Goldenkron läge. Nun so liegt es halt dort, wie ja jeder Ort auf der schönen Gotteserde irgendwo liegen muß! Endlich las ich gar in irgend einem Buche, daß der Böhmenkönig Ottokar II., welcher die Gymnasialstadt gegründet und mir wegen seines schließlichen Unglücks nach so glanzvollen Tagen sogleich eine äußerst sympathische Persönlichkeit geworden und auch stets geblieben ist, auch dieses Goldenkron zum Dank für einen großen über die Ungarn erfochtenen Sieg gestiftet habe. Das hätte nun schon zu noch weiterer Nachforschung anregen können, allein ich habe mich gleichwohl mehr als anderthalb Jahrzehente mit der Wissenschaft obiger Dinge begnügt und so manchem Leser wird selbst diese bescheidene Kenntniß kaum jemals zu Kopfweg verholfen haben.

Aber es sollte endlich doch auch die Stunde schlagen, in welcher meiner Genußsamkeit puncto Goldenkron ein Ziel gesetzt ward. Der in mir erwachte mächtige Forschungstrieb stachelte um so mehr, je sympathischer das Objekt war, dessen Vergangenheit zu erforschen ich mir gesetzt hatte, der lieben, theuren Heimat nämlich, und je günstiger die Umstände zu seiner Befriedigung sich gestalteten. Es entstand dabei allmählig wieder ein ziemlich dickleibiges Büchlein<sup>2)</sup>, und die Gelehrten, für welche dasselbe zunächst verfaßt worden, werden mir schon noch erzählen, was ich hieran und damit gesündigt und verbrochen habe. Vielleicht entschühne ich mich aber einigermaßen, wenn ich jetzt gleich hier Einiges aus jenem Buche mittheile, und zwar in einer Form, welche ansprechender ist als die eines Urkundenbuches mit seinen vielleicht nicht immer glücklichen Erklärungen. Und spräche auch diese Art nicht recht an, den Zweck hoffe ich doch nicht zu verfehlen, nämlich meinen verehrten Landsleuten zu zeigen, daß der liebe Herrgott den Deutschen, wie sehr er ihn auch anderweitig verschimpfen lassen mag, doch entgegen auch schon so manche gesegnete That verrichten ließ.

Eine gesegnete That darf man aber das wohl nennen, was unsere guten Vorfahren im Schweiße ihres Angesichtes dort in diesem „Wald“ verrichtet haben. Wer das Stückchen Böhmerland genauer kennt, wie es zwischen die granitnen Berge des Plankers-, Spitz- und Gränzwaldes eingeklemmt ist, wird nicht schwer zugeben, daß um wenigstens das gegenwärtige Resultat zu erreichen, ein unendlich saures Stück Arbeit vorangegangen sein müsse. Das ist aber wesentlich ein Verdienst unserer deutschen Vordern, und weshalb, wann und unter welchen Umständen das geschehen ist, will ich nun möglichst gründlich, dabei doch deutlich und faßlich dem geneigten Leser vor Augen stellen.

Ich beginne billiger Weise mit der Begrenzung jenes Gebietes, dessen älteste historische Verhältnisse da hier abgehandelt werden sollen. Zwei wichtige Gränzlinien desselben habe ich übrigens vorhin schon namhaft gemacht: es ist das einerseits und zwar im Nordosten der schöne Plankerswald und andererseits der gewaltige wie zur Wacht an der Gränze gelagerte Riese im Südwesten, welchen sie gemeinhin den „Wald“ nennen und dessen hohe blaue Wand unser lebenswürdiger Adalbert Stifter so unvergleichlich beschrieben hat. Zieht man dann im Süden von Krummrau aus eine sanft nordwestlich ausbiegende Linie nach dem an der Moldau gelegenen Marktflecken Unterwulbau und im Norden eine zweite Linie etwa von dem Gränz- und Walddorfe Böhmischröhren nach dem Städtchen Netolitz, so habe ich das fragliche Gebiet genugsam eingezirkt, und es könnte hiezu höchstens noch bemerkt werden, daß die heutigten Gerichtsbezirke von Oberplan und Ralsching hierin größtentheils eingeschlossen sind, von den Bezirken

2) Urkundenbuch des ehemaligen Cistercienserklosters Goldenkron in Böhmen. Bearbeitet von Matthias Pangerl. Mit einem Nachtrag und einer Karte. Wien, 1872. Dasselbe bildet zugleich den 37. Band 2. Abtheilung der von der kais. Akademie herausgegebenen Fontes rerum Austriacarum.

Krummau aber im Süden, Prachatitz, Netolitz und selbst von Frauenberg (Pöberisch) im Norden mehr weniger große Theile innerhalb jener Gränzlinien zu liegen kommen. Ich kann hier füglich von einer Beschreibung der Terrainverhältnisse absehen, weil ein Blick auf eine größere Karte hierüber genugsam belehrt, und von einer Erörterung der Bodenbeschaffenheit, die, weil auch die klimatischen Verhältnisse sich nicht besonders günstig erweisen, eine höhere Fruchtbarkeit und leichtere Arbeit ausschließt, sowie von einer Darstellung der landschaftlichen Schönheiten, woran es allerdings nicht gebricht, die hie und da sogar überraschend wirken und denen ein Mittel zu größerer, ja imposanter Wirkung in den wunderprächtigen Wäldern verliehen ist. Man denke nur einmal an Stifters „Hochwald“! — Aber dem etwa von weiter Ferne her gekommenen Wanderer, welchem die vorherührten Dinge einige Aufmerksamkeit und einiges Interesse abgenöthigt haben, werden sich noch mehrere andere des Nachdenkens werthe Wahrnehmungen aufdrängen. Wo er nämlich sich nach Namen von Dörfern und Märkten, sowie von den einzelnen Häusern in denselben, von Bergen und Fluren und von Bächen erkundigt, werden ihm neben urdeutsch klingenden Namen häufig genug auch solche gesagt werden, an denen slavische Gepräge ohne die geringste Mühe erkennbar ist. Hört er doch, wenn er z. B. auf der Straße von Krummau nach Oberplan gezogen kommt, gleich vom ersten Dorfe, daß es Turkowiz heißt, und wenn er nach Poletitz gekommen ist, daß die unterhalb der dortigen uralt aussehenden Pfarrkirche posirte Höhe den merkwürdigen Namen Kaziberg führt. Er zieht dann weiter durch Hörwitzl, wo das südwärts laufende Muschereibächlein entspringt, und der letzte Laut an jenem Dorfnamen soll ihn nur nicht beirren, der deutsche Michel hat da eben nur eine utraquistische Ehe geschlossen. Weiters an der Poneschmühle vorbei sieht er oberhalb derselben das Dorf Perschetitz,<sup>3)</sup> eigentlich sagt man ihm, daß es so heiße; hört er von dem nächstfolgenden größeren Bache, daß es der Olchbach sei, daß dieser Bach den nicht weit entfernten Langenbrucker Teich speise, welcher hinwiederum auf seiner östlichen Seite ein Plateau zum Nachbarn habe, Gaminé genannt, während sie die Höhe, auf deren Abhängen das hübsche Dorf Honetschlag wie eine Schöne auf einem Spannbett hingestreckt liegt, Prowitsch besagen und endlich von Oberplan melden, daß es schlechtthin die Plan benannt sei. Dazwischen klingen die unzweifelhaft germanischen Namen Stein, Neustift, Ottetstift und Honetschlag, und zur Noth ließen sich auch die Benennungen Dollern, Gojau und des Krönauhofes (richtiger Krenauhof geschrieben) als solche erklären, was aber, wie man später sehen wird, doch wieder nicht angeht. Der schon zweimal erwähnte Name Honetschlag ist doch wohl ein deutscher, oder weil sein erster Bestandtheil noch nicht ganz genügend erklärt ist,<sup>4)</sup> scheint er es wenigstens zu sein, aber wie sieht es dann drinnen in diesem Dorfe mit den gleichfalls unveränderlich gebliebenen Hausnamen aus? Der Grundriß desselben ähnelt einem griechi-

3) Obgleich im Jahre 1483 ausdrücklich als Brzoticze Theuntunical bezeichnet (Urbb. S. 620) behielt dieses Dorf seinen slavischen Namen, während sein nächstes Nachbardorf, dazumal Brzoticze Bohemical genannt, heute den deutschen Namen Böhmendorf führt. Dieses letztere galt den deutschen Einwanderern in Perschetitz eben als der von Böhmen (Tschechen) bewohnte Theil von Perschetitz oder schlechtweg Böhmendorf und ist daher trotz seinem deutschen Namen älter als jenes. Man darf übrigens nicht glauben, daß der Beisatz „Böhmisch“ eine ausschließlich tschechische Einwohnerschaft bedingt. Denn das Dorf Böhmischhaidl z. B. hatte ursprünglich neben 5 Urbauern deutscher Nationalität nur 3 solche tschechischen Namens.

4) Im J. 1483 mit dem tschechischen Namen Hodniow (S. 620) erscheint es nicht ganz hundert Jahre später (1581) und freilich auch nicht in einer Originalüberlieferung als Hedmarschlag (S. 582), was also ursprünglich Hadmarschlag — Plaga Hademari bedeuten würde. Trotzdem, daß die Ueberlieferung des böhmischen Namens die ältere ist, ist das Dorf eine deutsche Anlage, ja der Prototyp einer solchen, wie ein ander Mal deutlich nachgewiesen werden soll.



ſchen II und dieſe ebenfalls nicht unbedeutſame Grundform wird gebildet von 16 Häuſern, welche mit den zu jedem derſelben gehörigen Grundſtücken ſeit undenklichen Zeiten folgende Namen führen: Wenhart, Wirth, Witzker, Schimani, Matuschker, Praſchl, Grill, Neubauer, Habli, Pangerl, Tomani, Niedl, Boir, Wölfl, Böhmi und Maſchker. Es iſt alſo hierunter ein halb Duzend Namen, welche allerdings nicht gleich urſprünglich ſlavisch ſind, aber doch unverkennbar einen ſlavischen Anſtrich an ſich tragen.<sup>5)</sup>

Dergleichen Wahrnehmungen wird nun der aufmerkſam beobachtende Wanderer auf allen ſeinen Kreuz- und Querzügen in jenen Gegenden in Fülle machen, die Gegend um Elhenitz und Netolitz ausgenommen, welche bereits ganz ſlavisch iſt und die ich nur wegen der folgenden geſchichtlichen Erörterungen ebenfalls in meine obige Gränzbeſchreibung aufnehmen mußte. Er wird aber bei größerer Aufmerkſamkeit bald zur Kenntniß noch anderer nicht unwichtiger Thatſachen gelangen. Die Verſchiedenheit der Dorfanlagen, die Häuſerbauten und namentlich die Vertheilung von Grund und Boden werden ihn zum Nachdenken anregen müſſen.<sup>6)</sup> Aber er wird auch entdecken, daß ſo bajuarisch immer die dortige Volkſprache gebaut ſein mag und klingt, doch allerlei fremdes Zeug zwischſchen mitläuft. Er hört vielleicht mit einigem Staunen von einem Paſak oder Paſtaſ, Dragatsch, Pawlatsch, Probeltsuntä, Gougſchen, Praſchen, Kwitſchal u. ſ. w., und hält es kaum mehr für möglich, daß er hier noch an germaniſches Volkblut glauben dürfe. Er will es ſo wenig glaubhaft finden, wie im Allgemeinen der Deſterreicher, der Steirer oder gar der Originalbajware jenseits der ſchwarzgelben Gränzpfähle, daß es in böhmischen Landen ſo etwas geben könne, was Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blute wäre. Glauben ſie's ja nicht einmal recht in Prag, wo ſie doch über das liebe Vaterland ſo umſtändlich und genau aufgeklärt ſind, oder ſtaunen darüber wie etwa jener ſlavische Landes-Mitbruder, dem ich einmal in der zweitjüngſten Stadt Südböhmens begegnet bin, daß es dortlands nur ſo deutſch ausſehen könne. Böhmen und ſolche Bajwaren: welch' ethnographiſcher Nonſens!

Dieſe alſo für den minder Unterrichteten immer verwunderlich ſcheinende Thatſache iſt gleichwohl eine feſtſtehende, nur iſt es biſher noch immer nicht verſucht worden, dieſelbe auf geſchichtlichem Wege zu erklären. Wie hätte das auch unternommen werden können: in gedruckten Quellen fand man über jene Gegenden nur

5) Abgeſehen von dem Wirth, welcher Name das einmal auf dem bezüglichen Hauſe getriebene Gewerbe kennzeichnet (anderwärts Zaſerner, Krüger, Kreſchmer u. ſ. w.), dann dem Neubauer, welcher nach Namen und Lage als der jüngſte Anſiedler und Urbarmacher angeſehen werden muß, weiters dem Boir und Böhmi, welche Namen die Stammeszugehörigkeit oder Nationalität der betreffenden erſten Beſitzer (Baier und Tſcheche) bekunden, ſind die übrigen Namen offenbar nur Perſonnennamen, welche den erſten oder doch, um ganz ſicher zu gehen, wenigſtens den erſteren Stifthebern zukamen. Vier von ihnen haben ſich dortlands auch als Familiennamen erhalten, nämlich Wenhart (Wernhart), Matuschker (Matthäus), Pangerl (Deutung noch nicht gelungen) und Niedl (Rudolf). Die Familie Matuschker (auch Matuschka geſchrieben) ſitzt noch immer auf dem gleichnamigen Bauerngute, daher auf einen mehrhundertjährigen immer in derſelben Familie ſich erhaltenden Beſitz geſchloſſen werden kann. Solcher Conſervatismus iſt jedoch dortlands gar nichts ſeltenes; die Familie Wenhart z. B. auf dem gleichnamigen Hauſe iſt erſt vor wenigen Jahren im Mannſtamme erloſchen und die Familie Pangerl beſitzt das Witzkerhaus auch ſchon ſeit dem 3. April 1675, erbt es ſtets vom Vater auf den älteſten Sohn fort. Der Name Witzker iſt der alte Witigo, welcher tſchechiſirt ein Wicko ward, um dann zurückgermaniſirt ein Witzker zu werden. Wahrſcheinlich verhält es ſich nämlich ſo, denn da genau feſtſteht, daß Slaven neben den Deutſchen angeſiedelt worden ſind, und der Name Witigo als Wicko auch bei den Tſchechen gebräuchlich iſt (Urkbb. S. 134), ſo ſcheint die Annahme der Verſchiebung von t in z ausgeſchloſſen zu ſein.

6) Die nähere Ausführung und Erörterung dieſer und noch anderer Dinge, welche zur beſſeren Kenntniß und Verſtändniß des deutſchen Volkthums im ſüdlichen Böhmen dienen werden, iſt einer ſpäteren Publikation vorbehalten.

äußerst Spärliches und die Archive, welche wohl kein mit 7 Siegeln verschlossenes Buch gewesen wären, wurden einfach nicht benützt. Wenn ich nunmehr mich an jenes Wagstück mache, so muß ich zunächst mit der Erklärung auftreten, daß bis zum Jahre 1263 nur einige wenige und noch dazu ziemlich magere Nachrichten über die Gegend, deren Grenzen vorhin angezeigt worden sind, sich finden und diese überdies sämmtlich an den Namen des Städtchens Netolitz sich knüpfen. Da erzählt einmal der ehrwürdige Kosmas zum Jahre 985<sup>7)</sup>, daß das Fürstenthum Slavniks, des Vaters des heil. Adalberts, sich auch bis hin zu den Netolizern, einem der alten slavischen Stämme des Böhmerlandes, erstreckt habe. Zu seiner, Kosmas, Zeit selber aber, und zwar Anno 1105<sup>8)</sup> sei jener deutsche Kaiser Heinrich IV., mit dessen Namen die ersten gewaltigen Machtäußerungen der römischen Kirche so innig verknüpft sind, auf der Flucht vor dem eigenen Sohne, dem V. Heinrich, aus Regensburg gegen Süden geflohen und dann „auf dem Wege, wo man nach Netolitz geht,“ nach Böhmen gekommen, hier aber von dem Herzoge Borivoj ehrenvoll nach Sachsen geleitet worden. Ob man bei diesem Wege an den nachmals so berühmt gewordenen goldenen Steig denken darf? — Sonstige Nachrichten, welche wir noch besitzen, sind dann lauter urkundliche und Zeugnishaften von Netolitzer Kastellänen und Zupanen in vornehmlich landesfürstlichen Urkunden, so des Nemoj im J. 1167 in einer Urkunde K. Wladislaw I. für die schon längst verschwundenen Prämonstratenser zu Leitomischl<sup>9)</sup>, eines Ulrich zehn Jahre später in einer Urkunde des Bischofs Friedrich von Prag<sup>10)</sup> und eines Ratibor im J. 1183, welcher es später (1187) zum Kastellan auf dem Wschegrad nächst Prag gebracht zu haben scheint.<sup>11)</sup> Anstatt seiner werden hierauf genannt die Zupane Stephan und Georg im J. 1187<sup>12)</sup> und letzterer allein im J. 1195.<sup>13)</sup> Netolitz war also der Hauptort der gleichnamigen Provinz oder Zupa, wie die Bezeichnungen für die älteste Kreiseintheilung Böhmens lauten, und im J. 1233 lernen wir auch einige Zugehörungen dieser Provinz kennen. Das Nonnenstift zu Sct. Georg in Prag bezog aus dieser Zupa einigen Neuten vom Handel und Wandel.<sup>14)</sup> Weiters erfahren wir noch, daß im J. 1251 der neue Herzog von Oesterreich, Přemysl Ottokar, Netolitz passirte<sup>15)</sup>, derselbe Ottokar, welcher ein Duzend Jahre später für die Geschichte des südlich und südwestlich von diesem Städtchen sich hinziehenden Landstriches von der größten Bedeutung geworden ist. Noch anderweitige Nachrichten bis zum J. 1263 sind mir wenigstens bis heute nicht bekannt geworden. Ueber das jedoch, was im Süden und Südwesten zur Netolitzer Provinz gehörte und innerhalb der oben von mir bezeichneten Gränzlinien, also unter anderm mit Ausschluß von Prachatitz und dessen Gebiete, gelegen ist, herrscht bis zum J. 1263 völliges Dunkel und wird das wahrscheinlich von den Wäldern verursacht worden sein, welche das Land in angegebener Richtung noch heute zu einem ansehnlichen Theile bedecken und daher vor 600 Jahren noch mehr bedeckt haben müssen. Diese Wälder waren, wie sich bald zeigen wird, Prongut, vielleicht für das Jagdvergnügen des Landesfürsten reservirt, und daher gar ein Oberstjägermeister über dieselben zur Aufsicht bestellt.<sup>16)</sup>

7) Pertz, SS. IX, 51.

8) Ibid. p. 110, aber irriger Weise zum Jahre 1106.

9) Nemoj de Netolic; Erben, Regg., Nr. 319. Nach Palach ist diese Urkunde allerdings verdächtig, welcher Umstand jedoch die Existenz dieses Nemoj zu damaliger Zeit keineswegs anschießt. Noch früher erscheinen urkundlich die „messores Netolicenses,“ Erben, p. 79.

10) Oldricus castellanus de N. im J. 1177. Erben, Regg., Nr. 358.

11) Ibid., Nr. 378 und Nr. 392, 393.

12) Ibid., Nr. 392 und 393.

13) Ibid., Nr. 424.

14) Ibid., Nr. 723 und 810.

15) Ibid., Nr. 1279.

16) Milgost comes beneficium habens in Bouses et summus venator silvarum spectantium

Wenn also finsterner Wald jene Landstrecken bedeckte, so haben darin wohl viel eher Bären, Wölfe, Luchse und Füchse ihr Unwesen getrieben, als der eine oder andere biedere Markomanne, welcher es gerade um die Mitte des 5. Jahrhunderts übersehen hätte, sich dem Zuge seiner lieben Volksgenossen nach dem bald darauf so berühmt gewordenen Bajuvarien anzuschließen, seine Saumseligkeit aber dann auch mit der Unterwerfung unter das Scepter Vater Cechs hätte bezahlen müssen.<sup>17)</sup> Deutsche Volksreste sind also wenigstens in diesem Theile Böhmens, wie germanisch derselbe gegenwärtig auch aussehen mag, ganz gewiß nicht zurückgeblieben, und wird diese Thatsache ebenso durch die späteren Erörterungen bekräftigt werden wie durch den merkwürdigen Umstand, daß dortlands bis zum heutigen Tage auch noch nicht das allergeringste Denkmal dem Schooße der Erde entnommen worden ist, welches auch nur zum Schluß berechtigten würde, daß vor Slaven und Deutschen ja überhaupt irgend jemand dort gewohnt, gelebt und geliebt hätte. Die Slaven waren überhaupt nicht nur die ersten, sondern auch die alleinigen Bewohner jenes Landstriches, soweit derselbe nicht vom Wald bedeckt war, und mit dieser nunmehr zu beweisenden Thatsache bin ich bei meiner eigentlichen Aufgabe angelangt, von welcher der theilnehmende Leser vielleicht schon befürchtet hat, daß ich sie über der langen Einleitung etwa schon ganz vergessen haben könnte.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, wie man auf dem Wege von Krumm- nach Oberplan allenthalben auf slavische Reminiscenzen in Orts-, Berg-, Fluß- und Flurnamen stößt. Und gegenwärtig sieht die Gegend doch so deutsch aus wie irgend eine jenseits der Berge in Baiern. Ich sehe nun von dem Ursprung der Ortsnamen ab, aber weder irgend ein Berg noch irgend ein Bach oder eine Flur könnte einen slavischen Namen führen, wofern die Gegend schon vor Ankunft der Slaven von Deutschen oder gar Kelten bewohnt gewesen wäre. In letzterem Falle hätte doch schon irgend ein Denkmal gefunden werden müssen, was an die vormalige Anwesenheit derselben erinnern würde und wie man dergleichen schon in allen Theilen Böhmens gefunden hat. Aber es hätten vielleicht Slaven und Deutsche neben einander wohnen können? Das ist nun allerdings wenigstens im Laufe des 14. Jahrhunderts so gewiß der Fall gewesen, wie es gewiß nicht der Fall war um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Beweis für das letztere die beiden ältesten Urkunden des Stiftes Goldenkron, welche zugleich neben den ersten geschichtlichen Nachrichten über jenen Landstrich nicht einen einzigen deutschen Orts-, Berg- und Flußnamen enthalten, sondern nur solche, über deren slavische Angehörigkeit nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Nach diesen Urkunden und einer Urkunde des Markgrafen Otto von Brandenburg, welche zur Goldenkroner Stiftungsurkunde gewissermaßen einen Commentar bildet,<sup>18)</sup> bot die Gegend vor dem J. 1263 folgendes Culturbild. Entlang dem Bache, welcher unterhalb des Krummauer Schlosses in die Moldau sich ergießt und damals Huzzni (Kalschinger Bach) hieß, kam man nach dem Orte Kayow (Gojau) und ließ seithalb hievon die Orte Claden (Klادن) und Zahorn (Ahorn) liegen. Diese drei Orte bildeten übrigens mit dem nördlich von Gojau gelegenen Crenow (Krenau, fälschlich Krönau) ein Gut, und es sei ausdrücklich bemerkt, daß der prächtige Krenauhof damal noch nicht bestand. Bleiben wir nun aber schon ein-

in Netholic, als Zeuge einer Urkunde des Herzogs Friedrich von Böhmen für den Johanniterorden. Erben, Regg., Nr. 376. Die Aechtheit dieser Urkunde wird von Palacky bezweifelt; aber selbst die Unechtheit zugegeben wird das Amt jenes Mithost dennoch bestanden haben, sei es vor oder nach 1185, und das ist für meine obige Behauptung die Hauptsache. Man darf wohl auf den materiellen Werth eines Falsum's oder Dubium's nicht bauen, doch aber die Nebenumstände wenigleich mit Vorsicht benutzen.

17) Vergl. Palacky, Gesch. v. B., I. 71.

18) Abgedruckt im Goldf. Urtdb. S. 21—23, die beiden anderen auf S. 1—10 und 15—18.

mal bei dem nördlichen Hauptfluß des Huzzni oder dem Kalschinger Bache, welcher wieder seinerseits aus dem Planskeralde zwei Zuflüsse gewinnt, damal Wudika und Rapotscha geheißten, von welchen zwei Namen ich jedoch leider dahingestellt lassen muß, welchen heutigen Bachnamen sie etwa entsprechen. Ebenso wenig verstehe ich den Berg Vrruhob und die Steinwand Psilepin bestimmt zu localisiren, und kann nur mit Gewißheit behaupten, daß sie wie die Berge Buleb und Huba Theile des amuthigen Planskeraldes bilden mußten. Dagegen glaube ich mit größter Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß die höchste Spitze des Planskeraldes im J. 1263 und auch noch eine Zeit lang späterhin Naklethi (Schöninger) hieß und vorgenannte Berge lagen und liegen in nordwestlicher Richtung von derselben. Am Fuße des Planskers aber erhob sich der Ort Qualischingen (Kalsching), vielleicht schon damal ein Städtchen, welches mit der Umgebung wieder ein besonderes Gut bildete, und dann muß man allerdings einen gewaltigen Sprung machen, um über den Bach Cremesschnj (Kremserbad) etwa bei Dobrusch in Gut und Ort Notaliz (Netolitz), auch damal ganz sicherlich schon ein Städtchen, zu gelangen. Unterhalb Netolitz aber vereinigen sich zwei Bäche, damal wahrscheinlich Klopotnj und Korenatetz geheißten, und, wenn man sich von diesen weiter westwärts wandte, so passirte man etwa in der Gegend von Frauenthal den Bach Cesschin (jetzt Goldbach?) und noch weiter westlich den Bach Obschi (Vieltisch oder Prachatitzer Bach? oder Planitz?), bis man gar zu dem „Wege von Passau nach dem Königreiche“ oder dem goldenen Steig zwischen Wallern und Prachatitz gelangte. Aber außer Netolitz wird nicht ein einziger Ort in den Quellengebieten jener Bäche genannt, obwohl es gewiß schon welche gegeben hat, weil man sonst auch keine Bächenamen kennen würde. Wer jedoch von Netolitz in einem sanft westlich gekehrten Bogen nach Poletitz hätte marschiren wollen, wäre an dem Dorfe Zahor (Zaborsch) vorbeigekommen, welches in jenen fernen Tagen dem Herrn Witigo von Krummau gehörte, einem Oheim des berühmten Zawisch von Falkenstein, der (Witigo) auch auf den nächst dabei gelegenen Berg, genannt Drzislawsburg (mons qui castrum Dyrizlai), gewisse Anrechte gehabt haben muß. In Poletitz dann — Bolotitz schrieb es sich im J. 1263 — befand man sich im Hauptorte des ganzen Landstriches, des Prädiums oder der Herrschaft Poletitz, welche königl. Krongut war, in der Netolitzer Zupa lag und auch die Güter Netolitz, Kalsching und Krenau als Zugehörungen in sich begriff, ja auch einmal das bald zu erwähnende Hirzonische Gut, welches übrigens später mit Poletitz vereinigt worden ist. Also Poletitz war der Hauptort des beschriebenen Krongutes und der königl. Beamte oder Burggraf, welchem dessen Verwaltung anvertraut war, wird kaum anderswo als auf dem Berge Radisch (jetzt Raziberg in der Nähe der Poletitzer Pfarrkirche) residirt haben. Denn auf demselben muß sich eine Burg erhoben haben, von deren Wall und Graben noch heute Spuren vorhanden sein sollen. Gieng man dann von Poletitz und seinem Raziberg in südwestlicher Richtung fort, so kam man in die Ortschaft Hore (Hörwitsh), ferners in die Dörfer Vyanka (Zanketschlag), Vmita (Mautstadt), Vhlimi (richtiger wohl Vhlinu, Eisengrub), Nemochrich (Mügerau) und Natschernerece (Schwarzbach). In Mautstadt hob man, wie schon der Name anzeigt, Maut ein, und so kann man mit zuversichtlicher Art auf das Vorhandensein einer Handelsstraße schließen, welche von der westlichen Landesgränze her durch diesen Ort in der Richtung gegen Poletitz geführt hat.<sup>19)</sup> In Eisengrub aber, dessen Name mit seinem slavischen Vorgänger doch in irgend einem Zusammenhange stehen muß, ist vielleicht schon damal oder nicht lange darnach auf Eisen gebaut und solches noch weiter verarbeitet worden. Damit wäre auch für die Gegend der älteste Industriezweig aus einem Ortsnamen nachgewiesen! Ein nicht gar weiter Spaziergang von

19) Vergl. X. Jahrg. dieser Blätter, S. 161.

Natschernerece, welches mit Recht die Gegend der schwarzen Erde genannt werden könnte, gegen Westen brachte endlich nach Nahirzowe (Unterwulbau), dem jüngsten Ortskinde der Gegend, das just damals unter dem mächtigen Schutze seines Schöpfers, des königl. Burggrafen auf Klingenberg, mit Namen Hirzo, sein junges Leben beginnen mochte. Auf Herrn Hirzo werde ich weiter unten noch einmal zurückkommen. Er war Herr des Landstriches, auf welchem die eben genannten Ortschaften Hore, Vyanka u. s. w. lagen, und hatte dieses Gut, welches ursprünglich einen Theil der Herrschaft Poletitz gebildet haben mußte, vom Könige Wenzel I., dem Vater Ottokars II., geschenkt empfangen. Als Hauptort des Hirzonischen Gutes ist mit Recht das vorhin erwähnte Nemochrich (Mugerau) anzusehen und so soll fürderhin nur mehr von einem Gute oder Herrschaft Mugerau gesprochen werden. Auf Grund und Boden dieses Gutes erhoben sich übrigens schon vor der Stiftung von Goldenkron auch die Ortschaften Nakhlenwe, Vgerc, Vmladone, Naochrühle, Nabelem, Chlume, Vdirka und Nablizmerch,<sup>20)</sup> welchen ich jedoch aus Mangel verlässlicher Anhaltspunkte noch nicht die entsprechenden heutigen Ortsnamen zu substituiren wage.

Mit Ausnahme eines einzigen auch bald zu erwähnenden sind damit alle urkundlichen Orts-, Berg- und Flußnamen in den Landstrichen zwischen Plansker- und Gränzwald um das J. 1263 constatirt. Diese Namen sind alle zweifellos slavisch, und wenn vielleicht nur zwei von ihnen (Zahorn, Qualischingen) einigen deutschen Anstrich besitzen, so ist das offenbar wie bei dem letzten noch zu nennenden Namen Wlthaa (Woldaufluß, Wulda) auf Rechnung des Umstandes zu setzen, daß der Schreiber der Urkunde vom J. 1263, der königl. Protonotar Arnold, sicherlich ein Deutscher gewesen, und ebenso wohl auch jener der Urkunde vom J. 1281. Kommt man demnach auf Grund der beiden Thatfachen: daß die ersten urkundlichen Orts-, Fluß- und Bergnamen jener Gegenden slavisch sind und eben solche auch heute noch bei den deutschen Einwohnern sich im Gebrauche erhalten haben, zu dem Schlusse, daß dort nur Slaven als die ersten Bewohner angesehen werden können, so sieht man, wenn man vorhin angeführte Namen auf einer Karte verfolgt, auch leicht, wie weit um das J. 1263 das Land von den Slaven schon kultivirt war. Es waren nämlich blos kultivirt die Gegenden um Netolitz, Kalsching, Sojan, Poletitz und Mugerau. Der übrige Theil bildete noch immer einen einzigen großen Wald, Urwald im strengsten Sinne dieses Wortes.

Aber auch in diesen Urwald sollte nun nicht mehr blos zeitweilig etwa durch Jäger, sondern auf die Dauer durch unternehmende und arbeitame Colonisten höheres Leben gebracht werden. Es war übrigens keine geringe Aufgabe, die hiemit zu lösen gegeben ward. Wer das rauhe Wesen des Böhmerwaldes aus Erfahrung kennt oder auch schon jenen Landstrich, um dessen Eintritt in die Geschichte es sich eben hier handelt, sich näher ansehen konnte, wird sich unschwer vorstellen können, welch' unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden gewesen sein mußten. Der Mann aber, welcher ein so großes Unternehmen in's Leben gerufen hat, wird immerdar eine der glorreichsten Erscheinungen in unserer vaterländischen Geschichte bleiben; er wird es insbesondere unserem Volke sein, welchem er wie kein anderer Herrscher in Böhmen dauerhafte Grundlagen zu dessen Existenz und Entwicklung gewährt und geschaffen hat. Es ist dieser Mann kein anderer als der mächtige Ottokar II., und wenn derselbe die Entwicklung deutschen Volksthum's in seinem eigenen Stammlande gar so außerordentlich begünstigt hat, so mußte er doch von dem Gedanken getragen gewesen sein, daß nur durch dieses allein die Dauer des Reiches, dessen Gründung er schon begonnen, gesichert

20) Das Letztgenannte, Nablizmerch, ist vielleicht das heutige Eggettschlag (Blizna); vergleiche Urbb. S. 621.

werden könnte. Gewann er mit demselben einerseits reichere Mittel zur Füllung seines Schatzes, einer der wichtigsten Vorbedingungen zur Bildung eines großen Staatswesens überhaupt, ehemals so gut wie heute, so hoffte er vielleicht nicht weniger damit auch ein Gegengewicht zu gewinnen zu jenen feindseligen Elementen, welche sich um die unzufriedenen Landherren in den Stamm- wie in den neuerworbenen Ländern scharten und woran im Grunde genommen mehr als an König Rudolfs Umsicht, Klugheit und Thätigkeit schließlich seine großen Entwürfe gescheitert sind und er selbst zu Grunde gegangen ist. — Also König Ottokar II. war es, welcher zuerst über unseren Urwald entschieden hatte, daß es darin Licht werden sollte. Er schritt dazu, jetzt nachdem er am 12. Juli 1260 in den fruchtbaren Ebenen des Marchfeldes einen Erfolg errungen hatte,<sup>21)</sup> welcher ihm außer dem grünen Alpenlande jenseits des Semmerings die Gewißheit brachte, daß auf Jahre hinaus von den Ungarn seinen ferneren Plänen kein wirksames Hinderniß mehr bereitet werden könnte. Er schritt dazu, als er gleichzeitig drüben in Steiermark am Zusammenfluß der Mürz und Mur in Bruck, in Oesterreich unweit vom Zusammenfluß der March und Donau, in Marcheck, und in dem Stammlande an dem Zusammenfluß der Maltzsch und Moldau, in Budweis, städtisches Leben erweckte. Sind diese Thatsachen nicht ungemein charakteristisch für die Ziele und die Politik des Herrschers, welcher im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts auf dem Throne der Přemysliden saß? Und die Deutschen sollten es vornehmlich sein, welchen er die Niederwerfung der noch ungebrochenen Kraft des Urwaldes anvertrauen wollte, welchen er im südlichen Theile der Netolitzer Zupa noch besaß. Es scheint, daß hiemit aber auch der letzte Urwald im Herzen Europa's, soweit eben ein solcher noch zu bebaren war, seinem Untergange zugeführt worden ist.

Den Mittelpunkt des schönen Unternehmens aber sollte dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit entsprechend ein Kloster bilden. Die Frage dann, welchem Orden dasselbe zu übergeben wäre, war nicht unschwer zu beantworten. Es war ja zu der Zeit im westlichen und mittleren Europa kein zweiter Orden, welcher für die Realisirung der Absichten des böhmischen Königs günstigere Chancen bot als der Cistercienserorden, der schon seit anderthalb Jahrhunderten den bereits längst bequem und wie lebensmatt gewordenen Benedictinerorden in der Aufgabe, immer wieder neue weite wüste Landstrecken zu cultiviren und zu civilisiren, abgelöst hatte. Der Orden der grauen Mönche, wie die Schüler des heil. Bernhart wegen ihrer bescheidenen Kleidung sonst auch genannt wurden, fußte wohl ebenfalls auf der Regel des heil. Benedikt, hatte jedoch sonst eine durchaus eigenthümliche und selbstständige Organisation, die überall auf bestimmte praktische Ziele gerichtet insbesondere auch dadurch sich auszeichnete, daß sie in der Zeit ihrer Blüthe die einzelnen Glieder fort und fort in lebendigem Zusammenhange erhielt und so eine beständige Quelle von Kraft und Gesundheit bot, welche auch allenthalben an den Dingen, womit sie in Berührung kam, zum Ausdruck gelangte. Was nun auf Grund einer solch' vortrefflichen Organisation, auf deren Details hier leider nicht eingegangen werden kann,<sup>22)</sup> von den grauen Mönchen schon gerüstet worden war, mußte so zu sagen in jedem Winkel des westlichen und mittleren Europa's genugsam bekannt sein, weil der Orden bereits hier und dort überallhin seine Colonien entsendet hatte und um die Mitte des 13. Jahrhunderts oder doch nicht lange vorher im Zenith seines Ruhmes stand. Solches konnte natürlich dem Könige Ottokar noch weniger verborgen bleiben und wenn er gleich von Anfang her nicht zweifelhaft gewesen, wem er die Urbarmachung

21) Sieh bei Kroiffenbrunn.

22) Näher unterrichten kann man sich hierüber z. B. bei Fr. Winter, die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands, I. 5 und ff.

seines Urwaldes zu übertragen hätte, so mußte er in seinen Absichten durch einen anderweitigen Umstand nur noch mehr bestärkt werden. Ich habe schon früher in diesen Blättern zu zeigen Gelegenheit gehabt,<sup>23)</sup> wie aus den Personen der nächsten Umgebung des Königs keine andere vor und neben dem großen Bischofe Bruno von Olmütz solche Bedeutung besaß wie der böhmische Landesmarschall und nachmalige Landeshauptmann der Steiermark, Herr Wok von Rosenberg. Dieser hatte aber kurz vorher dem Könige schon praktisch bewiesen, wie das Schicksal des königl. Urwaldes endgiltig und dauernd zu lösen wäre. Auch er und seine nächsten Vettern, die Herren von Krummau, hatten ein ansehnliches Stück solchen Urwaldes besessen, das eigentlich nur eine Fortsetzung des königlichen weiterhin gegen Süden war, und nun den grauen Mönchen, welche sie aus dem oberösterreichischen Wilhering herbeigerufen hatten, den Auftrag gegeben, die Urbarmachung desselben zu bewerkstelligen. Zur Pfingstzeit des J. 1259 waren die Cistercienser in Hohenfurt eingezogen, und für mich wenigstens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der König, wie er sonst der Klugheit und Einsicht des Rosenbergers vertraute, so auch in Hinsicht der Colonisation und Germanisirung des südlichen Böhmens ganz in Uebereinstimmung mit Herrn Wok, ja wie nach einem mit demselben verabredeten Plane gehandelt hat. Er hat dem Rosenberger hierin gewissermaßen nur den Vortritt gelassen; denn die Stiftung von Goldenkron, wie das Kloster späterhin hieß, in welches die Leitung der neuen Colonisation verlegt ward, wird schon eine Jahre lang geplante Sache gewesen und wahrscheinlich mit dem Plan der Stiftung in Hohenfurt zugleich gezeugt worden sein. Die Schlacht bei Kroiffenbrunn kann es nimmer gewesen sein, welche der Stiftung von Goldenkron zum Leben verhalf, denn die gleichzeitigen Quellen und die zunächst diesen sich anschließen, wissen hievon nicht das Geringste zu berichten.<sup>24)</sup> Das zeitliche Zusammensein der Marchfeldschlacht mit der Stiftung des Cistercienserklosters im Planskerwalde ist eine rein zufällige Sache, und nur der Behauptung könnte einige Berechtigung zugestanden werden, daß die im Juli 1260 auf dem Marchfelde gefallene Entscheidung, weil durch sie daheim eine große Fülle von Kräften zu freier Verfügung gelangte, die Stiftung von Goldenkron zum endgiltigen Beschlusse und Ausführung gebracht hat.

Die näheren Umstände der Stiftung aber sind in großes Dunkel gehüllt. So ist erstlich schon sehr zweifelhaft, daß Grund und Boden, wo der König den grauen Mönchen eine neue Heimat begründete, welche die etwa 785ste Abtei war, die seit der Gründung der ersten in Citeaux entstanden, daß also dieser Grund und Boden wirklich ebenso gut Krongut gewesen wie die Herrschaft Poltitz, welche der König zum Dotationsgute bestimmte. Es ist auch in der Stiftungsurkunde mit keiner Silbe hievon die Rede, während gewiß ist, daß sowohl ober- als unterhalb Goldenkron, um Krummau und Maidstein, Witigoneischer Besitz lag, Eigen der Herren von Krummau, daß demnach auch das Zwischenliegende einmal Besitz des in Krummau gebietenden Rosenhauses gewesen. Ist es somit noch ganz unklar, wie Grund und Boden, auf welchem sich zunächst Goldenkron selbst, dann späterhin die, die Richterschaft Rojau bildenden Dörfer sich erhoben, zu und für das Kloster erworben worden ist, so wird sich auch in der Folgezeit kaum mehr eine richtige Erklärung dafür finden lassen, höchstens noch eine bessere Vermuthung als die, daß Ottokar hier allerdings Witigoneischen Boden zu seiner Stiftung verwendet hat und vielleicht nicht auf durchaus untadelhafte Weise in dessen Besitz gelangt ist.<sup>25)</sup> Es ist ferner der Zeitpunkt, in welchem der Bau begonnen

23) Jahrg. IX, 1 und ff. Insbesondere aber das auf S. 20 Gesagte, was nunmehr durch diesen gegenwärtigen Aufsatz berichtigt wird. Die auch dort in der Anmerkung 83 erwähnten Urkunden sind wirklich und zwar dazu noch recht armselige Fälschungen, wie in Goldf. Urkbb. S. 13—15 und 83—84 umständlich nachgewiesen ist.

24) Urkundenbuch S. VII—IX.

25) Vergleiche ebendasselbst S. 7, Anmerkung.

worden ist, durchaus unbekannt<sup>26)</sup>, und nur gewiß, daß er im J. 1263 soweit gediehen war, um von dem aus Heiligenkreuz im Wiener Walde berufenen Convente bezogen werden zu können. Weiters ist aus keiner Quelle zu ersehen, von welchem Bischofe und an welchem Tage etwa das Kloster eingeweiht worden oder wer hiebei zugegen gewesen und dergleichen mehr, lauter Umstände, über welche wir hinsichtlich der Cistercienserstiftung in Hohensfurt doch ziemlich genau aufgeklärt sind. Und während hier auch des Volkes Geschichte, die Sage, Ursache und Zweck der Stiftung unter Zuhilfenahme von Wundern, des Teufels und ungefesselter Elemente verherrlicht hat, hat sie von dem Planksternwaldkloster nicht die geringste Notiz weder gleich im Anfange noch auch späterhin genommen. Schon dieser Umstand bürgt dafür, daß es bei Errichtung des Klosters Goldenkron so geschäftsmäßig als möglich hergegangen ist, und es daher schlechterdings an geeigneten Anhaltspunkten für eine sagenhafte Episode fehlen mußte.

Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das klösterliche Leben in Goldenkron wirklich im J. 1263 begonnen hat. Am 6. April dieses Jahres, welches der nächste Freitag nach dem Osterfeste war, entließ das erwählte Mutterstift Heiligenkreuz den für Goldenkron gebildeten Convent, dessen Mitgliederzahl aber nicht angegeben ist — nach Cistercienserbrauch wurden gewöhnlich zwölf Mann ausgesandt — und mit dem Abte Heinrich an der Spitze, welcher schon früher einmal dieselbe Würde in dem Mutterkloster innegehabt hatte.<sup>27)</sup> Somit kann der 6. April 1263 als der eigentliche Stiftungstag von Goldenkron angesehen werden. Die aus Heiligenkreuz abgegangenen Mönche aber mögen bereits nach wenigen Tagen von ihrer neuen Heimat Besitz ergriffen haben. Und diese Heimat, schon von der Natur mit vielen Reizen geschmückt, entsprach durchaus den Anforderungen, welche der graue Orden nach Regel und Brauch an Gegenden zu stellen pflegte, in welchen er sich häuslich niederlassen wollte. „Unser Kloster“, schreibt ein Goldenkroner Mönch im 17. Jahrhundert,<sup>28)</sup> „ist gelegen an einem sehr einsamen Orte, abgeschieden von dem Treiben der übrigen Menschen und deren Gesellschaft, nichts anderes denn die alte Strenge der alten Cistercienser-Väter und deren alte Demuth vor Augen rückend. Allum ist es von hochragenden Bergen und Felsen eingeschlossen, und obgleich in einem Thale gelegen, scheint es doch nieder auf eine Höhe erhoben zu sein, indem nämlich die dahin Kommenden auf allen Seiten mit Ausnahme der westlichen zu dem Kloster emporsteigen müssen. Erbaut ist es auf einem trockenen, gesunden und frischluftigen Plage, dessen gesunde Lage mir durch das vorüberfließende Gewässer bedingt zu sein scheint. Ferners ist dieses Kloster erbaut ganz nach den Vorschriften der Cistercienser.“ Das erwähnte Gewässer ist kein anderes als die braunen Fluthen des Moldaflußes, dem hier und schon von Krumman ab die zahlreichen Vorsprünge des Planksternwaldes den Lauf so schwer machen und ihn zu einem schlangenmäßigen Hinauswinden in die Budweiser Ebene zwingen. So ist das Kloster selbst von

26) Nach Angaben, welche Hr. Prof. Leopold Janauschek in Heiligenkreuz, Ordensmitglied aus dem Stifte Zwettl und schon seit einem Jahrzehent mit Verfassung eines Monasticon ord. Cist. beschäftigt, mir zu machen die Güte hatte, wäre das im J. 1261 geschehen, allein ich bin nicht in der Lage, die Glaubwürdigkeit seiner handschriftlichen Quellen beurtheilen zu können. Dieselben setzen jedoch übereinstimmend den Anfang in das J. 1261, worunter auch ein Cod. Saueruc. Eine dieser Quellen, eine Würzburger Handschrift, hat allein das J. 1263 als Zeitpunkt der Vollendung. Da es gewiß ist, daß das Kloster im April 1263 von dem Convente bezogen worden ist, so hat das J. 1261 als Zeitpunkt des Baubeginnes jedenfalls die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu beanspruchen.

27) Cont. Saueruc. II. ap. Pertz, SS. IX, 645. Von dem Abte Heinrich wird behauptet, daß er im J. 1259 in Heiligenkreuz resignirt habe. Als er nach Goldenkron zog, stand dem Mutterkloster als Abt ebenfalls wieder ein Heinrich vor, welcher am 15. Jänner 1262 erwählt und am nächsten 18. Mai geweiht worden war.

28) MS. im Hohensfurter Stiftsarchive.



einer Serpentine auf drei Seiten umzingelt und geschützt. Auch die Wahl dieses Plazes ist für mich ein sprechender Beweis, daß die Gegend im Nordwesten von Poletitz, dem Hauptorte des Dotationsgutes, um das J. 1263 noch sehr „wildromantisch“ ausgesehen haben muß, mehr als selbst ein starkes Cisterciensergemüth hätte ertragen können. Denn wäre das nicht der Fall gewesen, so würde man das neue Kloster wenn auch nicht just in die Mitte, so doch in sonst einen Winkel des dazu geschenkten weiten Territoriums haben stellen können, während es in Wirklichkeit sogar außerhalb desselben zu stehen gekommen ist.<sup>29)</sup>

Die Vertlichkeit aber, wo der königl. Stifter das Kloster aufbauen ließ, scheint bis dahin durch Namenlosigkeit sich ausgezeichnet zu haben. So war es nunmehr nothwendig, der neuen Stiftung einen Namen zu geben. „Wir haben“, sagt daher Ottokar in dem Stiftungsbriefe außer anderem, „beschlossen, ein Kloster des Cistercienserordens zum Preise Gottes und zur Ehre der sel. und glorreichen Gottesgebärerin Maria zu erbauen, für unser und unserer Vordern Seelenheil und Trost, wollen auch, daß dieses Kloster aus Verehrung der heil. Dornenkrone Sancta Corona — Heiligenkron von jedermann genannt werde, und übertragen die Einrichtung desselben dem Kloster Heiligenkreuz.“ Aber dieser officiële Name erlangte im Volke keine Geltung. Denn schon im ersten halben Jahrhundert der Stiftung bürgerte sich im Volksmunde der Name Goldenkron ein, ein Name, welcher offenbar der reichen Stiftung und den sich in derselben anhäufenden reichen Schätzen sein Entstehen verdankte. War ja doch auch der Stifter selbst wegen seiner großartigen finanziellen Mittel von dem Volke mit dem Epitheton des „goldenen Königs“ beehrt worden und empfangen einmal die Bischöfe von Breslau von den Bewunderern ihrer großen Mittel nicht weniger ein eben solches Prädikat.<sup>30)</sup> Dem „Göldenkron“ entsprechend nannten bald auch die slavischen Landesfinder das neue Kloster Zlatá koruna. Der officiële Name Heiligenkron aber ist ganz analog dem Namen Heiligenkreuz gebildet worden. So wie nämlich an diesem Orte eine Partikel des Kreuzes Christi zur Verehrung hinterlegt worden war und dem Kloster den Namen gab, so scheint auch König Ottokar seiner Stiftung einen Dorn aus der Dornenkrone des Heilandis zur Aufbewahrung und Verehrung übergeben und selbe darnach benannt zu haben. Die erste Nachricht hierüber finden wir in dem werthvollen Geschichtswerke des Cistercienserabtes Johann von Viktring in Kärnthn, welcher mit Bestimmtheit erzählt, daß der König von Frankreich, welcher der im J. 1270 verstorbene König Ludwig IX. der Heilige gewesen sein mußte, dem böhmischen Herrscher einen Dorn aus der Dornenkrone des Herrn verehrt habe, womit dieser dann seine Stütung geschmückt und deshalb auch Heiligenkron genannt habe.<sup>31)</sup> Man kann sich hiebei erinnern, daß in nicht ganz hundert Jahren später wiederum ein König von Frankreich es war, der König Johann nämlich, welcher im J. 1356 den böhmischen König und deutschen Kaiser Karl IV. gleichfalls mit zwei Dornen aus der der heiligen im Schatze der königl. Capelle zu Paris verwahrten angeblühen

29) Da mag denn auch noch auf Folgendes hingewiesen werden. Als im ersten Zehntel des 13. Jahrhunderts auch die Passauischen Ministerialen von Falkenstein die Urbarmachung ihrer Wälder im oberen Mühlviertel beschleunigen wollten, wandten sie sich an das Cistercienserkloster Ebrach in Franken mit der Bitte um einen Convent, welchen sie dann in Stelle des heutigen Klosters Schlügel (Plaga) ansiedelten. Aber die Schrecken der Wälder und des Klimas richteten bald einen Theil der Colonie zu Grunde und der andere entfloh nach der Heimat. Erst viele Jahre später konnten die Prämonstratenser, weil die Cistercienser nimmer zur Rückkehr zu bewegen waren, dort festen Fuß fassen. Wenn nun die südwestlichen Abhänge des Böhmerwaldes damal so schlimm geartet waren, so wird es natürlich auf der zum großen Theile von den Nordwinden stark beherrschten Ostseite noch um Einiges ärger ausgesehen haben.

30) Urkundlich erscheint der Name „Goldenkron“ zum ersten Male im J. 1315; Urkdb. S. 62—63.

31) Böhmer, Font. rer. Germ. I. 311.

Dornenkrone Christi beschenkt hat, welche Schenkung allerdings besser, durch Brief und Siegel nämlich bezeugt ist.<sup>32)</sup> Wenn es nun auch mit Rücksicht auf die Anschauungen der damaligen Zeit einigermaßen auffällig ist, daß Ottokar der Schenkung seiner Reliquie in dem Stiftsbrieft nicht ausdrücklich gedenkt, so ist doch gewiß, daß das Stift Goldenkron einen solchen Dorn besaß, welcher in Bergkrystall gefaßt war.<sup>33)</sup>

So viel über den Namen des neuen Klosters. Nun ist schon oben aus dem Stiftungsbriefe angeführt worden, daß die Einrichtung von Goldenkron dem Kloster Heiligenkreuz aufgetragen worden sei. Dieses entledigte sich seines Auftrags zunächst durch Bildung eines Conventes für jenes und erwarb hiedurch die Rechte eines Mutterklosters, die hauptsächlich darin bestanden, daß nun seine Vorsteher die Oberaufsicht über Goldenkron führen sollten. Es gehörte mit zur ausgezeichneten Organisation des grauen Ordens, daß jedes neue Kloster die Tochter des conventspendenden Klosters wurde und so alle Häuser des Ordens in lebendigem Zusammenhange standen und auch fort und fort darin erhalten wurden. Zur Charakterisirung dieses Verhältnisses wurden geradezu die üblichen Namen der Verwandtschaftsgrade in Anwendung gebracht, ja bald förmliche Stammbäume, sogenannte Genealogien, gefertigt; hienach erweist sich also Goldenkron als Tochter von Heiligenkreuz, welches hinwiederum eines der fünf Hauptklöster des Ordens, Morimund im Franzosenlande, als Mutterkloster anerkannte. Heiligenkreuz war aber schon im J. 1133 gegründet worden,<sup>34)</sup> demnach nur 18 Jahre später als Morimund. Es hatte jedoch mit solcher Unterordnung Goldenkrons keine lange Dauer; denn nachdem König Ottokar im J. 1276 in Folge des Treubruches seiner Barone sich vor der Macht des deutschen Königs hatte beugen und namentlich auch Oesterreich an denselben hatte zurückstellen müssen, wollte er auch nicht mehr dulden, daß irgend ein Oesterreicher fürderhin noch etwas in seinem Stammlande zu schaffen hätte. Er wandte sich daher wahrscheinlich im Jahre 1277 an das Generalcapitel des Ordens, welches alljährlich am 14. September in einem der Hauptklöster eröffnet zu werden pflegte, mit der dringlichen Bitte, seine Stiftung dem im J. 1146 von dem Könige Wladislaw I. gegründeten und im Pilsner Kreise gelegenen Kloster Pflaß<sup>35)</sup> zu unterordnen. „Wir bitten hierum,“ läßt der Briefsteller den König schreiben, „daß jenes (Goldenkron) von dem Kloster Heiligenkreuz in Oesterreich nicht etwa wegen Schlechtigkeit des dortigen Abtes und seiner Mönche eximirt werde, weil ja dieselben hievon durch ihr rechtschaffenes und feinfühliges Wesen losgelöst sind, sondern weil wir uns mit der Absicht tragen, unser Reich in jeder Beziehung von jedwedem österreichischen Einflusse zu befreien.“<sup>36)</sup> Aber die Bitte des Königs gelangte erst nach seinem Falle (26. August 1278), und nachdem sie von seiner Witwe und dem

32) Balbin, Miscell. lib. VI. p. 71, Nr. 48.

33) Urkundenbuch S. 417.

34) Und zwar am 11. September, in welchem Tage völlige Uebereinstimmung zu herrschen scheint, während auch die Jahre 1134 und 1135 genannt werden. Winter, a. a. D., I, 323. Der Stiftsbrief des Markgrafen Leopold III. selbst ist im J. 1136 und zwar vor dem 4. Juni ausgefertigt worden; v. Meiller, Regesten der Babenberger, S. 22 u. 216.

35) Nach gütiger Mittheilung des schon vorhin erwähnten Hrn. Prof. Janauschek galt dieses Jahr wenigstens in Pflaß selbst als Gründungsjahr, jedoch wahrscheinlich nur deshalb, weil die Stiftungsurkunde von diesem Jahre und dem 5. August datirt. Erben, Regg., Nr. 265. Sonst werden auch die Jahre 1144 und 1145, dann der 25. März, 28. und 29. September als Stiftungsjahre, beziehungsweise Stiftungstage bezeichnet. Vergl. auch Winter a. a. D., S. 330. Es wird eben das J. 1144 als Beginn des Baues anzusehen sein, das folgende aber als das Jahr, in welchem das Kloster von dem Convente bezogen worden ist. Die verschiedenen Tage dürften theils auf die Einweihung, theils auf den Einzug des Conventes zu beziehen sein. Pflaß war übrigens eine Tochter von Langheim in der Bamberger Diocese.

36) Urkundenbuch S. 20.

Vormunde des jungen Königs Wenzel II., dem Markgrafen Otto von Brandenburg, erneuert worden war, zur endlichen Verhandlung und Entscheidung. Im J. 1281 beschloß nämlich das Generalcapitel die Uebertragung des Paternitätsrechtes auf Goldenkron von Heiligenkreuz auf die Abtei Pflaß<sup>37)</sup> und dabei verblieb es bis zur Auflösung beider Stifte im vorigen Jahrhundert, nicht jedoch ohne daß Heiligenkreuz Revindicationsversuche gemacht hätte.<sup>38)</sup> Auf solche kann diesmal nicht näher eingegangen werden; Goldenkron aber wurde in Folge des Beschlusses vom J. 1281 aus einer Enkelin eine Urenkelin von dem schon genannten Hauptkloster Morimund.

Ich bin jetzt bei dem unstreitig wichtigsten Theile meiner Geschichte, bei der Besprechung des Dotations- oder Schenkungsgutes angelangt. Dasselbe war ein außerordentlich großes, denn es wird, wenn man die beiden Vermehrungen desselben in den J. 1268 und 1315 sowie die späteren Erwerbungen hinzurechnet, einen Umfang von ungefähr 15 Quadratmeilen erreicht haben, so groß also wie manches deutsche Fürstenthum, sei es des alten, sei es des neuen Reiches, und dürfte daher in dieser Beziehung Goldenkron von keinem Cistercienserkloster weder des westlichen noch des mittleren Europa übertroffen worden sein. Die Dotation bestand aber zunächst und soweit sie von dem königl. Stifter herrührte, aus der Herrschaft Poletitz, dann aus den Vermehrungen derselben durch den Burggrafen Hirzo von Klingenberg und Bawor III. von Baworow, endlich aus der Richterschaft Kojau. Diese letztere soll jedoch hier zuerst zur Besprechung kommen.

Es ist nun schon oben gesagt worden, wie es durchaus unbekannt sei, auf welche Art diese Richterschaft, in welcher das Kloster selbst lag, an dasselbe gekommen ist. Auf den südöstlichen Abhängen des Planskerwaldes sich ausdehnend war das Gericht Kojau im Südosten von der Moldau begränzt, reichte bis an die Stadt Krummauer Bannmeile heran und begriff die Ortschaften Pleschowitz, Ernin, Präsnitz, Dumrowitz, Chotka (jetzt der Neuhof ob Krummaw) und seit 1337 gewiß auch Weichseln.<sup>39)</sup> Es war allein nebst dem Dorfe Langenbrück von der großen Schenkung Ottokars dem Stifte bis zu dessen Auflösung verblieben.<sup>40)</sup>

Hieran reicht sich das Prädium Poletitz. Dieses bildete den Hauptbestandtheil der Goldenkroner Dotation und dürfte einen Umfang von etwa 13 Quadratmeilen gehabt haben. Der Stiftungsbrief gibt wohl dessen Gränzen einigermaßen ausführlich an, allein ich habe schon anderwärts gezeigt,<sup>41)</sup> daß dieser Stiftsbrief und zwar just wegen seiner Gränzbeschreibung eben kein Meisterstück ist, auf welches die königl. Kanzlei hätte stolz sein können. Er ist nämlich so wenig sorgfältig ausgefertigt, daß man schon im J. 1280 nicht mehr genau gewußt hat, was der Stifter zu Goldenkron eigentlich geschenkt haben wollte. Da hat dann also der damalige Landesregent, der Markgraf Otto von Brandenburg, am 6. Jänner 1281 urkundlich bestätigt, daß weiland der berühmte König Ottokar wirklich auch die Güter Netolitz und Kalsching nach Goldenkron gewidmet hat.<sup>42)</sup> Diese zwei Güter sind demnach so gut als Bestandtheile oder Zugehörungen des Prädiums Poletitz anzusehen, wie das im Stiftsbriefe ausdrücklich genannte Gut Krenau mit Kladen, Ahorn und Gojau. Als Gränze des Prädiums oder der

37) Urkundenbuch S. 24—25.

38) Urkundenbuch S. 320—322.

39) Vergl. Urkundenbuch S. 89—90.

40) Nachdem das Stift die Herrschaft Poletitz an die Herren von Rosenberg verloren hatte, vertauschte es später (c. 1568) das vorhin genannte Dorf Chotka an Wilhelm von Rosenberg gegen Langenbrück nebst dem Teiche daselbst und wurde dann im J. 1574 an Stelle von Chotka oder Melhüttel der Neuhof errichtet. Urkdb. S. 189, Nr. 101.

41) Urkundenbuch S. 2, Anmerkung.

42) Urkundenbuch S. 21—23, wo auch die Zugehörungen dieser Güter erörtert sind.

Herrschaft Poletitz wird im Osten im Allgemeinen wohl der Kamm des Plansterwaldes angesehen werden können, und ganz gewiß war es der Kamm des Gebirges in der entgegengesetzten Weltgegend, nämlich im Westen, von den Punkten, „wo die Quellen und Bäche mit den Regenwässern unserm Königreiche zuzustießen beginnen.“ Bekanntlich liegen in dem letztgenannten Gebirgszuge die mächtigen Bergrücken des Hochfichts, im Volke bekannter als Alm, und des Blöckensteins mit seinem geheimnißvollen See. Denkt man sich dann Linien zwischen Glöckelberg als dem südwestlichsten Punkte und Krumman, dann zwischen Böhmischröhren und Boderischt gezogen, welsch letzterer unterhalb Netolitz gelegene Ort als der nordöstlichste Punkt anzusehen ist, so hat man die Gränzen der Herrschaft Poletitz im Südwesten und Nordosten wenigstens der Haupttrichtung nach. Das Gebiet derselben erstreckt sich gegenwärtig, wie ich mir noch einmal zu wiederholen erlaube, über die Gerichtsbezirke Oberplan, Kalsching, Krumman, Frauenberg, Netolitz und Prachaticz. Wen es aber gelüsten sollte, sich umständlicher als es eben geschehen ist, hierüber belehren zu lassen, der mag mein Urkundenbuch des Stiftes Goldenkron zur Hand nehmen und er wird dort auch eine Karte zur besseren Orientirung beigegeben finden. Es würde mich aber ungemein freuen, wenn sich bald jemand fände, der im Besitze größerer Wissenschaft und namentlich ausgiebigerer Lokalkennniß meine in jenem Buche gemachten Angaben genau prüfen und insbesondere feststellen möchte, was ich aus mancherlei Gründen wiewohl ungeru als zweifelhaft hingestellt habe und hinstellen mußte. Er beurtheile aber dann auch christmildest meine verschiedenen Fehler, bedenkend, daß die ersten Pfadsucher in einem wirklichen Urwald sowohl wie in einem geschichtlichen immer einen gleich schweren Stand haben. — Das Prädium Poletitz mit seinen Zugehörungen ward später in elf Richterschaften oder Gerichte (iudicionatus) eingetheilt,<sup>43)</sup> verschmolz mit Ausnahme der Güter oder Gerichte Netolitz und Elhenitz im Laufe des 16. Jahrhunderts mit der ursprünglich so kleinen Herrschaft Krumman, wurde aber im 17. Jahrhunderte wieder mit diesen zwei Gütern der Hauptbestandtheil des Herzogthums Krumman, welches zuerst für die Fürsten von Eggenberg (1628) und dann auch für die Fürsten zu Schwarzenberg (1723) creirt wurde,<sup>44)</sup> und zählt auf seiner Grundfläche gegenwärtig ungefähr 170 Orttschaften, theils Städtchen, theils Dörfer.

König Ottokar schenkte Poletitz mit allen möglichen Zugehörungen an Gerechtsamen, an Wald, Wies und Feld, an Weiden, Teichen, Mühlen u. s. w., ja sogar mit allem Bergsegen (fodinis) und endlich „mit dem Berge, welcher genannt wird Burg des Drzislaw.“<sup>45)</sup> Ich versehe diese schon damals verschwundene Burg in den Hradischtiwald oberhalb Zaborisch in der Pfarre Chrobold, und wer eine bessere Deutung weiß, mag nur kühnlich damit hervortreten. Unter dem Berge aber, welchen also vor langer, langer Zeit ein sicherer Herr Drzislaw mit seiner Burg gekrönt gehabt hatte, lag, wie schon der Name besagt, das Dorf Zabor, jetzt Zaborisch, und dies allein nahm der königl. Donator von der Schenkung aus, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es nicht ihm selbst gehörte, sondern dem Herrn Witigo von Krumman, welcher es „neulich“ von einem sicheren Sezema erkaufte haben sollte, fügte jedoch wohlweislich hinzu, daß von dem

43) Die Gerichte waren: Poletitz, Stein, Oberplan, Mugeran-Wulbau, Kalsching, Mitschowitz, Tsch, Chrobold-Frauenthal, Oberhaid, Elhenitz und Netolitz. Urkundenbuch 620 — 622, dann 22—23, Nummerung.

44) Im J. 1483 gehörten noch immer erst nur 24 Dörfer nebst einem Hofe zur Herrschaft Krumman, welche später und auch gegenwärtig das größte Besitzthum im Lande repräsentirt. Urkdb. S. 618. Den Herzogstitel von Krumman hat jedoch nur der Krumman wirklich besitzende Fürst Schwarzenberg, beziehungsweise der Inhaber des Schwarzenbergischen Primogenitur-Fideicommisses zu führen.

45) Cum monte qui dicitur castrum Dyrizlai. Urkdb. S. 8.

Walde, welcher nur erwähnter Gradischtie gewesen sein kann, nichts zum Dorfe Zaborsch gehöre. Es war dieses Dorf demnach die einzige fremde Realität innerhalb des weiten Poletiker Gebietes. Goldenkron sollte solches Gebiet besitzen mit aller Freiheit und Jurisdiction, wie selbe ihm, dem Könige selbst, und dessen Vorfahren zugestanden sei. Kein Richter, Münzer, Zöllner oder sonstiger königl. Official sollte da mehr etwas zu schaffen haben und jeder Langfinger oder sonstige schlechte Kerl (für vel quilibet sceleratus), welcher auf diesem Herrschaftsgebiete fürderhin ertappt und gefaßt werden würde, sollte durch den Klosterrichter seine Strafe dictirt empfangen.<sup>46)</sup> Scheint durch diese Bestimmung dem Kloster nicht etwa gar auch der Blutbann verliehen worden zu sein? Man sieht, wie da die Wirksamkeit des Netolitzer Zupengerichtes, wenn sie ja noch etwas zu bedeuten gehabt hat, ganz außer Cours gesetzt ward, und halte ich den Artikel, welcher von der Gerichtsfreiheit des Klosters handelt, mit Rücksicht auf die deutsche Nationalität unbedenklich für die wichtigste Bestimmung der ganzen Stiftungsurkunde. Denn er war gewissermaßen die Vorbedingung einer deutschen Einwanderung, welche in der neuen Heimat nun nicht bloß ihre Nationalität, sondern auch das zur Bewahrung derselben zumeist dienliche Recht gesichert sehen konnte. Unter der Regierung des den Cisterciensern ungemein gewogenen Königs Wenzel II., welcher auch gegenüber den Deutschen die von dem Vater beobachtete freundliche Seite walten ließ, wurde der wichtige Artikel in zwei Urkunden dahin erläutert, daß niemand von den Klosterunterthanen wegen eines Verschuldens anderswohin als vor den Klosterrichter oder das Prager Landrecht belangt werden könne.<sup>47)</sup> Ich möchte nun das so verstehen, daß von da ab (1284) für Capital-Verbrechen nur mehr das Prager Landrecht competent sein sollte und nicht auch der Klosterrichter. Werde mich jedoch gerne bescheiden, wenn die befugten Rechtshistoriker der Sache eine richtigere Deutung zu geben verstehen sollten.

Die Stiftungsurkunde enthält außerdem noch drei Artikel, welche mit dem Prädium Poletik zwar nichts zu thun haben, hier aber doch angereicht werden sollen, weil ja meine Abhandlung überhaupt mit der Stiftung Goldenkrons sich befaßt und diese drei Artikel einen wesentlichen Bestandtheil derselben, beziehungsweise der Dotation bilden. Ottokar schenkte nämlich seinem Kloster ferner zwei in Oesterreich zu dem Zwecke erst erkaufte Weingärten, deshalb, „damit das Andenken an uns (im Kloster) auch in der Folge beliebt bleibe, wie daß wir für die Vertheidigung der Länder Oesterreich und Steier gegen die häufigen Anfälle der Heiden unsere Person ausgesetzt haben, damit zugleich unsere Länder mit allem unserem Gute.“<sup>48)</sup> Das ist offenbar die Bestimmung, welche bisher zur Deutung Anlaß gegeben, daß Goldenkron zum Dank für den Sieg bei Kroiffenbrunn gestiftet worden sei. Nein, es war nicht deshalb begründet worden, sondern Ottokar hat zur Erinnerung hieran und an seine Kämpfe mit den Magyaren überhaupt bloß zwei Weinberge nach Goldenkron gewidmet. Und auf diese Erinnerung sollte einst von den grauen Mönchen wacker getrunken werden; somit war einer Eigenthümllichkeit, von welcher seit Tacitus behauptet wird, daß sie eine specifisch deutsche sein soll, billige Rechnung getragen. Bei den Cisterciensern war es übrigens durchgängig Brauch, daß zur Erinnerung an die Gutthäter des Klosters an den hiefür bestimmten Tagen nicht bloß mehr gebetet, sondern auch etwas besser gegessen und getrunken worden ist. Und das war doch den grauen Mönchen zu gönnen, mußten sie ja mitunter wie Bauernknechte arbeiten und sahen dabei gleichwohl das ganze Jahr über keinen Bissen Fleisch,<sup>49)</sup> dessen

46) Urkundenbuch S. 9.

47) Urkdb. S. 30, 31.

48) Urkdb. S. 9.

49) Der Fleischgenuß wurde in Goldenkron selbst erst im J. 1411 gestattet. Urkdb. S. 363.

Genuß doch jenen nicht verboten war. Eine solch' bessere Kost hieß eine Pitanz und war gar ein Pitanzmeister mit der Verwaltung dieser Gedenk-Essen und Trinken betraut.<sup>50)</sup> Weiters schenkte der König dem Kloster ein Haus auf der Prager Kleinfeste, damit doch der Herr Abt, wann er in Prag etwa zu thun hätte, wisse, wo abzustiegen wäre, und ob endlich die letzte Bestimmung, daß die Goldenkroner wie alle anderen Cistercienser in Oesterreich von dem auf der Donau verschifften Salz, Wein und sonstigen Viktualien keine Maut zu entrichten haben sollten, einen weit reichenden Werth besaß, wird sich kaum mehr ermitteln lassen.

Die, was wenigstens die räumliche Ausdehnung anbelangt, fast beispiellose Dotation des Böhmenkönigs erfuhr schon fünf Jahre später eine bedeutende Vermehrung, welcher nicht allein Ottokar II., sondern später auch sein Sohn Wenzel II. ihre volle Sanction ertheilten. Am Zusammenflusse der Wottawa mit der Moldau erhob sich seit unbekannter Zeit die königl. Burg Klingen-berg (Zvikov)<sup>51)</sup> und auf ihr saß im J. 1268 als Burggraf des Königs Herr Hirzo, welcher, wie es scheint, in den vierziger Jahren zuvor das Amt eines Vorstehers der königl. Küche besorgt hatte.<sup>52)</sup> Er dürfte vom Rhein her nach Böhmen gekommen sein und hatte Gelegenheit gefunden, dem Könige Wenzel I. außer den bei einem Könige immerhin schon etwas besagen wollenden Küchendiensten noch andere wichtige Dienste zu leisten. Dafür wurde er von dem Könige mit einem langen Strich Landes beschenkt, welcher den südlichsten Theil des Prädiums Poletitz bildete, sich entlang dem Besitze der Witigonen zu Arum-mau zog und späterhin von dem Dorfe Mugerau das Gut Mugerau (Mokraw) hieß. Die rühmliche Treue, welche Hirzo dem Könige Wenzel I. bewiesen hatte, übertrug er auch auf dessen Sohn Ottokar II. und wurde von diesem zum Burggrafen auf Klingenberg ernannt. In welchem Jahre ist nicht mehr zu ermitteln, aber Hirzo bekleidete dieses Amt sicher schon am 10. März 1265, und es scheint, als ob er, der sich einen „Ritter des Königs der Böhmen“ nannte, sich von demselben bei der Gründung der Stadt Budweis in eben demselben Jahre hätte gut verwenden lassen.<sup>53)</sup> Jedenfalls war der Ritter Hirzo ein wichtiger Factor in der Verwirklichung der königlichen Absichten, soweit dieselben auf die Colonisirung und Germanisirung des südlichen Böhmens abzielten. Hirzo war dann selbst Colonisator auf seinem Grund und Boden, denn er hatte schon wenigstens eine Dorfschaft auf dem ihm vom Könige Wenzel geschenkten Gute Mugerau angelegt und dieselbe mit seinem Namen — Nahirzowe — benannt. Der Ort ist heute ein Marktsteden, führt jedoch nicht mehr den Namen des Gründers, sondern heißt schon längst nur Wulbau oder auch Unterwulbau. Zwar mit einer Frau, die dem Namen nach slavischer Abkunft gewesen sein muß — Darirza geheißten, verheiratet, hatte er doch keine Kinder erzielt und dieser Umstand mag ihn bewogen haben, das Gut Mugerau nicht dem Könige, sondern dessen Stiftung gewissermaßen zurückzustellen und hiedurch dem Prädium Poletitz wieder zu seinem alten Umfang zu verhelfen. Er gewann die Zustimmung Ottokars hiezu natürlich leicht und als selbstausübender Colonisator hatte er den Trost

50) So in Hohensfurt z. B. im J. 1340. Font rer. Austr. 2, XXIII, 85, Nr. 84.

51) Ueber die Burg Klingenberg und ihre Alterthümer hat zuletzt Hr. Franz Rudolf Bezděka, k. k. Conservator, in den Mitth. d. k. k. Centralcommission zur Erforsch. und Erhalt. der Baudenkmale (1872, XVII, 97—105) gehandelt, beziehungsweise „Notizen“ veröffentlicht, welche aber eine fast kindliche Auffassung der älteren historischen Verhältnisse bekunden. Der historische Theil jener sonst sehr lobenswerthen „Mittheilungen“ läßt überhaupt, wie gar leicht zu erweisen wäre, vieles zu wünschen übrig.

52) Erben, Regg., Nr. 1053, 1218.

53) Trajer, Diöcese Budweis, S. 16, aber nicht, wie im Urbb. (S. 16, Anmerk.) gesagt ist, nach Balbin.

und die Hoffnung, daß das von ihm begonnene Werk von den grauen Mönchen in Goldenkron mit ungeschwächter, ja verdoppelter Kraft fortgesetzt werden würde. So kam also der bezügliche Abtretungsvertrag zwischen ihm und dem Stifte Goldenkron unschwer zu Stande und Ottokar genehmigte denselben am 27. März 1268 zu Pisek,<sup>54)</sup> wobei außer anderen auch Herr Cee von Budweis als Zeuge zugegen war. Das Kloster wird mancherlei geboten haben, was dem Seelenheile Herrn Hirzo's und seiner Hausfrau Darirza nützlich schien, das biedere Ehepaar dagegen werthvolles und schwerwiegendes Gut. Fünfzehn Dörfer erhoben sich bereits auf demselben, keines jedoch führt in der bezüglichen Urkunde einen deutschklingenden Namen. Sie breiteten sich auf dem Territor von Hore ob Poletiz, in welchem ich das heutige Hörwitz erblicke, bis Nahirzowe, wie gesagt Unterwaldbau aus, an und zwischen dem Stein-Höriger Bache, der Dlsch und Moldau und sind ihre Namen schon vorhin einmal der Reihe nach aufgeführt worden. Diese Namen scheinen unwiderleglich darzuthun, daß die Gegend im J. 1268 noch ganz slavisch war, und wenn ja schon eine deutsche Einwanderung stattgefunden, eine solche nur für Nahirzowe mit einiger Gewißheit vermuthet werden kann. Der Leser wird aber weiter unten sehen, wie verhältnißmäßig rasch nach der Schenkung die Namen dieser Dörfer ein deutsches Gepräge empfangen. Von den Bedingungen weiters, unter welchen die Uebergabe an das Kloster stattfand, will ich nur eine einzige besonders hervorheben. Hirzo nämlich und seine Gattin Darirza sollten, weil sie die Nutznießung des Gutes sich für die Dauer ihres Lebens vorbehalten hatten, zur beständigen Erinnerung an die vollzogene Schenkung und deren bleibende Gültigkeit dem Kloster alljährlich einen Hecht oder den entsprechenden Geldwerth überreichen oder übergeben lassen. Es ist nicht bekannt, wann Frau Darirza aus dem Leben geschieden ist, doch erscheint die Möglichkeit zulässig, daß sie nach dem Tode ihres Mannes, wenn sie ja denselben überlebte, in ein Kloster eingetreten ist. Hirzo selbst aber starb am 13. März 1275, wurde beim Eingang in den Capittelsaal zu Goldenkron begraben und dürfte der Uebergang seiner Herrschaft an das Stift ohne irgend welche Schwierigkeiten stattgefunden haben. Das Kloster verschmolz selbe wieder mit dem Prädicium Poletiz und verlor sic später zugleich mit diesem an die Herren von Rosenberg. Natürlich galt, was nicht unwichtig zu bemerken ist, bei dem Gute Mugerau dieselbe Gerichtsfreiheit, welche für die Herrschaft Poletiz statuiert worden war.

Die zweite immerhin auch nicht unbedeutende Vermehrung des Dotationsgutes erfolgte endlich im J. 1315 und zwar am Lichtmeßtage (2. Februar).<sup>55)</sup> Sie ging aus von einem Herrn, dessen und seiner Familie Namen unerkennbar für den deutschen Ursprung dieser sprechen. Es war das Herr Bawor (Baier) III. von Baworow (Barau), dessen Hause auch der Johanniterconvent zu Strakonitz sein Entstehen verdankt. Bawor III., welcher zwei Brüder, Niklas von Blatna und Wilhelm von Strakonitz, hatte, war Besitzer der in der Nähe von Goldenkron gelegenen Herrschaft Poreschin,<sup>56)</sup> und von dieser trennte er in besagtem Jahre das Gericht Cernitz mit den Dörfern Zehirnitz (eben jenes Cernitz), Zwynnitz (Vorder- oder Ober- und Mitter-Zwinken), Moyn (Mojne), Zaltitz (gegenwärtig ebenso geschrieben) und Xsydel (Skridlan) mit dem dabei befindlichen Walde Zussux ab und schenkte es nebst der Cernitzer Pfarrkirche und allem anderweitigen Zubehör, worunter sogar die Möglichkeit etwaiger Goldgruben angeführt wird, dem in nächster Nähe gelegenen Hause der grauen Mönche. Dieses mit seinem Besitze bisher auf das linke Ufer der Moldau beschränkt, faßte nun auch auf dem rechten Ufer festen Fuß. Es ist keines-

54) Urkundenbuch S. 15—19.

55) Urkundenbuch S. 53—57.

56) Geht hervor aus der Urkunde Nr. 64 in Font. rer. Austr. 2. XXIII, 66.

wegs zu vermuthen, daß diese Schenkung ähnliche Motive wie bei den Schenkungen Ottokars II. und Hirzo's bewirkt habe. Das Gericht war einmal auch von zu geringem Umfang und von den Slaven bereits colonisirt. Es verblieb ferner slavisch bis zum heutigen Tage und neben dem Gerichte Kojau bei dem Stifte bis zu dessen Auflösung. Weiters ist nicht ersichtlich, welche Beschaffenheit es mit dem Gerichtsstande des Klosters auf diesem Gebiete hatte. Der Grund der Schenkung lag offenbar vornehmlich in dem frommen Sinne des Herrn Bawor, welcher Jahrtag, ewiges Licht, eine ewige tägliche Messe und vor allem eine Grabstätte im Kloster haben und besitzen wollte, war der kirchlichen Richtung seines Hauses gemäß und dieses, was gar nicht übersehen werden soll, dem Aussterben nahe. Denn bedeutende Schenkungen an die Kirche pflegen im Mittelalter gar häufig das Erlöschen eines Hauses zu signalisiren oder doch die Möglichkeit dieses Falles sehr nahe gerückt erscheinen zu lassen. Bawor III. überlebte seine Schenkung, von welcher auch angemerkt ist, daß sie der Landtafel einverleibt worden sei — unter den Goldenkroner Urkunden das erste Beispiel mit dieser Clausel — nicht gar lange. Schon am 21. Jänner 1318 heißt es von ihm „seligen Andenkens“<sup>57)</sup> und wurde er gleich Herrn Hirzo zu Goldenkron begraben. Er war mit Frau Margareth, der Tochter Herrn Heinrichs I. von Rosenberg und also einer Enkelin des Stifters von Hohenfurt, vermählt gewesen.

Das Goldenkroner Dotationsgut hat späterhin wohl noch einige Bereicherung empfangen, welche jedoch von noch geringerem Umfange als jene Herrn Bawors war und für die Ermittlung der culturhistorischen Bedeutung des Klosters auch ohne irgend einigen Werth ist. Das Schwergewicht dieser Bedeutung liegt nun in der Thatsache, daß in Folge der Errichtung von Goldenkron alles Land im Südwesten und Westen vom Plaukerwalde theils colonisirt, theils germanisirt worden ist. Es unterliegt, wie ich schon oben gezeigt habe, durchaus keinem Zweifel, daß im Stiftungsjahre des Klosters, nämlich im J. 1263, dieser ganze Landstrich oder die Herrschaft Poletitz, soweit sie schon bebaut gewesen, slavisch war und daß dort die Slaven überhaupt als die ersten Bewohner angesehen werden müssen. Heute jedoch ist derselbe Landstrich mit Ausnahme eines fruchtbaren Theiles um Elhenitz und Netolitz ganz deutsch; zwischen diesen zwei Zeitpunkten aber liegt eben Goldenkron und das Wirken seiner grauen Mönche. Indes fehlt es nicht an Anhaltspunkten, daß auch auf dem Boden der erwähnten Ausnahme sich bereits viel deutsches Wesen in den ersten zwei Jahrhunderten seit der Stiftung eingebürgert hatte; dagegen sind die Ursachen, welche das Deutschthum aus seinen dortigen Stellungen verdrängten, zur Stunde noch unaufgeklärt. So hatte Netolitz im 14. Jahrhunderte einen Bürgerstand, welcher auf deutschen Einrichtungen und insbesondere auf deutschem Rechte fußte.<sup>58)</sup> Von Netolitz haben wir für das südliche Böhmen den ältesten Nachweis über das deutsche Zunftwesen,<sup>59)</sup> die Netolitzer rechneten damals nicht nach den dicken Prager Pfennigen (Groschen), sondern bedienten sich der Passauer Pfennige,<sup>60)</sup> ein besonderer Prediger verkündigte dort das Wort Gottes in deutscher Sprache<sup>61)</sup> u. s. w. Also auch in dortiger Gegend hatte sich das Deutschthum schon ausgebreitet gehabt. Dagegen hat dieses weiter südlich die einmal friedlich eroberte Stellung bis auf den heutigen Tag behauptet.

Die Leitung der Arbeit, durch welche solche Stellung geschaffen werden sollte, übernahm nun wirklich König Ottokars II. Stiftung. Nicht daß sich ein förmlicher Auftrag hiezu nachweisen ließe, sondern die Thatsachen, welche sich an die

57) Urkundenbuch S. 68.

58) Urkundenbuch S. 141: scabini et iurati, S. 339: index et scabini.

59) Ebendasselbst S. 95—96.

60) Ebendasselbst S. 80, 96.

61) Ebendasselbst S. 345: Mathias vicarius et praedicator Theutunicorum in Netholiez. (23)



Stiftung reichten, liefern hiefür den unwiderlegbaren Beweis. Von entscheidender Wichtigkeit hiebei war, daß, wie ich schon früher hervorgehoben habe, dem Kloster bei seiner Gründung ein eigener Gerichtsstand bewilligt worden ist. Ohne solchen wäre eine deutsche Einwanderung in größerem Maßstabe auch gar nicht denkbar gewesen, wogegen die in Aussicht gestellte leichte Gewinnung von Grund und Boden, was die Vorbedingung einer jeden Einwanderung ist, und die Gewißheit, in der neuen Heimat nach deutschem Rechte leben und wirtschaften zu können, unternehmungslustige Arbeiter mächtig anlocken mußten. Urkundlich nachweisbar begann die Einwanderung zuerst auf der Herrschaft Mugerau oder wahrscheinlicher: sie setzte sich, seit dieses Gut in den Besitz des Klosters übergegangen war, nur lebhafter fort. Leicht erklärlich, denn hier lag in Unterwulldau der nächste Anknüpfungspunkt an die bairischen Lande, und diese waren ja der Quell, welcher auch das Land diesseits des Waldes befruchtete und in germanischen Boden umwandeln sollte. Die neue Erscheinung manifestirt sich zunächst in der Wandlung, welche die Dorfnamen des Hirzonischen Gutes in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 16 Jahren durchmachten. Noch im J. 1268 tragen sie entschieden slavisches Gepräge; dagegen begegnen wir bereits im J. 1284<sup>62)</sup> einem Muczstat (Mautstadt, früher Vmita), Jenkezlaz (Janketschlag, früher Vyanka), Diecohlaz, Juriklag, Jercenzlag und Budeczlag, welche letztere vier Namen ich zwar noch nicht bestimmt auf ihre heutigen zurückzuführen wage, die aber trotzdem und trotz ihrer offenbar starken Verunstaltung durch Welislaw, den slavischen Notar Wenzels II., genugsam erkennen lassen, daß bis dahin eine beträchtliche Menge deutscher Kräfte sich dortselbst heimisch gemacht und niedergelassen hatte. Die in jenen Ortsnamen aber schon zur Anwendung gekommene Bezeichnung „Schlag“ beweist wiederum zweierlei: daß die Hauptarbeit der neuen Ansiedlungen im Niederwerfen des Waldes bestand, welcher immer noch mehr weniger Urwald gewesen sein wird, und daß zweitens diejenigen, welche solche Arbeit verrichteten, Baiern waren. Diese hatten ja bereits auf ihrer Seite und schon seit vielen Jahren den Wald bekämpft, einen Holzschlag nach dem anderen eröffnet und Dörfer hineingestellt, deren Namen sie dann wie zur Erinnerung den Schlag angehängt haben. Wobei sie freilich gut gelernt hatten, wie man so einem ungehobelten Walddkloz zu Leibe gehen muß, um ihn manierlicher erscheinen zu lassen, und indem sie so ihr Handwerk aus dem F erlernt hatten, war es ganz natürlich, sie einzuladen, auch „herüber“ die Kraft ihrer Sehnen und Fäuste spielen zu lassen.

Es kann diesmal nicht meine Aufgabe sein, die einzelnen Stadien jenes interessanten Prozesses darzustellen und nachzuweisen, welcher sich vornehmlich in dem ersten Jahrhundert der Stiftung auf deren Herrschaftsgebiete abspielte und zum Ergebnisse die Germanisirung dieses Theiles von Böhmen hatte. Ich habe ja gegenwärtig überhaupt nur auf die Bedeutung der Stiftung in culturhistorischer Beziehung hinzuweisen und da genügt es nun allerdings in wenigen Umrissen den Gang der Colonisirung, beziehungsweise Germanisirung zu kennzeichnen. Die Einwanderung hat also ihren Weg vorerst über Unterwulldau genommen und ging so ganz der Handelsstraße entlang, welche diesen Ort mit Baiern verband, und von ihm über Mautstadt, dessen Bedeutung ich schon oben hervorgehoben habe, nach Poletitz, weiters über das Dorf Weichseln und an Krummnan vorüber nach dem gleichfalls im Emporblühen begriffenen Budweis führte. So entstand dem zufolge auch die erste deutsche Ansiedlung auf dem Poletitzer Präidium, und zwar auf der Stelle, welche heute der fürstl. Schwarzenbergische Arenauhof einnimmt. Das Stift begründete hier die Ortschaft Neukrenau (Novum Crenowe), späterhin zum Unterschiede von dem ursprünglich slavischen, jetzt aber ebenfalls deutschen Arenau (Kzenow Bohemiale) Deutschkrenau (Kzenow Theutunical)

62) Ebendasselbst S. 32.

genannt<sup>63</sup>), und zwar erfolgte diese Gründung noch vor dem Jahre 1293.<sup>64</sup>) In demselben Jahre regelte es dann seine Beziehungen mit den Bürgern von Kalsching (Qualsing),<sup>65</sup>) welcher Ort nun seinen für alle Folgezeit entschiedenen deutschen Charakter erlangte. Dem Quellgebiete des Kalschinger Baches folgend errichtete es vor dem Jahre 1310 die Ortschaften Dschbrunn und Hochwald,<sup>66</sup>) im Jahre 1311 aber die Neustift (nova fundatio) Smydz,<sup>67</sup>) jetzt Groß- und Klein-Zmietsch. Auch die Bezeichnung einer Neugründung oder Neusiedelung mit dem Worte Neustift oder Stift schlechtweg ist von „drüben“ herübergekommen. Es konnte damit ebenso gut ein ganzes Dorf wie ein einziges Bauernhaus oder Wirthschaft bezeichnet werden. Noch heute gilt jedes Bauernhaus als Stift. Dann wechselten aber Stift und Schlag in der Weise ab, daß z. B. ein und derselbe Ort einmal Scrinerstift und ein andermal Schreynerslag hieß.<sup>68</sup>)

Die Zmietschdörfer liegen schon nördlich vom Kremserbache und an der heutigen Sprachgränze, welche zugleich Gränze des ehemaligen Gerichtes Elhenitz ist. Wie aber selbst in dem noch nördlicher gelegenen Netolitz unter dem Schutze des Krummstabes von Goldenkron deutsche Cultur sich eingebürgert hatte, habe ich bereits angedeutet. Aus dem Quellgebiete des Saudnybaches richteten sich dann die Schritte der Colonisatoren nach den Wäldern an heutigen Goldbach. Dort entstand vor dem Jahre 1315 das Dorf Wreudenthal oder Freudtal,<sup>69</sup>) welcher Name seitdem seine Bedeutung geändert und sich zu einem Frauenthal oder dem noch volkstümlicheren Frantol umgestaltet hat, nebst noch anderen Dörfern in dessen Umgebung. Von hier drangen die Pioniere der deutschen Cultur noch weiter westlich vor und gewissermaßen in das Herz des Urwaldes ein. Es wurden vor dem Jahre 1360 in der Gegend des Pfarrdorfes Oberhaid, damals Sbytyl geheißen, und am Flanzbache mehrere Stiften und Schläge gegründet oder eröffnet,<sup>70</sup>) bis man noch westlicher ein- und vordringend wieder das Moldauthal gewann und auch hier von Schönau (Schönaw) an bis hinab nach Unterwulbau eine Reihe deutscher Dörfer aufriehete. Die Plan (Oberplan) mag vielleicht schon von den Slaven begründet worden sein,<sup>71</sup>) aber die Seldenaw — Salsnau mit Umgebung ist specifisch deutschen Ursprungs.<sup>72</sup>) So hat unter der Direction der alten grauen Mönche in Goldenkron, die, wie ihre uns erhaltenen Namen beweisen, fast ohne Ausnahme Deutsche waren, die Colonisation ihren Umzug an den Gränzen des Poletitzer Prädiiums gehalten. Natürlich ist auch das innere Gebiet allenthalben von deutschen Ansiedelungen durchsetzt worden, nur wissen wir aus Mangel an Urkunden namentlich über die Zeitfolge derselben sehr wenig. Wenn so die Mönche des Ottokarischen Klosters ihrer Aufgabe in ausgedehntestem Grade gerecht geworden sind, so haben sie

63) Ebendasselbst S. 620.

64) Ebendasselbst S. 39.

65) Ebendasselbst S. 38—40.

66) Ebendasselbst S. 50.

67) Ebendasselbst S. 51.

68) Ebendasselbst S. 281, 297.

69) Ebendasselbst S. 61.

70) Wegen dieser Neugründungen, dann eben solcher, die gegenwärtig in den Pfarren Frauenthal, Chrobold und Salsnau liegen, war das Stift Goldenkron in einen langwierigen Proceß mit der Wylschehrader Probstei, der Besitzerin der nachbarlichen Herrschaft Prachaticz-Wallern, gerathen, dessen Beginn in den August 1360 fällt. Urkundenbuch S. 226. Diese Dörfer waren also vor diesem Zeitpunkte errichtet worden und zwar nach dem vorliegenden urkundlichen Zeugnisse durch das Goldenkroner Kloster. S. 224.

71) Urkundlich zum ersten Male im J. 1332 genannt. Urkundenbuch S. 79.

72) Der Name Seldenaw (die glückselige Au) dient mir zugleich zum Beweis, daß Ortsnamen der alten Heimat in die neue übertragen worden sind, was ja eine bei Einwanderungen gewöhnliche Erscheinung ist. Urkundenbuch S. 294, Anmerkung.

auch für das Seelenheil der Bewohner der Neustiften und Schläge zu sorgen nicht vergessen, was von ihnen als geistlichen Herren sich eigentlich von selbst verstand. Sie errichteten nämlich zu den etwa schon bestandenen Kirchen neue Kirchen und Pfarren.<sup>73)</sup> und besetzten sie wie wenigstens die Namen derselben beweisen, mit deutschen Pfarrherren.<sup>74)</sup> Für die günstige Entwicklung des Germanisirungsprocesses war das von großer Bedeutung; dahin lasse ich jedoch gestellt sein, ob auch schon irgend ein deutscher Schulmeister bei kargem Brot die Erleuchtung der Nachkommenschaft der in diesen Winkel Böhmens verschlagenen Bajuwaren besorgte.<sup>75)</sup>

Es muß in dem letzten Viertel des 13. und insbesondere in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf den Höhen, in den Thälern, Wäldern und Auen zwischen dem Planker- und dem böhmischen Gränzwalde sich ein gar frisches Leben und Weben kund gegeben haben. Die Arbeit war auch keine geringe; es scheint jedoch, als ob die großen Schwierigkeiten die Thatkraft unserer Vordern nur noch mehr erhöht hätten. Es fällt mir aber durchaus nicht bei, über dem Ruhm unferes Volkes den Antheil zu verschweigen, welcher den Slaven wie an der Urbarmachung des südlichen Böhmens überhaupt, so auch an jener der Poletitzer Herrschaft gebührt. Denn hatten sie schon vor der Stiftung von Goldenkron alle jene oben aufgezählten Dorfschaften entweder schon begründet oder zu errichten begonnen, so setzten sie auch nach derselben, jetzt jedoch unter deutscher Leitung und nach den Satzungen der Deutschen ihre Bemühungen um die Beurbarung fort. So saß bald auf der einen Bauernstift in einem und demselben Dorfe ein eingewanderter Bajuware, auf der nachbarlichen aber ein vielleicht aus der nächsten Nähe herbeigekommener Tscheche,<sup>76)</sup> doch wohlgemerkt, beide nach einem und demselben, nämlich nach deutschem Rechte, und was gleichfalls nicht übersetzt werden darf, nicht gar zu lange. Denn das deutsche Element äußerte eine so gewaltige Expansiv- und Assimilirungskraft, daß der slavische Nachbar, obgleich er doch ganz auf demselben Boden fußte, ihm auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Er verlor sich nach und nach ganz in demselben, nur, wie ich schon oben berührt habe, in den Berg-, Fluß-, Flur-, Dorf- und Hausnamen die eine und andere Erinnerung an sich zurücklassend, so auch in der Sprache des Volkes, in welchem er aufgegangen ist. Der ganze Prozeß aber muß sehr einfach und natürlich verlaufen sein; denn es ist auch nicht der geringste Anhaltspunkt vorhanden, wornach man auf Gewaltthaten von der überlegenen oder auf sonst vollkommen begreifliche Reaction von der unterliegenden Seite schließen könnte. Und so ist es schon eine undenkliche Zeit, seitdem der letzte slavische Mann als mit Haus und Hof festhafter Bewohner aus diesem Theile Böhmens verschwunden ist.

Es mag sich vielleicht späterhin Gelegenheit finden, im Detail auszuführen und nachzuweisen, was hier einstweilen nur in großen Zügen gegeben worden ist.

73) Urkundenbuch S. 49—50, 224.

74) Ebendasselbst S. 40: Henricus plebanus de Bolatitz im J. 1293 und in derselben Urkunde S. 39: Conradus de Qualsing; S. 101: Theodricus plebanus in Kajow i. J. 1346 u. s. w.

75) Der erste urkundlich nachweisbare Lehrer auf dem Poletitzer Gebiete gehört nach Sojau und in das Jahr 1469. Der Name desselben ist uns nicht überliefert; soll er aber kein ausgezeichnete Schulmann gewesen sein, so war er gewiß ein um so besserer Kriegsmann, denn er bestand im Vereine mit seinem nicht minder mannhafte Pfarrer im besagten Jahre einen siegreichen Kampf gegen — Ketzer, wahrscheinlich Kriegskente des Königs Georg, von welchen auf ihrem Zuge in das Fürstenthum Passau auch einige nach Sojau, damals berühmter Wallfahrtsort, gekommen sein mögen.

76) Wieder erinnernd an das, was ich schon oben über die Hausnamen gesagt habe, verweise ich dann noch auf den Inhalt der Urkunde Nr. 122 des Urkundenbuches (S. 292—303), welche ein ungemein belehrendes Bild gewährt, wie noch im J. 1395 in den Pfarren Salnau, Schönau, Oberhaid, Chrobold und Frauenthal Slaventhum und Deutschthum neben einander bestand.

Doch kann schon nach dem wenigen Gesagten kein Zweifel über die eigentliche Bedeutung der Stiftung bestehen, welche König Ottokar II. an einem unbekanntem Tage des Jahres 1263 beurkundet hat. Der Cistercienserorden hat hier ebenso eine der letzten Proben von der Tüchtigkeit seiner Organisation abgelegt wie der bairische Volksstamm von seinem gegen den Osten hin so reichlich an den Tag gelegten Colonisirungstalente. Diejenigen aber, welche es sich schon längst angewöhnt haben, in ihren Stilübungen nach gewohnter verletzender Schablone die Deutschen in Böhmen als „Fremdlinge“ zu tractiren, werden nun zwar nimmer durch Belehrung von ihren dogmatisch gewordenen Anschauungen und Vorstellungen abzubringen sein; das soll mich jedoch nicht hindern, dieser immerhin bedauerlichen Menschenspecies wenigstens im Namen meiner Heimatsgenossen zu erklären, daß abgesehen von allen markomannischen Reminiscenzen und dem gewiß bedeutsamen Umstand, daß die Slaven in Böhmen eben auch keine Aboriginer, seit Ewigkeit her Dagewesene sind, die Deutschen des südlichen Böhmens sich allerdings nur als Einwanderer betrachten und betrachten können, doch haben dieselben den Grund und Boden, worauf sie sitzen, sich nicht gewaltsam oder hinterlistig angeeignet und auch nicht geschenkt empfangen, sondern sie haben ihn sich mit Einsetzung all' ihrer Lebenskraft errungen und weil doch schon bald ein halbes Duzend Jahrhunderte darüber in's Land gegangen sein wird, vielleicht auch — ersehen.

## Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

(Mit einer Karte.)

Von Dr. Richard Andree.

Es ist bekannt, daß die Lausitzer Wenden stark in der Germanisirung begriffen sind und wie diese ohne Anwendung von gewaltsamen Mitteln stattgefundenen Germanisirung namentlich in der letzten Zeit rascher und rascher vorwärts schreitet. Fast sämtliche Wenden sind heute — wenige alte Leute abgerechnet — zweisprachig und des Deutschen mächtig; der Jugend wird das Deutsche immer geläufiger, so daß jetzt schon mit ziemlicher Bestimmtheit ein völliges Aussterben der wendischen Sprache in der Lausitz vorausgesehen werden kann, gerade so, wie dieses auch in andern ehemals slavischen Gegenden Nord-Ost-Deutschlands der Fall war.

Die Gründe für dieses Aussterben sind mannigfaltiger Art. Zunächst macht sich der deutsche Cultureinfluß und damit die deutsche Sprache auf den kleinen Slavenrest mächtig fühlbar; letzterer bildet eine unbedeutende Insel im großen deutschen Sprachgebiet, er steht ohne geographischen Zusammenhang mit den übrigen Slaven da. Die geistige Verbindung mit der Slavenwelt, genährt durch eine künstlich betriebene Literatur, ist nur sehr gering und läßt den Bauer kühl; dieser aber bildet die ungeheure Mehrheit der Wenden; die Zahl der Gebildeten, den anderen Ständen angehörigen Wenden, die noch ein slavisches Bewußtsein besitzen, läßt sich an den Fingern abzählen. Die wendische Sprache hat nirgends eine offizielle Geltung, vor Gericht wird deutsch verhandelt und kein Gesetz, kein Erlaß wird in ihr dem Bauern vermittelt, der ja das Deutsche versteht. Mit Ausnahme des Religionsunterrichtes ist die Schule deutsch und die wendische Sprache wird nur noch dazu benutzt, um im Anfange den Kindern das Verständniß des Deutschen zu erleichtern. Der Gottesdienst wird deutsch und wendisch gehalten; da aber in Preußen wie in Sachsen bedeutender Mangel an wendischen Geistlichen ist — nur auf den Gymnasien zu Bautzen und Kottbus wird wendischer Unterricht für die zukünftigen Geistlichen ertheilt — so haben viele wendische

Parochien mit deutschen Geistlichen besetzt werden müssen. Mit der deutschen Bibel und dem deutschen Gesangbuch germanisirt sich der Wende dann vollständig. Die Guts herrschaft ist überall deutsch und jedesmal ein Germanisierungscentrum. Vor allem wirkt aber die allgemeine Militärpflicht germanisirend; der vom Militär heimgekehrte Soldat will sehr häufig vom Wendischen nichts mehr wissen. Da diese nun seit langer Zeit in Preußen besteht, so macht sich hier die Germanisirung weit fühlbarer als in Sachsen, wo sie erst seit kurzem eingeführt ist. In letzterem Lande, wo Bautzen der Hauptsitz der wendischen literarischen Bestrebungen ist, zeigt das Wendenthum mehr nationale Kraft als in Preußen, zumal in dem katholischen Striche bei Kloster Marienstern. Aber ein eigentliches wendisches Nationalgefühl besteht nicht. Politisch spielen die Wenden gar keine Rolle. Sie sind staatlich zersplittert in preußische und sächsische Wenden; religiös in Protestanten und Katholiken, endlich auch sprachlich in Ober- und Niederlausitzer — alles Gründe, um ein gemeinsames Zusammengehen zu verhindern und die Germanisirung zu erleichtern. Die Städte der Wendei sind deutsch; die Wenden, die dort sich ansiedeln, germanisiren sich fast alle. Endlich hat die Einwanderung der Deutschen in der letzten Zeit stark zugenommen; zahlreiche Eisenbahnen durchschneiden die früher vom Verkehr abseits liegende wendische Lausitz. Das industrielle Element nimmt zu und dieses ist deutsch.

Von wesentlichem Einflusse bei der in Rede stehenden Germanisirung der Wenden erscheint auch die Bodengestaltung. Ihr Land gehört völlig der norddeutschen Tiefebene an; nur im Süden lehnt sich das wendische Sprachgebiet noch an das Lausitzer Mittelgebirge an. Kein schützender Wall umgibt dasselbe mit Bergen, die einem Vordringen des Deutschthums Halt gebieten könnten. — Frei und offen liegen die Grenzen da, einladend zum Einbruch in das Gebiet. Daß die Tschechen im Kerne Böhmens sich bis zum heutigen Tage ungebrochen erhalten konnten und nun gleich einer Halbinsel in das deutsche Sprachgebiet hineinragen, haben sie — neben vielen anderen Umständen — auch den Bergen dieses Landes mit zu danken, ohne die ihnen wohl ein ähnliches Schicksal bereitet worden wäre wie den Slaven Nordostdeutschlands. Die anstürmende deutsche Völkerwelle, die in Böhmen ohnehin später als in Nordostdeutschland zu wirken begann, schlug wohl über den Böhmerwald, das Erz- und Riesengebirge hinaus, sie nahm weite Strecken des Landes ein, imprägnirte dasselbe, auch im slavischen Theile, mit deutschem Wesen; aber mit jener ununterbrochenen Nachhaltigkeit wirkte sie nicht wie in Nordostdeutschland, und die Rämme der Berge, welche die vorgebrungenen Deutschen von der breiten Masse der Nachhut trennten, wirkten als natürliche Grenzvesten der Tschechen. Da nun auch die politischen, geschichtlichen und Culturverhältnisse bei den Wenden weit ungünstiger als bei den benachbarten, ihnen stammverwandten Tschechen lagen, so wird ihr Hinschwinden den Deutschen gegenüber leicht erklärlich. Die Gestaltung ihres Landes gewährte ihnen nirgends einen natürlichen Schutz.

Unter solchen Umständen wird es zur Pflicht, noch zu sammeln, was vorhanden ist, zu bestimmen, wie weit heute die wendische Zunge in der Lausitz noch reicht, die Ursachen zu beleuchten, unter denen sie dahinschwindet, und zu zeigen, wie dieses Dahinschwinden seit Jahrhunderten ein allmähliges, aber unaufhaltsames ist. Schön ist der Vergleich nicht, aber richtig: Das kleine Wendenvölkchen oder vielmehr seine Sprache gleicht einem Schwindsüchtigen, von Tag zu Tag nehmen die Kräfte mehr ab und näher und näher rückt die Stunde gänzlicher Auflösung.

## Schwierigkeit, sich Nachrichten über das Eingehen der wendischen Sprache zu verschaffen.

Ungemein schwierig ist es, sich Daten über das Eingehen der wendischen Sprache in verschiedenen Gegenden zu verschaffen. Meist ist es ein sanftes, allmähliges Einschlafen gewesen und der Zeitpunkt läßt sich dann nicht genau fixiren. Nur in den seltensten Fällen hat man sich die Mühe genommen, in den Kirchenbüchern zu bemerken, wann etwa der wendische Gottesdienst ganz durch deutschen ersetzt wurde; ereignete dieses aber sich, dann war die wendische Sprache gewöhnlich schon sehr geschwächt und die deutsche bereits stark eingedrungen.

Ich habe es nicht an Mühe fehlen lassen, möglichst viel bestimmte Data über das Eingehen der wendischen Sprache im vorigen und diesem Jahrhundert direkt zu sammeln, aber die Ausbeute steht in keinem richtigen Verhältnisse zur Mühe. Wie oft antworteten mir Geistliche in Dörfern, die augenscheinlich noch vor hundert Jahren ganz wendisch waren: wir wissen nicht wann diese Sprache einging. Eine Erklärung dafür gibt in ergreifenden Worten der um das Wendenthum vielfach verdiente Pfarrer Bronisch zu Prietzen im Kalauer Kreise, der selbst in einer nun völlig germanisirten Gemeinde predigt: „Die Herren,“ schreibt er mir, „die am Sterbebette der wendischen Sprache gefessen haben und noch fixen, gehören zu den lachenden Erben und freuen sich des Abscheidens eines armen und verachteten Wesens, das von den Almosen des Mitleids und der Duldung sein kümmerliches Dasein gefristet hat. So wenig man daran denkt, einem verstorbenen Hospitaliten ein Denkmal zu setzen, so wenig ist man geneigt, die Todte unter den Sprachen, die man in ihrem Leben verachtete, im Grabe zu ehren. Dieses war und ist nicht blos die Meinung der Deutschmichel, sondern auch der meisten Wenden selbst. Ein Stockwende steht im Weltverkehr einsam und verlassen da; er bedarf eines Dolmetschers vor Gericht, bei dem städtischen Kaufmann und Handwerker, kurz, sein Sprachbesitz ist ihm ein Kapital, das nicht nur keine Zinsen bringt, sondern noch obendrein Kosten verursacht. Darum steuern unsere Wenden mit allen Segeln schon um des materiellen Nutzens Willen dem Deutschthum zu, wie es ihre Brüder in Pommern, in der Mark Brandenburg und in Mecklenburg schon vor Jahrhunderten gethan haben. Auch die Prediger in den gemischten Gemeinden, die in zwei Zungen Gottes Wort zu lehren haben, seufzen unter der Last ihres Amtes und sehnen sich nach Erleichterung, die ihnen allmählig auf Kosten des Wendischen zu Theil wird. Es ist unmöglich, daß ein Redner in zwei Sprachen ein Cicero werden kann. Schon die Bilinguität, wenn diese beim Volke einreißt, thut der Reinheit und Richtigkeit zweier Sprachen Schaden. Vor etwa 60—70 Jahren hatten mehrere Candidaten in dem großen Spreewalddorfe Bursk Probepredigten zu halten coram ephoro. Derjenige, welcher seinen Vortrag mit dem Gebete begann: „Er barmungs würdiger Gott (statt erbarmungsreicher) wurde unter Kopfschütteln des Ephorus von der Gemeinde gewählt und diese bereute die Wahl nicht. — Es wird schwer halten die Zeit des Eingehens wendischer Amtshandlungen in den Stadtkirchen, worin Landgemeinden eingepfarrt sind, zu ermitteln. Personalverzeichnisse von amirenden Predigern sagen nichts davon, auch coincidirt der Zeitpunkt, wo deutsche Pfarrer die Stelle ihrer wendischen Vorfahren antraten, nicht mit dem Aufhören des wendischen Sprachgebrauchs.“ Das letztere ist richtig; aber mit dem Aufhören des wendischen Gottesdienstes ist der wendischen Sprache der letzte Halt genommen und nach Verlauf einer Generation hat sie in der Gemeinde ihr Ende erreicht. Wo also ein Datum über das Eingehen des wendischen Gottesdienstes vorliegt, da mag man auch dreißig Jahre später im Durchschnitt das Verlöschen der wendischen Sprache annehmen. Hiezu noch folgende briefliche Bemerkung des Herrn Diakonus Müller in Spremberg: „Zur Beurtheilung der Frage, ob eine Gegend aus-

schließlich wendisch zu nennen sei, ist es nicht maßgebend, daß in einer solchen Parochie auch noch wendisch gepredigt werde, sondern ich erachte die häusliche und geschäftliche Umgangssprache hierin als entscheidend. Denn wir haben Parochien, wo aus Mangel an wendischen Predigern ein Deutscher genommen werden mußte und doch ist in diesen Dörfern das Wendische fast durchgängig die Umgangssprache. Es läßt sich aber nicht läugnen, daß in den Dörfern, wo keine wendische Predigt mehr gehört wird, das Deutsche viel schneller zunimmt, namentlich bei der Jugend.“ Letzteres ist natürlich für das Schicksal der Sprache maßgebend.

Wohl besitzen wir einzelne Data über das Eingehen der wendischen Sprache in Ostdeutschland vor dem 16. Jahrhundert; allein sie genügen nicht, um danach ethnographische Karten zu construiren, welche das deutsche und slavische Sprachgebiet zu verschiedenen Perioden gegeneinander abgrenzen. Wie weit hier die zukünftige Forschung noch Licht verbreiten wird, steht dahin, aber solche Karten sind sicher eine würdige Aufgabe des Historikers, der einst die früheste Culturgeschichte des deutschen Ostens im Zusammenhang schreiben wird. Erst von der Reformationszeit an fließen die Quellen etwas reichlicher, und ich begnüge mich daher in meinem kartographischen Versuch damit, von dieser Periode das allmälige Zurückgehen der wendischen Sprache nachzuweisen und die Grenzen derselben in verschiedenen Perioden zu fixiren. Ich bin mir wohl bewußt, daß es sich nur um einen Versuch handelt, aber es wird gut sein, wenn wenigstens ein Anfang gemacht wird. An den Geschichtschreibern von Fach wird es sein, hier den Ethnographen vorzuarbeiten, und jenen, die besser mit den Quellen vertraut sind, steht es zu meine kleine Arbeit, die nur einen Anfang bezeichnet, weiter auszuführen und durch Beibringung spezieller Daten zu berichtigen, wo es nöthig erscheint. Sicher wäre es eine vorzügliche Aufgabe für den Culturhistoriker, in einer Reihe von historisch-ethnographischen Karten das ganze weite Gebiet von den Alpen bis zur Ostsee, auf dem Deutsche und Slaven zu verschiedenen Epochen einander ablösten, um das sie mit dem Schwerte oder mit Waffen des Friedens stritten, in ähnlicher Weise zu behandeln, wie ich es hier für einen kleinen Theil desselben und eine beschränkte Periode versuchte.

### Sprachgrenze zur Reformationszeit.

Die Reformation Luthers, welche der deutschen Sprache zum Siege in der Kirche verhalf, mußte sich dem Wendenthum gefährlich erweisen. Die neuen Ideen fanden in der Lausitz überall freudigen Eingang, deutsche Priester rückten dorthin mehr als früher vor und predigten deutsch im Sinne Luthers. Die Einwirkungen auf die Wenden blieben nicht aus und so ist durch die Reformation dem Wendenthum ein großes Stück seines Sprachgebietes entrissen worden. Pfarrer Bentzsch führt eine lange Reihe von Ortschaften auf, in welchen im 16. Jahrh. das Wendische noch herrschende Sprache war und die heute völlig germanisirt sind. <sup>1)</sup> Auch Christian Knauth <sup>2)</sup> führt diejenigen wendischen Kirchspiele an, die seit dem sechs-

1) Starizny serbskeje ryče a narodnoscé in der Časopis towarštwa Mačicy Serbskeje, Bautzen 1849—50. S. 61 f. und 117 f. 1851—52. S. 49 f. 1853—54. S. 76 f. Er theilt dort die Geschichte der wendischen Sprache in vier Abschnitte ein: 1. vom Anfange der wendischen Geschichte bis zum XII. Jahrhundert; 2. bis zur Reformation; 3. bis zum siebenjährigen Kriege; 4. bis zur Gründung des Breslauer und Bautzner wendischen Vereins.

2) Derer Oberlausitzer Sorberwenden umständliche Kirchengeschichte zc. Görlitz 1767. S. 353 ff. „In dem Marggrafthum Oberlausitz,“ sagt Knauth, „finden sich deutsche und sorberwendische Einwohner. Solchem nach gibt es zweierlei Kirchspiele, deutsche und wendische, in deren Schulen und Kirchen die Kirchfinder in wendischer Sprache unterrichtet und der Gottesdienst in jeder Nation Sprache verrichtet wird. Es ist aber an dem, daß die Wenden in vorigen Zeiten mehrere Kirchen, in denen ihnen wendisch gepredigt worden, gehabt, als jezo, indem von Zeit zu Zeit die Wenden angehalten worden, deutsch zu reden, und verstehen zu lernen, welches denn sonderlich bei denjenigen gesehen, welche mit denen Deutschen gränzeten, als die

zehnten bis achtzehnten Jahrhundert germanisirt wurden. Mit Hilfe dieser und anderer Quellen können wir die Grenze des wendischen Sprachgebietes für die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts construiren. Sie begann bei dem Dörfchen Gockwitz an der heutigen sächsisch-preussischen Grenze eine Stunde nordwestlich von der Stadt Reichenberg, führte südlich auf Zöblitz, Tollwitz, bis Bischof und nahm nun westliche Richtung an. Sie ging weiter über die Stadt Löbau, Alt-Löbau, Delsa, Dehsa, Röttscha, Kunnewalde, Weigsdorf, Worbis, Krosta, Kallenberg, Kirchschan, Wiltzen, Lautewalde, Naundorf, Trobigau, Schmölln (östlich von Bischofswerda). Von hier begann die nördliche Richtung zunächst auf Burkau, dann Senzig, Rindisch, Rehnsdorf, Talpenberg, Dffel, die Stadt Elstra einschließend, Podwitz, Welka, Wohla, Hennesdorf, Bischheim, Schworsdorf, Petershain, Neukirch, Schmorkau, Zietsch, Otterschütz, Kohna, Kroppen (eine halbe Stunde östlich von Ortrand), Burkersdorf bei Ortrand, Lindenau, Lettau nach dem Städtchen Mückenberg.

Bis zu dieser Stelle liegen die Parochien von Knauth verzeichnet vor und kann die Grenze zur Reformationszeit von Dorf zu Dorf verzeichnet werden. Nun aber müssen wir uns, in das Gebiet der Niederlausitz bei Mückenberg eintretend mit allgemeineren, weniger scharfen Grenzlinien behelfen, da hier die Quellen nicht so ausgiebig sind. Von Mückenberg zog sich die Grenze nach Finsterwalde,<sup>3)</sup> Bockwitz und Neßdorf; die Dörfer auf der Linie zwischen beiden Städten, sowie Alles weiter östlich gelegene war wendisch, wie das ausführlich aus einer fürstlichen Verordnung vom 15. Juli 1555 hervorgeht, welche die Geistlichkeit in den genannten Orten unter die Obergewalt des Pfarrers zu Senftenberg stellte, weil ihr früherer Superintendent in Groß-Hänchen nicht wendisch verstand. Von Finsterwalde zog sich die wendische Westgrenze über Sonnawalde, Weissag (Wysoku) nach Luckau.

Luckau erhielt schon frühzeitig eine deutsche Bürgerschaft. Das Luckauer deutsche Schöppenrecht, hervorgegangen aus dem gemeinen Rechte des Landes, stand in großem Ansehen. Die Gerichte anderer Städte richteten sich in zweifelhaften Rechtsfällen nach demselben. So 1285 Beeskow; Kalau im 15. und 16. Jahrhundert noch wiederholt. Tuchmacher und Leinweber gaben früh der Stadt eine Bedeutung; mehr und mehr trat der nur ackerbauende Wende zurück. Kein unehe-lich Geborener wurde in eine Zunft aufgenommen, ebensowenig ein Wende, welchen indessen nicht verwehrt war, ihre Handwerke, besonders in den Vorstädten auszuüben, wie Töpferei, Schuh- und Kleidermachen. Man suchte ihnen aber überall das Fortkommen zu erschweren; einige schlossen sich daher an die Deutschen an, andere zogen sich auf die wendischen Dörfer zurück. Daß im sechszehnten Jahrhundert noch viele Wenden in Luckau und dessen Umgebung wohnten, erhellt aus

in den Königsbrücker, Pulsnitzer, Ruhländer Herrschaften, die an Meitzen anstoßen. Sobald ihnen nun die deutsche Sprache bekannt worden, haben die Herrschaften, bei Absterben derer Pfarrer, einen neuen gesetzt, der allein deutsch verstand, folglich den Gottesdienst allein in deutscher Sprache gehalten hat. Auf diese Weise sind viele wendische Parochien in deutsche verwandelt worden. Wir wollen aber in unserm Verzeichniß nicht allein diejenigen wendischen Kirchspiele anführen, selbst vorzig noch die wendische Sprache florirt, sondern auch die ehemaligen, die sich noch im 16., 17. und jetzigem 18. Säk. gefunden, und mit denen die Veränderung theils ganz, theils größtentheils vorgegangen, doch so, daß wir dieselben mit einem Stern zum Unterschiede derer andern bemerken.“ Danach bezeichnet Knauth die oberlausitzer Parochien Kunnewalde, Krosta, Großgrabe, Wendisch-Sohland, Bischheim, Burkau, Hermsdorf, Kroppen, Lindenau, Pulsnitz, Ruhland, Schmorka, Schwepnitz, Elstra und See als schon zu seiner Zeit (1767) ganz oder größtentheils germanisirt.

3) Finsterwalde heißt heute noch bei den Wenden Grabin, Sonnawalde Grozišco, Kirchhain Kostkow, Gollsen Golišyn, Liebenwerde Rykow, Elsterwende Wikow. Das bezeugt, wie dort das Wendische erst in den letzten Jahrhunderten ausgestorben sein kann, denn sonst würden die deutschen Namen bei den Wenden gang und gebe sein. Aber das Volk bewahrt die die alten wendischen Ortsnamen noch auf.



den Worten des Pirnaischen Mönches, welcher 1530 die Stadt besuchte: „Luckau hat um sich viel windisch volk;“ sowie aus folgender Verordnung des Landvogts v. Schlick um 1550, als die Wenden bei ihm über Bedrückung durch die Deutschen in Luckau geklagt hatten. „Da viel Haß und Verfolgung zwischen den deutschen und wendischen Bürgern und Handwerksleuten in Luckau vorgefallen und mannigfache Klagen vor mir gekommen darüber, daß den Wendischen ihre bürgerliche Nahrung mit Handwerken, Bierbrauen u. s. w. nicht vergönnt worden ist, während sie alle Bürgerpflicht mit Geschoß, Steuern u. s. w. zu tragen haben gleich den Deutschen, habe ich schon vor drei Jahren in Betreff der Schuster einen Ausspruch gethan und verstärkte diesen nun für alle Handwerker, daß nämlich die wendischen Handwerksleute, wenn sie genügsame Kundschaft ihrer ehelichen Geburt haben von Vater und Mutter, auch sonst die verachteten Leute nicht sind, so man in redlichen Handwerken pflegt zu tadeln, welche ausdrücklich ausgeschlossen werden, gleich den Deutschen ihre Handwerke und Gewerbe, auch mit Bierbrauen u. dergl. ein jeder nach seinem besten Vermögen treiben mögen vom Rath und den Deutschen ungehindert; die Vorstädter aber, Deutsche und Wenden, sollen sich keines Bierbrauens und Schenkens anmaßen.“ Seit dem Jahre 1600 scheinen die wendischen Familien in der Stadt ausgestorben und ihre Sprache erloschen zu sein; nur in einigen Personennamen haben sich Spuren davon erhalten.<sup>4)</sup>

Von Luckau ging die Sprachgrenze, Gollffen etwas westlich liegen lassend, auf Buchholz. Diese im Beeskow-Storkower Kreis gelegene Stadt, von den Wenden der Lausitz Bukowina genannt, wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts von allen Städten der Mark allein noch mit dem Zunamen „Wendisch“ in den offiziellen Schriften benannt und heißt im Volksmunde auch noch jetzt so. Die slavischen Eigennamen erstrecken sich dort auf ein Drittel der Bewohner. (H. Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg, II. 579.) Das deutet jedenfalls darauf hin, daß hier das slavische Element sich länger als in anderen Gegenden der Mark erhielt. — Von Buchholz wandte sich die Sprachgrenze noch bis nach Storkow, 6 Meilen von Berlin. „Storkow hat windisch und dewezß volk“, schreibt 1530 Monachus Pirnensis, es war also jene Stadt damals schon gemischt, doch erhielt sich das Wendenthum daselbst ein Jahrhundert lang. Beeskow war die nächste wendische Stadt. Noch im J. 1610 schreibt der Superintendent für Storkow und Beeskow, M. Treuen, daß er vierzig wendische Kirchen unter seiner Aufsicht habe, von denen jedoch 150 Jahre später der Lübbenauer Pastor Hauptmann keine einzige mehr auffinden konnte, denn sie waren alle verdeutschet. So stark war also noch im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts das wendische Element dicht bei Berlin. Von Beeskow ging die Nordgrenze des Wendischen (nach Zentsch) wahrscheinlich bis Fürstenberg an der Oder, dann südlich, am linken Oder- und Neißeufer hinlaufend auf Guben. Hier trat sie sogar noch auf das rechte Neißeufer über. Der Pfarrsprengel der Klosterkirche in Guben ist sehr ausgedehnt und erstreckt sich über 14 Dörfer, nämlich Groß-Böfzig, Döbern, Groß- und Klein-Drenzig, Germersdorf nebst der Gertkenmühle, Gubinchen, Mückenberg, Pleße, Sande, Reichenbach, Schenkendöbern, Schöneiche, Wallwitz und Wilschwitz. Dieser Sprengel wurde der Kirche bei der Säcularisation des Klosters 1563 überwiesen, wobei es ausdrücklich heißt, daß die Kirche für die Wendischen Gemeinden bestimmt sei, ein Beweis, daß in allen diesen Ortschaften während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Wendische noch die herrschende Sprache war, wogegen in der Stadt selbst, so weit geschichtliche Ueberlieferungen reichen, seit 1200 stets deutsch gesprochen worden ist. Auch verrathen verhältnißmäßig nur wenige Namen der Einwohner slavischen Ursprung. Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Klosterkirche fast nur unter dem Namen der Wendischen

4) Better, Chronik der Haupt- und Kreisstadt Luckau. Luckau 1871. S. 69.

bekannt und erst seit 1750 etwa ist diese Bezeichnung erloschen, vermuthlich weil um diese Zeit die Abhaltung des Gottesdienstes in slavischer Sprache aufgehört hat, da nun alle Pfarrkinder deutsch verstanden und deutsch sprachen.<sup>5)</sup> Ueber Pforten (Brody) und Triebel erreichte die wendische Sprachgrenze die Oberlausitz bei Zibelle, das erst zu Beginn unseres Jahrhunderts völlig deutsch geworden ist. Von hieraus können wir wieder bis zur heutigen sächsischen Grenze genau die einzelnen Dörfer (der Oberlausitz) verfolgen. Weinholz, zu Zibelle eingepfarrt, ist hier zur Reformationszeit das erste wendische Dorf der Oberlausitz. Die Grenze verläuft über Bogendorf, Merzdorf, Neudörfel, Wallisch nach der Stadt Priebus, nach Leipa, Sänitz, Daubitz, Teicha, Stannewitz, Moholz, See bei Riesky,<sup>6)</sup> Quitzdorf, Diehsa, Melauue, Meuselwitz und nach Gößwitz an der heutigen sächsischen Grenze, von wo wir ausgegangen. Das ganze Gebiet innerhalb der hier aufgezählten Ortschaften und diese selbst eingeschlossen war zur Zeit der Reformation noch wendisch. Außerhalb desselben finden wir noch zwei kleine wendische, vom Hauptgebiete abgeschnittene Sprachinseln. Zu Pulsnitz (südlich von Ramenz) und Wendisch Sohland nahe der böhmischen Grenze (nördlich von Schlucke-nau) bestanden nach Knauth wendische Gemeinden, denen auch wendisch gepredigt wurde.

### Sprachgrenze um 1750.

In den zwei Jahrhunderten, die von der Reformation bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verflossen, wurde im wendischen Sprachgebiete bedeutend aufgeräumt. Doch zeigt sich auch in dieser Zeit schon, daß das südliche, Oberlausitzer Wendenthum dem deutschen Elemente weit zäheren Widerstand entgegengesetzt, als das nördliche, Niederlausitzer. Der größere Gebietsverlust fällt auf den Norden und Nordwesten, während wir im Süden an einigen Stellen die Grenze stationär — selbst bis auf den heutigen Tag finden.

Für die Oberlausitz läßt sich abermals nach Knauths Verzeichniß für die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Sprachgrenze genau feststellen. Wir beginnen wieder bei der Verfolgung derselben im Südosten an der heutigen preußisch-sächsischen Grenze zwischen Reichenbach und Weißenberg und finden sie hier bereits gegenüber der vorigen Periode zurückgeschoben. Sie beginnt jetzt bei Neu-Kunnewitz und geht von da auf Glossen, Buda, Zöblitz, Rosenhain, Wendisch-Paulsdorf nach der Stadt Löbau. Hier beginnt die westliche Richtung. Alt-Löbau, Delsa, Dohsa sind auch jetzt noch wendisch, wie in der Reformationszeit, aber das Gebiet von Kunnewalde ist unterdessen germanisirt. Die Grenze läuft nun von Dohsa auf dem Kamm des Lausitzer Mittelgebirges nach Schönberg hin, weiter nach Köblitz, Weigsdorf,<sup>7)</sup> Halbendorf, Kirschau, Wilthen, Lautenwalde, Raundorf, Tröbigau, Schmölln. Man sieht, diese südliche Grenzlinie fällt noch fast ganz mit jener aus der Reformationszeit zusammen und sie hat auch heute, wie wir später zeigen, nur geringe Verluste erlitten. Hier sitzen die Wenden am zähesten, wehren sich am kräftigsten gegen das vordringende Deutschthum, was darin seinen Grund hat, daß an dieser

5) Berghaus, Mark Brandenburg, III. 524. Loocke, Geschichte der Kreisstadt Guben, Görlitz 1803, erwähnt über die wendische Sprache in der Stadt und deren Eingehen nichts. So ist es aber in den meisten Lausitzer Stadtkroniken und „historischen Beschreibungen“ der Fall. Wir hören davon wenn einer gerädet, wen die Hufiten oder Kroaten gemordet, von Pest und Mißgeburten, Fischregen und derlei Dingen, aber ein kulturhistorisch so wichtiges Ereigniß wie das Eingehen der Wendischen Sprache zu verzeichnen, dafür hatten die Herren Chronisten und Historiker damaliger Zeit keinen Sinn.

6) Knauth a. a. D. S. 366 gibt an, daß schon zu seiner Zeit (1767) See germanisirt gewesen sei, während Jentsch, Casopis 1851—52, S. 91, angibt, See (wendisch Jesor) sei erst seit dem Reformationsfeste 1817 völlig deutsch geworden.

7) Diese drei Dörfer waren schon zu Knauths Zeit stark gemischt. a. a. D. S. 355.

südlichen Grenzlinie (zumal Parochie Groß-Postwitz) eine ganze Reihe sehr national gesinnter wendischer Geistlicher wirkte. Auch schützte die bergige Beschaffenheit des Landes sie vor den Deutschen. Unsere Sprache stand hier still an den waldigen Bergkuppen des Mittelgebirges. Bei Schmölln beginnt die nördliche Grenzrichtung über Schönbrunn, Pöhla, Seuritz, Kaschwitz, Ostro, Zauer, Ramenz. Diese Stadt lag damals schon an der Grenzscheide, denn Prietitz, Wiesa, Gelenau waren seit der Reformationszeit germanisirt worden. Westlich war aber Petershain noch wendisch; die Grenze ging von da über Schönbach, Hausdorf, Straßgräbchen, Grüneberg (an der heutigen sächsisch-preussischen Grenze) nach Bernsdorf, Windnitz, Sella, Grünewald, Hohenbucka und Bielen (östlich von Ruhland) an die Grenze der Niederlausitz bei Ruhland.

In Ruhland wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch wendisch gepredigt, wenn auch bei den Städtern selbst die wendische Sprache keineswegs allgemein bekannt war. Der von dort gebürtige Magister Gustav Martini ward nach dem Jahre 1653 als Primarius in seine Vaterstadt berufen „und ihm drei Jahre Zeit gegeben, die wendische Sprache zu erlernen. Da ihm diese Sprache nicht anstund, gab er die Vocation zurück.“<sup>8)</sup> Jedenfalls saß das Wendische in Ruhland und Umgegend also noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fest, sonst würde man nicht so viel Rücksicht auf dasselbe genommen haben. Die südlich von Ruhland gelegene Parochie Hermsdorf mit den Dörfern Lipsa, Kosel, Janowitz, Zeisholz gibt Knauth jedoch schon zu seiner Zeit (1767) als germanisirt an.

Von Ruhland ging in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Sprachgrenze auf Kalau zu. Nach den mindestens 60 Jahre zurückreichenden Erinnerungen des Herrn Diaconus Müller zu Spremberg (Schreiben vom 29. Sept. 1871) waren zu Beginn unseres Jahrhunderts die nördlich von Ruhland gelegenen Dörfer Naundorf, Tschornagosda, Zschipkau, Klettwitz, Meuro, Drocho und Sallhausen noch als wendische anzusehen, während damals bereits in den westlich von den ebengenannten Dörfern gelegenen Ortschaften: Friedrichsthal, Kostebrau, Sallgast, Dollenchen, Wormlage das Wendische verklungen war. Ueber diese letzteren dürfen wir daher wohl äußerste Sprachgrenze um 1750 legen. Um dieselbe Zeit und bis in den Beginn unseres Jahrhunderts bildeten die nach Kalau eingepfarrten wendischen Dörfer die westliche Sprachgrenze: Branko, Gosda, Settinchen, Kabel, Werchau.

Kalau besitzt noch, dem Namen nach, eine wendische Kirche, die um 1520 für die Landgemeinden gegründet wurde. Jetzt wird nur deutsch in derselben gepredigt. Noch 1728 war das Wendische neben dem Deutschen die allgemeine Umgangssprache auch der Stadtbewohner, ja noch bis 1830 soll in der Stadt viel wendisch gesprochen worden sein, und slavische Namen der Familien unter dem Bürgerstande sind heute noch sehr geläufig. Eingepfarrt in die wendische Kirche sind die Dörschaften Bolschwitz, Bronko, Buchwäldchen, Cabel, Gosda, Lukatz, Plieskendorf, Schöllnitz, Settinchen, Weißagel, Wercho und Zwiecto. In allen diesen Ortschaften ist also das Wendische auch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts noch gesprochen worden. (Berghaus *Mark Brandenburg* III. 555.) Von Kalau verlief die Grenze stets in nördlicher Richtung auf Schönfeld und Zerkwitz (westlich von Lübbenau)<sup>9)</sup>. Die Germanisirung von Zerkwitz datirt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts und soll nach Zentsch a. a. O. namentlich das Werk des Lübbener Subdiaconus Hellwig sein, welcher die wendische Pfarrstelle zu Lübben und Zerkwitz 1781 erhielt und 1823 starb. Er selbst hatte erst spät wendisch gelernt und „die Gemeinden waren mit ihm unzufrieden, weil er schlecht wendisch sprach. Er hatte anfangs jeden Sonntag zweimal deutsch und zweimal wendisch zu predigen. Das gefiel ihm nicht lange, darum bemühte er

8) Geschichte der Kreisstadt Guben von Johann Christian Voocke. Görlitz 1803. S. 116.

9) Zentsch, *Casopis* 1851—1852. S. 104.

sich, daß er je eher, je lieber die wendische Sprache aus seinen Gemeinden verdrängte. Er begann daher seine Predigt zur Hälfte deutsch und zur Hälfte wendisch zu halten, später hielt er nur die Einleitung wendisch und die übrige Predigt deutsch, und kam zuletzt doch so weit, daß er die letzten Jahre seines Diakonats nicht mehr wendisch zu predigen brauchte." Von Zerkwitz ging um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Grenze über Ragow, Neuendorf, Treppendorf bei Lübben nach Groß-Lubolz und Hartmannsdorf. Hier war die nördliche Richtung der Sprachgrenze zu Ende und die östliche begann.

Westlich von der so eben festgestellten Grenzlinie Ruhland bis Groß-Lubolz bei Lübben hat das Wendische seit 1750 wieder gewaltige Gebietsverluste, meist zu Anfang unseres Jahrhunderts erlitten, wie ein Blick auf die heutige Sprachgrenze ergibt. Für folgende Ortschaften vermag ich in dem in Rede stehenden Gebiete das Datum der Germanisirung annähernd zu fixiren; es knüpft sich fast stets wieder an den Mangel eines wendischen Geistlichen.<sup>10)</sup> Reddern (Kalauer Kreis) hat seit 1790 keinen wendischen Pfarrer und 1830 starb dort die Sprache ganz aus. Laasow in demselben Kreise hat seit 1830, als Pfarrer Blüthen starb, keinen wendischen Geistlichen wieder erhalten. Alt-Döbern erhielt nach dem Tode des Mag. Aug. Seb. Lehmann († 1814) keinen wendischen Geistlichen wieder. In Priezen starb 1825 der letzte wendische Pfarrer Bronisch. In Schönfeld (nördl. von Kalau) war um 1795 Pastor Graupner der letzte wendische Pfarrer. In der Senftenberger Stadtkirche wird seit dem Tode des Oberpfarrers Liebusch († 1867) nicht mehr wendisch gepredigt. In der Lübbenauer Kirche predigte zuletzt Pfarrer Stempel († 2. April 1867) wendisch und damit hörte der wendische Gottesdienst auch für die dahin eingepfarrten, jetzt ganz germanisirten Dörfer Leipa, Lehde und Boblitz auf. Um diese Zeit germanisirten sich ferner: Dgrossen, Saßleben, Dobrastro, alle in der Kalauer Gegend. In der Stadt Dreßkau, deren Umgebung heute noch wendisch ist, wurde bis 1798 jeden Sonntag Nachmittag wendische Predigt für alte Leute und das Gesinde gehalten. Weil sie aber wenig besucht war, wurde sie in diesem Jahre auf Verordnung des Lübbener Consistoriums in Katechismusunterricht verwandelt und ist seitdem ganz eingegangen.<sup>11)</sup>

In Lübben ist das Wendische mit Schluß des vorigen Jahrhunderts ausgestorben. Im letzten Drittel desselben wurde beim Gottesdienste zum wenigsten der Glaube noch wendisch gesungen und der Anfang der Predigt wendisch gehalten.<sup>12)</sup> Nach einer gefälligen brieflichen Nachricht des Herrn Vicegeneralsuperintendenten Wahn zu Lübben war der letzte Prediger, welcher daselbst in der Landkirche noch wendischen Gottesdienst gehalten, der Diaconus Fritze († 1790); sein Nachfolger Maltusch hat 1791 seine Probepredigt nur noch deutsch gehalten, ohne daß in den Eheoralakten ein Einspruch dagegen seitens der Gemeinden erhoben worden wäre. Das Wendische war damals auf den Dörfern um Lübben im vollständigen Absterben, obgleich noch bis heute dort in der Gegend einzelne alte Leute etwas wendisch verstehen. Die Dörfer bei Lübben, für welche 1790 als Todesjahr der wendischen Sprache angelegt werden kann, sind: Steinkirchen, Neuendorf, Treppendorf, Groß-Lubolz, Klein-Lubolz, Hartmannsdorf, Kadensdorf und Frauenberg.

Der ganze Spreewald östlich von Lübben und Lübbenau war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch vollständig wendisch, heute aber nur noch zum kleineren Theil, denn die größere nördliche Hälfte hat sich unterdessen germanisirt.

10) Schreiben des Herrn Pfarrers Bronisch zu Priezen vom 1. Dezember 1871 und Zentsch a. a. D. S. 104 ff.

11) Merkel, Erdbeschreibung von Thurfachsen VI. S. 308.

12) Merkel, Erdbeschreibung von Thurfachsen VI. 289. Zentsch, Casopis 1853—54. S. 104.

Von Hartmannsdorf bei Lübben ging die Grenze auf Kadensdorf und von da auf Lieberose zu. Die Landkirche in diesem Städtchen hieß bis vor nicht langer Zeit noch die wendische; es findet sich nicht verzeichnet, wann daselbst der wendische Gottesdienst für die Dörfer Below, Blasdorf, Doberbus, Groschzchen, Jamlitz, Lamsfeld, Liebitz, Münchhof und Staakow, die dorthin eingepfarrt waren, eingegangen ist; aber vor hundert Jahren sprach man dort noch wendisch. Grenz-dörfer waren: Lamsfeld, Doberbus, Groschzchen, Jamlitz, Staakow, von wo die Grenze nach der Colonie Schönhöhe verlief, die heute noch wendisch ist und den nördlichsten Punkt der wendischen Sprache bezeichnet. Wie heute noch verlief dann die Grenze vor 100 Jahren über Wüst-Drewitz, Fänischwalde, Horno zum linken Reiskeufer und an diesem hin auf die Stadt Forst zu.<sup>13)</sup>

In der Umgebung von Forst waren im 17. Jahrhundert die Dörfer noch alle wendisch und in der „Landkirche“ dieser, übrigens von Anfang an deutschen Stadt — welche als Stadt seit dem 14. Jahrhundert unter den Biebersteinen zu blühen begann — wurde für die Bauern der Umgebung wendisch gepredigt. Ausdrücklich heißt es, daß am 12. Jänner 1660 die wendischen Kirchengemeinden Koine, Scheuno, Berge, Altforst (Vorstadt von Forst) und die Hufner bei Forst sich an den Superintendenten Kömer gewandt hatten, damit die Nachmittagspredigten in ihrer Kirche wieder hergestellt werden.<sup>14)</sup> Die Kirchen in Forst sind oft abgebrannt; dann wurde für Stadt- und Landgemeinde der Gottesdienst in der übrig gebliebenen Kirche gemeinschaftlich und wohl nur deutsch gehalten — bei einer solchen Gelegenheit mag es im 18. Jahrhundert gewesen sein, daß der wendische Gottesdienst ganz aufhörte. In dem Dorfe Mulsknitz,  $\frac{1}{2}$  Meile nordwestlich von Forst, wurde noch bis 1825 wendischer Gottesdienst gehalten.<sup>15)</sup> Dem linken Reiskeufer folgend ging um 1750 dann die Grenze über Koine, Bademäusel über Särchen nach Zibelle und Beinsdorf, wo die Grenze der Oberlausitz erreicht wurde.<sup>16)</sup>

Zibelle mit Beinsdorf, Rosenitz, Schönborn, Bogendorf, Merzdorf, Wendisch-Muska war noch zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts eine wendische Parochie. Der letzte wendische Prediger derselben war Johann Samuel Jentsch, von 1783 — 1811 Diakonus daselbst.<sup>17)</sup> Die Sprachgrenze ging von Beinsdorf auf Bogendorf, Merzdorf, Neudörfel, Dubrau, überschritt bei Pechern die Neiße, lief auf Daubitz, Teicha, Stannewisch nach Kosel. Von diesem Kirchdorf wissen wir,<sup>18)</sup> daß hier 1819 der letzte wendische Geistliche Christoph Lorenz starb. Nach ihm kam Johann Karl Gottlob Hilbenz, ein geborener Bauzner, der in das Kirchenbuch folgende Bemerkung einschrieb: „daß am 5. Februar 1820 von der königlichen Regierung in Liegnitz ein Rescript gekommen sei, welches den wendischen Gottesdienst verboten habe, weil es nur sehr wenige Wenden in der Parochie gegeben habe.“ Von Kosel lief die Grenze — immer südliche Richtung einhaltend — auf Petershain, Horschau, Kolm, Thräna, Krishau, Tetta zur heutigen sächsischen Grenze bei Neu-Kunewitz, von wo wir ausgingen.

13) Jentsch a. a. D. S. 106.

14) Schneider, Chronik der Stadt und Standesherrschaft Forst. Guben 1846, S. 256. Am Schlusse dieser Chronik, die übrigens auch das Wendenthum nur wenig berücksichtigt, findet sich eine ganz gute Erklärung der wendischen Ortsnamen bei Forst.

15) Mittheilung des Herrn F. Karstedt in Groß-Tschaksdorf bei Forst.

16) Jentsch a. a. D. S. 106.

17) Jentsch Casopis 1851—52. S. 91.

18) Jentsch a. a. D. S. 91.

## Sprachgrenze im 19. Jahrhundert.

Erst in unserem Jahrhundert, als der Sinn für Nationalität erwachte und ethnographische Fragen allgemein zu interessiren anfangen, wandte man den Wenden von Seiten der Forscher mehr Aufmerksamkeit zu und begann das wendische Sprachgebiet festzustellen. Älter als dreißig Jahre sind diese Bestrebungen indessen auch nicht. Voran gingen Slaven, denen, zur Zeit als die slavische Welt sich wieder zu fühlen begann, der abgelegene, im Dahinschwinden begriffene Aft ihrer Nationalität wieder erinnerlich wurde. Die bisher publicirten kartographischen Darstellungen des wendischen Sprachgebiets sind folgende:

1. Slovánský Zeměvid od P. J. Šafaříka v Praze 1842. In: Slovánský Národopis. Sestavil P. J. Šafařík. Der Maßstab der Karte, welche das ganze slavische Sprachgebiet umfaßt, erlaubt keine specificirte Angabe der wendischen Sprachgrenze. Das Ganze hat heute nur als erster Versuch seinen Werth; in den Einzelheiten ist Šafaříks Karte seitdem längst überholt und namentlich gezeigt worden, wie er im slavischen Interesse fast überall zu weit greift. Was speziell das Gebiet der Wenden betrifft, so ist es um etwa ein Viertel zu groß gezeichnet; denn 1842 ging das Wendische nicht mehr in Norden bis Lübben und Lieberose, und gar im Süden, wo Šafařík es bis an die böhmische Grenze hinzieht, war schon weit über 100 Jahre lang südlich vom Rausitzer Mittelgebirge (bei Kunnewalde) die wendische Sprache verklungen. Auch aus dem Texte (dritte Auflage, Prag 1849, Kapitel 3, S. 100—104) geht hervor, daß Šafařík das wendische Sprachgebiet viel zu sehr ausdehnte.

2. Serske Horne a Delne Lužicy, 1843 von J. E. Smoler publicirte wendische Sprachkarte (auf Grundlage der Meymann'schen Karte) in „Vollständiger der Wenden in der Ober- und Niederlausitz von L. Haupt und J. E. Schmalzer“ (2 Bde. Grimma 1841—1844). Enthält die vollständige Angabe sämtlicher wendischer Ortsnamen und die äußerste Grenze, bis zu welcher das wendische Sprachgebiet überhaupt reichte, so daß selbst sehr schwach gemischte Orte noch in den Bereich der Grenze einbezogen wurden. Für den damaligen Standpunkt sehr zuverlässig und auch heute noch wichtig, um den Gebietsverlust zu zeigen, welchen die wendische Sprache innerhalb 30 Jahren (namentlich in der Niederlausitz) erlitt.

3. Im Jahre 1844 wandte sich der sächsische Alterthumsverein auf Anregung des gegenwärtigen Königs Johann an die sächsische Kreisdirection zu Bautzen um diese zur Aufnahme der wendischen Sprachgrenze in Sachsen zu veranlassen. Bereitwillig entsprach diese dem Wunsche und übersandte ein Verzeichniß derjenigen sächsischen Dörfer, in welchen die wendische Sprache noch herrschend war. (Mitth. des k. s. Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterl. Alterthümer. 1846. III. S. 72.) Die Kreisdirection bemerkt dabei, „daß die Parochialeintheilung zum Anhalten genommen werden mußte, weil, da in allen andern Beziehungen, z. B. vor Gericht und bei allen anderen obrigkeitlichen Verhandlungen der Gebrauch der wendischen Sprache nicht üblich ist, und nur ausnahmsweise vorkommen kann, zur Beurtheilung der Nationalangehörigkeit der Bewohner eines Ortes ein anderes Kriterium als die öffentliche Gottesverehrung und die dabei übliche Sprache kaum zu finden sein dürfte.“ Die Kreisdirection bemerkt weiter, daß von der Sprachgrenze aus nach dem inneren wendischen Gebiete das Deutsche mehr und mehr vordringe „und so liegt die Vermuthung, daß der Gebrauch der wendischen Sprache sich auch fernerhin auf immer engere Grenzen beschränken werde, um so näher, als einerseits der früher seltene Gebrauch der deutschen Sprache bei dem Unterricht in den Schulen wendischer Orte jetzt allgemein ist und auf die Befähigung der Wenden zum mündlichen und schriftlichen deutschen Ausdrucke

abzweckt, andererseits die Wenden, eben weil man keinen Zwang anwendet, sie zu germanisiren, selbst Geneigtheit und Bestreben zeigen, sich deutsche Sitte und Bildung anzueignen."

4. Lużyce od reformacji do 1861 roku (die Lausitz von der Reformation bis zum Jahre 1861) in Rys Dziejów Serbo-Lużyckich przez W. Bogusławskiego (Petersburg 1861 beim Verfasser). Richtet sich wesentlich nach der Schmalerschen Karte, und obgleich 1861 schon vieles germanisirt war, was 1843 noch als wendisch galt, behält Bogusławski doch die alten Grenzen bei. Richtig gibt Bogusławski Horno (Rogow) in der Niederlausitz (Kottbusser Kreis) gegenüber Schmalers noch als wendisch an. Durchaus fehlerhaft aber ist, daß er 1861 das Gebiet von Kunwalde noch dem wendischen Gebiet einverleibt, das schon länger als 100 Jahre germanisirt ist. Auch läßt er — weiter als Schmalers — das wendische Gebiet noch bis nördlich von Lübbenau gehen, was gleichfalls nicht zutrifft.

Gegenüber theils veralteten und für den heutigen Standpunkt nicht mehr zutreffenden Angaben über die wendische Sprachgrenze, theils unrichtigen Darstellungen und im Zusammenhang mit meinen Bestimmungen über die Sprachgrenze in der Mitte des 16. und Mitte des 18. Jahrhunderts hielt ich es für geboten auch die heutige Sprachgrenze genau von Ort zu Ort aufzunehmen. Bei meinen wiederholten Reisen in der Lausitz habe ich einen großen Theil derselben persönlich begangen und für die Ausfüllung der Lücken vortreffliche Gewährsmänner gefunden. In dieser Beziehung bin ich zu Dank verpflichtet den Herren: Archidiaconus Burscher zu Kottbus, Diaconus Müller im Spremberg, Pastor Bronisch zu Priezen, F. Karstedt zu Groß-Tschacksdorf, Pastor Broske zu Krisha, Pastor Raede in Muskau, Pastor Delant in Creba, Vicegeneralsuperintendent Wahn in Lübben, Oberförster Walde zu Wuischke am Tschernebog.

Die Sprachgrenze, wie ich sie solchergestalt für das Jahr 1872 festgesetzt habe, gibt ein Bild der äußersten Ausdehnung der wendischen Sprache, denn einbezogen sind selbst solche Dörfer, in denen noch ein Viertel bis ein Fünftel der Einwohner das Slavische als häusliche Umgangssprache gebrauchen. In der That aber ist das ganze Gebiet gemischt — abgesehen von den rein deutschen Sprachinseln der Städte. Würde man nun in der Art, wie dies z. B. Bilz bei seinen Sprachkarten Siebenbürgens oder Richard Böckh in seiner Sprachkarte Preußens thaten, die Prozentfäße der wendisch oder deutsch redenden Bevölkerung der Lausitz nach Kreisen und Bezirken eintragen, so würde der heute noch bestehende Kern des Wendenthums ein zwar ausgedehnteres, aber auch weit abgeschwächteres Bild darbieten, da in vielen Kreisen und Bezirken das Deutschthum stark überwiegt, in manchen das Wendenthum gar nur einige Prozent einnimmt. Gegenüber dieser mehr statistischen Darstellung ziehe ich jedoch die geographische vor, da diese uns ein deutlicheres Bild der Ausdehnung des Sprachgebietes vor Augen führt. Ich erwähne dies, um davor zu warnen, als ob auch das ganze Gebiet, das ich als heute noch wendisch bezeichne, auch rein wendisch sei. In der That ist es jedoch ein stark gemischtes, worüber die weiter unten mitgetheilten statistischen Daten Auskunft geben.

Die heutige Sprachgrenze wird durch folgende Dörfer bezeichnet. Sie beginnt bei dem nur zur Hälfte wendischen Maltitz (Malecicy) am Löbauer Wasser, südöstlich von dem deutschen Städtchen Weißenberg an der sächsisch-preussischen Grenze, geht südlich auf Kostitz (Nosacicy), Trauschwitz (Drasiöy), Krappe (Krapow), nach dem gemischten zur Hälfte deutschen Kittlitz (Ketlicy), Rauche (Luchow), nach Nechen (Nechan) und Delsa (Wolsinka). Auf dieser 1 $\frac{1}{2}$  Meilen langen Strecke von Maltitz bis Delsa hält die Sprachgrenze im Allgemeinen eine südwestliche Richtung ein. Mit meiner Angabe stimmt die Aufnahme der sächsischen Kreisdirection von 1844, dagegen bezeichnet Schmalers auf seiner

Sprachkarte östlich von der Linie Maltitz-Delsa eine Reihe Dörfer als wendisch, die es heute entschieden nicht mehr sind, nämlich: Lantitz (Luwocicy), Dppeln (Wopalen), Unwürde (Wujer), Gorbitz (Khorecy), Alt-Löbau (Stary Lubij). In allen diesen Dörfern gibt es nur noch einzelne Leute, die wendisch reden können. Delsa ist das einzige nach Löbau eingepfarrte wendische Dorf, um dessen willen in jener Stadt auch noch wendischer Gottesdienst abgehalten wird. Bei dem letzten Wechsel des Pfarrers in Löbau kam es zur Sprache, ob man den wendischen Gottesdienst eingehen lassen solle oder nicht. Man entschied sich mit Rücksicht auf Delsa, und die wendischen Dienstboten in der Stadt für Beibehaltung desselben.

Von Delsa nimmt die Sprachgrenze nun eine vorherrschend westliche Richtung an. Sie geht auf Großdehna (Wulki Dazim) und läuft über das Lausitzer Mittelgebirge hinweg, über den Hochstein, Mittelberg, Tschernebog, Bielitzer Berg auf Kosel (Kozlje) zu. Alles nördlich von den genannten Bergen ist wendisch, südlich davon deutsch. Diese Berge machen überhaupt die einzige natürliche Grenze zwischen wendischem und deutschem Sprachgebiet aus und hinderten hier entschieden das Vordringen des letzteren. Südlich von diesen über 1000 Fuß hohen Bergen liegt das schon vor 1767 germanisirte Gebiet von Kunewalde und Krosta. Von Kosel geht die Sprachgrenze auf Sulowitz (Jilocy), nach Halbendorf (Bohow), das bereits mehr als gemischt ist und wohl zu den germanisirten Wendendörfern gestellt werden muß; das Gleiche ist der Fall mit Bederwitz (Bedrusk), Rodewitz (Rozwodocy), Klein-Postwitz (Bojswojcy), Wiltthen (Welecin). Diese vier zuletzt genannten sind stark gemischt; südlich von ihnen Kirschau (Korzym), auf Schmalers Karte noch wendisch, ist heute germanisirt. An Wiltthen schließt sich nordwestlich als wendisches Dorf an: Irgersdorf (Helgerecy), weiter Arnsdorf (Warnacicy), Dretsch (Drečín), das gemischte Diehmen (Demjany), das halb deutsche Gauzig (Huska) und Demitz (Demicy) an der Dresden-Bautzener Eisenbahn. Hier beginnt die Sprachgrenze eine nördliche Richtung einzuschlagen. Südlich von der Linie Wiltthen-Demitz führt Schmalers wieder eine Reihe Ortschaften noch 1843 als wendisch an, die heute germanisirt sind, nämlich: Tautevalde (Tucicy), Neundorf (Nowa wes), Tröbigau (Trebichow), Schmölln (Smjelna).

In Demitz schlägt nun die Sprachgrenze auf etwa 11 Meilen hin (bis über Betschau) eine vorherrschend nördliche Richtung ein. Es folgen von Süden nach Norden: Wölkau (Welkowy), Stacha (Stachow) — von dem westlich das jetzt germanisirte Pöhla liegen bleibt — Taschendorf (Ledzborey), Ujest (Wujezd), Boco (Bukow), Ostro (Wotrow), Zauer (Jawora), Miltitz (Mikcey), Nebelschütz (Nebelöicy), Deutsch-Baseltz (Njemske Bazlicy) und östlich von Kamenz. In dieser Stadt selbst wird noch wendischer Gottesdienst abgehalten; auch wohnen in den beiden Dörfern Bernbruch (Barbuk), Jesau (Jezow) nördlich und östlich von Kamenz noch einige Wenden. Von Deutsch-Baseltz geht die Sprachgrenze weiter auf Tschorna (Corna), Schiedel (Pšidol), Weißig (Wusoka), Lieska (Ljeskej) an die sächsische Grenze.

Bei Zeißholz (Cisowa) tritt die Sprachgrenze nach Preußen, Regierungsbezirk Liegnitz, über. Sie läuft fort auf Schwarz-Kolmen (Corny Kholm), Laute (Luta), Groß-Koschen (Kosina), Buchwalde (Bukojna), Senftenberg (Zły Komarow). In diesem deutschen Städtchen wird für einige dorthin eingepfarrte Dörfer wendisch gepredigt. Auch müssen die Dörfer Niemitsch und Peikwitz südlich von Spremberg, die westlich von der eigentlichen Sprachgrenze liegen, noch als gemischt angesehen werden, obwohl das Wendische auch hier stark abnimmt.

Von Senftenberg bis nach Dreßkau zieht sich nun eine Reihe gemischter Ortschaften, in denen nur unregelmäßig wendischer Gottesdienst stattfindet, oder wo schon bloß deutscher abgehalten wird. Trotzdem herrscht in der Umgangssprache



noch immer das Wendische, ist aber ersichtlich in der Abnahme begriffen, wie denn überhaupt an der Westgrenze und besonders auf der Strecke von Senftenberg bis Betschau die bedeutendste Abnahme des Wendischen zu beobachten ist. Schon in Lauta, südöstlich von Senftenberg, wird nur noch zuweilen wendisch gepredigt; in Wendisch-Sorno, nordöstlich von Senftenberg, ist nur deutscher Gottesdienst. Von Senftenberg zieht die Sprachgrenze nördlich auf das gemischte Rauno (Rowna) nach Groß-Rätschen (Ran), wo nur zuweilen noch wendischer Gottesdienst gehalten wird, auf Woschko (Woškow), Runnersdorf (Kosobuz), Buchholz (Bukowina), Greiffenhahn (Malin). Das zu diesem Kirchdorfe gehörige Filial-Ressen (Rašiny) ist fast ganz germanisirt. Radensdorf (Radowašojee) ist noch fast ganz wendisch. Drebkau (Drjowk), das nun folgt, ist ein deutsches Städtchen; westlich davon ist nur das Dorf Gollschö (Golašow) noch als gemischt anzusehen.

Aber auch östlich von der gemischten Grenzstrecke Senftenberg-Drebkau liegt um die industrielle deutsche Stadt Spremberg herum ein gemischtes Gebiet, indem hier die deutsche Industriebevölkerung sich über die Dörfer des Spremberger Kreises ausdehnt. Hiedurch wird es auch erklärlich, daß H. Kiepert auf seiner kleinen Sprachkarte von Deutschland, von Westen her bis nach Spremberg eine deutsche Sprachzunge vorgehen läßt. In der That handelt es sich hier aber gegenwärtig um gemischte, stark in der Germanisirung begriffene Dörfer. Die in den Fabriken Sprembergs beschäftigten Wenden haben sich fast ganz germanisirt und westlich von der Spree wird in den beiden Pfarochien Jessen (Jasen) und Groß-Bukow (Bukow) des Spremberger Kreises nur deutsch gepredigt und damit die Germanisirung beschleunigt.

Auf Schmalers Karte sind noch die drei westlich von Senftenberg gelegenen Dörfer Hörlitz, Zschiptau und Sawo als wendische 1843 verzeichnet. Sie sind heute germanisirt. In Zschiptau gibt es noch vereinzelte alte Leute, die wendisch sprechen können.

Verfolgen wir nun wieder die Sprachgrenze von Drebkau nach Norden zu, so stellt sich abermals ein starker Verlust des wendischen Gebietes nach Westen hin heraus. Sie geht von Gollschö auf Illmersdorf, Rodrow (Kokrjow), Krišchow (Kšišow), das zu  $\frac{2}{3}$  bereits deutsch ist, Eichow (Dube), Weißag (Husoka), Suscho (Zušow) bei dem Städtchen Betschau (Wjetšow), das selbst ganz deutsch ist, in dem aber wendischer Gottesdienst gehalten wird. Dann ist Radusch (Raduš) der nordwestlichste Punkt des ganzen wendischen Sprachgebietes.

Auf der eben bezeichneten Strecke von Drebkau nach Radusch ist seit 1843 ein ganz bedeutender Verlust des wendischen Sprachgebietes zu verzeichnen, der auf den Kalauer Kreis entfällt. Germanisirt sind seitdem die Dörfer Göriz, Kassel, Gräbendorf, Laasdorf, Reddern, Protzkowiz, Wüthenhahn, Laasow, Briesen, Torniz, Mißsen, Jaischen, Bolschwitz, Repten, Lobendorf, Roswig, Kalkwitz, Dubrau, Göriz bei Betschau, Rahnsdorf, Böblitz, Leipa und Lehde. Letztere drei sind nach Lübbenau eingepfarrt, wo seit 1867 kein wendischer Gottesdienst mehr gehalten wird.

Von Radusch ab wendet sich die Sprachgrenze die Spree überschreitend und durch den Spreewald gehend, nach Osten. Das zerstreute Dorf Burg (Burk, Grod), die Colonien Schmogrow und Sakasne, Fehrow (Prjawoz), Drachhausen (Drjanow), der vorgeschobene Posten Schönhöhe und Wüst-Drewitz (Drejce) bezeichnen die nördliche Grenze des Sprachgebietes.

Von Wüst-Drewitz an beginnt die südliche Richtung der Sprachgrenze. Sie geht auf Jänschwalbe (Jašojee), Radewiese (Radojz), Horno (Rogow). Hier ist die Bevölkerung noch vorwiegend wendisch, obwohl seit 40 Jahren kein wendischer Prediger angestellt ist, weshalb Schmalers auch wohl diesen in der That noch wendischen Ort als deutsch bezeichnet. Ferner über Heinersbrück (Most), Gretsck (Grožišeo), Klinge (Klinka), Rathlow (Koltow), Sergen (Zargon), Gablentz (Jablon), Gahrn (Gare), (das auch bei Schmalers als deutsch erscheint,

aber noch vorherrschend wendisch ist), nach Trebendorf (Trebejce) zur Grenze des Kreises Kottbus gegen den Kreis Spremberg. Westlich von der hier bezeichneten Grenze ist im Lauf unseres Jahrhunderts das noch bei Schmalzer als wendisch bezeichnete Dubrau germanisirt worden. Deutsch sind im Kreise Kottbus die Städte Peitz und Kottbus. Die nach letzterer Stadt eingepfarrten Dörfer sind fast alle rein wendisch, mit Ausnahme von Branitz, das stark gemischt ist. In der nordöstlich von Trebkau gelegenen Parochie Schorbus wird seit 1869 gar nicht mehr wendisch gepredigt; ebenso in Leuthen. In Sachsendorf bei Kottbus überwiegt das Deutsche, was natürlich erscheint, da es sich um eine 1785 unter Friedrich dem Großen angelegte Kolonie handelt, zu der die Ansiedler aus Sachsen berufen wurden.

Stark gemischt mit Deutschen sind noch die Dörfer Madlow und Wintdorf innerhalb des wendischen Sprachgebietes des Kottbuser Kreises. Dagegen wird in den beiden Parochien Dissen und Sslow gar nicht deutsch gepredigt.

Südlich von Trebendorf tritt die Sprachgrenze wieder in den Spremberger Kreis nach Horno (Lješće) über, geht auf Bohsdorf (Bošojce), Reuthen (Rusi), Horlitz (Worlice), Wolfshain (Sisej), Tschernitz (Cersk), Zichorne (Corna) und nach Berg (Hora) bei Muskau (Mužakow). Diese Stadt ist wieder deutsch, doch wird daselbst für die eingepfarrten wendischen Dörfer wendischer Gottesdienst gehalten. Westlich von der eben bezeichneten Linie sind die Parochien Kölzig und Dubrauke, beide bei Schmalzer noch als wendisch verzeichnet, fast vollständig germanisirt. In Dubrauke wird seit 40 Jahren nicht mehr wendisch gepredigt.

Noch vor dreißig Jahren sprach man am rechten Neißeufer in den östlich von Muskau gelegenen Dörfern Köbels, Braunsdorf, Lucknitz und Kutschig vorherrschend wendisch. Sie sind heute fast ganz germanisirt und dadurch ist der letzte Wendenrest am rechten Neißeufer verschwunden.

Von Muskau ab springt das wendische Sprachgebiet, am linken Neißeufer aufwärts ziehend, etwas nach Osten hin vor, Sagar (Zagor) und Starbersdorf (Skarbišecy) sind die beiden überhaupt am weitesten nach Osten vorgeschobenen wendischen Dörfer. Bei letzterem verläßt die Sprachgrenze die Neiße wieder und läuft südwestlich auf Brand (Spalene), Heide (HOLA) und erreicht bei Zweibrück (Zamosty) den weißen Schöps. Mochholz (Mochole) und Biereichen (Styri duby) sind noch wendische Dörfer an diesem Flüsschen; weiter aufwärts sind aber Hammerstadt, Werde, Rietschen und Daubitz in den letzten dreißig Jahren völlig germanisirt. Ebenso Prauske und Neu-Liebel südlich vom weißen Schöps.

Von Biereichen am weißen Schöps läuft die Grenze nun südlich auf Alt-Liebel (Stary Luban), Nappatsch (Napač), Zschernske (Černsk), Treha (Krehja), in dem ein Viertel der Bewohner deutsch ist, Neudorf (Nowa wes), Mücka (Mikow), Petershahn (Hósniča  $\frac{3}{4}$  Wenden), Horsch (Horsow  $\frac{3}{4}$  Wenden), Stein-Ölsa (Kamentna olsinka  $\frac{2}{3}$  Wenden), Groß-Radisch (Račow  $\frac{1}{3}$  Wenden), Thraena (Drěnow  $\frac{3}{4}$  Wenden), Jerchwitz (Jerchecy  $\frac{4}{5}$  Wenden), Kriska (Kšišow  $\frac{1}{2}$  Wenden) zur sächsischen Grenze bei Maltitz.

Westlich von der eben bezeichneten Linie ist noch Kolm als in der letzten Zeit germanisirt zu nennen. Nur noch ein Fünftel der Bewohner sind Wenden, ferner Tetta, ein Filial von Kriska, in dem noch ein Sechstel Wenden wohnen. Kriska und Tetta sind die einzigen wendischen Dörfer des Görlitzer Kreises.

Innerhalb dieses heute noch wendischen Gebietes bilden die Städte deutsche Sprachinseln und erstreckt sich von ihnen aus die deutsche Sprache mehr und mehr auf die umliegenden Dörfer. Es ist hier in der Lausitz umgekehrt wie in anderen Ländern, wo deutsche Städte als Sprachinseln bestehen oder bestanden. In den Ostseeprovinzen ist der nationale Bestand der deutschen Städte bedroht; in Ungarn ist vom platten Lande her eine große Anzahl deutscher Städte magharisirt worden, und in Böhmen sind Städte, die man gewohnt war als deutsche

anzusehen, wieder tschechisirt worden, weil die Unwohner Tschechen waren. Aber das Wendenthum der Lausitz ist zu schwach, in numerischer wie geistiger Beziehung, um irgend einen Einfluß je auf die deutschen Städte seines Gebietes ausüben zu können. Die größeren Städte wie Bautzen, Rottbus, Spremberg waren von allem Anfang an ganz deutsch und die kleineren waren stets gemischt. Außer den drei erwähnten sind noch Peitz, Drebkau, Senftenberg, Muskau, Weißenberg, Wittichenau und Hoyerswerda deutsche Sprachinseln im wendischen Gebiete.

Hoyerswerda, ein kleines Ackerstädtchen, war bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch national-gemischt; im Gottesdienst daselbst standen die Deutschen sogar hinter den Wenden zurück, welche den ersten Rang in der Kirche einnahmen. „Es gehöret die Hauptkirche denen Wenden, und wird darinnen alles wendisch geprediget, außer Sonntags und hohen Festtags, Früh von 5 bis 7 Uhr, zu welcher Zeit von denen Diaconis eine teutsche Predigt über die gewöhnlichen Sonntags- und Festepisteln abgelegt wird.“ Neben der Hauptkirche wurde erst im 17. Jahrhundert für die deutsche Gemeinde eine kleine Kapelle eingerichtet. „Denn nachdem sich die teutsche Gemeinde vermehret, hat sich solche darauf — also im 17. Jahrhundert — von denen Wendischen abgesondert, unbeschadet nach der alten Verfassung derer Accidenzien für die Diaconen.“<sup>19)</sup>

#### Statistik der Wenden.

Genau statistische Aufnahmen der wendisch redenden Bevölkerung der Lausitz reichen nur dreißig Jahre zurück, aber auch für diese kurze Zeit läßt sich aus den Aufnahmen feststellen, wie das Wendenthum in der Abnahme begriffen ist, und zwar in weit höherem Maße in Preußen als in Sachsen, wo das Wendische mehr berücksichtigt wurde und die ungemein germanisirend wirkende allgemeine Wehrpflicht neueren Datums ist. Nachstehende Tabellen zeigen die Anzahl der Wenden in Preußen 1843 bis 1861 und in Sachsen 1849 bis 1871, sowie deren Verhältnisse gegenüber den Deutschen, ihre Vertheilung nach Kreisen resp. Bezirken und ihre Anzahl überhaupt.

#### Königreich Preußen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pro Mille	
		überhaupt	Deutsche	Wenden		
1843	Kreis Hoyerswerda . . . . .	28,718	12,074	15,644	561	
	„ Rothenburg . . . . .	42,891	28,624	14,267	333	
	„ Görlitz (Rauban, Bunzlau etc.) . . . . .			490		
	preussische Oberlausitz . . . . .			30,401		
	Kreis Rottbus . . . . .			33,703		
	„ Spremberg . . . . .			9,183		
	„ Kalau . . . . .			12,563		
	„ Lübben . . . . .			1,048		
	„ Sorau . . . . .			3,277		
	„ Guben . . . . .			451		
	„ Luckau . . . . .			41		
	preussische Niederlausitz . . . . .			60,266		
	Wenden überhaupt 1843 in Preußen . . . . .				90,667	

19) Historischer Schauplatz oder Chronika und Beschreibung der pp. Stadt Hoyerswerda. Von Salomon Gottlob Frenkeln. Leipzig und Budissin 1744. S. 17, 19.

Königreich Preußen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pro Mille
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1849	In der preussischen Oberlausitz . . .			31,635	
	In der preussischen Niederlausitz . .			60,797	
	Wenden überhaupt 1849 in Preußen .			92,432	
1861	Kreis Hoyerswerda . . . . .	31,169	13,959	17,210	552
	„ Rothenburg . . . . .	50,010	35,258	14,745	295
	„ Görlitz (Lauban, Bunzlau u.) . .	110,661	110,282	379	—
	preussische Oberlausitz . . . . .	191,840	159,499	32,334	169
	Kreis Rottbus . . . . .	58,449	24,867	33,582	425
	„ Spremberg . . . . .	17,857	9,309	8,518	469
	„ Kalau . . . . .	46,897	39,910	6,987	149
	„ Luckau, Lübben, Sorau, Guben	201,307	200,523	784	4
	preussische Niederlausitz . . . . .	324,510	274,609	49,871	154
	Wenden beim Militär und zerstreut lebend			1,238	
Wenden überhaupt 1861 in Preußen .			83,443		

In den Jahren 1867 und 1871 ist die Anzahl der Wenden in Preußen nicht aufgenommen worden. Die Zählung von 1858 aber ergibt bezüglich der Wenden der Niederlausitz unrichtige Resultate. Denn, während in jenem Jahre die drei preussischen Oberlausitzer Kreise Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz mit einer den Zählungen der übrigen Jahre entsprechenden Gesamtsumme von 32,581 Wenden figuriren, ergibt sich für die Niederlausitzer Bezirke eine solche von 76,428 Wenden, mithin von 109,009 Wenden in Preußen überhaupt. Es bezieht sich dies namentlich auf die Kreise Sorau und Lübben. „Die hohen Zahlen, sagt Böckh<sup>20)</sup>, welche für diese beiden Kreise in den Aufnahmen von 1858 erscheinen, rühren von abweichender Auffassung des Gegenstandes bei der Aufnahme her; denn wir haben es hier offenbar mit Ermittlungen oder Schätzungen zu thun, welche sich auf die Abstammung der Bevölkerung beziehen, wie auch die in diesem Bezirke ermittelte Zahl als die der „Nachkommen der Sorben und Wenden“ bezeichnet ist.“ Wo es sich aber, wie hier, um die Feststellung der thatsächlich noch wendisch redenden Bevölkerung, nicht deren Abstammung handelt, können die Zahlen für 1858 nicht in Betracht gezogen werden. Jedenfalls ist es zu beklagen, daß in Preußen seit 1861 keine Aufnahme der wendischen Bevölkerung stattfand, da diese noch schlagender, als es jetzt geschehen kann, die Abnahme des Wendischen statistisch nachweisen würde.

20) H. Böckh, der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. S. 104.

Königreich Sachsen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pr. Mil.
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1849	Bezirk Bautzen . . . . .	96,999	60,616	36,383	375
	"    Ramenz . . . . .	13,678	13,611	67	5
	"    Löbau . . . . .	151,299	142,995	8,304	55
	"    Stolpen . . . . .	28,613	25,789	2,824	99
	Uebrigcs Sachsen . . . . .	1.603,842	1.602,203	1,639	1
	Zusammen	1.894,431	1.845,214	49,217	26
1861	Bezirk Bischofswerda . . . . .	20,965	19,323	1,624	75
	"    Bautzen . . . . .	37,108	13,960	23,148	623
	"    Ramenz . . . . .	23,567	15,720	7,847	333
	"    Königswartha . . . . .	7,405	1,020	6,385	860
	"    Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz . . . . .	45,676	45,450	226	5
	"    Schirgiswalde . . . . .	16,660	14,464	2,196	133
	"    Löbau . . . . .	27,246	23,157	4,089	150
	"    Weißenberg . . . . .	6,584	1,807	477	724
Uebrigcs Sachsen . . . . .	2.040,029	2.036,266	3,663	2	
	Zusammen	2.225,240	2.171,267	53,973	24
1864	Bezirk Bischofswerda . . . . .	21,478	19,848	1,630	76
	"    Bautzen . . . . .	38,729	14,807	23,922	608
	"    Ramenz . . . . .	23,860	16,028	7,832	328
	"    Königswartha . . . . .	7,493	1,074	6,419	857
	"    Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz . . . . .	46,352	46,182	170	4
	"    Schirgiswalde . . . . .	17,465	15,459	2,006	115
	"    Löbau . . . . .	28,220	24,405	3,815	135
	"    Weißenberg . . . . .	6,810	1,998	4,812	707
Uebrigcs Sachsen . . . . .	2.153,587	2.150,334	3,253	2	
	Zusammen	2.343,994	2.290,234	53,760	23
1867	Bezirk Bischofswerda . . . . .	22,371	20,741	1,630	73
	"    Bautzen . . . . .	38,917	15,720	23,197	596
	"    Ramenz . . . . .	24,480	17,010	7,470	306
	"    Königswartha . . . . .	7,417	1,421	5,996	808
	"    Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz . . . . .	48,001	47,831	170	4
	"    Schirgiswalde . . . . .	18,169	16,200	1,969	108
	"    Löbau . . . . .	28,987	25,297	3,690	122
	"    Weißenberg . . . . .	6,847	2,021	4,826	705
Uebrigcs Sachsen . . . . .	2.228,397	2.225,450	2,947	1	
	Zusammen	2.423,586	2.371,691	51,895	21
1871	Bezirk Bischofswerda . . . . .	22,481	20,907	1,574	70
	"    Bautzen . . . . .	38,851	16,615	23,236	555
	"    Ramenz . . . . .	25,426	17,624	7,802	300
	"    Königswartha . . . . .	7,303	1,255	6,048	828
	"    Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz . . . . .	49,021	48,763	258	5
	"    Schirgiswalde . . . . .	18,780	16,867	1,913	102
	"    Löbau . . . . .	28,977	25,348	3,629	122
	"    Weißenberg . . . . .	6,818	2,035	4,783	701
Uebrigcs Sachsen . . . . .	2.357,587	2.354,733	2,854	1	
	Zusammen	2.556,244	2.504,147	52,097	20

In Sachsen haben allerdings ältere Zählungen der Wenden als jene von 1849 existirt, doch ist leider das ganze handschriftliche Material derselben Ende der fünfziger Jahre vernichtet worden.<sup>21)</sup> In den Jahren 1852 und 1855 fand in Sachsen eine Aufnahme der Wenden nicht statt. Die Aufnahme geschieht in Sachsen durch Zählungslisten mit der Frage: „Ob Wende,“ was auch eine Unterscheidung nach der Abstammung zuließe. Indessen ist es nicht anzunehmen, daß ein germanisirter Wende sich noch zum Wendenthum bekennt; eher neigen die Wenden auch in Sachsen dahin, die Frage unbeantwortet zu lassen und damit sich zur deutschen Nationalität zu bekennen. Wie die Uebersicht ergibt, hat das Wendische in Sachsen seinen Höhepunkt erreicht. Die Zunahme der Wenden ist hinter jener der Deutschen zurückgeblieben und seit 1864 ist eine Abnahme, resp. ein Stillstand der wendischen Bevölkerung bemerkbar. Im Jahre 1849 kamen in Sachsen auf 1000 Seelen noch 26 Wenden; 1871 aber nur noch 20.

Was die statistische Unterscheidung der Wenden nun in Unter- und Oberlausitzer betrifft, so ist diese nach geographischen Abgrenzungen allerdings leicht durchzuführen, ohne daß damit auch die richtige ethnographische Grenze zwischen beiden Sprachgruppen gewonnen wäre. Zwischen beiden Dialekten liegt ein Mittel- oder Zwischendialekt in zwei Schattirungen. Der ganze Spremberger Kreis und das Senftenberger Amt im Kalauer Kreise bilden einen Zwischendialekt der Niederlausitzer Sprache, der sich dem Oberlausitzer Dialekte nur in der Aussprache mancher Endsyllben und einzelner Buchstaben nähert, z. B. das *l* wird hier *w*, wie in der Oberlausitz, gesprochen, und das Niederlausitzer *ps* in verschiedenen Wörtern als *r*. Im Hoyerswärdaer Kreise, namentlich nördlich von der Stadt Hoyerswerda, und in den Dörfern bei Muskau, welche an den Spremberger Kreis grenzen, herrscht hingegen der Oberlausitzer Zwischendialekt, welcher sich wieder in der Aussprache einiger Wörter und Endsyllben dem Niederlausitzer nähert. Man könnte an der Grenze der Ober- und Niederlausitz füglich sagen: es wirft jeder Dialekt einen schwachen Widerschein von sich über die Grenze hinaus. Im Spremberger Kreisgerichte kann man alle vier Dialekte, die beiden reinen und die beiden Zwischendialekte von den dorthin citirten Wenden reden hören, und der dortige Dolmetscher (Diaconus Müller) muß allen vierein gerecht sein, was, wie er mir bemerkt, „anfangs nicht ohne einige Schwierigkeiten war.“

Die Grenze zwischen Ober- und Niederlausitz läuft, so weit sie das wendische Sprachgebiet betrifft, ungefähr längs einer Linie, die man von Senftenberg im Westen über Spremberg nach Muskau im Osten zieht. Die ganze Niederlausitz ist preußisch; von der wendischen Oberlausitz sind aber nur die Kreise Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz (im Regierungsbezirke Liegnitz) preußisch. Der Rest der Oberlausitz ist sächsisch. Die Zahl der Wenden nun in beiden Lausitzen läßt sich für die Jahre 1849 und 1861 vollständig übersehen.

	1849	1861.
Niederlausitzer Wenden . . . . .	60,797	49,871
Oberlausitzer „ in Preußen . . . . .	31,635	32,334
„ „ in Sachsen . . . . .	47,578	50,609
Wenden in der Lausitz überhaupt . . . . .	140,010	132,814

Die Zahl der Wenden überhaupt ist jedoch hiermit nicht ausgedrückt, diese stellt sich etwas höher, da in Preußen die beim Militär stehenden, in Sachsen die im übrigen Königreiche, außerhalb der Lausitz, lebenden Wenden hier nicht eingerechnet sind.

21) Mittheilung des königl. statist. Bureaus in Dresden.

Die Gesamtzahl der Wenden in Preußen und Sachsen beträgt vielmehr nach den oben mitgetheilten Daten:

	1849	1861.
In Preußen . . . . .	92,432	83,443
In Sachsen . . . . .	49,217	53,973
Alle Wenden . . . . .	141,649	137,416

Es ergibt dieses von 1849 bis 1861, also in einem Zeitraume von 11 Jahren eine absolute Abnahme von 4,233 Seelen, eine Zahl, die weit bedeutender sich gestalten würde, wenn in Preußen spätere Zählungen als jene von 1861 vorlägen, da gerade dort im letzten Jahrzehent das Wendenthum, zumal in der Niederlausitz, sehr schnell abgenommen hat.

Um für das Jahr 1871 — für welches in Sachsen eine Zählung der Wenden vorliegt — die Gesamtzahl der Wenden zu bestimmen, müssen wir uns für den preussischen Antheil, wo nicht gezählt wurde, mit Conjecturalstatistik begnügen. Die Abnahme der Wenden in den 12 Jahren 1849 bis 1861 betrug in Preußen absolut 8989 Seelen. Wäre nun in den folgenden 10 Jahren die Germanisirung gleich schnell vorgeschritten, so hätten nach jenem Verhältniß weitere 7500 Wenden in Preußen ihre Muttersprache eingebüßt; höchst wahrscheinlich ist aber, nach allen Analogien zu schließen, der Prozeß noch schneller vor sich gegangen. Nimmt man aber nur 7500 germanisirte Wenden in dem Zeitraume 1861—1871 in Preußen an, so erhält man für das Jahr 1871 durch Subtraction jener 7500 von der für 1861 constatirten Zahl (83,443) die Summe von 75,943 Wenden in Preußen. Die Zählung in Sachsen ergab 52,097 Wenden, so daß also im Jahre 1871 die Anzahl aller Wenden im höchsten Falle 128,040 Köpfe betrug.

Das Schicksal der wendischen Sprache ist besiegelt. Die im Eingange aufgeführten Ursachen des Untergehens derselben wirken in unseren Tagen stärker als je zuvor; unaufhaltsam, immer rascher erfüllt sich das Verhängniß, das Aufgehen des Wendischen im Deutschen. Die kleine Sprachinsel ist heutzutage nur noch eine ethnographische Kuriosität. Freilich, der Slave mag darüber klagen, daß hier dem deutschen Moloch wiederum slavischer Boden geopfert wird — wer es aber gut meint mit dem tüchtigen wendischen Bauernvölkchen, der wird sagen: je eher die letzten Reste der ihnen selbst lästig fallenden slavischen Sprache verschwunden sind, desto besser. Zwang weudet der Deutsche nicht an: er läßt sie ruhig einschlafen; er beschleunigt den Auflösungs-Prozeß nicht, der in nicht allzuferner Zeit beendigt sein dürfte.

## Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. G. Leeder.

(Fortsetzung. \*)

### III. Periode. Dynastie Wartenberg-Waldstein.

Die Familien Wartenberg und Waldstein haben einen gemeinschaftlichen Ursprung oder vielmehr die letztere ist aus der ersteren entsprungen, als diese sich in viele Linien spaltete.<sup>1)</sup>

Die Geschichte der Wartenberger ist sehr verwickelt und streift oft an die Sage, doch ist historisch festgestellt, daß die Glieder dieser uralten, vielverzweigten

\*) Siehe Jahrgang XI, Heft 1, 2 und 3.

1) MS. des Bischofs Max. Baron von Schleinitz bei Dobner Monum. I. p. 220 ff. Doch enthält Schl. viel Unrichtiges.

Familie, die sich anfangs von Kalsko nannte, ebenso durch reichen Güterbesitz in Böhmen als durch die vornehmsten Aemter und Würden des Königreichs glänzten.

Uns interessirt hier zunächst Johann von Wartenberg, 1480 geboren<sup>2)</sup>, welcher 1519 die eine Hälfte der Stadt und Herrschaft Arnau von Ritter Johann Tetaur von Tettau um 2000 Schock b. Gr. und die andere Hälfte um die gleiche Summe von Hynek Špetele von Janowic und auf Skal erkaufte<sup>3)</sup>. Im folgenden Jahre erwarb er durch Kauf von Katharina von Kozojed das Dorf Rottwitz (wes Chottobuzy) mit der Beste, den Höfen und Allem, was seit Alters dazu gehörte und leistete 1522 über alle die vorgenannten Güter dem Könige Ludwig den Leheneid.<sup>4)</sup> Er brachte noch viele andere Güter (Chotělic, Schloß Skal mit der halben Stadt Turnau, Kozojec, Zwiřetie u. s. w.) an sich, verkaufte dagegen Arnau — und zwar schon 1521 — an seinen Schwager Zdeniek von Waldstein. In Arnau hatte er unter andern die „zwei Häufeln bei dem Niedertor in dem alten Vorwerk“ verkauft und schenkte den Kauffchilling der Stadt.<sup>5)</sup> Er war mit Griselda von Dub vermählt, bekleidete unter Wladislaw das Amt des obersten Landeshofmeisters, wurde c. 1528 Oberstburggraf und behauptete diese Würde bis zu seinem 1543 erfolgten Tode. Sein Leichnam wurde in der Prager Domkirche beigesetzt.<sup>6a)</sup>

Mit Zdeniek von Waldstein tritt in Arnau eine Familie auf, welche zu den reichsten und vornehmsten von Böhmen zählt, durch ein volles Jahrhundert im Besitze von Stadt und Herrschaft blieb, sich um das Gedeihen derselben wesentliche Verdienste erwarb und daher vorzugsweise verdient, im Andenken der Nachkommen erhalten zu werden.

Als spezieller Stammvater der Familie wird Zdenko I. angeführt, welcher mit Sidonie von Schaumburg vermählt war, das Schloß Waldstein bei Turnau erbaute, zumeist aber auf der Burg Welis bei Tiejn wohnte. Seine Nachkommen zeigten außer andern vorzüglichen Eigenschaften eine so ungewöhnliche Fruchtbarkeit, daß schon vor 200 Jahren der Geschichtschreiber Balbin behauptete, man könne sie in keine Genealogie bringen.

Als Beleg kann schon des Stammvaters Enkel, Johann von Waldstein auf Welis, angeführt werden, von dem man erzählt, er habe dem Könige Přemysl Otakar, als dieser 1252 nach Preußen zog, 24 Söhne als Streiter zugeführt.

Ein Nachkomme dieses Patriarchen war Henik (Hynek) von Skal auf Stiepanicz, Hofmeister der Gemahlin des Königs Georg. Mit der Tochter dieses Königs, Agnes von Kunstadt (Anizka de Liticz), erzeugte er den Sohn Hanuš von Waldstein auf Stara und Stiepanicz, königl. Hoflehen- und Kammergerichtsbeisitzer, welcher — wahrscheinlich durch seine Gemahlin Anna v. Riesenburg — ums Jahr 1503 zum Besitze von Horic gelangte, wo er 1506 hochbetagt starb.<sup>7)</sup> Von seinen vier Söhnen erhielt Zdeniek der Jüngere die Herrschaft Horic,<sup>7a)</sup> verkaufte aber dieselbe 1521 an Adalbert von Pernstein und kaufte dafür von Johann von Wartenberg, dessen Schwester Ursula er zur Gemahlin hatte, um 4000 Schock b. Gr. die Stadt Arnau mit dem Schlosse und den Dörfern

2) Balbin Stematogr.

3) Lehentafel tom. 62. pag. 413.

4) Ibid. tom. 24. pag. 93, dann tom. 62 pag. 729.

5) Altes Stadtbuch.

6) Balbin lit. Curialis IV, Comment v. Auersperg u. Balbin Stematogr.

6a) Vom Zenith ihres Ansehens schnell herabgleitend erlosch die Familie — wie ein fallender Stern — mit Johanns Enkel Johann Georg v. Wartenberg, Herrn der Herrschaft Neuschloß im Leimeritzer Kreise, der dem Pfalzgrafen Friedrich, als dieser 1620 nach Böhmens Krone griff, bis Eger entgegen ging und ihm Bizka's Schwert anbot. Mit Friedrich vertrieben heiratete er eine Pfalzprinzessin und starb kinderlos.

7) Balbin Misc.

7a) Georg erhielt Bradlec, Wilhelm Komnic, Johann starb frühzeitig kinderlos.



Hermanseifen, Lauterwasser, Proschwitz (Prosečno), Mohren (Jawornik), Arnstorf, Langenau mit den zwei Hämmern daselbst und dem Zinse zu Dels (Wolessnic).

Im Kaufvertrage wurde ausbedungen, daß die Verschreibung, durch welche Getrieh von Schanow dem Zhwold Pockstorffer und seinen Gewerken die Arnauer Berge geliehen hat, aufrecht bleiben soll.<sup>8)</sup>

1522 kaufte Zdeniek von seinem Schwager auch das Dorf Kottwitz (Chotto-biczey) sammt der Beste, dem Vorwerke, den Höfen, Wäldern, Wiesen und Bächen um 1500 Schock b. Gr. und von den Gebrüdern Wenzel, Bernard und Georg von Warnsdorf<sup>9a)</sup> die Leute von Kottwitz, die vorher ihr Vater Hans Buczk von Herrn Wolfgang von Hermsdorf gekauft hatte.<sup>9)</sup>

Uiber alle diese Güter wie auch über Wildschütz (Wlezie) leistete er 1522 dem Könige Ludwig den Leheneid, erwirkte aber noch in demselben Jahre die Entlassung derselben aus dem Lehenverbande.<sup>10)</sup>

Von Zdeniek meldet das Arnauer Stadtbuch blos, daß er den zum Schloß gehörigen „Hüngerstgarten“ zwischen dem Mühlgraben und der Elbe gelegen, um 50 Schock an den Arnauer Stadtschreiber Merten Komöller und Acker und Wiese „obigt der Klosterbrücken neben der elben“ an den Bürgermeister Mathis Neudeck verkauft hat.<sup>11)</sup>

Wichtiger ist, daß in neuester Zeit (1851) auf der königl. Bibliothek in Stockholm unter den Büchern, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege aus Böhmen und Mähren fortgeschleppt haben, ein Papier-Codex in Folio (drei Bücher) aufgefunden wurde, den im Jahre 1525 Martin Bubla auf Befehl Zdenieks des Jüngereren von Waldstein niedergeschrieben hat.

Das Wappen des Letzteren ziert den zweiten Band. Der Titel des Werkes ist: Knihy jenz slowú Hodinař, und es ist dasselbe ein zum hussitischen Gottesdienste eingerichtetes Breviarium.<sup>12)</sup>

Dies beweist, daß unser Zdeniek eifriger Utraquist war; durch ihn erhielt ohne Zweifel das utraquistische Element in Arnau Eingang, und da unter Ferdinand I. bekanntlich in ganz Böhmen die Utraquisten allmählig in Protestanten übergingen, darf es uns nicht wundern, daß — wie wir bald sehen werden — auch in Arnau das Lutherthum frühzeitig zur Herrschaft gelangte.

Ein großes Behufel bildete dabei die Buchdruckerei, und es ist daher bemerkenswerth und spricht für die damalige Bedeutung der Stadt, daß Arnau nebst Pilsen, Prag, Kuttenberg, Weißwasser und Wilimow eine der ältesten Buchdruckereien in Böhmen besaß.<sup>13)</sup> So viel bekannt, erschien in Arnau das erste deutsche Buch 1525, betitelt: „Eyn wegsprech gen Regensburg zu uns Concilium,“ 18 Blätter in Quarto. Auf der letzten Seite steht: „Gedruckt zu Arnaw an der Elb im Böhmen durch Hanns Hofs von Brawn anno MDXXV.“<sup>14)</sup> Auch der Titel dieses Buches (dessen Inhalt uns unbekannt ist) deutet auf die damalige religiöse Gährung der Gemüther hin.

Zdeniek von Waldstein starb schon 1525 und wurde in der Arnauer Kirche begraben.<sup>15)</sup> Sein Leichenstein, der die Inschrift trug<sup>16)</sup>: „Anno Domini

8) Lehentafel tom. 62. pag. 425.

9a) Diese adelige Familie war — wie schon weiter oben bemerkt wurde — auch in Arnau hausangeseffen.

9) Ibid. tom. 24. pag. 102 und 103.

10) Ibid. tom. 62. pag. 731.

11) Stadtbuch.

12) Dubil: Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte. Vergl. auch Lumir von 1852.

13) Pelzel, Geschichte von Böhmen 1782, I. Theil pag. 526.

14) Prager Zeitung von 1843. Nr. 174.

15) Grabstein seines Sohnes Georg.

16) M. S. des Dr. Hadwich.

MCCCCXXV in vigilia adventus domini obiit Dominus Zdeniek de Walssteyn tunc temporis Dominus Arnaviae. Orate pro eo“ ist nicht mehr vorhanden.<sup>17)</sup> Zdeniek hinterließ außer zwei Töchtern: Anna und Helena drei Söhne: Georg, Johann und Zdenek.<sup>18)</sup> Alle drei waren noch unmündig, die Wittve Ursula von Wartenberg übernahm daher die Vormundschaft und Verwaltung der Güter und übte sie durch verschiedene „Amechtmannen“ (Ambachtmannen, d. i. Amtmänner oder Bevollmächtigte) aus.

Als „Amechtmannen off Arnau“ erscheinen im alten Stadtbuche<sup>19)</sup>: 1528 Adam Zilwer und Wolf von Troklaw, 1529 Christof Schtange von Artemsdorf, durch welchen Ursula einige Zugehörungen des Schlosses verkaufte; 1534 und 1536 Christof Procke, in dessen und des Bürgermeisters und der Geschworenen Gegenwart auf dem Schlosse ein Vertrag ins Stadtbuch eingeschrieben wurde, durch welchen Merten Hartmann, Richter zu Lauterwasser, das Gericht daselbst um 120 Schock meißn. Z. von Baltes Fischers Kindern kaufte. Um dieselbe Zeit wird auch einer Wiese erwähnt, die ehemals von der Herrschaft Arnau einem Edelmann zu Lauterwasser, weil dieser im Wasser fischte, war genommen und dem Gericht zu Lauterwasser gegeben worden, — dann einer Wiese, welche die „albe elbe“ genannt wurde, endlich „eines Krezem bei der Schmelzhütten“, welchen nebst einem Stück Acker Ursula 1535 um 24 Schock meißn. Z. an Heinrich Derteln veräußerte.

Ursula starb 1536 und wurde in der Arnauer Kirche neben ihrem Gemahle beigelegt.<sup>20)</sup>

Stadt und Güter bildeten nun vorläufig ein gemeinsames Besitzthum der drei Söhne, doch übernahm der älteste, Georg, wiewohl erst 17 Jahre alt, sogleich die Verwaltung derselben und führte diese bis 1548, in welchem Jahre die Erbtheilung stattfand.<sup>21)</sup>

Bei dieser wurde Johann der Jüngere von Waldstein entweder blos mit Geld abgefertigt oder überließ seinen Antheil alsbald an Georg. Das Stadtbuch erwähnt seiner nirgend. Er kaufte noch im selben Jahre von Johann von Pernstein und Helfenstein um 3250 Schock Beste und Gut Herzmanic bei Jaromir<sup>22)</sup>, war dreimal vermählt, hatte aber nur von der ersten Gemahlin — Salomena von Slawata — eine Tochter, die 1551 als Jungfrau starb und in Hermanic ruht<sup>23)</sup>, und vermachte daher das Gut Hermanic letztwillig seinem Neffen Wilhelm, einem Sohne seines Bruders Georg<sup>24)</sup>. Er dürfte ums Jahr 1569 gestorben sein<sup>25)</sup> und soll in der Arnauer Kirche seine Ruhestätte haben<sup>26)</sup>.

Zdeniek, der jüngste der drei Brüder, erhielt in der Erbtheilung 1500 Schock Groschen baares Geld, jene Hälfte der Stadt, welche einst Hynes Spetle von Janowic besessen hatte, vor dem Niederthor Haus und Garten des Kannegießers Donat, den nebenliegenden Garten des Bartel Hanus Wenzl, dann die anrainende Kirchenwiese und an diese grenzend ein Gartenstück, die Pfaffenzeil genannt,

17) Vielleicht war es jener große, stark ausgetretene, mit dem Waldstein'schen Wappen versehene Stein, welcher links vom Hochaltar lag und erst vor einigen Jahren vernichtet wurde.

18) Die Töchter nach Balb. Misc.

19) Altes Stadtbuch Fol. 48, 51, 54, 55 und 56.

20) Grabstein des Sohnes Georg.

21) Stadtbuch Fol. 60, Zuschrift König Ferdinand's I. vom 3. Juli 1543 an die Stadt Breslau, und Landtafel tom. 49. K. 16.

22) Landtafel tom. 47. H. 7.

23) Die drei Frauen waren nach Balbin: Misc. II. 1. Salomena von Slawata, 2. eine aus dem Geschlechte Skop, 3. Anna von Redern. Grabstein nach Lokalbefund.

24) Landtafel. Weiße Quatern M. 11. Dem Zdenko sollte nach Johanns Testamente Wilhelm 1000 Schock als Legat geben.

25) Das Testament ist 1572 in die Landtafel eingetragen.

26) Balbin, der aber das Todesjahr irrig auf 1563 setzt

welches der Stadtschreiber Merten Vomöller befaß, endlich den Wald Hellegrund zugewiesen<sup>27)</sup>. Die genannten fremden Realitäten hatte Georg für ihn anzufaufen, was auch noch im selben Jahre geschah und zwar erkaufte Georg die Kirchenwiese von den „erwählten Bevollmächtigten der ganzen Gemeinde der Stadt Arnau“ um 40 Schock<sup>28)</sup>. Noch wurde im Erbtheilungsvertrage festgesetzt, daß, wenn auf eines oder des andern Bruders Gründen Gold- oder Silberbergwerke eröffnet würden, diese ihnen gemeinschaftlich gehören und daß auch die Aemter in der Stadt gemeinschaftlich besetzt werden sollen. Zeugen des Vertrages waren Wilhelm Stiasny von Waldstein und Dimis Slavata von Chlum und Kossumberg. Von dem ihm zugewiesenen Grundbesitz verkaufte Zdeniek 1551 den Pfaffenbusch und die Spittelsau, welche an den städtischen Wald grenzten, an den Arnauer Bürger Johann Holz um 17 Schock böhm. Groschen und stellte nochmals 1569 unter Zeugenschaft seiner Brüder über diesen Verkauf eine besondere Urkunde aus<sup>29)</sup>. Die ererbte Hälfte der Stadt Arnau sammt Zugehör verkaufte er 1552 an Katharina von Chlum und Kossumberg, die Gemahlin seines Bruders Georg, um 1000 Schock böhm. G., und diese trat ihre Rechte darauf 1560 auf ihren Todesfall an ihren Gemahl und dessen Erben ab<sup>29a)</sup>. Zdeniek erwarb dagegen die Güter Sobezicz und Urczicz, dann Grulich, nach denen er sich fortan nannte, war vermählt mit Anna von Hasspstein aus dem Hause Nedern und scheint bald nach seinem Bruder Johann kinderlos gestorben zu sein. Seine Ruhestätte soll er in Grulich gefunden haben<sup>30)</sup>.

### Georg von Waldstein,

geboren zu Horic am 23. April 1519<sup>31)</sup>, ist für die Geschichte von Arnau von besonderer Wichtigkeit, merkwürdig durch seine Persönlichkeit, durch eine 48jährige Regierung, durch den Einfluß, den er auf die Geschicke der Stadt übte, durch seinen ansehnlichen Besitz und den reichen Kindersegen.

Gleich in der ersten Zeit seiner Regierung wurde die Kirche durch einen Blitzstrahl in Asche gelegt (1539), aber bald wieder eingedeckt und auch der Thurm wieder hergestellt<sup>32)</sup>. Es steht zu vermuthen, daß damals auch die Stadt Schaden nahm, denn 1545 heißt es im Stadtbuche: „Da auf Verordnung Georgs von Waldstein Jörg Erben und Michel Schneider nach dem Brande von ihren beiden Höfen und Häusern so viel liegen lassen mußten, daß ein Wagen mag frei aus der Stadt zwischen ihren beiden Häusern fahren, so hat der Rath mit Einwilligung der Gemeinde ihnen für ihren Schaden jedem ein Stückchen Grund niederwärts des Hirtengartens zu einem Gärtle gegeben<sup>33)</sup>.“

In demselben Jahre 1539 fand aber noch eine andere, gewaltige Aenderung im Kirchenwesen statt. Die Stadt wurde lutherisch.

Das städtische Gedebuch sagt hierüber nur: „1539 wurde der katholische Priester verjagt und ein lutherischer eingesetzt, der 1540 wieder fort mußte; von 1542 an aber herrschte das Lutherthum in Arnau.“ Diese wenigen Worte lassen

27) Böhmisches Landtafel tom. 49 K. 16.

28) Arnauer Stadtbuch.

29) Der Vertrag von 1551 im Stadtbuche Fol. 86, die Pergament-Urkunde von 1569 im Stadt-Archiv.

29a) Landtafel Duat. Nr. 10. G. 17. Dann ibid. gelbe kleinere Berschreibquatern Nr. 230. M. 3 blauer Bezeichnung.

30) Landtafel. Weiße Duat. v. 1570 M. 11. — Balbin gibt die Anna von Nedern dem Joh. v. Waldstein als 3te Gemalin und dem Zdeniek zur Gemalin die Ludmila von Paczom.

31) Laut der Inschrift des Grabsteines.

32) Schaller Topografie. Rohn 1777.

33) Stadtbuch Fol. 76.

erkennen, daß die Aenderung des Glaubensbekenntnisses und des Gottesdienstes nicht ohne heftige Kämpfe im Schoße der Gemeinde stattgefunden hat.

Die Bewegung ging wahrscheinlich von Georg selbst aus, der gleich den meisten adeligen Herrschaftsbesitzern eifriger Lutheraner war; nur so läßt es sich erklären, daß trotz Regierung und Jesuiten so schnell die ganze Umgegend von Arnau protestantisch wurde.

Wie eifrig Georg war, sieht man nicht nur aus seinen 1581 gegebenen Bestätigungen der Kürschner- und Hutterordnungen, in welchen verordnet wird, daß Keiner, der nicht in „Empfahung des hochwürdigen Sacraments untter beider gestalt einig ist,“ ins Handwerk aufgenommen, der etwa Aufgenommene aber aus der Zeche gesondert und verworfen werden soll<sup>34</sup>); sondern es erhellt auch aus der Strenge, mit welcher Georg in besondern Fällen Verunehrung des Gotteshauses und Beschimpfung der lutherischen Geistlichkeit ahndete<sup>35</sup>). Von Seelsorgern aus der Zeit des herrschenden Lutherthums in Arnau (1542 bis 1629) sind uns nur folgende bekannt:

1566. Pfarrer Mathias Closel und Diacon Jeremias Heinrich, beide verheirathet und mit Kindern gesegnet<sup>36</sup>);

1586. Pfarrer Laurenz Ulbendorf, der in diesem Jahre „wegen der herrschenden großen Sterblichkeit“ seinen Kindern auf den Fall seines Todes einen Vormund bestellte und zwischen 1586 und 1590 in Arnau starb<sup>37</sup>).

Diacon Martin Rapperbein, der 1612 auf ein Jahr aufgenommen wurde und den das städtische Gedenkbuch — komisch genug — für einen Jesuiten erklärt<sup>38</sup>); endlich

Pastor Michael Bayer, der 1623 bei seiner Verweisung (?) das von ihm verfaßte Kirchenbuch mitgenommen haben soll<sup>39</sup>).

Mit der Einführung des Protestantismus scheint in Arnau wie anderwärts Hand in Hand der Verkauf des Kirchenguts gegangen zu sein; darauf lassen wenigstens die oben angeführten Verkäufe der Kirchenwiese, der Pfaffenzeil und des Pfaffenbusches schließen, von welchen die erstere von der Gemeinde durch den Rath verkauft wurde. Der Rath verkaufte auch 1558 noch zwei Theile der Kirchenwiese, „gelegen zwischen dem Wasser zu Proschwitz unter dem hohen Berge,“ an Adam Müller „vor acht Schock bereit gelbt,“ wobei bemerkt wird, daß Müller den Kauffschilling der Kirche gar bezahlt hat und derselben „von beiden Fleckeln Zins ain Jar lang acht kleine groschen gibt.“<sup>40</sup>) Bei den frühern Verkäufen ist nicht ersichtlich, daß die Kirche den Kauffschilling erhalten habe; möglich auch, daß der Erlös der verkauften Grundstücke zum Kirchenbau, von dem sogleich die Rede sein wird, verwendet wurde; Factum ist, daß die Kirche im 17ten Jahrhundert kein liegendes Besitzthum hatte und ungeachtet mancher ihr in der Folge noch zugegangenen Geschenke<sup>40a</sup>) schon durch die allmälige Entwährung der Valuta ganz verarmte.<sup>41</sup>)

Das Kirchengedenkbuch führt aus einem alten, nicht näher bekannten Codex an, die uralte Defanalkirche in Arnau sei unter Georg von Waldstein ihres alterthümlichen Schmuckes beraubt und in eine moderne Gestalt gebracht worden.<sup>42</sup>)

34) Stadt-Archiv.

35) Stadtbuch Fol. 110.

36) Ibidem. Fol. 110.

37) Ibidem. Fol. 107.

38) Städtisches Gedenkbuch

39) Ibidem. 107.

40) Stadtbuch Fol. 98.

40a) Hans Heinze vermachte 1581 im Testamente eventuell 300 Schock halb der Kirche und halb dem Spital. (Stadtbuch Fol. 121 v.)

41) Städtisches Gedenkbuch: „Punkte, über die Dechant Becker mit der Gräfin sich besprochen.“

42) Die Stelle lautet: „Der Codex vetustus sub regimine Ill. Di. Georgii lib. Bar. a Wald-

Dieses bezieht sich zunächst auf die innere Einrichtung der Kirche, die allerdings — wie Altäre, Beichtstühle, Fahnen, Bilder, auch Wand- und Glasmalereien, Skulpturen, Reliquienkästen, Monstranzen u. s. w. — der Reformation weichen mußte und bei dem Eifer der Neuerer gewiß sehr rücksichtslos beseitigt wurde, daher es nicht zu verwundern ist, daß von der Einrichtung des alten katholischen Gotteshauses nichts auf uns gekommen ist; es gilt aber obige Notiz auch von dem Aeußern des Gotteshauses, dessen frühere Gestalt, Größe und Styl nicht mehr zu ermitteln sind, da Georg von Waldstein sich — sei es durch die Baufälleigkeit des Gebäudes, durch irgend eine Feuersbrunst — das Stadtbuch deutet auf einen um 1550 stattgefundenen Brand hin<sup>43)</sup> — oder durch andere Ursachen bewogen fand, die Arnauer Kirche ganz umzubauen. Er führte diesen Bau erst in einer langen Reihe von Jahren zu Ende.

Bei dem gänzlichen Mangel schriftlicher Urkunden muß man die Baugeschichte so viel möglich aus dem Gebäude herauslesen.

Das Hauptgebäude der Kirche bildet ein Presbyterium und ein mit vier Traveen versehenes dreischiffiges Langhaus. — An das Presbyterium ist links (auf der Nordseite) das gleich hohe und mit einem eigenen Dachstuhl versehene Oratorium mit der darunter befindlichen Sakristei angebaut. Im Winkel zwischen Oratorium und Langhaus und bis zum Mittelschiff sich eindringend ragt der hohe Thurm empor, während auf der entgegengesetzten Seite (auf der Südseite) die große Taufkapelle ans Langhaus angebaut ist. Zwei Stiegenaufgänge und einige spätere Anbauten: Vorhallen, Todtenkapelle, Kerker, verstellen die Außenseiten der Kirche, während der Mangel eines Strebepfeilers und eines Fensters zwischen Thurm und Todtenkapelle schließen läßt, daß dort in früherer Zeit noch ein Anbau bestand. Die Strebepfeiler des ganzen Gebäudes, der Haupt- und Seiteneingang, die sämtlichen Fenster mit ihrem Fischblasenmaßwerke, endlich die Profilierung der Gewölberippen im Presbyterium, Oratorium und in der Taufkapelle weisen auf Eine Bauzeit hin; es ist spätgothischer Styl. Diesen zeigt auch noch das Fries am Thurm oberhalb der Glockenstube, während die Fenster der letztern bereits im Rundbogen geschlossen sind. — Das Langhaus zeigt dagegen im Innern rundbogige Kreuzgewölbe sowohl im Haupt- als in den zwei schmalen Seitenschiffen und die Gewölbe stützen sich auf 6 Pfeiler, die man durch ein aus Pfühl und Platte zusammengesetztes Kapitäl in ihrem obern Theile in Säulen verwandelt hat, während weiter unten durch eingesprengte Kreuzgewölbe das Singchor und beiderseits bis zum Presbyterium hin Emporen hergestellt worden sind.

Diese Gewölbe, so wie die an der Außenseite des Presbyteriums hie und da eingemauerten Menschenköpfe und das weitausladende, aber bloß dekorative Dachgesimse, das rings um Presbyterium und Langschiff sich hinzog und nun längst wieder herabgefallen ist, sind offenbar aus späterer Zeit und gehören schon in die Renaissance-, beziehungsweise Barok-Zeit.

An der Frontseite des Langhauses oberhalb einem verhältnismäßig kleinen Radfenster ist das Waldstein'sche Wappen in Basrelief angebracht mit der Aufschrift: Girzi . . . . 1572.

Im Schiff der Kirche, dessen Bögen und Gewölberippen mit Laubgewinden und architektonischen Verzierungen im Renaissancestyl gemalt sind, erscheinen an den Feldern der Decke folgende Wappen und Inschriften gemalt: vom Singchor aus links:

1. Waldstein'sches Wappen: Zdeniek z Waldsteina a na Hostinnem 1573.

stein seniore sagt: Antiquissima ecclesia decanalis arnaviensis suo vetusto decore spoliata et in formam modernam reducta est.“

43) Stadtbuch Fol. 140. „1550 nach dem Brande kaufte Andreas Rinke eine Baustelle und baute sie auf. Wird dabei Bezug genommen auf ein Stadtbuch „von Käufen“ Fol. 242.“

2. Wartenberg'sches Wappen: Urssila z Wartenberk a na Hostinnem 1573.
3. Waldstein'sches Wappen: Girzi z Waldsteina a na Hostinnem 1573.
4. Wappen der Familie Slawata: Katerzina z Chlumu z Kossummerka a na Hostinnem 1573.

Vom Singchore aus rechts gegen's Presbyterium:

1. Fulfsteinsches Wappen: Eliscka z Uppow z Fulssteina a na Albrechticich 1573.
2. Waldstein'sches Wappen: Jan z Waldsteina a na Hostinnem 1573.
3. Lobkowic'sches Wappen: Alena z Lobkowic a na Hostinnem 1573.
4. Wappen der Familie Zerotin: Eliscka z Zerotina a na Hostinnem 1573.

Dies sind die Wappen Zdeněks von Waldstein und seiner Gemahlin; dann des Sohnes beider Georg und der drei Gemahlinen desselben, endlich des ältesten Sohnes Georgs: Johann und dessen Gemahlin Eliška von Uppow und Fulfstein.

In der Mitte der Wölbung aber ist ersichtlich der kaiserliche Doppeladler mit der Umschrift:

Neigasnieissi Knize a pan pan maximilian z bozy milosti druhý woleni rzyškiy cisarz, uherský czesky: zc: kral, arciknize rakusky markrabie morawsky: slesky knizie a luzicke markrabie geho milost cisarska rosmnozitel rzyssse po wssecky czasy leta panie 1573.

An der Decke des Presbyteriums erscheinen Darstellungen aus dem Leben Mariä und zwar auf der Evangeliumseite: Mariä Opferung und Vermählung, auf der Epistelseite Mariä Heimsuchung und Reinigung, in der Mitte gegen den Hochaltar Mariä Geburt und gegen's Schiff: Mariä Himmelfahrt; von letzterer Darstellung links Maria als Schützerin der Stadt und rechts (oberhalb des Seiteneingangs) der Renovator der Kirche sammt Familie, ihre Herzen Mariä opfernd. Neben diesen Darstellungen sind noch auf der Epistelseite die Wappen Georgs und seiner ersten Gemahlin mit der Umschrift: Georgius Baro Waldstein aedificavit ao. 1552, auf der Evangeliumseite die Wappen der Familien Lamberg und Trauttmansdorf mit der Umschrift: Max. Jos. Sac. Rom. Imp. Comes a Lamberg renovavit 1753.

Aus all dem Gefagten darf Folgendes geschlossen werden. Die ganze Kirche rührt in ihren wesentlichen Theilen von Georg von Waldstein her. Als Epochen der Bauvollendung sind fürs Presbyterium das Jahr 1552, für's Langhaus 1572 und für die innere Ausschmückung das Jahr 1573 anzunehmen. — Die Maleereien im Presbyterium rühren von dem Grafen Lamberg her.

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, von wem die Einwölbung des Langhauses und die dortigen Wappenbilder herrühren.

Vom Grafen Lamberg nicht; 1753 hätte man die alterthümliche Schrift und Orthografie nicht — auch wenn sie an der frühern Decke gewesen wäre, so treulich copirt, auch kein Interesse gehabt, nebst Georgs und seiner Frauen Wappen noch jene seiner Eltern und seines Sohnes anzubringen. — Will man nicht annehmen, daß die Gewölbe bereits 1573 eingesprengt wurden (was eine Styländerung zwischen 1552 und 1573 voraussetzt), und will man dem Kirchengedenkbuche Glauben schenken, daß früher das Langhaus mit einer Holzdecke versehen war (bei der Spannweite des Schiffes allerdings etwas auffallend), so muß die Herstellung der Kreuzgewölbe und der Wappen dem Hans Christof von Waldstein — Sohn Georgs — zugeschrieben werden, der nach dem großen Brande von 1610 Kirche, Schloß und Dächantei wieder herstellte, und auch das früher erwähnte große Dachgesimse an der Kirche angebracht haben dürfte.

Dies ist um so wahrscheinlicher, als die Holzdecke des Langhauses der Wuth des Feuers, der selbst die Glocken zum Opfer fielen, nicht hat widerstehen können, und als in früherer Zeit auch das Schloß, die Dächantei und die Schule das

erwähnte Dachgesimse zeigten, die Delsner Kirche es noch heute hat, die Deckantei aber laut der erst neuestens vernichteten Aufschriften mit Wappen von Georg 1578 gebaut und von Hans Kristof (von dem also die Malereien und Aufschriften sind) 1611 wieder hergestellt, die Delsner Kirche aber Zeuge der Jahreszahl 1602 auf dem dortigen Thurme und der Wappen im Innern von Heinrich von Waldstein, einem Sohne Georgs, gebaut worden ist. Hiebei entsteht allerdings noch das Bedenken, wie es komme, daß Hans Christof neben den Wappen seiner Eltern und Großeltern das Wappen seines Halbbruders Johann und der Gemahlin desselben an der Decke des Mittelschiffes malen ließ und nicht vielmehr — wie am Hut des Predigtstuhles, seines und das seiner Gemahlin dort anbrachte? Wahrscheinlich hat er wirklich diese Wappen — und vielleicht zugleich jene seiner vollbürtigen Brüder — im Presbyterium angebracht, und es sind dieselben erst, als Graf Lamberg die Decke malen ließ, vernichtet worden. Daß die Decke des Presbyteriums früher leer gelassen und blos das Schiff mit Farbenschmuck versehen worden wäre, ist gewiß ebenso unwahrscheinlich, als daß daselbst von einem Protestanten heilige Geschichten wären dargestellt worden.

Von dem älteren Bau sind in der Arnauer Kirche nur sehr wenige Spuren (am gothischen Bogen zwischen Presbyterium und Schiff, ein Rundstab im Winkel beim Seiteneingang) — und einige Grabsteine übrig, nämlich der oben bereits angeführte der Anna von Coldicz von 1467, den man erst neuester Zeit vernichtet hat, — ein kleinerer, der in der Taufkapelle in die Mauer gesetzt wurde und neben einem Ritterwappen die Inschrift führt:

Anno doi MCCCCLXVIII. feia seda p . . . obijt gerisla fili dm fridri de Schobeg . d. h. Anno domini 1468 feria secunda (i. e. Montag) post (der Heiligkeitag unleserlich) obiit Gerislav filius domini Friderici de Schomberg, dann unter den Grabsteinen, womit in neuerer Zeit der Zugang zur Kirche gepflastert wurde, der oben erwähnte Grabstein der Sskonka von Lompnicz vom Jahre 1475. Vielleicht rührt auch der untere Theil des Thurms noch vom römischen Bau her.

Während Georg Kirche und Pfarrgebäude baute, traf er auch eine Verfügung bezüglich des Spitals. Es scheint, daß er die Dotation desselben durch elf Huben Aekers zur Dels am Berge gelegen vermehrte; allein es ist die diesfällige große Pergamenturkunde vom 8. Aug. 1566 schon vor Jahren in der Schrift so erloschen gewesen (und gegenwärtig ganz in Verstoß gerathen), so daß nichts Gewisses hierüber erforscht werden konnte. Dagegen ist sicher, daß — wohl durch Vermittlung Georgs — die Stadt 1538 ein landesfürstliches Privilegium über zwei Wochenmärkte und die königl. Bestätigung des schon vorher — (auf dem Rathhause lag ein Zollbuch von 1505) — bestandenen Brückenzolles erhielt. Vermöge dessen erhob die Stadt „im Vorüberfahren“ von jedem Roß 1 Kreuzer, von jedem Scheffel Getreide, von jedem Eimer Wein, von jedem Zentner Schmalz auch 1 Kreuzer; große Kaufmannswaaren hatten auch nur 1 fr. Brückenzoll zu entrichten, dagegen die Stadt die Brücken über die Elbe und den Seifen zu erhalten<sup>44</sup>).

Georg von Waldstein wachte auch, daß die Gerichtspflege ordentlich gehandhabt wurde; zur Erhaltung besserer Ordnung im Gemeinwesen bestätigte er — wie erwähnt — 1581 den Handwerkern der Kürschner und Hutter ihre Zunftordnungen. Die Arnauer Bürger scheinen sich auch zu jener Zeit eines befriedigenden Grades von Wohlhabenheit erfreut zu haben. Man sieht in den Akten nichts von Klagen über Verarmung, wie sie später so allgemein wurden. Die Testirfreiheit erlangten aber die Arnauer auch unter Georg nicht wieder und Uebertragungen des Vermögens unter Lebenden wie auf den Todesfall mußten mit Bewilligung

44) Städtisches Gedenkbuch: Verhandlungen von 1651 bis 1654.

der Obrigkeit und vor dem Rathe stattfinden. Noch 1593 wurde das Testament eines gewissen Kluge vom Rathe für nichtig erklärt, weil es ohne Vorwissen und Bewilligung des Rathes allhier als des Gutes Obrigkeit gemacht und nicht von einem geschwornen Schreiber niedergeschrieben worden war.<sup>45)</sup>

Dagegen war die Gemeinde noch immer im Besitze eines Bräuhauses und besaß den Kretschem (das ausschließende Schankrecht) in den Dörfern Kottwitz und Prausnitz, wie sie solchen von den Turgauern erkaufte hatte. — Als Georg von Waldstein in Kottwitz ein herrschaftliches Bräuhaus erbaute, trat sie ihm den Kretschem in Kottwitz ab und erhielt dafür die Kretschem in Arnsdorf, Hermanseifen und Pölkendorf<sup>46)</sup>. Die Schenken in diesen 3 Dörfern und in Prausnitz mußten also das Bier von dem Arnauer Bräuhaus nehmen. So blieb's bis zu des Friedländers Zeiten.

Im Contrast gegen die Folgezeit unterlag zur Zeit Georgs und vor ihm die Ansfähigkeit der Juden in Arnau keinem Anstande. So verkauft 1526 Jacob sein Haus an den Juden Stiasny; 1527 heißt es: Schmid Simon hat sein Häusle, in welchem er seine Schmid hat, gekauft von einem Jud genannt Lemmel und hat ihm dasselbige bezahlt vor 5 Schock und Chahm der Jud „hot es ehm vorreicht noch der Stat gewonheit.“ — 1534 kauft der Jud Chahm einen Garten zinsfrei um fünf Schock; derselbe Jude erscheint 1540 als Hausbesitzer in Arnau und gewinnt einen Prozeß gegen seinen Nachbar, der seine Balken in die Röße des Hauses des Juden eingehauen hatte; 1556 wird eines Hauses des Juden Stiasny erwähnt und 1558 verkauft der Rath an Adam Stüller den Hirtengarten und den Judengarten um 16 Schock und einen jährlichen Zins von 4 weißen Groschen.<sup>47)</sup> Es kamen aber auch Klagen gegen die Juden wegen Bedrückungen vor.

Georg sah sich veranlaßt, gegen den Juden Chaim von Fauer, der mehrere Arnauer Unterthanen wegen Schulden hatte „kumben“ (sequestriren) lassen, sich bei König Ferdinand I. zu beschweren, welcher in einem Schreiben an die Stadt Breslau 1543 befahl, der Jud soll von Stund an den Kumber ledig lassen und sich wegen Befriedigung seiner Forderungen an den böhmischen Landhofmeister wenden, durch den ihm gegen des von Waldstein Unterthanen zu schleuniger Bezahlung verholffen werden solle.<sup>48)</sup>

Neben der Förderung des Wohles seiner Unterthanen sorgte Georg auch für die Interessen seiner eigenen Familie. Er kaufte in Arnau mehrere Häuser, Aecker und Gärten, baute die Mühle nahe am Stadtgraben, die noch heute sein Wappen und die Jahreszahl 1548 trägt, und errichtete — wie erwähnt — in Kottwitz ein herrschaftliches Bräuhaus.<sup>49)</sup>

1560 kaufte er von Bernard Kruffina von Lichtenburg das Gut Klein-Miltetin<sup>50)</sup> und von Alex Radecky von Radez den Lehenhof in Langenau.<sup>51)</sup>

45) Stadtbuch Fol. 126.

46) Städtisches Gedenkbuch: „Schreiben der Gemeinde an Graf Lamboy vom 27. Nov. 1638.“

47) Stadtbuch Fol. 42, 97, 53.

48) Königl. Schreiben v. 3. Juli 1543 bei Dobner Dipl. Waldst. Wartemb. I. 291.

49) Landtafel tom. 22. G. 28.

50) L. Kalend. v. Czerny ad 1572.

51) Landtafel tom. 52. Fol. 49. und tom. 64. Fol. 305 und 410. — 1538 besaßen das Dorf Langenau die Brüder Johann Alex und Hynes Radecky von Radez als Erbe nach ihrem Vater Benzel. Johann und Hynes verkauften in diesem Jahre ihre Antheile dem Ritter Adam Zylwar von Pilnikau und auf Brzeczayn (Lehent. tom. 24. p. 135.) Dieser Adam Zylwar von Pilnikau und auf Wlczicz (Wildschütz) verpflichtete sich 1544 wegen seines Lehenhofes in Czermna und wegen der Besitzungen in Mohren und Langenau dem Könige zu Lehendiensten. (Lehent. tom. 24. p. 313.) 1555 erscheinen die Brüder Johann und Christof Zylwar als Besitzer der Besten Mohren und mehrerer Entien in Langenau (ib. tom. 30 p. 253), 1552 bewilligt ihnen und ihrem minderjährigen Bruder Carl König Ferdinand die Einlegung mehrerer Güter (nämlich 13 Bauern und 1 Gärtner in Mohren, 6 Bauern



1560 Donnerstag nach Prokopi kaufte er von Albrecht Smirický von Nachod um 13.250 Schock böhm. Groschen die Beste Miletin mit dem Hofe dabei, den Unterthanen, dem Bräuhaus, der Mühle und Brettsäge, einem zweiten Hofe in Poličan, gegen zwanzig Teichen, dem Städtchen Miletin mit der Kirche und den Dörfern Kohoznic, Zahodna, Wídon, Bezník, Borek, Zelgow, Chrostow, Uhlegow, Zdobyn, Trebehofft, Zwičan mit der Kirche, Brausnic mit der Kirche, der Mühle auf Mastig, den Dörfern Boček, Klein-Borowie, Tretin, Dechtow, Groß-Borowie, Poličan, Wolešnic (Dels) und Deberney, was der Verkäufer davon hatte.<sup>52)</sup> Er besaß somit die ganze Umgegend von Arnau und ließ gegen Ende seines Lebens, wo er sich „Georg der Allerälteste des Hauses Waldstein“ zu nennen pflegte, dieses Besitzthum durch einen Abgeordneten der Landtafel besichtigen. Der Bericht desselben wurde in der Landtafel niedergelegt.<sup>53)</sup> Zur selben Zeit (1582) erbaute er auch die Kirche in Prausnitz.<sup>54)</sup>

Georg war auch im öffentlichen Dienste thätig. 1553 und 1558 erscheint er als Besitzer aus dem Herrenstande bei dem Kammergerichte<sup>55)</sup>, — 1569, 1571 und 1575 wohnte er dem prager Landtage bei<sup>56)</sup>, — auch als Relator bei der böhmischen Landtafel wird er angeführt<sup>57)</sup>. Eine Probe seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist der Bericht, den er gemeinschaftlich mit Mathias von Lužnic über die Niederlage bei Ofen 1541 in böhmischer Sprache verfaßte und abdrucken ließ.<sup>58)</sup> Georg starb, 65 Jahre alt, am 17. Mai 1584 und wurde in der von ihm erbauten Kirche in Arnau neben seinen Eltern und seinen früher verstorbenen zwei Gemahlinen beigesetzt. Der mächtige Grabstein von feinem, weißen Kalkstein, auf dem er in ganzer Figur mit langem Bart abgebildet ist, trägt die Umschrift:

„Georgius a Waldstein Baro natus est Horzicij anno recuperatae salutis 1519. 23 Aprilis, praefuit ditioni Arnoviensi annos 48, senio confectus obiit in doio anno aetatis 65, anno chi 1584. 17. Maji, corpus demortui prope chariss. parentes et dilectis. conjuges sepultum nunc laetam resurrectionem vitae expectans.“

Von drei Gemahlinen hatte Georg — so viel erforscht werden konnte — 13 Söhne und 4 Töchter erhalten.<sup>59)</sup> Seine erste Gemahlin war Katharina von Chlum und Kossumberk, eine Tochter Dionysius, Großvaters jenes Kanzlers Wilhelm Slawata, der am 23. Mai 1618 aus dem Fenster der Landstube im prager Schlosse geworfen wurde. — Die Kinder dieser Ehe waren: Johann, Carl, Slawata, Albert, Wilhelm, Wof, Zdeniek, Georg, dann Magdalena, Ursula und Katharina.<sup>60)</sup>

Die zweite Gemahlin: Elisabeth von Zierotin, Tochter des Herrn Zierotin auf Namiest, gebar ihm nur eine Tochter Sibussa;<sup>61)</sup> die dritte Gemahlin, Alena

und 1 Gärtner in Langenau und 1 Bauer und 1 Gärtner in Czormna) in die Lehentafel (ib. tom. 52 p. 98.)

52) Landtafel tom. 57. H. 10. und tom. 15. H. 9.

53) Ib. tom. 66. E. 10. Der Bericht ist von 1583 und die Besichtigung fand in Folge der Klage Georgs gegen Wilhelm Mirzowsky von Tropiczy und Frau Barbara Wiczan statt, betraf — wie es scheint — Grenzstreitigkeiten.

54) Sommer: Topografie von Böhmen.

55) Commentar v. Auersperg's zu Balbin lib. curial. C. VI. p. 84. u. Lehent. tom 43. Fol. 86.

56) Schaller Topografie.

57) Landtafel tom. 42. S. 10.

58) Mikowec im Lumir von 1852 und Wiener Zeitung vom 6. Juli 1852, Nr. 160.

59) Nach dem Hermanseisner, von Hannibal v. Waldstein verfaßten Stammbaume, der aber die Frauen nicht berücksichtigt, dann nach der Landtafel und Urkunden; zum Theil wurde Balbin Stematographia und erst in letzter Reihe Ezerwenka: Splendor et gloria domus Waldsteinianae 1673 benützt, da letzterer besonders viele Irrthümer enthält.

60) Hermanf. Stammbaum und Balbin. Letzterer läßt aber die Söhne Carl und Wof und die Tochter Katharina aus, führt dagegen eine Gitta auf, die sich in Urkunden nicht vorfand.

61) Nach Georgs Testament in der Landtafel. Balbin nennt sie Ludmila.

von Lobkovic, Tochter des Oberstburggrafen Johann von Lobkovic, gebar die Söhne: Heinrich, Hannibal, Johann Christof, Bartholomäus und Wolfgang (Wogslaw).<sup>62)</sup>

In seinem Testamente von Mittwoch vor Mariä Geburt 1582 bestimmte Georg, daß das ganze Vermögen auf die Söhne und zwar auf alle gemeinschaftlich und zu gleichen Theilen fallen soll. Die Witwe soll sich sogleich auf das Gut Polican (den Hof und die Dörfer Trebehofft, Zdobin und Trotin) einführen lassen und das Gut lebenslang statt der Mitgift genießen, zugleich wöchentlich aus dem Miletiner Bräuhaus ein Faß guten Bieres und ein Faß Frischbier erhalten. Will sie das Gut nicht behalten, so soll ihr die Mitgift von 2500 Schock, die der Testator noch um 250 Schock erhöht, ausgezahlt werden. Die jüngern Söhne sollen bei ihr bleiben und sie für den Unterhalt eines jeden jährlich 30 Schock erhalten. — Die älteren Töchter (aus der ersten Ehe) sollen nach ihrem Gefallen beim ältesten Bruder (Johann) oder einem andern Bruder unterhalten werden, bei ihrer Verheirathung aber jede 500 Schock erhalten; die Tochter Libuffa soll gemäß der mit Johann dem Älteren von Zierotin und auf Namieft getroffenen Abrede auch ferner bei diesem als ihrem leiblichen Oheim bleiben, im Falle ihrer Verheirathung aber gleichfalls 500 Schock b. Gr. zur Aussteuer bekommen.<sup>63)</sup>

Die Witwe verbrachte den Rest ihres Lebens auf ihrem Witwensitze Polican. In ihrem Testamente von 1586 setzte sie ihre Schwester Johanna von Lobkovic zur Erbin ein.<sup>64)</sup> Ihr Todesjahr ist unbekannt.

Von den Töchtern vermählte sich Magdalena mit dem Ritter Carl Zylwar, Ursula und Katharina — wie es scheint, auch Libuffa — starben unvermählt. Die Grabsteine von Ursula (gestorben den 11. Okt. 1585) und Katharina (gestorben den 3. Okt. 1595) befinden sich in der Arnauer Kirche und tragen folgende Umschriften: Leta od narozeni syna Božiho 1585 gedenacteho dne miesycze Rzigna urozena panna panna Urssila Sslechticzna z Waldsteina žiwot swug dokonala a tuto pochowana gest, radostneho wzkrzisseni oczekawage. Das Bildniß auf dem Steine zeigt eine ansehnliche Frau, ist besonders schön und vollkommen erhalten; dann Leta panie 1595. 3 dne miesycze Rzigna urozena panna panna Katerzina Sslechticzna z Waldsteina žiwot swug w Panu dokonala a tuto pochowana gest, nyni radostneho wzkrzissenj z mrtwich wstani oczekawagice. Der Stein zeigt das Bild einer erwachsenen Frauensperson mit einer Blume in der Hand.

Von den Söhnen Georgs waren Slawata, Albert, Wof und Georg schon in zarter Kindheit vor dem Vater gestorben; Wogslaw — der jüngste Sohn — starb ebenfalls als kleines Kind schon 1585 — Zeuge seines Grabsteins in der Arnauer Kirche; von den Söhnen, welche die männlichen Jahre erreichten, muß der älteste — Johann — zwischen 1582 und 1584 gestorben sein, da er in des Vaters Testament erscheint, nach dessen Ableben aber seiner nicht mehr Erwähnung geschieht. Er hinterließ von seiner Gemahlin Eliška von Uppow und Fulstein auf Albrechtic, mit der er schon 1573 vermählt war, zwei Söhne Georg und Wilhelm.<sup>65)</sup>

Es übernahm daher der zweitgeborne Sohn Georgs: Carl die Vormundschaft über seine noch minderjährigen Geschwister und die Verwaltung des gemeinschaftlichen Vermögens.<sup>66)</sup> Er erscheint auf dem Hermanseifner Stammbaum als schon

62) Nach Urkunden. Wogslaw nach dem Grabsteine. Daß Heinrich, der älteste, schon ein Sohn der Alena war, ergibt sich, weil er 1574 geboren sein muß und Alena schon 1573 als Gemahlin des Georg erscheint.

63) Landtafel tom. 22. G. Fol. 27.

64) ibid. tom. 24. K. Fol. 30.

65) Hermanf. Stammbaum; Balbin Misc. II. Decad. lib. II. u. Aufschrift in der Arnauer Kirche.

66) Arnauer Stadtbuch Fol. 295. vergleiche Stadtgedenkbuch.

im Jahre 1577 *cooptatus in numerum senatorum provocationum in regno Bohemiae*, leistete 1584 als Seiner kaiserlichen Majestät Rath im eigenen und im Namen seines großjährigen Bruders Zdenek und seiner minorennen Brüder Heinrich, Hannibal, Hans Christof und Bartholomäus den Leheneid wegen Langenau<sup>67)</sup> und nahm 1590 die Theilung der väterlichen Güter unter diese Brüder und sich selbst vor.<sup>68)</sup> Des Bruders Wilhelm wird dabei nicht erwähnt; er besaß als Erbe seines Oheims Johann bereits das Gut Herzmanic und hatte vielleicht auf's väterliche Erbe Verzicht gethan. — Carl erhielt in der Theilung den sogenannten Policaner Theil, dessen Bestandtheile nicht genau bekannt sind.

Von 1589 an führte Carl die Güterverwaltung und Vormundschaft gemeinschaftlich mit seinem Bruder Zdenek<sup>69)</sup>; dieser aber — im September 1558 in Arnau geboren, segnete das Zeitliche schon am 21. October 1593, 35 Jahre alt, und fand seine Ruhestätte ebenfalls in der Arnauer Kirche. Auf dem Leichenstein ist seine ansehnliche Gestalt in voller Rüstung und mit folgender Umschrift abgebildet: „Zdeniek a Waldstein Baro natus est Arnaviae anno recuperatae salutis 1558 Septembris. Inde a prima adolescentia Deum vera pietate coluit, anno aetatis 35 spiritum quem fruendum acceperat, reposcenti Deo lubentissimo animo in ipsius manus commendavit anno . . . . Corpus demortui hoc in loco sepultum nunc laetam resurrectionem vitae expectans.“<sup>70)</sup>

Er hatte den sogenannten Kohoznicer Theil von der väterlichen Erbschaft bebesen, der nun unter die Brüder vertheilt wurde.

Carl von Waldstein übernahm nun wieder allein die Geschäfte des Hauses.

In demselben Jahre (1593) ereignete es sich, daß zwei Kaufleute aus Glasgow in Schottland — Georg Paterson und sein Freund Claudius Winzeto beim Arnauer Magistrat ansuchten, es möge der zwischen ihnen abgeschlossene Waarenkauf im Betrage von 3000 fl., „weil beide weite Reisen vorhaben und allerlei befahren könnten,“ zum Zeugniß ins städtische Gedächtnißbuch eingetragen werden.<sup>71)</sup>

Die Mühen und Sorgen der vormundschaftlichen Verwaltung mögen wohl den melancholischen Spruch diktiert haben, welchen Carl von Waldstein auf die letzte Seite des Stadtbuches schrieb: „Aliis servio, me ipsum contero“; er entledigte sich dieser Bürde am 4. April 1594, worauf in Folge kaiserlicher Verordnung sein Bruder Wilhelm, Adam Zylwar auf Schurz und Johann Hradeczký auf Sedlec die Vormundschaft bis Ende des Jahres führten,<sup>72)</sup> wo Heinrich von Waldstein die Großjährigkeit erreichte und die Vormundschaft über seine noch minderjährigen drei Brüder übernahm. Diese traten dann successive nach Eintritt der Großjährigkeit eines jeden, d. i. mit dem vollendeten 20. Lebensjahre in den Besitz ihrer Erbtheile. Carl von Waldstein aber starb in Prag am 18. Mai 1604 und wurde in Schurz begraben, wo sein Grabstein die Inschrift trägt: *Illustris ac generosus Carolus Baro a Waldstein in Polican S. C. M. Consiliarius vivere desiit et forti acrique animo Creatori animam reddidit 18. Maji A. 1604.*<sup>73)</sup>

Er hatte (aus unbekannter Ehe) drei Söhne hinterlassen: Christian, Georg und Johann.<sup>74)</sup> Ersterer erscheint als Herr auf Polican und Dubenec und als

67) Landtafel tom. 64. pag. 454.

68) *ibid.* tom. 180. P. 16.

69) Miletin. MS. — und Arnauer Gedenkbuch.

70) Das Datum: 1593. 21. Octobris nach Dr. Hadwich's MS., der Verfasser konnte es nicht der Inschrift entnehmen.

71) Stadtbuch Fol. 129.

72) Stadtgedenkbuch.

73) Nach Dr. Hadwich's MS.

74) Hermann's. Stammbaum, der aber statt Christian (der in Urkunden erscheint) Christof anführt.

taif. Truchseß im Testamente seines Oheims Bartholomäus von Waldstein 1613 als Zeuge<sup>75)</sup>; Georg von Waldstein und auf Rohoznic verkaufte 1619 sein Gut Polican (Befestigung und Dorf), das ihm nach dem Tode seines minderjährigen Bruders Johann zugefallen war, um 12.100 Schock an Frau Elsbeth von Waldstein geborene von Uchshycz.<sup>76)</sup>

Heinrich von Waldstein, der älteste Sohn aus Georgs dritter Ehe, war 1574 geboren<sup>77)</sup> und erhielt in der Erbtheilung den sogenannten Borowicer Theil, zu dem auch die Dörfer Dels und Kotwiz gehörten. Er scheint bereits Neuschloß — vielleicht auf den Ruinen einer alten Befestigung — erbaut und daselbst gewohnt zu haben, da seine Gemahlin und Tochter als in Dels (wo kein Schloß bestand, das aber bei Neuschloß liegt) gestorben angegeben werden und Hannibal von Waldstein als Vormund des Sohnes Heinrichs sich 1607 „in nova arce“ nannte. — Er starb, erst 26 Jahre alt, am 21. Juli 1600 und wurde in der Arnauer Kirche beigesetzt. Sein Grabstein, welcher ihn in voller Rüstung darstellt, hat die Umschrift: Anno di 1600. 21. Julii circa horam IX. et X. obiit Illustrissimus dom. dm. Henricus a Waldstein Baro anno aetatis vigesimo sexto et 27. die Julii terrae mandatus est in ecclesia Arnoviensi, nunc laetam resurrectionem vitae expectans.

Seine Gemahlin Magdalena Burggräfin von Dohna (Donaw) hatte ihm eine Tochter Katharina und einen Sohn Zdenek geboren; erstere starb am 2. April 1614 und wurde bei ihrem Vater begraben.<sup>78)</sup> Ihr Grabstein zeigt eine jugendliche Frauengestalt mit einem Kranze auf der Brust und hat die Umschrift: Leta 1614, 2. dne miesyce Aprilis urozena Panna Panna Katerzyna Sslechticzna z Waldsteina žiwot swug w panu dokonala na Olessniczy, tuto pochowana gest, nyni radostneho wskrżissenj a z mrtwych wstanj oczekawagice.

In dem Inventar<sup>80)</sup>, welches nach Heinrichs Tode sein Bruder Hannibal als Vormund des unmündigen Zdenek über das fahrende Gut auf den Wirtschaftshöfen zu Kotwiz und Dels durch den Arnauer Stadtschreiber Melchior Bardt und im Beisein des Bürgermeisters Adam Hanke aufnehmen ließ, wird der Schuldenstand der Masse mit 17.896 Schock angeführt, worunter die Morgengabe der Witwe mit 2500 Schock, eine Forderung derselben mit 5800 Schock, der Kaufschilling für das der Witwe abgekaufte Vorwerk zum Swieti (Zwiczan) mit 4000 Schock, Kaufschillingsreste für ein Vorwerk und ein Erbgut in Swieti, eine Nachzahlungspost pr. 1000 Schock aufs Begräbniß des Heinrich mitbegriffen sind. Die letztere Post zeigt, wie sehr man damals auf prunkvolle Leichenbegängnisse hielt.

75) Landtafel tom. 138. O. Fol. 5.

76) ibid. tom. 139. O. Fol. 9.

77) Die Geburtsjahre Heinrichs und seiner jüngeren Brüder aus dem Zeitpunkte des Güterantrittes, der wohl bei Eintritt der Großjährigkeit, d. h. bei vollendetem 20. Lebensjahre stattfand, gefolgert.

78) Nach der Inschrift des Grabsteins und den Wappen und Inschriften in der Delsner Kirche, dann Balbin Misc. II. Decad.

Dieser Stein, dann die oben angeführten Grabsteine des Zdenek, Boglaw, der Ursula und der Katharina befanden sich im Boden des Presbyteriums zwischen dem Johannisaltar und den Rathsfänden unter einer Bretterverschalung und wurden, als letztere wegen Fäulniß 1829 entfernt wurde, entdeckt und auf Veranlassung des Dechanten Franz Kößler in die Wände der Taufkapelle eingesetzt<sup>79)</sup> Der Grabstein des Georgs von Waldstein aber, welcher (aus unbekannter Ursache) mit dem Bildniß nach abwärts am Seiteneingange der Kirche als Pflasterstein diente, wurde 1855 vom Verfasser dieser Beiträge entdeckt und auf dessen Veranlassung gleichfalls in die Wand der Taufkapelle eingefügt.

79) Eingabe Kößlers v. 1829 im Stadtarchiv.

80) Stadtbuch Fol. 132.

In der Kirche zu Niederöls sind im Presbyterium die gemalten Wappen Heinrichs, seiner Gemahlin und seiner Eltern, dann im Schiff noch einige Wappen mit Aufschriften und zum Theil mit Jahreszahlen zu sehen; sie sind erst vor etlichen 30 Jahren bei einer Restauration des Innern der Kirche nach den alten Wappen und Inschriften, die man damals übertünchte, sehr unglücklich und mehrfach unrichtig gemalt worden; indessen beweisen sie doch in Verbindung mit der Jahreszahl 1602 am Thurme und der Jahreszahl 1612 auf der mittleren Glocke, daß unter Heinrich und der Vormundschaft seines Sohnes die Delsner Kirche restaurirt worden ist und die äußere Dekoration dieser Kirche ist mit ein Belege, daß auch jene der Arnauer Kirche zur selben Zeit hergestellt worden ist. Zdeněk, der Sohn Heinrichs, vermählte sich mit Anna Maria, Tochter des Joachim Kolowrat-Libsteinsky auf Rabstein und der Katharina von Berka aus dem Hause Lobkovic.<sup>81)</sup>

Die eine Hälfte des Schlosses und der Stadt Arnau mit den zwei Mühlen daselbst, und der obern Vorstadt, dann die Dörfer Arnsdorf, Hermanseifen und Pollendorf sammt dem Patronatsrechte in Hermanseifen waren in der Erbtheilung von 1590 dem Hannibal von Waldstein zugefallen. Dieser, 1576 geboren, trat die Güter am 10. Okt. 1596 an<sup>82)</sup>, führte nach dem Tode seiner Brüder Heinrich und Carl die Vormundschaft über die unmündigen Kinder derselben und legte 1604 in seinem und seiner Brüder Hans Christof und Bartholomäus Namen den Leheneid über den Lehnhof zu Langenau ab.<sup>83)</sup> Er erscheint in der Folge als des Königs von Ungarn und Böhmen sowie des Kaisers Rath und oberster Münzmeister im Königreiche Böhmen<sup>84)</sup>, war ein in der Geschichte Böhmens wohlbewandter Herr, der durch sein Werk: „Stemmatographia A. 1607 conscripta a magnifico et generoso D. D. Hannibale L. B. a Waldstein in nova arce, Zeyfie et Hostinna, provinciae hradecensis Capitaneo“ sich auch in der literarischen Welt einen Namen erwarb.<sup>85)</sup> Laut der Aufschrift dieses Werkes war er schon 1607 Hauptmann des Königgräzer Kreises und bekleidete dieses Amt bis zu seinem 1622 erfolgten Tode.

In Hermanseifen, wo seine Gemahlin Katharina geborene Berka von Dub und Lipa ein Schloßchen (das heutige Bräuhaus) baute, dessen Nebengebäude noch heute ihren Namen mit Wappen und Jahreszahl 1602 trägt,<sup>86)</sup> erneuerte Hannibal von Waldstein in den Jahren 1598 bis 1602 die Kirche. — Die Wappen am Gewölbe des Presbyteriums mit den Namen Hannibals, seiner Mutter, seiner Gemahlin und der Markita Wanczurowa z Rhenicz a na Horkach (vielleicht seiner Schwiegermutter) und mit dem Datum 1602. 10. September wurden erst in neuer Zeit übertüncht, dagegen zeigt der Thurm noch das Waldstein'sche Wappen mit der Inschrift:

Pervigilante Deo quid gens inimica nocebit?

Nam tacitos fortes spesque fidesque facit. Esai. 30.

Annibal Baro a Waldstein in Arnau et Hermanseyffen. Catharina Waldsteiniana Baronissa a Berka et in Arnau et Hermanseyffen. Anno Dom. 1598.

Auch der zinnerne Taufbrunnen in der Kirche ist mit den Namen der beiden Gatten und der Jahreszahl 1607 bezeichnet und auf der großen Glocke steht: Generosus Hannibal Waldsteinus me curavit fundi 1614.

81) Balbin.

82) Kirchengedenkbuch.

83) Stadtbuch. — Lehentafel tom. 64. p. 570.

84) Czerwenka Splendor. — Landtafel tom. 184. H. Fol. 11/v. — ibid. tom. 137. L. 5/v.

85) Dr. Hadnich MS. Diese gedruckte Abhandlung soll in einem MS. des böhm. Museums von Kaspar Pilat verzeichnet sein.

86) Mittheilungen des Pfarrers Adolf Gustav Breher.

In dieser Kirche ließ Hannibal einen großen von ihm verfaßten und mit Porträtmedaillons versehenen Stammbaum der Familie Waldstein, mit Johann von Waldstein 1252 beginnend, aufhängen, der noch vorhanden ist.

Hannibal vermehrte sein Besitzthum mit den Gütern Welechow, Hermanicz und dem kleinen Gute Muhs (Gutsmuths) bei Arnau, in der Stadt Arnau besaß er auch ein Haus neben dem Rathhause; <sup>87)</sup> er gerieth aber allmählig in bedeutende Schulden und es wurden 1615 seine Besitzungen von verschiedenen Gläubigern in Execution gezogen.

Die damals vorgenommenen Schätzungen <sup>88)</sup> bewerthen das dem Hannibal gehörige (gegen die Stadt zu gelegene) Schloß in Arnau mit 314 Schock, die 4-gängige Mahlmühle bei der Stadt mit 759 Schock, die eingängige obere Mühle unter der Beste mit 97 Schock; in der ihm zugewiesenen Stadthälfte und in der obern Vorstadt befanden sich damals 69 Angeseffene, welche an Gelddienst jährlich 9 Schock 56 Gr. entrichteten; überdies betrug die jährliche Abgabe vom Weinschenker 7 Schock 30 Gr. — von den 3 Bäckern 30 Groschen, von den Töpfern 1 Schock 30 Gr., von den Tuchmachern 9 Sch. 15 Gr., von den Gärbern (1 Denar für jede Haut) durchschnittlich 7 Sch. 30 Gr., von den Fleischnhackern circa 6 Sch., von andern Handwerkern 9 Sch. 18 Gr., von den Bürgern dieser Stadthälfte von jedem Biergebräu 7½ Gr., jährlich also circa 8 Schock 36 Groschen.

Das Dorf Hermanseifen zählte 46 Bauern. Hannibals Gemahlin löste damals die halbe Stadt und die Dörfer Arnsdorf, Hermanseifen und Polkendorf an sich und bestimmte in ihrem auf der Beste Welechow 1615 verfaßten Testamente, daß ihr Gatte bis zu seinem Tode von diesen Gütern den Fruchtgenuß haben, nach seinem Tode aber Alles an die Kinder fallen solle. <sup>89)</sup> Gleichwohl konnte dadurch der weitem Verschuldung nicht vorgebeugt werden; 1616 wurde Hannibal von Johann Berhard von Fünfkirchen wegen einer Schuld von 5000 Schock geklagt, seine Gemahlin übernahm damals durch Vergleich diese Schuldpost und verpfändete dem von Fünfkirchen dafür die ihr eigenthümliche Hälfte von Schloß und Stadt Arnau sammt den mehrgenannten drei Dörfern, 1620 aber wurde dieser Gläubiger auf Grund von vier verschiedenen Verschreibungen in die Hypothek eingeführt. <sup>90)</sup>

Hannibal starb in Königgrätz am 21. April 1622 und wurde in Hermanseifen begraben, wo sich in der Kirchhofmauer noch jetzt sein Grabstein befindet, welcher ihn in ganzer Gestalt mit folgender Umschrift darstellt:

1622 den 21. April ist zu Königgrätz gottselig verschieden der wohlgeborne Herr Herr Hannibal von Waldstein, Herr in Arnau, Hermanseifen und Welichow, Hauptmann des Königgräzer Kreises, seines Alters 46 Jahr, dessen Seele Gott gnädig sei.“

Ob er Kinder hinterlassen, ist nicht bekannt.

Inzwischen war die andere Hälfte von Schloß und Stadt Arnau dem Hans Christof, dem 3. Sohne Georgs aus dessen 3. Ehe in der väterlichen Erbtheilung zugewiesen worden. <sup>91)</sup> Es gehörten zu diesem Theile: die Schloßhälfte gegen die Kirche zu mit den Marställen hinter dem Schlosse, dem Stübl bei der Pforte, der Bäckerei, drei Kellern, zwei Hundezwingern, einem Küchengärtchen vor der Pforte und der Vorburg sammt dem Wallgraben bis zu den Zäunen beim Bade (das Thor gegen die Stadt und die Pforte gegen den Meierhof, die Aufgänge zum alten und neuen Gebäude,

87) Aufschrift in der Hermanf. Kirche. — Landtafel tom. 184. H. Fol. 11/v. — Stadtbuch.

88) Landtafel tom. 137. K. Fol. 14/v und 15.

89) *ibid.* Czerweny Quat. v. 1614. M. 24.

90) *ibid.* tom. 189. M. Fol. 26. — tom. 95. H. 20 und tom. 303. E. 12/v.

91) *ibid.* tom. 180. P. Fol. 16.

das Wasser im Schlosse und der Köhrkasten sollten den Inhabern beider Schloßhälften gemeinschaftlich sein) — ferner der Meierhof beim Schlosse mit seinen Scheuern und Schüttkasten, dem Ruchengarten dabei, allen Aekern die daneben liegen, und dem sogenannten Holzschlag oberhalb Dels, dann mit den Wiesen an der Elbe, dem Obstgarten hinter dem Hofe bis zur Linde, dem zweiten großen Garten bei den städtischen Scheuern u. s. w. — die halbe Stadt Arnau und zwar vom Niedertore vom Hause des Christof Hanl und mit der gegenüber liegenden untern Seite vom alten Bade bis zum Oberthor zum Hause des Laurenz Dreischuh, in welchem Stadttheile 40 Angeseffene mit einem jährlichen Gelddienst von 10 Schock sich befanden; die Vorstadt vor dem Niedertore mit 26 Angeseffenen; das Kirchenpatronat in Arnau; die Dörfer Proschwitz mit 51, Forst mit 3, Lauterwasser mit 42, Mohren mit 35 und Helfendorf mit drei Angeseffenen, — endlich ein Haus bei Johannisbad.

Hans Christof war 1577 geboren und trat sein Erbe 1597 an. Gleich in diesem Jahre brannte der Kirchenturm in Folge eines Blitzstrahles ab. Die Kirche scheint damals wenig gelitten zu haben.<sup>92)</sup>

In demselben und den zwei folgenden Jahren wurde die Kirche in der Vorstadt, an welche später die Klosterkirche angebaut wurde, von Grund aus erbaut. Die Pfarrkirche steuerte dazu 810 Schock 18 weiße Groschen bei; das übrige gab die Stadt. Die Kirche wurde der allerheiligsten Dreieinigkeit geweiht und auf dem Friedhofe daneben, zu dessen Anlegung die Gemeinde ein Stück Feld hergab,<sup>93)</sup> wurden fortan die ärmeren Bürger begraben, während die vornehmeren nach wie vor in der Pfarrkirche oder auf dem Kirchhofe bei derselben begraben wurden, wie dieses die vielen, großen Grabsteine daselbst noch heute bezeugen.

Die Pfarrkirche selbst und die Stadt traf bald darauf großes Unglück. Am Bartholomäustage 1610 brach in der Stadt eine Feuersbrunst aus, welche die ganze Stadt sammt Kirche, Schloß, Schule, Pfarre, Rathhaus und Bräuhaus einäscherte. Das Feuer war so heftig, daß es auch die Glocken auf dem Kirchenturm vernichtete. Wenn das Schiff der Kirche damals noch eine hölzerne Decke hatte, so wurde diese von den Flammen sicher verzehrt. — Vom Bräuhaus, Malzhäus und der Büttelei (Arresthaus) bemerkt das städtische Gedenkbuch ausdrücklich, daß der Rath noch im selben Jahre diese Gebäude mit Trämen neu beziehen und eindecken ließ. Die Arnauer Gemeinde wendete sich nach diesem Unglücke an die Stadt Trautenau um eine Brandsteuer und erhielt hierauf von dort 25 Sch. 30 Gr. zugesendet.<sup>94)</sup>

Hans Christof von Waldstein stellte Kirche, Schloß, Pfarre und Schule alsbald wieder her und versah sie sogar mit größerem Schmucke. Die Pfarre (Dechantei) zeigte bis vor wenigen Jahren in ihrem großen Siebelfelde viele Arabesken und zwei Wappenpaare, links jenes des Georg von Waldstein und seiner dritten Gemahlin mit der Umschrift:

GZWNHAM AWZLNHAM 1578. d. i. Girzi z Waldsteina na Hostinnem a Miletině. Alena Waldsteinská z Lobkowicz na Hostinnem a Miletině.

Das Wappenpar rechts war das der Familien Waldstein und Sezyma mit der Umschrift: IKZWNHAR. MWSZANHAR. 1611 d. i. Jan Kristof z Waldsteina na Hostinnem a Rochowě. Magdalena Waldsteinska Sezymowská z Austi na Hostinnem a Rochowě.

92) Der Güterantritt nach dem städt. Gedenkbuch; der Brand des Thurmes nach dem Kirchengedenkbuch.

93) Städtisches Gedenkbuch.

94) *ibid.* und Kirchengedenkbuch.

Oberhalb beider Wappenpaare stand: *Exemplum esto fidelium in verbo, in conversatione, in charitate, in spiritu, in fide, in castitate.* Timoth. 4. cap. Alles war in Sgraffitto gemalt.

Unterhalb des Siebelfeldes lief ein dekoratives, weit ausladendes Gesimse (Hohlkehle) mit besonderer Bedachung ums Gebäude, welches letztere auf allen Seiten bis herab, das Rustico der Renaissance nachahmend, verziert war. Aehnliches Zierwerk hatte Hans Christof auch bei der Kirche und beim Schlosse angebracht. Beim letztern sah man es noch sammt dem Gesimse, in dessen Höhlungen allerlei Gethier gemalt war, an dem gegen die Stadt gekehrten Schloßflügel, dem sogenannten „alten Schlosse“ Anfangs der dreißiger Jahre.

Im Innern der Kirche hat sich von Hans Christof noch die Kanzel und (wahrscheinlich) der Taufbrunnen erhalten. Die Kanzel ist ein schönes, ehrwürdiges Monument; der eigentliche Predigtstuhl, massiv aus Stein im Renaissancestyl gebaut, ruht auf den Schultern von Moses und Aaron. Die Brüstung umgeben in Hautrelief die Figuren Johannes des Täufers, der vier Evangelisten und der Kirchenväter Hieronymus und Augustinus; oberhalb derselben läuft um die Kanzel der Schrifttext aus Isaias Cap. 52 v. 6. 7. „Wie lieblich sind auf den Berge die Fuß der Bote die da fride verkündige, die da sage zu Zion: dein Got ist König, deine Wehther ruffe laut mit ihrer Stim: Man wirds mit Auge sehe wenn der Herr Sion befehret.“ — Der Hut der Kanzel, ebenfalls im Renaissancestyl, aber von Holz, zeigt zwischen Säulen Statuetten und vorn die Wappen des Hans Kristof und seiner Gemahlin mit der Jahreszahl 1612 und ist von der Statuette des Weltheilands gekrönt. Alles ist reich mit Farben und Vergoldung geziert. — Der Umstand, daß die Kanzel auf Moses und Aarou sich stützt, die Evangelisten und Kirchenlehrer keine Heiligenscheine haben und die Statuetten des Hutes personifizierte Tugenden darstellen, beweist auch ohne die Jahreszahl den protestantischen Ursprung.

Eine nicht minder schöne und werthvolle Erinnerung an Hans Kristof und seine Zeit sind die drei Glocken auf dem Thurme. Die Fensterglocke hat 4 Etr., die Mitteltglocke 20, die große Glocke 40 Etr. Letztere ist ein Geschenk des Hans Kristof und seiner Gemahlin, deren Wappen darauf ersichtlich sind mit der Inschrift: Girzik z Waldsteina a na Hostinnem, Alena z Lobkowie a na Hostinnem, Fryderych Sezyma z Sezymowa Austi a na Rochowie. Alzbieta Sezymowa z Bytussky a na Rochowie. Jan Kristof z Waldsteina a na Hostinnem a Rochowie. Mandalena Waldsteinska z Sezymowa Austi na Hostinnem a Rochowie. Esai. 2. Cap. Venite ascendamus ad montem Domini et ad domum dei Jacob, et docebit nos vias suas et ambulabimus in semitis ejus. Apokal. c. 22. Und der Geist und die Braut sprechen: Komm; und wer es hört, der spreche: Komm; und wer da durstet, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser desfelbens umbsonst. In versu: So er spricht: Sols (sic) zeigt; ja, ich komme bald, Amen, ja ich komme Herr Jesu. Im 1611 Jahre.“ Auf der Mitteltglocke ist das Stadtwappen und folgender Spruch:

Ignibus hic perii, mox ignibusorta revixi,  
Sic eadem et vitam flamma necemque tulit;  
Nunc ad coelestas epulas voco sedula turbam,  
Infelix celeri quem piget ire pede.

Anno Domini 1611.

Die Fensterglocke hat blos die Umschrift:

Ich ruf mit meinem Klang  
Zu sagen Gott dem Herren Dant  
Erinnere auch zur rechten Zeit  
Die Menschen ihrer Sterblichkeit. 1611.



Die Mittelglocke und die Fensterglocke hat die Stadtgemeinde angeschafft. Die Fensterglocke stimmt mit der Mittelglocke in der reinen Quint und mit der großen Glocke in der großen Sext. Alle drei sind von einer Reinheit der Stimmung und einem Wohlklang, der das Geläute dieser Glocken noch heute zum schönsten weit und breit macht. Dabei sollte es für die Arnauer Bürger erhebend sein zu denken, daß diese Glocken von einem ihrer Mitbürger und in Arnau selbst gegossen worden sind. Auf den Glocken selbst ist zwar auffallender Weise der Meister und der Ort des Gusses nicht angegeben, aber es ist vielfach erwiesen, daß zu jener Zeit in Arnau eine Glockengießersfamilie lebte, von der die Meister Donat Schritter und Martin Schretter durch noch vorhandene Glocken bekannt sind. So sind die große Glocke in Oberstëpanic (bei Branna) als 1589 durch Donat Schritter in Arnau an der Elbe, die zweite Glocke in Starckenbach als 1617 durch Martinus Schretter, Glockengießer von Arnau,<sup>95)</sup> die große Glocke in Wartenberg (bei Nimes) als im Oktober 1603 in Arnau gegossen, durch ihre Aufschriften beglaubigt.<sup>96)</sup> Eine Glocke auf dem Kirchturm zu Horzeniowes von 1593 ist auch mit dem Namen „Arnau“ bezeichnet.<sup>97)</sup> Die Wartenberger Glocke hat sogar denselben Spruch wie die Arnauer Fensterglocke, nur erweitert, — es kann daher wohl nicht bezweifelt werden, daß die drei großen Glocken in Arnau, sowie die mittlere, kleine und Fensterglocke in Forst, die aus dem Jahre 1606 herrühren, — die Mittelglocke in Dels mit der Jahreszahl 1612 und die Glocke in Hermanseifen von 1614 — alle bei Waldstein'schen Patronatskirchen — in Arnau von Martin Schretter gegossen worden sind.

Die älteste Glocke in Arnau ist die Sanktusglocke; sie hat keinen schönen Klang, manchem armen Teufel in alter Zeit mag ihr Ton noch besonders unangenehm geklungen haben, denn sie war, der Sage nach, die Armesünderglocke. Darauf scheint ihre Umschrift zu deuten: Bist du ein Richter, so richt recht — Got ist Her und du bist Knecht. 1599.<sup>98)</sup> Auch muß die Glocke 1610 noch nicht an ihrer gegenwärtigen Stelle — in einem Dachreiter der Kirche — gehängt haben, weil sie sonst beim Brande zu Grunde gegangen wäre.

Aus der Zeit des großen Brandes von 1610 datiren vielleicht noch zwei Einrichtungen in Arnau, nämlich die löbliche Einrichtung, daß die Feuerglocke an der Giebelwand des Rathhauses in der Höhe angebracht ist und der Strang außen auf den Platz frei herabhängt, so daß Jedermann bei Wahrnehmung einer Feuersgefahr augenblicklich mit der Glocke Lärm schlagen kann; die andere Einrichtung war die Verpflichtung des Nachtwächters auf dem Kirchturme, des Nachts jede Stunde durch Stöße in ein drei Schuh langes hölzernes Horn zu jedem der fünf Fenster hinauszurufen, so daß z. B. die Mitternachtsstunde durch 12

95) Die Glocke in Stëpanic hat (nach Schallers Topografie) die Aufschrift: Tento zwon slyty gest puwodem uroz. P. Marige z Waldsteina a z Martinicz pozustale Wdowy po uroz. p. p. Zdenkowy Sstiepaniczkym z Waldsteina, Panu na Sstiepaniczych a Dymokurzych etc. udëlan gest skrze Donata Schritter Miesta Hostiny na nad Labem leta od naroz. P. G. 1589. — Die Starckenbacher Glocke hatte (nach demselben) die Aufschrift: „Martinus Schretter Glockengießer von Arnau hat mich durch Gottes Hilfe gegossen im Jahre 1617.“

96) Auf der Wartenberger Glocke las der Verfasser folgende Aufschrift: Anno 1603 mense Octobri haec campana fusa est ut ad celebrandum deum convocaretur ecclesia Wartenbergensis. Darunter: „Ich ruf mit meinem hellen Klang Zu sagen Got dem her Dank und loch das Volk zu Gottes Wort welsch zeigt des Himmels pffort Erinner' auch zu rechten Zeit die Menschen ihrer Stürblichkeit. Zu Arnaw ward sich gossn Wer mich hört Eil unverdroßn Zum Gebet und Gottes Wort So wird im wol sein hie und dort.“ Auf der Glocke sind noch die Wappen und Namen des Erasmus Hirschberger von Königshain und auf Wartenberg und seiner Gemahlin Helene geborenen Schkopin.

97) Die Glocke in Horzeniowes hat nach Schaller die Aufschrift: Anno 1593. Arnaviensium in honorem et terrorem (?) civium.

98) Die Wetterfahne des Thürmchens zeigt die Jahreszahl 1675 (Kirchengedenkbuch); vielleicht wurde damals erst die Glocke an die gegenwärtige Stelle gebracht.

Stöße bei jedem Fenster angedeutet wurde. Da der Nachtwächter hiebei nach allen Himmelsgegenden auslugen mußte, doher ein entstehendes Feuer leicht entdecken konnte, war auch diese Einrichtung löblich; aber mancher Fremde wurde durch die fremdartigen, furchtbaren Töne aus dem Schlafe geschreckt und es ist daher seit einigen Jahren von dieser Nachtreveille abgekomen.

Hans Christof von Waldstein sorgte nicht nur für die Wiederherstellung der Kirche und Pfarrei, sondern auch für den bessern Unterhalt der dabei Angestellten. Es wird zwar schon zur Zeit der Turgauer eines Kaplans und später eines Diakons bei der Pfarrkirche erwähnt; aber entweder war ein solcher nur vorübergehend angestellt oder mußte vom Pfarrer unterhalten werden. — Hans Christof hatte nun schon 1607 einen Diakon bleibend gestiftet und zu dessen Unterhalt Grundstücke in Proschwitz nächst der Brücke gewidmet. Wegen Entlegenheit dieser Grundstücke änderte er 1612 (am Tage St. Georgi) die Stiftung dahin ab, daß dem Diakon und seinen Nachfolgern das Haus in der Stadt zwischen Philipp Proschwitzer und Georg Seidel sammt allen dazu gehörigen Aekern, Wiesen, Wäldern, auch dem Bräu-Urbar übergeben und für alle Zeiten von allen Steuern und Gaben frei erklärt wurde. Hannibal von Waldstein versprach für sich und seine Erben, dem Diakon jährlich aus seiner Mühle zu Arnau unweit der Stadtmauer zwölf Scheffel Weizen zu geben, die Gemeinde aber verpflichtete sich, dem Diakon aus dem Gemeinen Urbar jährlich 20 Schock meißnisch, eine Kufe Salz und acht Klaftern weiches Brennholz aus dem Walde „neben des Pfarrers Wirthschaft gelegen“ zu verabsolgen. Die Kirchenväter hatten für die Zufuhr zu sorgen und darauf zu sehen, daß Haus, Scheuer und Grundstücke im guten Stande blieben. Zugleich versprach die Gemeinde nach jedem Gebräu, so der Rath thut, die Kirchenväter auch ein Gebräu zu Nutzen der Kirche und des Spitals vornehmen und verkaufen zu lassen.<sup>99)</sup>

In derselben Urkunde wurde auch ein altes Streitobjekt zwischen Herrschaft und Stadt beseitigt. In Hermanseifen lagen nämlich vier Bauerngüter, welche — freilich unter Widerspruch der Herrschaft — schon von Alters her den Arnauer Bürgern mit Zins, Robot und andern Diensten verpflichtet waren. Die Bürger hatten nun dieselben zugleich mit dem Zinse, welchen Hans Rindfleisch „wegen der Wüstungen am Eilenberge“ jährlich der Gemeinde reichte, den Brüdern Hans Christof und Hannibal von Waldstein verehrt und diese besreiten dafür die Bürger durch drei Jahre von dem Zins, den dieselben bisher von jedem Eimer Wein, den sie aus dem städtischen Weinkeller ausschenkten, mit Einer Pinte an sie entrichten mußten, und bestimmten, daß nach Ablauf der drei Jahre die Bürger statt jenes Zinses jährlich ein Pauschale von 50 Sch. meißnisch zahlen sollten.

Als Zeugen erscheinen in der Urkunde Rudolf Albrecht Rychnowsky von Rychau (wohl Rychnow, d. i. Reichenau) und auf Rezelsdorf, — Ritter Wenzel Bohdaneky von Hodkau und auf Beckelsdorf, Adam Abraham Bohdaneky von Hodkau und auf Adersbach und Georg von Witten und in Lauterwasser.

Hans Christof hatte seine Rechte auf obige vier Bauerngüter schon 1607 an seinen Bruder Hannibal abgetreten.

Zur Beförderung der intellektuellen und religiösen Bildung seiner Unterthanen errichtete Hans Christof in Lauterwasser und Forst Schulen (1606 und 1607) und in Forst die erste Kirche 1606. Sie war von Holz und wurde am 13. Nov. feierlich für den lutherischen Gottesdienst eingeweiht. Anwesend waren dabei nebst dem Stifter die Herren Albrecht Gottfried Krinecky von Konow und auf Starckenbach, Bartholomäus von Waldstein auf Miletin, Wilhelm Mirskowsky von Stropshitz auf Hohenelbe sammt ihren Ehegattinnen, dann Adam Abraham Bohdaneky von Hodkau auf Adersbach, endlich neben dem für Forst berufenen Pastor

<sup>99)</sup> Vertrag im städt. Gedebuch.

Hieronymus Leo noch neun lutherische Prädikanten, nämlich Pfarrer Michael Bayer und Kaplan Franz aus Arnau, dann die Pfarrer von Mohren, Hohenelbe, Trautenau, Mistadt, Langenau, Freiheit und Miletin,<sup>100)</sup> — ein Beweis, wie allgemein der Protestantismus in der ganzen Gegend war<sup>100a)</sup> und welche Wichtigkeit man der Gründung einer neuen lutherischen Pflanzstätte beilegte. In Forst scheint sich Hans Christof von Waldstein viel und gern aufgehalten zu haben, er hatte dort ein Jagdschloßchen und ein Bräuhaus erbaut. Im erstern starb (am 24. Mai 1600) der alte Freund seines Hauses, Zdenko Wlachimie Kameniczky von Kamenic, der letzte seines Geschlechtes, dem er den Leichenstein setzen ließ, welcher an der Außenseite der Kirchenvorhalle in Arnau eingefügt ist und nebst dem Bilde des geharnischten Ritters die Umschrift trägt: Anno dni 1600. 24. Maji Forstii obiit nobilis ac strenuus eques Sdenko Wlachimie Kameniczky de Kamenie, stirpis sue noviss., a prima juventute ad extremum vitae terminu generosiss. Waldsteinioru familiae in armis et toga fideliss., aetatis anno 55. In Arnau waren um jene Zeit in der Zechen der Hutmacher große Streitigkeiten ausgebrochen, die über Ein Jahr dauerten. Der Rath berief daher 1602 aus drei Städten ehrliche Meister dieses Handwerks, unter deren Intervention alle Händel beigelegt, für die Zukunft die Angelegenheiten der Zechen geordnet und festgesetzt wurde, daß der dagegen Handelnde der Kirche 2 Schock und dem Handwerk auch zwei Schock zur Strafe erlegen soll.<sup>104)</sup>

Aus dem damaligen öffentlichen Leben in Arnau sind noch zwei Fälle zu erwähnen. 1604 wurde noch ein Herrenprozeß verhandelt, der aber nach Vernehmung vieler Zeugen für die Angeklagte günstig verlief.<sup>105)</sup> 1614 mußte sich der gewesene Amtschreiber des Hannibal von Waldstein, Waczlav Herzmann, laut Artikel D der Stadtrechte vor allen Verleumdern und bösen Mäulern reinigen, weil Werten Neidel ihm im Rathhause und auf dem Richtplatz gesagt hatte: „Du böhmischer Schreiber bringst mich um mein Leben“<sup>105a)</sup><sup>106)</sup>.

Hans Christof von Waldstein war vermählt mit Magdalena, der Tochter des Friedrich Sezyna von Sezyna Austi und auf Rochow und der Elsbeth von Bytusth.<sup>107)</sup> Sie scheint ihrem Gemahle das Gut Rochow zugebracht zu haben, von dem sich beide Gatten nannten. Die Ehe blieb entweder kinderlos oder die Kinder starben sehr frühzeitig. Hans Christof selbst segnete das Zeitliche in Forst am 15. April 1616, erst 39 Jahre alt; sein Leichnam wurde den 1. Juni nach Arnau gebracht und am 5. Juni in der Stadtkirche unter den Stufen des Hochaltars in einem kupfernen Sarge beigelegt, wie dieses eine alte Anmerkung im Kirchengedenkbuche bezeugt.<sup>108)</sup>

100) Forster Kirchengedenkbuch.

100a) In Kotwiz wirkte zu jener Zeit (1605 bis 1624) Pastor Emanuel Moller; der Leichenstein, den er seiner Frau und seinen Kindern dort setzen ließ, ist noch vorhanden.<sup>109)</sup>

In Prausnitz trägt der metallene Taufbrunnen den Namen des dortigen Pastors Laurenz Schubart und die Jahreszahl 1590.<sup>102)</sup> In Wildschütz war 1613 Petrus Wenzke protestantischer Pfarrer.<sup>103)</sup>

101) Sommers Topographie.

102) Dr. Hadwich MS.

103) Brief desselben ins Stadtbuch eingelegt zu Fol. 135.

104) Urkunde im Stadtarchiv.

105) Stadtbuch.

105a) Die Richtstatt war unterhalb der Stadt auf einer kleinen Anhöhe, die noch heute der Galgenberg heißt. In der Nähe und vielleicht mit Beziehung auf die Verflüchtung — an der Straße nach Neuschloß errichtete im vorigen Jahrhunderte ein frommer Arnauer Wundarzt, Franz Keim, ein Crucifix mit den Figuren der hl. Maria und des Evangelisten Johannes, noch gegenwärtig „Baders Kreuz“ genannt.

106) *ibid.* Fol. 138.

107) Balbin und Aufschrift auf der großen Glocke in Arnau.

108) Forster und Arnauer Kirchengedenkbuch.

Die Güter blieben bis 1620 im Besitze der Witwe. In diesem Jahre verkauften aber die königlichen Commissäre auf Andringen der Gläubiger des Hans Christof dessen Schloß- und Stadthälfte mit dem Meierhof und Vorwerk, dem Patronate über die Kirche, „bei der eine Dechantei ist“ und mit der Schule, das Dorf Proschwitz mit Schenke und Mühle, — Beste und Dorf Forst mit Meierhof, Bräu- und Malzhaus, Schenke und Kirchenpatronat, — das Dorf Lanterwasser mit Schenke, Mahl- und Sägemühle, — das Dorf Mohren mit dem Kirchenpatronat, Meierhof, Schäferei und Schenke, das Dorf Helfendorf, das Dorf Klein-Borowitz mit Meierhof, Schenke, Mahl- und Sägemühle, — das Dorf Czermna mit dem Kirchenpatronat, Schenke, Meierhof und Schäferei, — das Kleinhaus beim h. Johannes und die Mühle auf dem Seifner Anger an die Frau Magdalena von Waldstein auf Hodkow und ihre Erben um 39.000 Sch. meißnisch, von welcher Kaufsumme zunächst die Forderung der Witwe Magdalena von Waldstein von Sezma Lufti mit 20.000 Sch., dann die Steuerrückstände mit 8000 Schock zu bezahlen, der Rest von 11.000 Sch. aber an die Gläubiger abzuführen war. <sup>109)</sup>

Magdalena Waldstein von Sezma Lufti kaufte aber alsbald (3. August 1620) von ihrer Namensschwester das Dorf Czermna um 2597 Schock wieder zurück, stellte 1623 zwar auf Verlangen Albrechts von Waldstein die Bauern des Dorfes unter dessen Oberherrlichkeit, mit dem Beding jedoch, daß — wenn der Fürst sie oder ihre Erben aus Besitz und Genuß des Dorfes weisen wollte — er ihnen den Kaufschilling zahlen müsse. <sup>110)</sup>

In ihrem Testamente dd. Arnau 1625 Montag nach Jubilate setzte diese Magdalena ihre Tante Maruffy Smrzkow geborene Borzanowska z Bytyssky zur Erbin ein und verlangte in der Arnauer Kirche neben ihrem Gemahle beigesezt zu werden. Das Jahr ihres Todes ist nicht bekannt.

Magdalena von Waldstein und von Hodkow, die neue Besitzerin der Arnauer Stadthälfte, die vordem Hans Christof v. Waldstein besessen, war die Tochter des Adam Abraham Bohdaneczky v. Hodkow auf Aberspach. Sie hatte sich in erster Ehe mit Hynek Albrecht Miczan v. Konow, <sup>111)</sup> in zweiter mit Bartholomäus v. Waldstein vermählt. Letzterer, der jüngste Sohn Georgs von Waldstein, 1580 geboren, hatte von seinem Vater Miletin geerbt, dessen Besitz er 1600 antrat und auf welchem er 1602 die Heirathsprüche seiner Gemahlin pr. 10.000 Schock meißnisch versicherte. <sup>112)</sup> Dem Beispiele seines Vaters und seiner Brüder folgend war auch er ein Wohlthäter der Kirche. Die große Glocke auf dem Kirchturme in Miletin trägt noch seinen und seiner Gemahlin Namen und die Jahreszahl 1614. <sup>113)</sup> Es ist merkwürdig, daß keiner der dreizehn Söhne Georgs v. Waldstein das 50ste Lebensjahr erreichte. Auch Bartholomäus starb schon 1617 <sup>114)</sup> (37 Jahr alt). Er hinterließ vier Söhne: Hannibal, Hans Christof den Jüngern, Georg Adam und Albrecht Bertold. In seinem Testamente vom 19. Februar 1613 bestimmte er, daß die Witwe bis zur Großjährigkeit des ältesten Sohnes Hannibal die Güter besitzen und genießen, sodann aber dieselben an die Söhne abtreten soll und verordnete ihr zu Rathgebern seine Brüder Hannibal und Hans Christof den Ältern, dann seinen Schwiegervater Adam Abraham Bohdaneczky von Hodkow.

1620 kaufte die Witwe — wie erwähnt — eine Hälfte von Arnau und

109) Landtafel tom. 192. L. Fol. 27/v.

110) *ibid.* Miedienny Quat. v. 1624. O. 1.

111) Bienenberg Alterth. III. nach Howorea II. p. 179.

112) Testament dess. Landtafel tom. 138. O. 5.

113) Dr. Sadwich MS.

114) Nach der Eintragung des Testaments in die Landtafel. Nach Dr. Sadwich (Miletiner MS.) im März 1617.

bestätigte (am 26. August d. J.) der Bürgerschaft ihre alten Privilegien, doch ohne specielle Anführung derselben.<sup>115)</sup> Noch im nämlichen Jahre hatte sie den Schmerz, den Untergang ihres Hauses zu sehen. Elisabeth Katharina, eine Schwester der letzten Herren aus dem Hause Smirziczky war — man glaubt wegen eines Familienfehltrittes — zwölf Jahre auf der Burg Kumburg gefangen gehalten worden. Es gelang ihr endlich, sich zu befreien und sie heirathete sogleich den Otto Krumba Freiherrn von Wartenberg, der sie nur aus Habsucht ehelichte und unverzüglich die Smirziczky'sche Stadt Zicin in Besitz nahm. Darüber beschwerte sich Katharinens Schwager Heinrich Slavata, der ihres blödsinnigen Bruders Heinrich Georg Vormund und testamentarischer (sic) Erbe war. Der Winterkönig ließ nun den Krumba in den weißen Thurm auf dem Prager Schlosse setzen und schickte Kommissäre nach Zicin (1. Febr. 1620). Katharina aber wußte sich den Eingang ins Pulvergewölbe zu verschaffen und sprengte das vordere Schloß und mit ihm sich selber, den verhaßten Schwager, die ganze Kommission, — in Allem sechzig Personen in die Luft! Unter diesen befanden sich auch unserer Magdalena Vater Adam Abraham Bohdaneczky und ihr Bruder Roslaw, die letzten ihres Hauses!<sup>116)</sup>

Wir stehen hier an einem bedeutsamen Wendepunkte in der Geschichte von Arnau; denn es hatten mittlerweile in Böhmen politische Ereignisse stattgefunden, welche alsbald auch auf die Geschehnisse von Arnau eine mächtige, nachhaltige und nicht glückliche Wirkung übten.

Ehe wir uns diesen zuwenden, sei ein Rückblick auf die hundertjährige Periode gestattet, in welcher die Herren von Waldstein die Stadt und Umgebung besaßen.

Das Bild ist angenehm. Allenthalben sehen wir mit Eifer Kirchen und Schulen bauen, und die Sorgfalt, welche die Waldsteine auch auf die äußere Ausstattung der Kirchen- und Pfarrgebäude, auf die Weistellung eines schönen Geländes, auf die gute Stellung der Geistlichkeit in der Gemeinde verwendeten, mag in mehrfacher Beziehung auf die Gemeinden wohlthätig zurückgewirkt haben.

Das Aussehen der Stadt muß sehr freundlich gewesen sein; umfassen von einer wohl unterhaltenen Mauer, die zu jener Zeit gewiß nicht Zwangsjacke, sondern Schutz gegen feindliche Angriffe war, — die beiden Hauptgassen und die Seiten des regelmäßigen Stadtplatzes mit Laubengängen versehen, — die meisten Häuser nach gleicher Bauweise mit hohen Giebeln, — Thüren und Fenster häufig mit gothischem Zierath, — Kirche, Pfarre, Schloß und Schule nach dem Brande von 1610 neu und mit dekorativem Bildwerk hergestellt, mochte die Stadt schon in ihrem Außern andeuten, daß die Bürgerschaft — trotz der Leibeigenschaft — wohlhabend und mit ihrer Obrigkeit in einem freundlichen Verhältnisse sich befand. Erfreute sich doch auch die Stadt so mancher Quellen des Wohlstandes, so (zum Theil schon von Alters her) der Privilegien des Salzmarkts, der Bräugerechtigkeit, des ausschließenden Bier-Schantrechtes in vier Dörfern, des freien Weinschanks gegen fixen Zins an die Herrschaft, der kaiserlichen Privilegien zweier Wochenmärkte und eines Brückenzolles. Im Bräuhaus wurden (laut einer Bestätigung von 1619)<sup>117)</sup> jährlich durchschnittlich 39 Gebräu, jedes zu 12 Faß gemacht. — Die Gemeinde befand sich im Besitze des Bürgerwaldes, verschiedener Grundstücke (von welchen des Klosterfeldes bei Mönchsdorf noch in späterer Zeit erwähnt wird) und des später sogenannten Sibyllahofes bei der Stadt. Eines Hauskaufes „zu der Stadt Nothdurft“ wird 1539 noch besonders erwähnt.<sup>118)</sup>

115) Urkunde im Stadtarchiv. — 116) Bienenberg Alterth. III.

117) Urkunde des Kreis-Einnehmers im Stadtarchiv.

118) Stadtbuch.

Pfarrer und Diacon erscheinen mit Haus und Grundstücken wohl dotirt. Manche adelige Familie besitzt auch während dieser Periode in Arnau Häuser, es erscheinen aber jetzt auch einige nicht adelige Familien als Freisassen im Besitze von liegenden Gütern, so namentlich die Familien Czikan und Schwarz.

Die Familie Czikan besaß schon seit lange als kaiserliches Lehen das Dorf Czermna. Ein Hans Czikan erscheint schon 1493 im Stadtbuche, Adam von Czirn — offenbar auch ein Czikan — kaufte 1529 ein Haus in Arnau, Hans Czikan 1544 ein freies Gut, „das 8 Hühner Zins gibt off Thrautenawe;“ Wenzel Czikan war von 1517 bis 1541 siebenmal Bürgermeister und dreimal Schöppe in Arnau, wo er 1536 ein Haus kaufte. Nach seinem Tode stiftete Georg von Waldstein zwischen dessen Witwe Barbara und deren Schwägern Paul und Bonifaz Czikan einen Vergleich, in welchem Barbara mit den übrigen Erbsprätendenten zu Gunsten dieser 2 Brüder auf das ganze Dorf verzichtete 1553.

Paul Czikan erscheint zwischen 1551 und 1575 mehrmals als Schöppe und als Käufer von Grundstücken, Bonifaz aber bis 1572 viermal als Bürgermeister.<sup>119)</sup> Er starb am 24. März 1572. Sein Grabstein in der Wand hinter dem Anna-Altar in der Arnauer Kirche zeigt sein lebensgroßes Bild mit der Umschrift: Anno 1572 den 24. März ist in Gott selig entschlafen der ehrenfeste ehrbare weise Herr Bonifacius Zikan Bürgermeister alhir, dem Gott gnade.

Kristof Czikan schloß 1590 ein Eheverdnüß mit Anna, des verstorbenen Georg Dreischuh Tochter, und „vermorgengabte“ ihr all sein gegenwärtiges und künftiges Vermögen, ausgenommen das kaiserliche Lehendorf Tschiern und 20 Schock.

1597 verpfändete er seinem Weibe für von ihr erhaltene 100 Schock sein Gut Tschiern.

1594 fand nach dem Tode des „Paul Czikan von der Czirn in der Stadt Arnau wohnhaft“ ein Theilungsvertrag über das „kaiserliche halbe Lehendorf Czirne“ statt, vermöge dessen die Erbschaft unter die Söhne des Georg Czikan: Wenzel und Jan Burian, dann unter die Brüder Kristof, Merten, Paul und Valten Czikan vertheilt wurde.<sup>120)</sup>

Die Czikan überdauerten die Stürme der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Mit allh. Entschließung vom 24. Juli 1652 entließ Kaiser Ferdinand III. auf Bitten des Wenzel Czikan das halbe Dorf Czermna aus der friedländischen Lehenspflicht und am 1. August d. J. wurde es aus der Lehentafel gelöscht.<sup>121)</sup>

Ein anderes Freisassengut war das der Familie Schwarz in Ober-Tschermna.

1636 verkaufte es diese Familie an den Arnauer Magistrat, welcher dasselbe 1653 an die Jungfrau Elisabeth Kaplirz von Sulewitz gegen dem überließ, daß diese ihre Forderung per 218 Schock weisnisch, welche sie auf dem ehemals Waldstein'schen, nun dem Kristof Dreischuh gehörigen Hause in Arnau stehen hatte, demselben abtrat.<sup>122)</sup>

Noch eines Freigutes wird 1630 erwähnt. 1617 verkaufte nämlich Hannibal von Waldstein sein Haus in Arnau zwischen Mathes Hampel und dem Rathhause an Martin Burghart, der sich 1625 mit Maria Magdalena, Tochter des Hans Graf, vornehmen Offiziers beim Oberamte des Herzogs von Friedland in Vicin, vermählte. Burghart starb 1630 in Hermanseifen, wo er Kirche und Spital bedachte, und hinterließ seiner Gattin nebst obigem Hause auch sein freies Gut in Hermanseifen mit Kretschem und allem Zugehör, auch allen Aeckern bis

119) *ibid.*

120) *ibid.*

121) Miersperg Commentar zu Balbin lib. Curial. VI.

122) Stadtbuch. Ein Jakob Schwarz kaufte 1626 in Arnau Haus und Feld (Stadtbuch). — Eine Frau Marianna Kaplirz von Sulewitz, gestorben 11. Juli 1627, hat ihren Grabstein noch in der Kirchhofmauer in Hermanseifen. (Mittheilungen des Pfarrers.)

an die Mohrner Grenze. <sup>122a)</sup> <sup>123)</sup> Eine ausgezeichnete Bürgerfamilie war die der Comölller, von welchen Hans Comölller schon 1477 vorkommt. Nickel I. war 1503 Richter in Arnau, später wiederholt Bürgermeister; Merten Comölller kaufte ein Haus und mehrere Gärten von Zdenek und Georg von Waldstein, war schon 1514 und 1521 Bürgermeister und von 1523 bis zu seinem Tode, 1553, Stadtschreiber. Kurz vor seinem Ableben traf er vor dem Rathe eine Einigung zwischen seinen Kindern, vermöge welcher der Sohn Adam ein Haus und zwei Gärten sammt einer Badstube, der Sohn Heinrich zwei Häuser und einen Garten, die Tochter Gertrud ein Haus und Erble erhielt. Er schrieb das alte Stadtgedächtnißbuch von 1477 bis 1553. Mit seinem Tode sinkt die Ordnung in diesem Buche immer mehr und mehr. <sup>125)</sup>

Von andern Familien wäre Mathes Reidel zu erwähnen, der 1521 zwei Häuser am Ring besitzt, noch andere sowie auch viele Grundstücke ankaufte und bis 1548 viermal als Bürgermeister erscheint <sup>126)</sup>; dann Paul Kappel, dessen Vorfahren auf dem Delsner Friedhofe ihre großen Leichensteine von 1500 haben. Er kauft von den Brüdern Winkler ihr ganzes Erbe, wird 1564 als Amtmann aufgeführt und hat seinen Grabstein hinter dem S. Anna-Altar in Arnau mit seinem Bilde und der Umschrift: Im Jahre 1575 den 17. Mai um die 14. Stunde ist im Herrn entschlafen der ehrbare mannhafte Herr Paul Kappel, Amechtmann hier zu Arnau, dem Gott gnädig sein wolle. Amen. <sup>127)</sup> Die genannten Familien sind verschwunden und mit ihnen noch viele, die nicht nur als Käufer und Verkäufer, sondern auch als Schöppen und Bürgermeister im Stadtbuche angeführt werden, also ihre Zeit und Kräfte auch dem Gemeinwesen widmeten. Dagegen finden wir aber auch bereits eine Anzahl Namen, welche bis auf unsere Tage in den Arnauer Familien ihre Repräsentanten haben <sup>127a)</sup>, so z. B. Schreiber (1488, Georg Schr. im selben Jahre Bürgermeister) — Glaser 1488 — Kernert (Gernert) 1505, — Hempil (Hampel) 1507, — Lorenz 1508, — Fiedler 1510, — Wanke 1516, — Stüler 1523 (Mates St. 1529 Bürgermeister, ein Mates St. — vermuthlich derselbe — „unser Organist,“ ist zwischen 1538 und 1557 achtmal Schöppe und dreimal Bürgermeister), — Pohl 1527 (Hans Pohl 1549, 1556 und 1557 Bürgermeister; Georg Pohl Stadtschreiber macht mit seinem Weibe 1570 ein wechselseitiges Testament; Hans Pohl ist zwischen 1548, und 1567 fünfmal Bürgermeister), — Kratzer 1527, — Schmid 1530, — Link 1536 (ein Anton Link 1555 Kirchenvater), — Erben 1545, — Dreischuh 1549 (Krištof Dreischuh 1569 und 1570 Bürgermeister), — Proschwitzer 1549, — Zehdel und Seydel 1553, — Beck 1553, — Hübner 1557, — Deul 1557, — Finger 1557, — Schöps 1564, — Kluge 1593, — Richter 1599. — In der Organisation des Arnauer Rathes finden wir die Aenderung, daß von 1521 an nur Ein Bürgermeister, — der jährlich gewählt wird, — an der Spitze des Gemeinwesens steht. Von 1570 erscheinen im Stadtbuche nur wenige Bürgermeister und Schöppen, oder wie letztere nun auch genannt werden: Rathsmannen, Geschworne — aufgeführt; es heißt fortan meist nur: „Bei Versammlung des ganzen Rathes“ oder „Ein Ehrfamer Rath“ kauft u. s. w.

122a) Sie heirathete 1632 den Adam Gutsch von Adarsbach. Ihr Vater war zu dieser Zeit Kammersekretär des Herzogs von Friedland, war mit dem Prädikate „von Ehrenfeldt“ geadelt und vom Herzog mit Klein-Borowiz beschenkt (belehnt?) worden. <sup>124)</sup>

123) Stadtbuch Fol. 171.

124) Stadtbuch. Kuersperg Commentar zu Balbin lib. Curialis.

125) Stadtbuch.

126) ibid.

127) Nach Dechant Köflers Angabe der aber „Kappel von Achaman“ las, was wohl irrig sein dürfte.

Die folgenden Daten sind durchaus dem alten Stadtbuche entnommen.

127a) Wir fügen bei jedem die Jahreszahl bei, unter der er das erstemal vorkommt.

Als Bürgermeister erscheinen:

- 1521. Martin Comöller.
- 1522. Jakob Heinz.
- 1523. Mates Reidek.
- 1524. Derselbe.
- 1525 und 1526. Bartel Nyr.
- 1527. Wenzel Czikan.
- 1528. Mates Reidek.
- 1529. Mates Stüler.
- 1530. Wenzel Czikan.
- 1531. Schn. Anderle. <sup>127b)</sup>
- 1532. Wenzel Schibel.
- 1533. Lorenz Kannegießer und Mates Reidek.
- 1534 und 1535. Schn' Anderle.
- 1537, 1538, 1539. Wenzel Czikan.
- 1540. Wenzel Schibel.
- 1541. Wenzel Czikan.
- 1542 und 1543. Mates Schtüler.
- 1544 und 1545. Schn' Anderle.
- 1546. Mates Reidek.
- 1548 und 1549. Hans Pol.
- 1550 und 1551. Adel Feuer.
- 1552 und 1553. Sorge Hrudisch.
- 1554. Adam Feuer (oder Hoer).
- 1556. Hans Pol.
- 1557. Derselbe, auch Adam Heher.
- 1558. Jörg Hrudisch, später Bonifaz Czikan.
- 1561. Adam Hoer.
- 1564 und 1565. Bonifaz Czikan.
- 1567. Hans Pol.
- 1569 und 1570. Christof Dreischuh.
- 1572. Hans Holeh.
- 1575. Georg Holeh.
- 1581. Hans Hanke.
- 1593. Adam Landek.
- 1600. Adam Hanke der Aeltere.

Als Stadtrichter erscheinen:

- von 1523 bis 1553 Merten Comöller;
- 1557. Wenzel Zeller;
  - 1570. Georg Pohl;
  - 1600. Michael Bardt.

Zum Jahre 1614 wird bemerkt: der wohlgelahrte Hr. Melchior Stein, derzeit Schulmeister hier, leiht der Witwe Krebs 200 Schock.

---

<sup>127b)</sup> d. i. Andreas Hartmann, wie 1534 es ausdrücklich heißt: „Wir Bürgermeister Andres Hartma genant Schn Andr.“ — wahrscheinlich Schneider Anderle, eine Bezeichnung nach dem Gewerbe, wie sie noch heute in Arnau populär ist.



## Die Herrenmühle in Graslitz.

Von Karl Renner.

An der Nordwestseite des Egerer Kreises, fast am äußersten Striche der Landesgränze gegen Sachsen, zieht sich aus dem Thale der wilden Zwodau eine heute durch deutsche Industrie und durch Gewerbefleiß großgewordne Stadt Graslitz dahin. Mächtige gut angebaute, leider zum größten Theil unbeholzte Berge umranken schützend dies Kind der Neuzeit. Nur die Sage noch webt um sie den Dämmerchein vergangener Zeit und erloschener Geschlechter, die einst von ihren Zwingburgen, welche kräftige Egerer Bürger brachen, dort oben weithin die Gegend beherrschten. In ihren Adern klang einst der Schlägel und Hammer des Bergmannes, um Kupfer und Silber zu fördern, wo heute nur kahles Gerölle und taubes Gestein den Pflug des Ackerbauers behindert. Ein gut Stück Geschichte hat sich auf diesem Boden abgespielt. Mit dem Namen der ehemals königl. Bergstadt verknüpfen sich die Namen der edelsten Geschlechter, die hie zu Lande und im Reiche draußen in gutem Klange standen. Allen voran zu nennen der kraftvolle Stamm der „Herren von Plauen,“ welche 1272 mit dem Kupferbergbau von Ottokar II. und mit „Gräslas unter dem neuen Hause“ belehnt wurden. Ihrer Heranziehung der tüchtigen Arbeiter aus dem Sachsenstamme aus Voigtland und Meissen dankt wohl Graslitz Ursprung und Aufschwung. Ihnen folgte das mächtige Dynastengeschlecht der Schönburge, die das durch Lehensbruch verwirkte Erbe der Plauener erst nach einem wechselvollen<sup>1)</sup> Zwischenregimente, in dem die mächtigen Pflug's und Schlick's besonders hervortreten, antraten. Gregor der Ältere von Schönburg erhielt von König Max II. die Herrschaft als freies Allod um den Ablösungsbetrag von 22.000 St. Thaler (1575). Mit der Urkunde fordert der Kaiser das Städtlein unter dem 5. August 1575 auf, nicht dem Burggrafen von Meissen, sondern dem Herrn von Sch. zu huldigen, „da ich ihnen solch' unser Gut käuflich zukommen ließ.“ Die Bürger gehorchten dem kaiserlichen Worte, denn schon im Jahre 1578 Simon und Juda bestätigt der neue Erbherr „von habender Lehenschaft und Obrigkeit,“ jenes merkwürdige Privilegium, das die Bürgerschaft von Karl IV. erhalten haben will.<sup>2)</sup>

- 1) Im Jahre 1401 erhalten es die Brüder Heinrich und Konrad von Neutenbach zu Lehen. (Priv. Wenzel dd. Donnerstag nach St. Veit. 16. Juni). 1448 verkauft es N. von Neutenbach an Neithart Tost, 1466 erscheinen die Brüder Hans Bezold und Conrad von Metzsch belehnt von König Georg von Podiebrad (Lünig Corp. jur. feud. T. II. p. 178), denen Wenzel Elbogner folgte. Dies die urkundlichen Nachrichten; was Ermold (topogr. histor. Geschichte von G.) und seine Nachbeter über die Besitzverhältnisse schreiben, gehört in das Bereich leichtester Fabel, wie ich es an anderer Stelle des Weitern zu erweisen hoffe. 1527 verkauft es Herr Pflug von Rabenstein an Graf Hieron. Schlick um 6 Ruxe am Tiefen Stollen zu Schlaggenwald um 2800 fl. rh. (Die 4 Ruxe werden in der Einverleibungs-urkunde in 1000 fl. rekurirt.) Cfr. Landtafel. Roter Ged. Kvat. 2. 1542. D. 24.
- 2) Wir nennen das Privilegium, welches der St. G. dieselben Rechte wie Elbogen im Jahre 1370 schon ertheilen läßt, trotzdem es in zahllosen Bestätigungen der Erb- und Grundherren vorkommt, „merkwürdig.“ Bis zum Jahre 1578 findet sich in den Belehnungsbriefen der Könige und Kaiser auch nicht eine Spur von den Rechten und Gerichten, die nach demselben das Stadtgericht beanspruchen durfte. Die Urkunde Wenzels vom Jahre 1401 kennt nur „unser Schloß unter dem neuen Hause,“ der Kaufkontrakt Pflugs bezeichnet ausdrücklich nur Verhandlungen „vmb das Schloß zusamt des Flocks Greflein“ mit allen Frohnden, Zinsen, mit gerichteten oberst und niederst über Hals und Hand (1527) . . . Wie stimmt dies zu der Bürgerfreiheit, zu dem Eigengericht des Priv. und der Verweisung an der Obergericht in Eger als Gerichtsinstanz? — Uebrigens ist das Privilegium im Grasl. Arch. nur in einem Vidimus des Elbogner Rathes dato. 1599, Montag nach Allerheiligten, das Pelzel (Carl IV. I. SS. 834) citirt. vorhanden, das Original selbst war nirgends aufzufinden. Siehe Städtetappen des österr. Kaiserstaates von Vinc. Robert Wildimsky 1864.

Nach der Zeiten Schwanken und Wogen war endlich sichere Ruhe, eine kräftige bürgerfreundliche Regierung an die Stelle selbstsüchtiger Herren getreten. In den milden Tagen der Schönburger Herrschaft, welche vom Jahre 1575—1666 dauerte, zogen in die tiefgeschnittenen Thäler der alten Stadt die Segnungen friedlicher Arbeit. Unter der fleißigen Hand der zahlreichen herbeiziehenden Fremden ergrüntem die kahlen Thalsohlen, lichtetem sich die tiefen Grenzwälder auf den Höhen, und in ihren Tiefen förderte der Schlägel des Freiburger und Goslarer Bergmannes die ertragsreichen Schätze aus den metallreichen Adern. Binnen wenig Jahren zählt der ausblühende Ort, noch 1527 von Pflug als „Fleck“ bezeichnet, über 2000 Bergleute, denen 1601 Georg August von Schönburg eine eigene Bergordnung gab.<sup>3)</sup> Die Herrschaft der Schönburge dauerte, bald in einer Hand vereinigt, bald in viele Hände zertheilt, fast ein ganzes Jahrhundert (1575—1666) und kann sicherlich als der Höhepunkt ökonomischer und materieller Entwicklung der Stadt der älteren Zeit betrachtet werden. Überall hat die bergmännische Thätigkeit eine große Zahl von Kleingewerben, welche dem in der Tiefe des Schachtes Arbeitenden die nothwendigsten Bedürfnisse versorgen mußten, im Gefolge und eine große Reihe von technischen Fertigkeiten und Kenntnissen waren mit der schon auf einer wissenschaftlicher Höhe stehenden deutschen Bergbauwissenschaft innig verknüpft. Es wäre eine ebenso interessante als weitgehende Arbeit, den innigen Zusammenhang des Aufblühens und Erstarkens deutscher Gewerthätigkeit in den Städten des Erzgebirges historisch nachzuweisen, wie er denn auch in Grassitz, heute noch ein auf seine Arbeitsamkeit, seinen Vienenfleiß, seine mannigfache industrielle und gewerbliche Thätigkeit stolzgewordenen Fleck deutscher Erde, unzweifelhaft besteht. Ein kleines Bildchen aus jenen Blüthentagen herauszunehmen, sei der Zweck unseres Vorwurfes, die Geschichte der Entwicklung der sogenannten Herrenmühle. Sie ist wohl eines der ältesten und prägnantesten Ueberbleibsel der alten Zeit, liegt an einer Abzweigung des Zwodasflusses, dem sogenannten Mühlgraben, und gehört ihres Alters, sowie ihrer Bauart wegen unter die interessantesten Gebäude der Stadt, zu deren wenigstens historischer Erhaltung uns der mehr und mehr vorwärts schreitende nivellirende Geist der Neuzeit, dem auch sie früher oder später zum Opfer fallen kann, gemahnt.<sup>4)</sup>

Der Aufschwung des Mühlengewerbes steht ohne Zweifel im engsten Zusammenhange mit dem Wachsen des Bergsegens und mit dem Zuzug fremder Bergleute. Wenn wir nicht den Sagen, sondern den verbrieften Nachrichten Glauben schenken, so dürfte der Anfang desselben in die zweite Hälfte des 16., sein Aufschwung erst ins 17. Jahrh. zu setzen sein. Es ist merkwürdig und bezeichnend, daß in keiner Kaufs- und Verkaufsurkunde der verschiedenen Besitzer der Mühlen überhaupt Erwähnung geschieht. So z. B. heißt es in der Verkaufsurkunde Hans Pflugs von Rabenstein, Herrn auf Petschau, daß dieser und Herr Hieronymus Schlick Graf von Passau, Herren zu

3) Cfr. Sternberg's Umriffe I. 4. Novicki Wiedergewältigung des Kupferbergbaues in Grassitz. S. 15, 17. ff. Die Ubergabsurkunde Max des II. ddo. 1575 (Feigelf. Rel. Quatern Ao. 1576) spricht schon von „Markt“ G., ebenso der Verleihungsbrief Rudolf II. ddo. Samstag nach dem todtten Sonntag 1577. Schon in dem zwischen den Bevollmächtigten des Kaisers W. v. Gerstorf, Joachim Herrn v. Kolowrat, Ernst von Nechenberg und Georgs v. Schönburg, Sebastian Fuchs und Hans Wenzel von Schlaggenwald am 27. Juni 1575 abgeschlossenen Kaufkontrakt kommt die für den Aufschwung des Bergwerks bezeichnende Stelle vor: „Sonil aber der Bergwerk, welche sich jeziger Zeit auff ermeltes guth greßlaß gründen vnd Zugehörungen erzeugen, vnd noch künfftig erzeugen vnd auskommen mochten, damit soll solches also gehalten werden, wie es jezund Ingemein mit andern Landessenen gedachter Cron Böhmeim hernach weyter verglichen wurden. Dieselbe Urkunde nennt auch bereits den „Hammer und die Glashütten.“

4) Die Gasse, in der es steht, hat außerdem noch die Stammhäuser der Familien Riedl, Großhandelshauses in Prag, und der um die Industrie Böhmens hochverdienten Familie Edle von Stark.

Weißkirchen, Elbogen und Burggrafen zu Eger „unterhandlungen geübt vndt Sie beide vmb das Schloß zusambt des Flecks Greßlas vndt den zweyen Dörffern Schönwerda und Schönau, mit Zunsen, frohnen diensten, ackern, wiesen zusambt den Wäldern, als fern vndt weit sich die erstrecken vndt in seynen Rehne umfängen, auch den Vorhölzern vndt Fischwassern, Kirchlehen mitt gerichteten Oberst und Niederst, über Hals und Handt, Jagten vndt Fischereyen, Freyheiten gerechtigkeiten, allermassen Form vndt gestalt, wie das der Wohlgebornen H. Heinrich von Plauen Burggraffe zu Meissen zc. und nachfolgend Wenzel Elbogner desgleichen Herr Hans Pflug innen gehabt genoßen und gebraucht..... für sich und ihre Erben ein ewigen Kauf beschloßen haben“.....<sup>5)</sup> Selbst die Urkunde Maximilians kennt oder nennt wenigstens noch keine herrschaftlichen Mühlen. In dem Vertrage vom 25. Juni heißt es u. A.: „So wollen Ihre Kay. Mayst. gedachten von Schönburg solches gutt Greßlaß, mit dem Pochwerk und Wohnung auch das Breuhauß, sammbt der Pfanne dafelbst, vndt den Markt Greßlas, auch dem Hammer vndt Glashütten, mehr das Zehert, sambt dem außgesahnten getraidt, neben den zweyen Dörffern Schönaw und Schönwerda auch den Teich vndt den zweyen Behältern, wie sie jetztunder besetzt, welche durch den jetzigen Hauptmann dafelbst, Hans Georgen Sienger geschützt worden, item Veldt vndt Pfluggebewden, Robotten, diensten, zünffen, gerichteten vndt Rechten sambt den Kirchlehen auch an walden, gebürgen, gehölzen vndt püschten, klein vndt groß, wie sie allenthalben gelegen vndt benennt werden mit aller herrlichkeit, Ober- und Pottmäffigkeit als an wildpaan (Wildbahn), auch hoch und schwarz wildt mit allen Jagden, vndt waidtwerkh, Fischereyen und Vachen, messern, wifen, aekhern, gründen, boden zc. vmb zwey und zwanzig Taufent Thaler in einen Erblichen Kauff zu kommen... laßen.“ — Dieses absichtliche oder sonst nicht gerade übliche Schweigen der Urkunden läßt allerdings nicht auf eine große Blüthe der Müllerei schließen. Wohl aber liegt die Annahme — und hiefür spricht schon der Wortsin, — nahe, daß die Herrenmühle überhaupt die erste Mühle in Graslitz gewesen ist, welche für die Bedürfnisse der „Herrschaft“ zu sorgen hatte und auch der Herrschaft unterthänig gewesen, vielleicht auch nur durch herrschaftliche Mühlknappen Anfangs betrieben wurde. Später bei dem Zudrang der Bergleute entstand dann die Knappschaftsmühle und erst im XVIII. Jahrh. die Kupferhammermühle.<sup>6)</sup>

Im XVII. Jahrhundert entsteht die erste Stadtmühle. Im Jahre 1605 ertheilte August von Schönburg seinem „Markt“ Greißlas zur Aufnehmung des reichen Bergsegens ein großes Privilegium. Er raumt ihm die alte und neue Schankstatt sammt den darauffstehenden Wirthshäusern erblich und eigenthümlich ohne Kaufgeld unter gleichzeitiger Gestattung des Baues eines Rathhauses, wozu er ein „Wiesenflecklein“ schenkt, ein, und gibt ihm ein Stück Waldes, den „Raphenwald.“ Dasselbe Privilegium verleiht den Bürgern den Salz-, Fleisch- und Viehhandel, das Ausschutken von Wein und Branntwein, wofür nur die Hälfte des Zapfengeldes an die Herrschaft abzuführen ist, und die Strafgerechtigkeit über Zünfte, Handwerke und Trauungen gegen einen jährlichen Erbzins von 25 fl.<sup>7)</sup> Derselbe Besitzer hat dem Graslitzer Grundbuche zufolge der Stadt die Erlaubniß zum Bau einer Mühle gegeben, welche nach ihrem ersten Besitzer die Rubnermühle genannt wurde. 1650 erst entstand die obrigkeit-

5) Urkunde vom 23. Sept. 1527.

6) In der Nähe der Mühle gründete Joh. Boxberger circa 1590 einen Kupferhammerwerk, und erbaute sich dafelbst ein eigenes Wohnhaus.

7) Actum Montag nach dem hl. Christfeste. Arch. Grasl. Orig. perg. (4. Blätter) mit Siegel an rothweißer Schnur. Confirmationen und Roborationen von Veit, Haug, Hans Georg de dto. 1620. 25. Aug. von Georg, Ernst Otto u. s. f. Gebrüder von Schönburg 1644. 23. Juni u. von Joh. Hartwig Graf Rospitz de dto. 22. Oct. 1666, alle in orig. in Arch. Regesten im Archiv des Vereins f. Gesch. der D.

liche Mahl-, Schneid- und Walkmühle oberhalb Graslitz am Silberbache, die gegenwärtige Räumermühle, welche i. J. 1669 von dem aus Fribus eingewanderten Gabriel Korb käuflich erworben war, und noch später die Zuleger'sche Zinsmühle, welche auch die „neue“ genannt wurde, welcher von der Obrigkeit ähnliche Begünstigungen wie der Herrenmühle zugestanden worden waren.<sup>8)</sup> Für das Alter der Herrenmühle spricht übrigens auch die große, in ihren Grundfundamenten auf eine lange Existenz deutende Brücke zwischen dem Köstlerischen und Bleißchen Hause. Sie bildet die ganz massive, auf eine Länge von 8 Klaftern sich erstreckende Ueberwölbung des Mühlgrabens der Herrenmühle und ist von der Straße aus nicht sichtbar.<sup>9)</sup> Für die ersten Besitzverhältnisse dieses alten Bürgerhauses fließen die Nachrichten sehr spärlich. Im J. 1625 werden uns drei Müllermeister genannt, Hans Großer, Josua Böllmann und Paul Schaller; welcher von ihnen auf der Herrenmühle saß, läßt sich nicht eruiren. Erst i. J. 1660 erkaufte sie die Familie Dohauer, wenn die Meldung Ermolds richtig ist, von Lorenz Volkmann.<sup>10)</sup>

Die erste verbrieftete Nachricht aber, welche wir vorfinden, stammt aus dem J. 1694. Bereits hatten die Schönburge im Jahre 1666 die Herrschaft an den in den Zeiten der Gegenreformation bereicherten Johann Hartwig Grafen v. Kostitz, deren Besitzungen Falkenau und Heinrichsgrün vollständig arrondirt und bis an die Landesgrenze ausgedehnt wurden, um den Preis von 53.333 Thalern abgetreten.<sup>11)</sup> Im Jahre 1694 verkaufte nun laut des Kontraktes vom 6. Febr. im Namen Sr. Excell. des gräflichen Kostitz'schen Oberamtmannes Lorenz Rud. Hündel von Schwarzenfeld der Amtmann der Herrschaft Graslitz J. M. Strigl an den Müller Georg Dohauer<sup>12)</sup> die herrschaftliche Mahlmühle von 4 Mahlgängen und einen Gang zum Malzmahlen nebst einer Wiese beim Kupferhammer um den Preis von 200 fl. als eine „eigenthümliche freie Mühle,“ mit dem Rechte, sie wieder zu vererben und zu verkaufen, mit der Befreiung von allen Steuern, Auflagen und sonstigen öffentlichen Siebigkeiten, wie auch von der Einquartierung. War schon der Kaufpreis, den Georg Dohauer sogleich baar erlegte, an sich selbst in den damaligen Zeiten ein ungemein niedriger, so lassen die übrigen Zugeständnisse der Herrschaft den Kauf noch viel günstiger erscheinen, als man es sonst in der Periode uneingeschränkter Adels Herrschaft gewohnt ist.

Zuerst wurde die gleichfalls unter der Gewalt der Herrschaft stehende Mühle am Silberbach in ein gewisses Verhältniß der Unterordnung, wir wollen nicht sagen, Abhängigkeit zur alten Herrenmühle gesetzt, indem in allen Fällen, wo die Graslitzer Mühle das „Malk“ dem Bedürfnisse entsprechend zu mahlen außer Stande, der Müller in Silberbach ihm zu Handen gehen, und ferner alle Bretter, deren Säghölzer die Herrschaft unentgeltlich liefert, für den Mühlenbedarf umsonst sägen mußte. Ferner bewilligt die Herrschaft dem Müller jährlich unentgeltlich 20 Klafter Brennholz, das er nach Anweisung des Forstknechts hauen,

8) Cfr. Ermold SS. 18, 42 und ff. Graslitzer Grundbücher.

9) Cfr. Dohauer's J. Topographie S. 7 nebst Anmerkung von R. v. Dohauer.

10) Cfr. Ermold. Geschichte. S. 19.

11) Urk. de dto. 31. März 1666 Landt. Tom. 397 lit. A. 14.

12) Die Familie Dohauer oder nach anderer Schreibweise Tohauer (in den Verträgen und selbst in den Unterschriften finden wir den Namen Dohauer und Tohauer abwechselnd geschrieben) soll der Familientradition zufolge bairischen Ursprunges sein und stammt aus Ebermannstadt bei Richtenfels. Wahrscheinlich dürfte sie, wie so viele Nürnberger Geschlechter in und um Graslitz, z. B. hier die Borberger, Stark's und die Behaim's in Bleißstadt, die Föhrenberger in Neudorf u. s. f. als Berg- und Gewerlherren auftreten, mit diesen zur Zeit des mächtig emporblühenden Bergbaues eingewandert sein. Sie tritt bereits im J. 1591 mit Paul Dohauer auf. Cfr. Dohauer's Topographie. S. 6. Der traurigen Gegenreformation Ferdinand's II., welche unser Gebirge so schwer traf, fiel auch Christoph Dohauer zum Opfer, welcher im J. 1624 exulirte. Cfr. Ermold SS. 51. Die Familientradition läßt einen Müllerburschen, Dohauer genannt, vom Grafen Schlick mit der Mühle befehnt werden.

schälen und sich zuführen lassen soll; dann sämmtliches Bauholz, das nach Bedarf ebenso wie auch die Mühlsteine von den herrschaftlichen „Frohnbauern“ zugeführt wird. Endlich werden ihm sämmtliche Graslitzer Bäcker, die Schönauer und Schönwerther und andere Frohnbauern als verpflichtete Mahlgäste zugewiesen. Dagegen verpflichtet er sich:

1. „Zu einem jährlichen Mühlenzins von 110 fl., halb zu Georgi und halb zu Galli zu bezahlen, dann zu einer Naturalleistung von zwei gemästeten Schweinen oder aber, falls es der Herrschaft genehm ist, von 12 fl. pr. Jahr;

2. und diese Bestimmung ist sehr charakteristisch: Ist er verbunden die Weizenkleie zu dem Hirschengelckh soviel der Forstknecht vonnöthen, unverweigerlich zu reichen;

3. zum unentgeltlichen Mahlen des herrschaftlichen Malzes, während die Bürger ihm von jedem Malzmahle eine Abgabe von 2 Kanl Bier oder den jeweiligen Werth desselben in reluto zu leisten verpflichtet sind;

4. wie gewöhnlich die Mühle im guten baulichen Stand auf seine Kosten zu halten, „damit das Amt nicht ersach haben möge solche einzuziehen und andern Bessern Hauswirthen zu verkauffen.“ . . . .

Mit dieser Kaufsurkunde ist die Mühle als erbliches Eigenthum der Familie Dohauer von dem Gutsherrn Antonius Johann von Kostitz, des Sohnes des Grafen Joh. Hartwig († am 24. März 1683) unter Vorbehalt aller aus dem Titel der Lehnschaft fließenden Erbzinse und Siebigkeit erworben worden. Sollte dieselbe der Meldung Ermolds entsprechend bereits 1660 an Paul Dohauer verkauft worden sein, so bleibt jedenfalls auffällig, daß der Name der früheren Besitzer und die Motivirung des Wiederverkaufes in unserer Urkunde nach der weiterschweifigen Gewohnheit des damaligen Curialstiles auch nicht mit einem Worte berührt worden ist. Wir möchten uns der Meinung zuneigen, daß die Herrschaft bis dahin die Mühle in eigener Regie hatte oder nur durch von ihr angestellte und befugte Handwerker oder, wie es das Gewöhnlichste war, durch fortwährend wechselnde Pachtmüller betreiben ließ und sie erst von diesem Jahre 1694 an als eine erbliche Zinsmühle verkaufte. Georg Dohauer starb im Jahre 1704 und hinterließ die Mühle seinem Sohne Paul um den Kaufpreis testamentarisch. Im Jahre 1708 erlegte derselbe den Kauffchilling von 200 fl., der nach Abzug seines eigenen Antheils von 40 fl. unter seine übrigen Geschwister Heinrich, Hans, Michel, Anna Maria und Maria vertheilt wurde, worauf mit Einverständnis der Witwe Anna Maria und unter Verzicht aller Geschwister die Einantwortung in's volle Eigenthum vom Graslitzer Amte ausgestellt wurde.<sup>13)</sup> Dies scheint nun Anlaß zu Familienzwißigkeiten gegeben zu haben. Wenigstens erscheinen schon i. J. 1712 die Mutter mit ihren beiden Söhnen Paul und Hans Michel vor dem Amtmann und erklärt: „Sie hätte vor 4 Jahren ohne ferneres Nachsinnen die Mühle ihrem Sohne Paul, welche sonst dem jüngeren Sohn Hannsmichl, vermög landesüblicher Statuten und rechtswegen zuständig sei“, verschreiben lassen. Weillen sie aber mittelste Zeiten dießwegen nicht wenig gewißens Beängstigung ausgestanden, so implorire sie auf die Amtshilf.“ — Aus Zureden des Gerichts gelang es „in Ansehung der Mutter lamentablen Beginnen“ die Brüder zu einem Vergleich zu bewegen, kraft dessen HansMichel den halben Theil der Mühle und Wiese sammt allen Pflichten und Rechten um einen Preis von 100 fl. übernahm, unter der gleichzeitigen Erbeinigung, „daß dieselbe immer nur bei der männlichen Linie bleiben sollte.“<sup>14)</sup> — Diese sollte schon nach Pauls Tode, da derselbe nur 2 Töchter hinterließ, in Kraft treten, indem nun sein Bruder um die Summe von 250 fl. Rhein. baarer Bezahlung die ganze Mühle im J. 1728 überkauft, natürlich

13) Großes hl. Lehenbuch. Fol. 84. Die Urkunde datirt vom 14. Febr. 1708.

14) Ratificiert Graslitz 18. Apr. 1712. Lehenb. Fol. 99.

mit Vorbehalt des Erbschaftsrechtes seiner Nichte im Falle des eigenen Ablebens ohne männliche Erben.<sup>15)</sup> Paul Dogauer, scheint nur seiner friedfertigreligiösen Ueberzeugung gefolgt zu sein, indem er den obigen Vertrag einging, welcher eigentlich nach dem Testamente des Vaters unmöglich war und auch seine Nachkommen vielfach verkürzen konnte. Ubrigens scheint derselbe mit zeitlichen Gütern in hinreichendem Maße gesegnet gewesen zu sein. Wenigstens hat derselbe die Kapelle des hl. Adalbert, am sogenannten Schneiderberge  $\frac{1}{4}$  Stunde von Graslitz gelegen, mit Bewilligung des fürst. erzbischöflichen Consistorium's vom 30. Mai 1718 in Bau genommen. Als er inzwischen mit Tod abgieng, vollendete diesen seine Wittve Maria Rosina im J. 1722 und legierte bei demselben den Betrag von 50 fl. C.M. zu einer Messenstiftung. Für die damaligen Verhältnisse eine ganz ansehnliche Stiftung!

Das Ausgedinge war keineswegs ein geringes und gibt den besten Maaßstab zur Beurtheilung des Wohlstandes dieses Bürgerhauses und eine gewiß interessante Beleuchtung der damaligen bürgerlichen Verhältnisse.

Es sollte nämlich der Sohn der Mutter a) jährlich an baarem Gelde 24 fl. bezahlen, b) für ihren Unterhalt aber 5 Strich 2 viertel Prager Mezen taugliches Brodmehl und zwei viertel Weizenmehl reichen, c) eine Kuh nebst 4 Fuder Heu, welches er auf eigene Kosten mähen, heuen und einführen soll, überlassen, — endlich der Wittib jährlich 1 Napf Erdäpfel, ein Napf Wein und 6 Beete Krautes anbauen, wozu der Sohn den Samen zu liefern hat.<sup>16)</sup> — Die Zinsverhältnisse sowie die übrigen Pflichten gegen die Obrigkeit und Herrschaft blieben unverändert. Im J. 1775 gerieth dieser Besitzer mit den Nachbarn wegen der Benützung des überbrückten Mühlgrabens als Fahrstraße in Streit, welcher durch einen gütlichen Rathsvergleich vom 10. Juni 1775 dahin geschlichtet wurde, daß die Nachbarn zwar das Recht zum Fahren, nicht aber zum anderweitigen Benützen, z. B. zum Ausschichten von Holz u. s. f. hätten, aber den durch ihr Verschulden dem Müller zugefügten Schaden zu ersetzen verpflichtet wären.<sup>17)</sup> —

Schon im J. 1770 übertrug Joh. Wenzel die Hälfte der Zinsmühle um den Preis von 400 fl. kais. M. seinem Sohne Josef Ignaz; die andere Hälfte aber überkam im J. 1778 der jüngere Heinrich Anton um eben denselben Betrag. Johann Wenzel hatte die Mühle bedeutend erweitert seinen Söhnen übergeben. Noch in seinem Kaufcontract verbietet die Herrschaft ausdrücklich, die sonst mit seiner Mühle verbundene Brettsäge wieder zu errichten. Allein im J. 1747 gelang es ihm unter dem 27. Mai von der Herrschaft ein Decret zu erwirken, welches ihm gegen einen jährlichen Zins von 1 fl. 30 kr. unter mit der Bedingung die Anlegung einer Schneidmühle gestattet, daß er und seine Nachfolge alle herrschaftlichen Sägehölzer ohne Entgelt schneide und von jedem Klotze eine Schwarte an die Herrschaft abliefern. Auch die Bedingungen des ursprünglichen Vertrages betreffs der Mahlmühle wurden den neuen Eigenthümern wesentlich verschärft. So mußten sie zu Michaeli alljährlich an die Obrigkeit ein Mastschwein, der andere Theilbesitzer aber einen Betrag von 6 fl. abführen. Die unentgeltliche Lieferung von Holz zur Instandhaltung der Baulichkeiten fiel gänzlich hinweg, ebenso wie von nun ab die Mühlsteine von dem Zinsmüller selbst zu kaufen waren. Alle frühern Pflichten blieben aufrecht, die Rechte empfindlich geschwächt, und dabei noch der Zinsmüller aufs Eindringlichste vermahnt: „sich gegen die hohe Grundtobrigkeit von allen Seiten und in allen Umständen ruhig

15) Erbkauf de dto. 9. Aug. 1728. Amtmann: Georg H. Meinel, Zeugen: Joh. Kosmeißl — Schichtmeister, Joh. Dan. Herold — Bergmeister, Beweis, daß damals der Bergbau noch in ziemlicher Blüthe stand.

16) Urk. de dto. 14. März 1743.

17) Urkunde im Stadtarchiv. Subsc. Andreas Dörfler Bürgermeister, und Franz F. Ernst Synbitus.

und friedlich zu betragen, in keine Strittig- oder Zwiſtigkeiten werden Hoch Ihre Obrigkeitſamt weder mittel- noch unmittelbahr ſich Einzulaffen, um andurch nicht der hochgedachten Obrigkeit zur wieder Einziehung Gelegenheit zu geben...“<sup>18)</sup>

Während also bei den meiſten Herrſchaften das Entgegengeſetzte ſtattſand und die Mühlenzinſe im Laufe der Zeit ſich ſtets niedriger ſtellten, trat hier das ſtrikte Gegentheil ein.<sup>19)</sup> Gerade als in Folge der Kriegsereigniffe die Entwerthung des Geldes ſich mehr und mehr ſteigerte und die Verwerthung der Arbeit zu den Betriebskoſten in ein immer ungünſtigereſes Verhältniß ſich ſtellte, erhoben die Feudalherren die drückendſten und ungerechteſten Ansprüche, denen zu entſprechen der Zinſmüller außer Stande war. Die Schwierigkeiten der Zahlung des Zinſes und die Unerſchwinglichkeit der anderweitigen Gefälle und Siebigkeiten führten zu fortwährenden Verwickelungen mit der Herrſchaft, ſo daß in einer Eingabe vom 3. October 1790 die Beſitzer der Herrenmühle in Rückſicht auf ihre bedrängte Lage um Aufhebung der Verſchärfungen und Reſtitution in den Vertrag vom J. 1694 bittlich wurden. Dieſelbe wurde durch das Reſcript des Fz. Anton Reichsgrafen Roſtiz dahin erledigt, daß dem Zinſmüller die Schuldigkeit, „die Weizkleien zu dem Hirſchengeleck“ zu geben, erlaſſen und ihm 15 Klafter weiches Holz unentgeltlich verſprochen wurden. Die unentgeltliche Zufuhr der Mühlſteine durch die Schönauer und Schönwerther Robotpflichtigen wurde in eine jährliche Abgabe von fl. 6. 24 kr. vermandelt<sup>20)</sup>. Und doch war durch das von dem unſterblichen Kaiſer Joſef II. erlaſſene Hofdekret vom 30. Juli 1789 der Mühlenzwang aufgehoben und das Mühlengewerbsrecht durch Landesgeſetze in ein freies bürgerliches Gewerbe, von dem im Sinne des Hofdekrets vom 26. Nov. 1789 die Grundherren keinen Zins zu fordern hatten, umgewandelt. Leider wurde durch zu frühzeitigen Tod des großen Kaiſers die Durchführung dieſer Maßregeln und eine gerechte Regelung der Verhältniſſe im Wege der Ablöſung vereitelt. — Wenn nichts deſtoweniger die Herrenmühl-Befitzer in ihren wohlhabenden Verhältniſſen ſich erhielten, ſo iſt dies gewiß einzig und allein auf Rechnung ihres unermüdlichen und ausdauernden Fleißes, der alle Hinderniſſe überwand, zu ſetzen.

Die beiden Brüder Joſef Ignaz und Heinrich Anton errichteten im J. 1789 die Kupferhammermühle an die Stelle der inzwiſchen eingegangenen Kupferhämmer, welche allerdings im J. 1790 ein Raub der Flammen wurde, aber bald wieder von Neuem erſtand. Beide Anweſen blieben im gemeinſchaftlichen Beſitze, bis im J. 1796 Ignaz die Kupferhammermühle, Anton dagegen das väterliche Erbgut „die Herrenmühle“ gegen eine Aufzahlung von 1000 fl. übernahm.<sup>21)</sup>

Die Herrenmühle hat damals ſchon außer den frühern vier Mahlgängen, eine Malzmühle, eine Brettsäge, eine Mouſſelinmangel, einen geräumigen Platz zum Legen der Sägehölzer; zu ihr gehörte auch fortan noch die Kupferhammerwieſe und dieſen ganzen Complex übernahm Anton Dokauer um den Preis von 1800 fl. k. W. Noch vor ſeinem Tode (1799) erſcheint derſelbe in Gränzſtreitigkeiten

18) Kaufbr. von 24 Apr. 1778.

19) Cfr. Jäger, Mühlenweſen. Mittheilungen des Vereins. IX. 5. 6.

20) Vergl. vom 20. Mai 1793 ratiſ. am 5. Nov. d. J. Lib. ſent. et Franaſact. p. 124. Amtsarchiv.

21) Cfr. Graßl. Cenſual Contractbuch p. 11. 16. Tausch und Contract vom 24. Oct. 1796. Die Einverleibungsköſten betrug 30 fl. 57. kr. Die Kupfermühle blieb bis heute im Dokauerſchen Beſitze. Der Sohn des erſten Beſitzers, Ignaz errichtete mit ſeinem Sohne Chriſtian eine Spinnfabrik. Derſelbe hatte die Mühle um den Preis von 17.000 fl. Bancozettel oder 3.900 fl. in Einlöſungſcheinen am 8. Juli 1811 übernommen. Auch in dieſem Contracte blieb Grund und Boden der Obrigkeit vorbehalten, auch war der Müller noch verpflichtet, für Vergleute und ſonſtige arme Unterthanen den Leib Brod um ein Pfund ſchwerer und für 9 kr. zu backen.

mit der Gemeinde, welche ihm durch die beiden Rathsverordneten Vogl und Köstl seinen Grund einweisen ließ, wobei der Sägehölzerplatz derart an Umfang verlor, daß der Besitzer die ganze Brettsäge demolierte. Wenigstens beklagt sich seine Witwe Theresia unter dem 29. Oct. 1801, daß ihr und ihren Kindern Josef, Johanna (verehel. Kinzl), Anna (verehel. Hofmann), Theresia (verehel. Böschl) und Magdalena durch diese Magistratsverfügung ein großer Schaden zugefügt worden und bittet, wenigstens auf dem Platze, wo die Brettsäge stand, einen Garten errichten zu dürfen. Im J. 1819 übernahm nach erlangter Großjährigkeit der älteste Sohn Josef, entsprechend dem Testamente seines Vaters vom 25. Mai 1799, die Mahl- und Schneidmühle um den Preis von 4000 fl., welche zu gleichen Erbportionen der Mutter und den Geschwistern zufielen. Obzwar die Einantwortungsurkunde die gesetzliche Aufhebung des Mühlzwanges zugestehet, hält sie doch die Zinsungen des Müllers nach allen Seiten hin aufrecht, ja sogar die demüthigende Fütterung der Hirsche erscheint vom Neuen. Auch der Brettsägenzins von 1 fl. 30 kr. mußte nach wie vor fortbezahlt werden.<sup>22)</sup>

Das Sturmjahr 1848 endlich hat die edlen Absichten Kaiser Josefs verwirklicht. Mit so vielen anderen Lasten, welche die Feudalität dem Bürgerthume aufgezungen, fiel auch endlich der Mühlzwang mit der Robot, um deren Aufhebung sich der wackere Kudlich so bleibende Verdienste erworben hat, auch die vielen und zumeist ungerechten Mühlzinse — freilich merkwürdiger Weise nur gegen Ablösung.<sup>23)</sup> Auf diesem Wege wurde endlich auch die alte Herrenmühle aus einem ens dominicale freies von keiner herrschaftlichen Willkühr weiter abhängiges Eigenthum. Josef Dokauer war der letzte seines Namens, welcher das alte Erbe seiner Familie, die dieses Bürgerhaus durch zwei Jahrhunderte in beständigem Besitze hatte innegehabt. Im J. 1856 verkauften er und seine Ehefrau die alte Herrenmühle mit 4 Mahlgängen, dem Malz gange, der holländischen Graupenmühle, den Cylindermangel sammt Gebäude und dem zugehörigen kleinen Wohnhause (Nr. 334) nebst Scheuer, Stall und Grasgarten um den Rauffchilling von 5400 fl. C. M. an H. Richard Kinzl zu dessen vollem und unbeschränkten Eigenthum.

Das ist die einfache und doch so lehrreiche Geschichte eines Bürgerhauses von dessen hohen Giebeln und aus dessen Riegeln und Balken manches Jahrhundert auf uns herabschaut. Getreulich wußte das fleißige Bürgergeschlecht, das drinnen gewaltet jene Verpflichtung seines Contractes gerecht zu werden, welche ihm auferlegte: „die Mühl allezeit auf seine eigenen Unkosten, ohne Zuthun einiger Herrschaftlichen Mitln in gutten Baulichen wessen erhalten, damit keine Klage vorkommen möge,“ — nur aus den Fensterflügeln lugt der Geist der neuen Zeit, des Moderne im Alten. — Es ist die Geschichte eines Hauses, wie es so vielfach in unsern deutschen Gauen vorkommt. Es hat nicht wie so mancher Palast, so manches stolze Schloß bewegend und aufhaltend in den Lauf der Geschichte der Menschheit eingegriffen, in seinen engen Räumen hat nur der stille, aber segnende Geist gewaltet: der deutsche Gewerbegeist, rastlos im Erhalten und Aufbauen, während an den hohen Schlössern so lange der Geist des Niederdrückens und Zerstörens haftete. So gewinnt unsere Hausgeschichte auch ihre culturgeschichtliche Bedeutung. Die Mühle ist das Stammhaus eines ächten deutschen zähen Bürgergeschlechtes, das trotz der verschiedensten Wandelungen nie verarmt, sondern stets zu den wohlhabenden Familien der Stadt, zu den Beförderern der Erwerbsthätigkeit und der frommen Stiftungen zählte dessen Namen als Kaufleute

22) Cfr. Cens. Contractenb. Nr. 1. Fol. 67. Urf. de dto. 2. Juni 1819. — Die Einantwortungsurkunde enthält zugleich die Meldung, daß der Liber sentent. et transact. (siehe oben) verloren gieng.

23) Die nähere Darstellung der hier einschlägigen Verhältnisse siehe bei Jäger I. c. S. 167.



und Gewerbetreibende in den weitesten Kreisen auch außerhalb unseres Landes bekannt, und deren Familienmitglieder wir in Hamburg, in Spanien, in America und Brasilien vertreten finden. Haben dran die stolzen Zinsherrn ihren Theil, in deren Burgkreis die ersten Anfänge der Mühle lagen, deren Gerichtsbarkeit die Mühle 110 Jahre unterstand? Nein! Ohne uns in weitläufigere Berechnungen einzulassen, genüge der eine Hinweis, daß die Zinsungen ohne Zins und Zinseszinsen bis zum J. 1848 die enorme Höhe von 18.688 fl. betrug, das unentgeltliche Mahlen des herrschaftlichen Malzes, das Schneiden des herrschaftlichen Säghölzer, die demüthigende Pflicht, den herrschaftlichen Hirschen die Weizkleie im Winter zu streuen ganz außer Acht gelassen, und vergessen auf die Questionen und Torturen, die ein einziger hochgräflicher gnädiger Verwalter dem armen Zinsmüller anthun konnte. Wahrlich der überreichste Tribut eines einzigen Hauses unseres deutsch-böhmischen Landes in die „alte gute“ Zeit des Feudalismus! Seine Schlösser sind zerfallen, die solide Stätte deutscher Bürgerarbeit steht noch fest und unerschüttert! — — —

## Bruchstücke aus der Geschichte des Cistercienserklosters Ossegg.

(Nach Quellen.)

Von Prof. Bernhard Scheinpflug.

### I.

#### Einverleibung Osseggs mit dem Erzbisthume (1580).

Bekanntlich blieb das Prager Erzbisthum infolge der Hussitenkriege seit dem Jahre 1431 unbesetzt, und erst Ferdinand I., der seinem Bruder Karl V. in seinen Bemühungen zur Bekämpfung des Lutherthums und Aufrechthaltung der römischen Kirche kräftig zur Seite stand und zu diesem Zwecke auch die Jesuiten nach Böhmen berufen hatte, konnte daran denken, das erledigte Prager Erzbisthum wieder zu besetzen. Es geschah im J. 1562; der bisherige Generalgroßmeister der Kreuzherren Anton Brufz von Müglitz wurde dazu ausersehen.

Weit schwerer, als der Erzbischof selbst, war für ihn die nöthige Dotation zu finden. Vorläufig half sich Ferdinand I. dadurch über die Schwierigkeit hinweg, daß er für die erzbischöfliche Tafel die allerdings besonders für jene wohlfeilen Zeiten nicht geringe Summe von 6000 Thalern auf die Landeseinkünfte anwies, und er glaubte hiemit dem dringendsten Bedürfnisse seines Günstlings wenigstens insolange abgeholfen zu haben, bis eine Dotation mit liegenden Gütern eingetreten sein würde. Aber ehe dieses Letztere geschah, starb er (1564), und sein Sohn und Nachfolger Maximilian II. (1564 — 1576), der gegen die Katholiken toleranter gesinnt war, ohne dabei die Katholiken in ihren Rechten zu kränken, mochte sich eben nicht sehr gedrängt fühlen, die Dotationsfrage des Erzbisthums als eine brennende anzusehen. Wenn auch mit Rudolfs II. Regierungsantritte bessere Zeiten für die Katholiken in Böhmen aufzugehen schienen, so konnte doch eine so wichtige Frage, wie es die Dotationsfrage war, nicht im Handumdrehen gelöst werden, ja es kam so weit, daß auch jene 6000 Thaler säumig und nur in kleinen Theilbeträgen ausgezahlt wurden.

Desto mehr drängte der Erzbischof auf eine endliche Erledigung der Frage hin, und es wurde die Idee angeregt, Klostergüter dazu zu verwenden. Das Cistercienserkloster Ossegg und das Kloster der Grabeshüterinnen zu Schwaz wurden dazu ausersehen. Um die Frage, ob durch diese Expropriation jemandes Eigenthumsrechte verkürzt würden, schien man sich an maßgebenden Orten wenig zu kümmern; konnte man doch darauf hinweisen, daß die Güter religiösen Zwecken

erhalten blieben. Weiß man auch nicht, wem die Ehre der Initiative gebührte, so ist es doch gewiß, daß der Erzbischof sich nicht gegen die Dotation des erzbischöflichen Stuhles mit Klosterbesitzungen sträubte. Kaiser Rudolf, dem es gewiß nicht schwerer hätte ankommen sollen, säumige Finanzbeamten zur Ordnung zu verweisen, als Rechtsgründe für die in Aussicht genommene Maßregel aufzufinden, ließ sich, um endlich Ruhe zu haben, nicht nur für die Sache gewinnen, sondern scheint auch dieselbe wenigstens theilweise zu der seinigen gemacht zu haben. Noch weniger Bedenklichkeiten gab man sich bezüglich der römischen Curie hin, um von derselben die nöthige Dispensation zu erwirken.

Damals war Balthasar, ein geborner Brüxer, Abt von Dffegg (1563—1579). War er auch nach den Aufzeichnungen in den Klosterbüchern ein Mann von nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit, so hatte er doch mit mehreren seiner Vorgänger das gleiche Schicksal: die Einkünfte des Klosters reichten zur Deckung der Auslagen nicht hin, obwohl die Anzahl der Mönche sehr gering war und bei seinem Tode nur sechs betrug. Allerdings hatte das Kloster in früheren Zeiten vieles von seinen Besitzungen eingebüßt, besonders in den Hussitenzeiten theils durch die Hussiten selbst, theils aber auch durch den Bekämpfer des Hussitenthums, Kaiser Siegmund, welcher eine Reihe schöner Besitzungen des Klosters verpfändete und nicht wieder einklöste, — ein Schicksal, das Dffegg mit vielen anderen Klöstern des Landes gemein hatte; es konnte sich aber auch selbst dann, als ruhige Zeiten zurückgekehrt waren, nicht mehr erholen und ging allmählig seinem gänzlichen Verfall entgegen. Man darf annehmen, daß Abt Balthasar wenigstens eine Ahnung, wenn nicht Kenntniß davon hatte, was man in Prag mit Dffegg vorhatte, und dieser Umstand dürfte nicht wenig dazu beigetragen haben, alle Rücksichten eines sparsamen Haushaltes und sorglichen Zusammenhaltens dessen, was dem Kloster nach den Stürmen der Zeit noch übrig geblieben war, bei Seite zu setzen. So wurde denn, wie die königliche Landtafel in ihren verschiedenen Quaternen nachweist, Schlag auf Schlag verkauft und verpfändet; die Dörfer Cernochov und Jetchowitz, ein Hof in Paredl, verschiedene Kammerzins, der Weinzins in Bilin, das ganze Dorf Wolapshitz, verschiedene Grundstücke bei Wodolitz und der schöne Köffelhof bei Brüx gingen im Verlaufe von kaum mehr als einem halben Jahrzehent für Dffegg unter Abt Balthasar verloren.

Waren diese Entäußerungen namhafter Bestandtheile des Klostergutes etwaige Rückwirkungen der Verhandlungen bezüglich der Dotationsfrage in Prag, so mußten sie andererseits wieder auf die Verhandlungen beschleunigend einwirken. Inzwischen trat ein Ereigniß ein, welches die Frage unerwartet schnell löste. Abt Balthasar starb am 5. Juli 1579 und wurde im Kapitelsaale zu Dffegg beigesetzt; sechs Mönche, die damals das Kloster beherbergte, beteten an seinem Sarge. Unverzüglich wandte sich der kleine Konvent an den damaligen Visitator und Generalvikar des Cistercienserordens, den Abt Andreas von Königsaal, er möge dafür sorgen, daß das verwaiste Kloster einen P. Abbas bekomme, und derselbe erschien auch bei Zeiten in Dffegg, um eine Abtenwahl vornehmen zu lassen; allein die kaiserliche Regierung gebot Aufschub. Was man früher gehant hatte, wurde zum Gegenstande der Befürchtung; der erschrockene Konvent beschwor den Visitator, er möchte das seines schützenden Vaters beraubte Kloster nicht verlassen, sondern ihm zur Zeit der Gefahr mit Rath und Hilfe beistehen. Dieser erklärte sich bereit, dafür zu sorgen, daß der Sturm, der hereinbrechen könnte, womöglich vermieden werde oder abpralle, und nahm zu diesem Ende seinen Sitz in Dffegg; doch die Frucht der Verhandlungen ging ihrer Reise entgegen.

Kaiser Rudolf machte nämlich als König von Böhmen im eigenen, sowie im Namen des Erzbischofes Antonius bei Seiner Heiligkeit dem Papste Gregor XIII. Vorstellungen zu Gunsten des Erzbischofs, um von demselben die Dispensation zur Einverleibung der wiederholt genannten Klöster in das Prager Erz-

bisthum zu erlangen. In Beziehung auf Dffegg wurden dabei zwei Gründe geltend gemacht; erstens, daß das Kloster für jetzt ohne Abt und ohne Mönche („ad praesens abbate et monachis destitutum“), und daß keine Hoffnung vorhanden sei, es werde je wieder ein Konvent von Mönchen und die klösterlichen Übungen eingeführt werden können. Zweitens, das Kloster sei mit Schulden überlastet und zwar in der Höhe von 40.000 Thalern, so daß es nothwendig zu einer Verschleuderung der Klostergüter kommen müsse, wenn die Schuldenlast nicht auf eine bequeme Weise getilgt würde. Der Kaiser erbot sich daher, die Schulden zu bezahlen, wogegen Dffegg dem Prager Erzbisthume statt der von Kaiser Ferdinand I. aus dem Staats-Aerar zugesicherten 6000 Thaler einverleibt werden sollte. Andere Gründe wurden bezüglich des Nonnenklosters Schwaz angeführt. Papst Gregor willigte in die Vorschläge ein, hob vermöge seiner apostolischen Gewalt den Namen und Titel, sowie die Würde eines Abtes von Dffegg für immer auf und sprach die Einverleibung desselben mit dem Prager Erzbisthume aus. Die diesfällige Urkunde ist datirt aus Rom bei St. Peter im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1580 an den 3den des Monates Juni im neunzehnten Jahre des Pontifikates Gregors XIII.

So fiel Dffegg mit Schwaz dem jeweiligen Prager Erzbischofe als Tafelgut zu. Die letzten Mönche sahen sich genöthigt, in der Fremde ein Obdach zu suchen, und fanden es in Königsaal.

Es liegt dem Verfasser dieses Aufsatzes fern, den ausgewanderten sechs Mönchen eine Elegie zu weihen; aber einigen Betrachtungen kann er sich diesfalls doch nicht entziehen.

Zwölf deutsche Cistercienser-Mönche waren gegen Ende des 12. Jahrhunderts aus dem deutschen Kloster Waldbassen unter ihrem Abte Rudhard in böhmisches Land gekommen und hatten sich in Dffegg, wo ihnen einer der eifrigsten Förderer des Deutschthums in Böhmen ein kleines Besitzthum zugewiesen hatte, niedergelassen. Mit deutscher Emsigkeit hatten sie ein gutes Stück Landes kultivirt, hatten Wälder ausgerodet, Sümpfe entfernt und auf dem gewonnenen Boden die Klostergebäude aufgeführt. Dffegg war von nun an eine der bedeutendsten Pflegestätten deutscher Sitte und Sprache, deutschen Rechtes und Sinnes, deutscher Humanität und Bildung, natürlich im Geiste damaliger Zeit gewesen; es hatte in den verschiedenen Kämpfen, die im Lande ausgebrochen waren, seine deutsche Gesinnung nicht nur nie verläugnet, sondern stets bethätigt. Nun schien seine Mission erfüllt, die letzten sechs Mönche verließen eine wohlkultivirte Landschaft voll deutscher Bewohner und verlebten den Rest ihrer Lebensstage inmitten slavischen Gebietes.

Sieht man auf die Motive und Rechtsgründe, die bei der Lösung der Dotationsfrage des Prager Erzbisthums maßgebend waren, so muß es wohl auch dem schlichten, aber unbefangenen Beurtheiler einleuchten, daß die vorgebrachten Gründe nicht einmal den Schein des Rechtes an sich haben. Denn was den ersten Grund anbelangt, nämlich die Sedisvacanz, so brauchte, wenn eine solche zur Einziehung eines Klosters oder eines Bisthums berechtigte, längst schon kein Kloster und kein Bisthum mehr zu bestehen, und mit jedem Todesfalle eines Abtes oder Bischofes mußte zugleich der Rechtsfall der Einziehung eintreten. Bei geistlichen Besitzungen gilt eben kein Grundsatz, der analog wäre mit dem „le roi est mort, vive le roi“. Zudem verfuhr zu jener Zeit der Generalvikar und Visitor die Stelle eines Abtes. Ebenso wenig kann die Anzahl der Mönche an sich maßgebend sein für das Fortbestehen oder Aufheben eines Klosters. Als im J. 1606 das Cistercienserkloster Saar dem Olmüzer Erzbisthume einverleibt wurde, lebten dort 12 Mönche; als Königsaal im J. 1785 aufgehoben wurde, zählte es 39 Mönche, und als Waldbassen im J. 1801 das gleiche Schicksal hatte, zogen von dort weit über 30 Mönche aus. Dagegen bestanden im österreichischen Italien

noch kurz vor dem verhängnißvollen Jahre 1866 einige Klöster, in denen die Zahl der Mönche noch viel geringer war, als die von Ofsegg im J. 1580. Es genügt auf Madonna del Monte bei Vicenza und auf San Giorgio Maggiore in Venedig hinzuweisen.

Was den zweiten Grund, nämlich die Schuldenlast anbelangt, so hätte nach unseren jetzigen Rechtsbegriffen eher eine Sequestration als eine Einziehung eintreten müssen. Wenn übrigens den Klosterbüchern zu trauen ist — und es liegt kein Grund zum Mißtrauen vor —, so betrugen die Schulden damals nicht 40, sondern 25 Tausend Thaler, und da dieselben in der Folge auch vom Kaiser eben so wenig bezahlt wurden, als sie früher der Konvent oder Abt bezahlt hatte, so muß der angeführte Rechtsgrund als sehr bedenklich erscheinen. Die Gläubiger wurden erst vertröstet, dann fielen sie unbefriedigt einer nach dem andern ab.

In den dem gegenwärtigen Aufsatze zu Grunde liegenden Quellen, insbesondere in dem Einziehungs-Instrumente, sind nur die beiden angeführten Gründe genannt. Es liegt jedem die Versuchung nahe, zu glauben, daß bei den diesfälligen Verhandlungen zwischen Prag und Rom noch andere geltend gemacht wurden, — wenigstens deuten die in der Folgezeit stattgehabten Verhandlungen auf gewisse „falsche Berichte“ hin. Hätten etwa moralische Verirrungen von Seite der damaligen Conventualen zugleich einen Grund der Einziehung Ofsegg's abgegeben, so ließe sich dagegen mancherlei einwenden. Vorerst hätte der Erzbischof Anton, der die Angelegenheit der Einziehung als die seinige betrieb und den Berichten an den Papst nicht fremd war, derlei Verirrungen gewiß nicht unbenützt abseits liegen lassen, er hätte vielmehr als damaliger Kirchenfürst Böhmens die Schuldigen zur Verantwortung und Strafe ziehen müssen. Sie zogen aber — das ist durch Zeugenaussagen von Zeitgenossen bestätigt worden — ungefährdet und unangefochten in die Fremde und wurden nie zur Verantwortung gezogen. Lohelius, einer der folgenden Erzbischöfe, ein Mann, der in seinem Charakter ganz makellos dasteht, würde sich in seinem Gewissen kaum so beschwert gefühlt haben, „entfremdetes Gut“ zu seiner Tafel zu benützen, wenn nicht auf falsche Berichte allein jene Katastrophe für die Ofsegger Cistercienser eingetreten wäre. Und Lohelius, der mit den Zeitgenossen Balthasars und seiner Conventualen persönlich verkehrte, indem er eine Anzahl Gedenkmänner zu sich beschied und jeden einzeln befragt hatte, konnte wissen, was geschehen war. Endlich, als es sich unter Ferdinand II. darum handelte, Ofsegg dem Cistercienserorden zurückzustellen, erwies sich der damalige Erzbischof Kardinal Harrach so zäh, daß er jeden nur einigermaßen faßbaren Grund festgehalten hätte, um Ofsegg für sich und das Erzbisthum zu erhalten. Aus den Aussagen der Gedenkmänner, welche Erzbischof Lohelius zu sich beschied, ging zugleich auch hervor, daß die Größe der Schuldenlast fälschlich angegeben war, und nur 25.000 Thlr. betrug, ebenso daß diese Summe, so viel ihnen bekannt wurde, bis dahin weder von Se. kaiserlichen Majestät, noch von irgend Jemandem bezahlt worden sei.

Wenn sonach die für die Einziehung Ofsegg's zu Gunsten des Prager Erzbischofes vorgebrachten Gründe an sich nicht rechtskräftig waren, sondern höchstens den Schein einer Berechtigung hatten, so drängt sich von selbst die Frage auf: Wienach konnte man zur Einziehung eines Gutes schreiten, in dessen ununterbrochenem Besitze das Kloster über 400 Jahre war? — Die Antwort ist kurz und leicht. Man brauchte es zur Dotation des Erzbischofes, und die letzten sechs Mönche konnten das, was man für das mittellose Erzbisthum brauchte, unschwer entbehren; denn sie lebten in Königsaal wahrscheinlich nicht ärmlicher, als sie in Ofsegg gelebt hatten. Ofsegg blieb dabei geistliches Besitzthum, wie es seit 400 Jahren der Fall war, nur unter anderm Titel.

So viel über die Einverleibung Ofsegg's. Was das zweite Klostergut Schwaz anbelangt, das bis auf den heutigen Tag einen ansehnlichen Bestandtheil der erz-

bischöflichen Besitzungen ausmacht, so wurden für die Einverleibung desselben andere Gründe hervorgefucht und gefunden. Ihre Beleuchtung liegt jedoch abseits von dem eigentlichen Gegenstande dieses Aufsazes.

## II.

### Die Prager Erzbischöfe als Herren von Ofsegg und Klostergrab.

Mit dem Cistercienserkloster Ofsegg war schon seit dem 13. Jahrhundert auch Klostergrab verbunden. Dasselbe gehörte ursprünglich zu dem Nonnenkloster des Benediktinerordens in Teplitz, und wurde im J. 1282 sammt Wernsdorf um 20 Mark Silber an den Abt Theodorich von Ofsegg käuflich überlassen. Man darf annehmen, daß daselbst schon zu jener Zeit Bergbau betrieben wurde, und daß der Ort Grab, wie er noch jetzt einfach im Munde des Volkes heißt, von dem Graben nach edlen Metallen seinen Namen erhalten hat, und es ist wahrscheinlich, daß jener Vertrag, welchen Boreš von Riesenburg mit dem Abte Servicus von Ofsegg bezüglich des beiderseitigen Bergbaues im J. 1302 geschlossen hat, so weit er Ofsegg angeht, sich auf den Bergbau in Klostergrab bezieht. Seit jener Zeit verblieb dieser Ort ununterbrochen im Besitze von Ofsegg und wurde zugleich mit demselben im J. 1580 dem Prager Erzbisthume einverleibt.

Seit dem genannten Jahre waren folgende Erzbischöfe Herren von Ofsegg und dem damit vereinigten Klostergrab: Anton Bruf von Müglitz, welcher aber schon am 24. Aug. 1580 starb; ferner Martin Medek (1581—1590), Sbinke Berka (1590—1606), Karl von Lamberg (1606—1612), Johannes Bohelius (1612—1622) und Ernst Gf. v. Harrach (1622—1626). Die Erzbischöfe selbst kamen aber nur selten nach Ofsegg, und ließen es durch sogenannte Amtshauptleute verwalten.

Anton Bruf genöß die Früchte seiner Bemühungen nur wenige Wochen. Martin Medek fand sich schon im J. 1583 in der angenehmen Lage, zwei von dem ehemaligen Abte Balthasar verpfändete Dörfer einzulösen. Weit mehr, als die vorgenannten überhaupt, that Erzbischof Sbinke für Klostergrab. Schon seit längerer Zeit lag der Bergbau daselbst ganz darnieder, und die Bürger dachten daran, ihn wieder zu beleben. Zu dem Ende baten sie den Erzbischof als ihren Grundherrn um die Bestätigung der alten und um Verleihung neuer Rechte. Der Erzbischof willfahrte ihrer Bitte mittels eines Privilegiums, ausgestellt zu Prag den 8. September 1594. Er bestätigte darin den Klostergrabern alle früheren Privilegien, das Wappen, die Jahr- und Wochenmärkte, Bergfreiheiten u. s. w., und um den Bergbau und den Wohlstand der Bergstadt zu heben, fügte er neue Rechte und Freiheiten hinzu. Sie erhielten gleich Joachimsthal ein eigenes Gericht in bürgerlichen, peinlichen und Bergsachen, ferner das Recht, aller Orten, in Gebirgen, Wäldern und Feldern mit Ausnahme dreier Orte: unter dem Tisch, unter der Bettstatt und der Feuerstätte innerhalb der Bestimmungen der Joachimsthaler Bergordnung zu muthen und den Bergbau zu treiben; es wurde allen Bergleuten und Gewerken gestattet, über ihre Liegenschaften und Fahrnisse bei Lebzeiten oder auf dem Todtenbette zu verfügen, bürgerliche Gewerbe, wie Brauerei, Wein- und Bierschank, Krämerei und Handel auszuüben, mit Weibern und Kindern frei zu ziehen u. s. w. Es wurden endlich Preise für die Auffindung silberhaltiger Erze bestimmt, der Zehent nach der Joachimsthaler Bergordnung normirt, und den Gewerken das nöthige Holz zu den Schachten und Stollen aus den herrschaftlich Ofsegger Wäldern anzuweisen zugesichert, wogegen sich der Erzbischof für sich und seine Rechtsnachfolger in jeder Zeche vier Erbkuxe vorbehielt. In diesem inhaltreichen Privilegium waren den Klostergrabern die Grundlagen gegeben, auf welchen der Bergsegen und mit ihm das Wohl der

Stadt und ihrer Bewohner gedeihlich sich entfalten konnten und in der That auch wirklich sich zu entfalten begannen.

Aber schon unter Sbinke's Nachfolger Karl v. Lamberg begannen auch jene Stürme zu toben, welche ein Jahrzehent nachher ganz Mittel-Europa heftig erschütterten, Länder im weiteren Laufe der Zeit verwüsteten und namenloses materielles und geistiges Elend über ihre Bewohner brachten. Im Südosten tobte der Türkenkrieg und verzehrte Geld und Menschenblut, im Innern der österreichischen Länder gor die Unzufriedenheit mit der Regierung des menschen scheuen Kaisers Rudolph, und in Böhmen drohten Religionsunruhen auszubrechen. Der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und seinem rührigen Bruder Mathias brach offen aus, und zwar zum großen Nachtheile des erstern; die Katholiken benützten dessen Verlegenheit und ertrotzten von ihm (1609) den verhängnißvollen Majestätsbrief, es folgte dann in Prag der Einzug der Passauer und mit ihnen die Gräuelfcenen in Emaus, am Karls Hofe und bei den Franziskanern, und der apostolische Oberhirt entschloß sich, seine Heerde, die er zu schützen berufen war, zu verlassen und sich nach Ofsegg in die Einsamkeit zurückzuziehen. Hier verewigte er sein Andenken durch eine That, für welche der Geschichtschreiber vergebens nach einem bezeichnenden Namen sucht. Er ließ eine große Anzahl von Original-Urkunden, Schenkungen, Freiheiten, Immunitäten u. s. w., die sich auf das Stift Ofsegg bezogen, an einem freien Platze unterhalb des Klosters auf einen Haufen zusammentragen und — — verbrennen! Ein Glück war es, daß der damalige Kellerschreiber Leonhard Erlacher von Erlubach Manches dadurch rettete, daß er es unter altes Geschirr warf. Fast wird man, wenn man von einer solchen sinnlosen That erzählen hört, versucht zu glauben, die sogenannte „Apologia“ (Prag 1618, S. 28) habe Recht, wenn sie von Lamberg sagt, er sei „durch Gottes verhengnus seines verstandes zu mercklicher straff bis an sein ende beraubt gewesen.“ Solcher Vandalismus kommt in der Geschichte Ofseggs nur noch einmal, jedoch in viel milderer Form vor, nämlich im J. 1421, als die Hussiten dort wütheten. Nicht lange nach dieser That starb Karl von Lamberg am 18. September 1612 zu Ofsegg und wurde daselbst in der Stiftskirche auf der Epistelseite begraben.

Mittlerweile hatte der Protestantismus in Böhmen überhaupt, besonders durch das ebenso energische als wirksame Auftreten seiner Prädikanten sehr an Ausbreitung gewonnen, und auch das geistliche Dominium Ofsegg vermochte es nicht, der neuen Lehre zu widerstreben, und zwar um so weniger, als ja seine Besitzer in Prag vollauf zu thun hatten, so daß sie ihre Blicke weniger nach der Peripherie richten konnten, als sie es selbst wünschten. Während aber im Südwesten Ofseggs, namentlich in den Ortschaften Katschitz, Bruch und Riquitz die Bewohner der katholischen Lehre treu blieben, fanden die protestantischen Prediger im Nordosten, namentlich in Klostergrab williges Gehör und wußten ihrer Lehre in den Gemüthern der Bewohner um so leichter Eingang zu verschaffen, als die Bergleute von Klostergrab und die dortigen Gewerken mit denen der sächsischen Bergorte, namentlich Freibergs in steter freundschaftlicher Berührung stehen mußten. Als Johann Lohelius (1612) den erzbischöflichen Stuhl bestieg, hatte der Protestantismus besonders unter dem Schutze des Majestätsbriefes das Uebergewicht über den Katholicismus erlangt; man hörte in Klostergrab lieber den protestantischen Prediger als den katholischen Pfarrer, und der Erzbischof erachtete es an der Zeit, dem Prädikanten den Aufenthalt in der ihm unterstehenden Stadt zu verbieten.

Dieser grundherrliche Befehl scheint jedoch eher negativ als positiv gewirkt zu haben, denn der lutherische Prediger fuhr fort zu lehren, er nahm Trauungen nach seinem Brauche vor, hielt Leichenpredigten, und das alles mit solchem Erfolge, daß auch der vom Erzbischofe bestellte Schullehrer sich zur pro-

testamentlichen Lehre hinneigte. Da fand sich Herr Benedikt Mausfeldönig von Gebersberg, Hauptmann von Ofegg und Schwaz, veranlaßt, ein ernstes Schreiben dto. Ofegg den 2. November 1614 an die Klostergraber zu richten, in welchem er ihnen im Namen seines gnädigen Fürsten und Herrn gebot, den Prädikanten ganz und gar abzuschaffen. In demselben Monate und Jahre richtete der Erzbischof selbst ein Schreiben an die Klostergraber. Er hielt ihnen darin vor, daß sie den ihm zugekommenen Berichten zufolge sammt der Gemeinde sich bei dem katholischen Gottesdienste und in Anhörung katholischer Predigten nachlässig erzeigten und die Kirche in geringer Anzahl besuchten, obgleich der Pfarrer seinem priesterlichen Amte gemäß in der Verrichtung der göttlichen Aemter und in Verkündigung des Wortes Gottes das Seinige thue; er erinnert, daß der von ihnen eigenmächtig eingeführte und nunmehr zum zweitenmale abgeschaffte Prädikant sich mit Kindstauen, Ehgaben, Begräbnissen, Winkelpredigten, Ausspendung seiner vermeintlichen Sakramente wider das erzbischöfliche Verbot befaße u. s. w. Darauf befahl er ihnen ernstlich, sie möchten die bisher gebrauchte Sanftmuth und väterliche Lindigkeit ferner nicht in Wind schlagen, oder verächtlich hintansetzen, sondern vielmehr in ihrer alten Kirche dem Gottesdienste und der Verkündigung des Wortes Gottes zum Trost ihrer Seelen bei ihrem ordentlichen Pfarrer gehorsamlich beiwohnen und auch die Ihrigen dazu anhalten; den Prädikanten, den sie nach dessen eigenem Geständnisse berufen und eingeführt hätten, möchten sie stracks abschaffen und in allen Stücken sich gehorsam erweisen.

Doch auch dieser grundherrliche Befehl erzielte die gehoffte Wirkung nicht; im Gegentheil, die Klostergraber gingen daran, auf Grund des Majestätsbriefes eine protestantische Kirche zu erbauen. Es kam nun, wie es scheint, alles darauf an, ob die Klostergraber wirklich Unterthanen des Erzbischofes seien oder nicht. Im ersten Falle hatte der Erzbischof den Majestätsbrief für sich, welcher ausdrücklich sagte: „Wenn jemand von den sämmtlichen vereinigten Ständen dieses Königreiches unter beiderlei, außer den Kirchen und Gotteshäusern, welche sie jetzt (1609) besitzen und ihnen schon vorhero zuständig gewesen (bei welchen sie auch friedlich belassen und geschützt werden sollen), in Städten, Flecken und Dörfern oder anderswo noch mehrere Gotteshäuser oder Kirchen zum Gottesdienst oder auch Schulen zur Bildung der Jugend wollte oder wollten erbauen lassen, so sollen dieses sowohl der Herren- und Ritterstand, als auch die Prager, Berg- und andere Städte alle gemeinschaftlich und jeder insbesondere ohne Hinderniß irgend eines Menschen auf alle beliebige Weise jederzeit frei und offen thun können.“ — Wurde hingegen Klostergrab als freie Bergstadt anerkannt, was zu beweisen die Bürger zu verschiedenen Malen angestrebt haben, so sprach der Majestätsbrief in Angelegenheit der neuen protestantischen Kirche zu ihren Gunsten.

In der That wandte sich der Erzbischof an den Kaiser mit der Beschwerde, daß die Klostergraber sich der Unterthänigkeit entziehen wollten und deswegen statt des schuldigen Gehorsams ihm allerlei Widerwillen bewiesen, worauf der Bürgermeister und der Rath der Stadt aufgefordert wurden, ihre Privilegien in Originali vorzulegen. Zum Nachweis ihrer Rechte beriefen sie sich auf ein Privilegium Karls IV., das sie aber nicht vorlegen konnten, während sie mancherlei andere der Stadt verliehenen Privilegien wirklich vorlegten. Auf Grundlage derselben wurde ganz im Sinne des Erzbischofes und zu großem Verdrüß der Klostergraber zu Rechte erkannt, „daß sie jetziger und künftiger Herren Erzbischöfe zu Prag unterthänige Leute seien,“ und es wurde ihnen befohlen, gegen den Erzbischof zu Prag als ihren Grundherrn sich schuldigermaßen gehorsam und unterthänig zu verhalten und sich keiner Widersetzlichkeit zu unterfangen bei Vermeidung wirklicher und unumgänglicher Bestrafung.

Das Verhältniß zwischen dem Erzbischofe und den Klostergrabern wurde dadurch nur noch gespannter und die Erbitterung der nun als Unterthanen er-

klärten Bürger scheint den Bau der protestantischen Kirche eher beschleunigt als verzögert zu haben. Aber gerade darin erkannte Lohelius eine arge Verletzung seiner von Neuem anerkannten grundherrlichen Rechte, und er ließ die neue Kirche schließen und versiegeln (1614). Der protestantische Pfarrer wurde ausgewiesen.

Diese grundherrliche Verfügung erhielt die allerhöchste Bestätigung durch die kaiserliche Kanzlei, welche den Klostergrabern mittheilte, Seine kais. Majestät habe befohlen, sie sollten sich der Kirche, so lange sie „verpöschirt“ sei, nicht anmaßen. Zugleich wurde dieselbe dem Erzbischofe in seine Gewalt übergeben.

Da nahmen die Protestanten zu Klostergrab, die sich diesen Anordnungen nicht fügen wollten, ihre Zuflucht zu den für die Sache der Protestanten überhaupt eingesetzten Glaubens-Defensoren und stellten ihnen vor, wie die auf ihre Kosten erbaute Kirche versiegelt, der Gottesdienst eingestellt und ihr Pfarrer und Seelsorger verwiesen sei. Die Defensoren nahmen sich, wie es in ihrem Amte und Berufe lag, der Klostergraber an, konnten aber vor der Hand doch nichts anderes thun, als an die Statthalter des Königreiches und die übrigen Landes-Offiziere sich wenden, mit dem Begehren, sie möchten dem Erzbischof anordnen, der freien Religionsübung in Klostergrab kein Hinderniß entgegenzustellen. Die gewünschte Anordnung erfolgte zwar, doch war Lohelius nicht der Mann, der auf diese Zumuthung hin die wohlüberlegte und höchsten Ortes sanctionirte Verfügung bezüglich der neuen Kirche aufgehoben hätte, und es blieb nun den Defensoren nichts übrig, als die Protestanten in Klostergrab zur Geduld zu ermahnen und sie auf den nächsten Landtag zu vertrösten. Der Erzbischof stützte sich bei seiner Weigerung auf den Majestätsbrief, welcher nur den Ständen, nicht aber Unterthanen der Geistlichkeit, Gerechtfame geben wollte und geben durfte, während die Defensoren behaupteten, daß auch die Unterthanen allenthalben ungehindert und frei ihre Religion zu üben das Recht erhalten hätten.

Der nächste Landtag, welcher vom 15. Juni bis zum 4. Oktober 1615 dauerte, nahm sich in der That der Protestanten gegen den Erzbischof Lohelius an. Es wurde eine Schrift abgefaßt, unterzeichnet und dem Kaiser Mathias überreicht, worin die Petenten denselben aufforderten, er möchte dem Vorgehen des Erzbischofes wehren, der die Gerechtfame der Utraquisten beeinträchtige und verletze. Die Stände sprachen darin einerseits die Hoffnung aus, der Kaiser werde diesen und anderen Verletzungen des Majestätsbriefes abhelfen, andererseits erklärten sie, sie würden, falls die Abhilfe unterbliebe, die rechtmäßig erworbenen Befugnisse gegen jedermann, mit alleiniger Ausnahme der Person des Kaisers, vertheidigen.

Hier dürfte der geeignete Ort sein zu erwähnen, daß die Protestanten Böhmens nach dem Inhalte der sogenannten „Apologie“<sup>1)</sup> bemüht waren, „den gründlichen Beweis herzustellen, daß die zu den geistlichen Gütern und Klöstern gehörigen Unterthanen nach Ausweisung des Majestätsbriefes und zwischen den Ständen sub una und utraque geschehene Vergleichung besugt seien und gut Recht haben, daß sie ihnen wie auch Ihrer kais. Majestät Unterthanen auf derselben Herrschaften zu ihrem Gottesdienst Kirchen aufbauen und Gott geruhiglich dienen mögen.“ Diesemnach wäre nicht der Majestätsbrief allein, sondern zugleich auch jene „Vergleichung“, welche wirklich abgeschlossen und bald darauf in die Landtafel eingetragen wurde, die Grundlage gewesen, wornach nicht nur die religiösen Verhältnisse in Böhmen überhaupt, sondern auch der Bau einer protestantischen Kirche in Klostergrab zu beurtheilen und zu regeln gewesen wäre. Da aber ver-

<sup>1)</sup> „Apologia oder Entscheidungsschrift, aus was für unvermeidlichen Ursachen alle drei Stände des kaiserlichen Königreichs Böhmen sub utraque ein Defensionswerk anstellen müssen.“ Prag 1618. — Ebenso: „Die Andere Apologie der Stände des Königreichs Böhmen.“ Prag 1619.



möge der Vergleichung nur den Bewohnern königlicher Güter das Recht eingeräumt wurde, protestantische Bethäuser in Dörfern und Städten zu erbauen, so hätten unter den königlichen Gütern auch die geistlichen und namentlich die Klostergüter verstanden werden müssen, wenn die Klostergraber und mit ihnen die Braumauer hätten im Rechte sein sollen, als sie Kirchen für den protestantischen Gottesdienst bauten. Eine solche Auffassung des Vergleichs scheint <sup>1)</sup> auch schon damals wenigstens nicht allgemein Platz gefunden zu haben, sonst wären die Defensores und Statthalter dem entschiedenen Lohelius gegenüber, der auf dem Majestätsbriefe fußte, nicht rathlos dagestanden.

Wie dem aber auch sei, die Stände erhielten auf ihre Eingabe an den Kaiser keine Antwort. Da baten die Defensores um Beschleunigung. Der Kaiser zögerte noch immer; er wollte weder in das Begehren der Stände willigen, noch durch einen abweislichen Bescheid eine etwaige Widersetzlichkeit hervorrufen. Endlich gedachte er, die Sache mündlich abzuthun und lud in dieser Absicht den Grafen Heinrich Matthias Thurn nebst zwei anderen Defensores zu sich nach Brandeis in das kaiserliche Schloß. Dort bedeutete er ihnen mündlich, der Majestätsbrief berechtere die Unterthanen der Geistlichkeit nicht, Kirchen und Schulen nach ihrer Willkür zu bauen und zu gebrauchen, er wünsche daher, unbillige Klagen solcher Art nicht mehr zu vernehmen. Graf Thurn bat um die Ausfolgung einer schriftlichen Antwort gleichen Inhaltes; sie wurde ihm versprochen, aber nicht gegeben.

Der Kaiser begab sich von Brandeis nach Pardubitz, von da nach Osterreich. Da ließ Erzbischof Johann Lohelius am 11., 12. und 13. Dezember 1617 die protestantische Kirche zu Klostergrab niederreißen und dem Boden gleich machen. Der Altar, der Beichtstuhl und der messingene, vergoldete Thurmknopf wurde von dem Erzbischofe der katholischen Kirche geschenkt. Das übrige Holzwerk des zerstörten Gotteshauses wurde dem katholischen Pfarrer zum Verbrennen gegeben. Zugleich wurde bekannt gemacht, wer der katholischen Religion nicht beipflichte, solle seine Güter verlieren; wer einen evangelischen Priester bei sich beherbergte, solle 50 Thaler Strafe zahlen, dazu drei Tage und ebenso viele Nächte in Halseisen am Pranger stehen oder wohl gar durch den Nachrichten gestraft werden.

So endete das protestantische Gotteshaus in Klostergrab. Was darauf folgte, ist bekannt: der Fenstersturz, die Schlacht am weißen Berge, das Blutgericht am altstädter Ringe in Prag und die Gegenreformation.

Wer heutzutage jene unscheinbaren, mit Gras bewachsenen Erhöhungen hinter dem Rathhause und dem Bräuhaus in Klostergrab sieht, wo einst die protestantische Kirche stand, und wo heute die Wäscherin friedlich ihre Kinnen zum Trocknen ausbreitet, muß mit Schauer erfüllt werden, wenn er zugleich an den Verlust von Tausenden von Menschenleben und an die namenlosen Verwüstungen denkt, denen Böhmen und seine Nachbarländer während des dreißigjährigen Krieges ausgesetzt waren.

Nicht ganz fünfzehn Wochen nach der Zerstörung der Klostergraber Kirche, am 23. Mai 1618, erfolgte der furchtbare Fenstersturz im Prager Schlosse. Die Landesklassen wurden von den protestantischen Ständen in Beschlag genommen, das Volk wurde bewaffnet, die Jesuiten vertrieben, an die Stelle der Statthalter traten dreißig Direktoren, und der greise Lohelius verließ mit anderen Prälaten und katholischen Herren Prag und Böhmen.

Desto ungehinderter schalteten nun die Direktoren. Daß sie zunächst an die Kirchengüter und namentlich an die erzbischöflichen Besitzungen Hand anlegen würden, war vorauszusehen. Unverzüglich wurde noch im J. 1618 das Kloster Dffegg sammt den Dorfschaften Haan, Neudorf, Alt-Dffegg, Ladung und anderen Appertinentien an die Frau Ursula Benigna von Michalowitz verkauft. Später verkauften die Stände das zu Dffegg gehörige Dorf Obernitz an die Frau Anna

1) Nach Sindely's Auseinandersetzungen darüber kann weiter kein Zweifel aufkommen. Die Reb.

Sabina aus der Familie Kaplir; Cernochow und alles, was im Dorfe Setchowitz zu Dfsegg gehörte, ging durch Kauf in das Eigenthum eines Herrn von Dbránowitz über; ebenso wurden die Dörfer Skyrl, Hoschnitz und Salesel an Bohuslaw von Michalitz verkauft, anderes an andere. Zuletzt wurden Jahreszins und Besitzungen an die eigenen Unterthanen verkauft, bei welcher Gelegenheit die Klostergraber eine Reihe von Zinsungen, sowie die Dörfer Kazendorf, Deitzendorf, Hegeholz, Wernsdorf und Grünsdorf an sich brachten.

Da erfolgte am 8. November 1620 die Schlacht am weißen Berge. Kaiser Ferdinand II. blieb Sieger über den Winterkönig; Fürst Riechtenstein wurde als Statthalter in Böhmen eingesetzt. Schon am 24. November erließ derselbe ein Edikt, vermöge dessen alle Güter, welche der Metropolitankirche und dem Domkapitel zu Prag zur Zeit der Rebellion entrisen oder überhaupt entfremdet worden waren, ohne Verzug und unter Androhung der strengsten Strafen für den Weigerungsfall zurückgestellt werden sollten. Es geschah, und auch Dfsegg wurde sammt Klostergrab abermals ein Eigenthum des Prager Erzbischofes Lohelius, der aus seinem freiwilligen Exil zu Wien nach der Hauptstadt Böhmens zurückkehrte. Zwei Jahre nach der Schlacht am weißen Berge war Lohelius nicht mehr; er starb, von Anstrengungen, Mühseligkeiten und Alter gebeugt, am 2. November 1622. Sein Nachfolger im Prager Erzbisthume, somit auch im Besitze von Dfsegg war Ernst von Harrach, in der Folge zugleich Kardinal. Er war auch der letzte erzbischöfliche Besitzer von Dfsegg und Klostergrab.

### III.

#### Restitution Dfseggs an den Cistercienserorden.

Es mag als ein bedeutames Merkmal im Charakter des Erzbischofes Johann Lohelius angesehen werden, daß er es mit seinen Begriffen von Recht nicht vereinbaren konnte, ein Gut zu genießen, das seinem Eigenthümer gewaltsam entrisen wurde, während einer seiner Vorgänger sich alle Mühe gegeben hatte, in den Besitz von Dfsegg zu gelangen, und sein unmittelbarer Nachfolger, so viel er vermochte, sich sträubte, dasselbe herauszugeben, als es ihm aufgetragen wurde.

Schon Anfangs Januar 1614, also in den ersten Jahren seines erzbischöflichen Hirtenamtes, wandte er sich an die römische Kurie in einem an den damaligen Papst Paul V. gerichteten Schreiben, in welchem er mit eben so viel Freimüthigkeit als religiösem Eifer den Sachverhalt auseinandersetzte und um die Restitution Dfseggs an den Cistercienser-Orden bat. Der Originalbrief, zugleich ein Muster beredten Styls und ziellichen Lateins, befindet sich im Kloster-Archive zu Strahow. Der Brief versohlte sein Ziel nicht; denn noch in demselben Jahre (15. Nov.) erhielt Lohelius durch den Kardinal Burghecius den Auftrag, über den Stand des entäußerten Klosters Dfsegg hohen Orts zu berichten. Er unterzog sich gewissenhaft und mit Freuden dem ihm gewordenen Auftrage, und schon am 7. Februar 1615 erstattete er dem genannten Kardinal einen vollständigen Bericht darüber, bat aber auch denselben zugleich, sich der Restitution des Klosters geneigt anzunehmen. Der Bericht des Erzbischofes fußte wesentlich auf den übereinstimmenden Ausfagen von Gedenkännern, die er einberufen und einzeln befragt hatte, und hatte ganz vorzugsweise den Zweck, darzuthun, daß das Kloster unrechtmäßiger Weise seinem Orden entrisen und dem Erzbisthume einverleibt worden sei.

Mittlerweile traten jedoch Ereignisse ein, welche die Angelegenheit Dfseggs auf Jahre in den Hintergrund drängten, ja eine Verwirklichung der Wünsche des Lohelius wenigstens vor der Hand unmöglich zu machen schienen. Wurden ja doch die meisten zu Dfsegg gehörigen Besitzungen da- und dorthin verkauft! Erst 1620 änderten sich die Verhältnisse. Am 8. November siegte in der Schlacht am weißen Berge Prinz Maximilian von Baiern über den Winterkönig, das Princip der

Legitimität über die Revolution, die gesetzliche Ordnung über den Aufstand, die Sache des Katholicismus über den Protestantismus in Böhmen. Mit der Herrschaft des Winterkönigs war es zu Ende, und Fürst Karl von Liechtenstein wurde als kaiserlicher Statthalter in Böhmen eingesetzt.

Schon am 24. November erließ derselbe ein Edikt, vermöge dessen alle Güter, welche der Metropolitankirche und dem Domcapitel zu Prag zur Zeit der „Rebellion“ entrisen oder überhaupt entfremdet wurden, ohne Verzug und unter Androhung der strengsten Strafen für den Weigerungsfall zurückgestellt werden sollten. Die Verhältnisse und Persönlichkeiten waren ganz darnach angethan, keine Weigerung eintreten zu lassen, und so kehrte auch Dffegg in das Besizthum des Erzbischofes zurück.

Lohelius selbst nahm erst im folgenden Jahre (1621) seinen verwaisten erzbischöflichen Sitz wieder ein; doch von Alter, von Anstrengungen und Mühseligkeiten gebeugt, konnte er, was er mit so großem Eifer angestrebt hatte, die Restitution Dffegg's an den Cistercienser-Orden, nicht mehr erreichen, — er starb am 2. November 1622. Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Sitze war Ernst Adalbert von Harrach, später zugleich Cardinal der heiligen römischen Kirche; der Erbe seiner Bemühungen bezüglich Dffegg's hingegen war Georg Urat, zuerst Abt von Plass, dann von Königsaal, zugleich Visitator und Generalvikar des Cistercienser-Ordens in Böhmen.

Mit richtigem Blicke erkannte derselbe, daß mit dem Siege der kaiserlichen Waffen der geeignete Augenblick gekommen sei, Dffegg dem Orden wieder zu gewinnen. Er wandte sich daher gleich nach dem Tode des Lohelius an Kaiser Ferdinand II. selbst, von dem es ja allbekannt war, daß er auf katholische Institutionen sein besonderes Augenmerk richtete, von dem man daher auch voraussetzen konnte, daß er es mit seinem katholischen Bewußtsein nicht werde vereinbaren können, daß Dffegg seinem Orden entzogen bleibe. Im Namen des heiligen Cistercienser-Ordens berichtete Urat an den Kaiser, wie Dffegg auf falsche Angaben hin, als sei dasselbe von dem Orden verlassen gewesen, demselben entzogen und dem Prager Erzbisthume zugewiesen worden, während doch ein Abt und Konvent sich in demselben befand, „von welchen der Gottesdienst den alten christlichen Foundationibus gemäß verrichtet wurde;“ er erinnerte, was der eben verstorbene Erzbischof für Dffegg gefühlt, gethan und weiter noch beabsichtigt habe, und berief sich dabei auf das Zeugniß des Abtes von Strahow; schließlich stellte er an Seine kais. Majestät sein „allerunterthänigstes Suchen, Flehen und Bitten, es geruhen Ewer Kayß. May., dem heyl. Orden die Gerechtigkeit zu administriren, damit dieses Kloster in antiquum statum möge restituiret, der alten frommen Fundatorum Testamenta und Foundationes gottseelig adimpliret werden.“

Urat hatte sich in der Wahl seiner Mittel nicht getäuscht. Schon am 4. December desselben Jahres gelangte von Regensburg aus ein kais. Reskript an den Fürsten Liechtenstein, worin Ferdinand II. erklärte, wie er „nun gänglich des Willens und gesinnet sei, damit bemeldt abalienirtes Kloster seinem Orden restituiret und dem Erzbisthumb dafür ein andere Recompens gegeben werde.“ Zugleich trug er dem Statthalter auf zu berichten, wie die Restitution durchgeführt werden könne.

Andere Anschauungen von Recht und Gerechtigkeit schien, wenigstens in der Restitutionsangelegenheit, der Cardinal-Erzbischof Harrach zu haben. Wohl hatte ihm der Kaiser beim Antritte seines apostolischen Hirtenamtes ein Einkommen von 24.000 Schock bewilligt; er hatte später auch (4. Juli 1623) dem Statthalter aufgetragen, daß die genannte Summe auf gewissen dem kaiserlichen Fiscus zuerkannten und heimgesunkenen Gütern angewiesen und versichert würde, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß derselbe das Kloster Dffegg sammt allem Zugehör dem Cistercienser-Orden abtrete und einräume.

Nun dürfte es wohl gestattet sein anzunehmen, daß der Erzbischof besonders in jenen Zeiten, welche in Beziehung auf Lebensmittelpreise mit den unsrigen gar nicht in Vergleich gestellt werden können, mit 24.000 Schock sein Auskommen hätte finden sollen; der Erzbischof scheint jedoch gegentheiliger Meinung gewesen zu sein, wenigstens erklärte er schon am 12. Juli desselben Jahres dem Kaiser, er könne ohne großen Schaden und Nachtheil Dffegg nicht sobald abtreten, das eben angetretene erzbischöfliche Haus sei schlecht versehen, Moldauthen werfe ihm gar keine Einkünfte ab, die übrigen Herrschaften (Roth-Keëic, Neu-Keichenau und Rozmital und Schwarz (?)) hätten von dem Kriegsvolk großen Schaden erlitten u. dgl. Schließlich sprach er die Bitte aus, Seine Majestät möge ihn wenigstens so lange im Besitze von Dffegg lassen, bis er die Güter und seine Hofhaltung in gute Ordnung gebracht haben würde; zugleich bat er, Seine Majestät möge dem Ordensvisitator verordnen, daß er sich mit ihm „gütlich vergleiche.“ Wohl bedarf die ganze Replik des Erzbischofes keines Kommentars; doch scheint es nicht unangemessen, schon jetzt darauf hinzuweisen, wie der Erzbischof sich diesen „gütlichen Vergleich“ mit Urat dachte und ihn in der Folge wirklich durchführte.

Wir müssen in der That darüber staunen, mit welcher Hast die Restitution Dffegg's von allen Seiten betrieben wurde. Der erzbischöflichen Replik vom 12. Juli folgte die kais. Resolution vom 18. Juli auf dem Fuße nach. Sie ist abermals an den Statthalter gerichtet; der kais. Entschluß, daß Dffegg seinem Orden restituiret werde, wird darin aufrecht erhalten. Ueberdies wird dem Statthalter der Auftrag ertheilt, „sich bei der böhm. Kammer fleißig zu erkundigen und nachfragen zu lassen, zu welcher Zeit, aus welchen Ursachen, auf wessen Bericht und Begehren das Kloster dem Orden entzogen, wie lange und unter welchen Bedingungen es dem Erzbisthume zugeeignet worden sei.“ Leider fehlt gerade dieser Bericht, der gewiß sehr geeignet wäre, manches Dunkel aufzuhellen.

Während auf der einen Seite der Erzbischof alles aufbot, um beim Kaiser nachzuweisen, daß er Dffegg nicht abtreten könne, setzte von der andern Seite Georg Urat alle nur faßbaren Hebel in Bewegung, um zu zeigen, wie ungerecht der Besitz Dffeggs sei, und scheute sich nicht, in einer neuerlichen Bitte an den Kaiser dem Erzb. Harrach gegenüber zu betonen, daß der verstorbene Erzbischof es mit seinem Gewissen nicht habe vereinigen können, das dem Orden unrechtmäßiger Weise entzogene Gut zu genießen.

Leider stehen über die weiteren Verhandlungen, die an Schärfe eher zu- als abgenommen haben, nicht alle Aktenstücke zu Gebote; insbesondere fehlen außer dem schon früher erwähnten Berichte über die Abalienation Dffegg's auch die Dokumente über die dem Erzbisthume gewordene „Recompens;“ doch läßt sich aus dem, was dem Verfasser dieses Aufsatzes zu Gebote stand, mancher richtige Schluß ziehen. Namentlich geht aus einer weitem Eingabe des Visitators Georg Urat mit Bestimmtheit hervor:

1. Daß dem Erzbisthume in der That ansehnliche Güter eingeräumt wurden, „davon es die 24.000 Thaler wohl haben konnte;“

2. daß Seine Majestät dem Erzbischofe Ernest wirklich befohlen, „daß Seine fürstl. Gnaden das obbemeldte Kloster abtreten und dem Orden einräumen sollte;“

3. daß jedoch der Erzbischof dem Befehle nicht Folge gab, sondern erklärte, „daß die Güter, so derselben eingewortet worden, die destinierte 24.000 Thaler nicht ertragen.“

Aus dem allen schloß Urat, daß zwischen dem königl. Statthalter und dem Erzbischofe ein Streit über den Werth der zugewiesenen Güter obwalte, und bat, Seine Majestät möge geruhen, Kommissäre zu verordnen und die Güter abschätzen zu lassen.

Da sprach Ferdinand sein entscheidendes kaiserliches Wort. Es lautet:

„Ferdinand.“

„Hochwürdiger Fürst, lieber Getreuer. Was an Unß der Würdige Fr. Georgius Urat, Abbt zu Königsaal und Vicarius des heyl. Cistercienser Ordens in Unsern Königreich Böhmeib wegen des Closters Dffegg, damit nemlich solches seinem heyl. Orden, für welchen es gestiftet, ohne längern Verzug wiederumb restituiret werden möchte, demüthigst gelangen lassen, solches hast du ob dem Beschlus mit mehrern gehorsambst zu vernehmen. Wann Bier dann für ganz billich achten, daß gedachtes Closter, massen Bier Unß schon längst für diesen gnädigst resolviret, Seinen heyligen Orden, dazu es von altersher gewidmet, restituiret werde; hierumben, so ist hiemit Unßer Gnädigster Befehl, daß du mehrerwehntem heyl. Orden angeregtes Closter Dffegg weiter nicht enthaltest, sonder dasselbe sambt allen von altershero darzu gestifteten Pertinentien wirklich abrettest und einraumeest. An deme wird vollbracht Unser Gnädigster gefälliger Will und meinung, und verbleiben dir mit Gnaden wohl bewogen. Geben in Unserer Stadt Wien den 14. Septembris, anno 1624.“

Das allerhöchste kaiserliche Reskript ließ wohl an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig, und man hätte glauben sollen, daß die wirkliche Übergabe demselben auf dem Fuße folgen würde. Doch es folgten abermals Verhandlungen, und erst nach denselben fand die wirkliche Übergabe Dffegg's an den Cistercienser-Orden am 17. Mai 1626 statt. Gegenstand dieser Verhandlungen war offenbar eine Ablösungssumme, von der freilich in kaiserlichen Reskripte keine Rede war. Der Erzbischof wollte sich nämlich nicht mit den ihm zugewiesenen Gütern (mit großer Wahrscheinlichkeit Roth-Reiche, Neu-Reichenau, Rozmital und Moldauthein) begnügen, sondern suchte für Dffegg noch einen besondern Ersatz zu erlangen, und es fand zwischen ihm und dem Vicar Urat in Beziehung auf die Übergabe ein Übereinkommen statt. Unter welchen Bedingungen und gegen welche Summe Dffegg restituirt wurde, davon schweigen die gleichzeitigen zu Gebote stehenden Urkunden. Daß aber ein solches Übereinkommen wirklich stattfand, und daß eine Summe Geldes gezahlt wurde, geht selbst aus den gleichzeitigen Urkunden und aus anderen Quellen hervor. Abgesehen davon, daß schon Bohelius erklärt hatte, der Orden werde für die Restitution Dffegg's soviel zahlen, als er kann, sagt der Chronist Crugerius ausdrücklich, daß die beiden Klöster Saar und Dffegg gegen eine große Geldsumme restituirt worden seien. Von einem beabsichtigten gütlichen Übereinkommen spricht der Erzbischof selbst in seiner Replik von 1623, und die wirklich „veraccordirte Gegenrecompens“ bestätigt er in einem zu Prag am 2. Januar 1651 ausgestellten Dokumente.

Aus anderen Urkunden geht auch die Höhe der Summe hervor, welche Georg Urat im Namen des Ordens Seiner Eminenz für die Abtretung zahlte. In den Verhandlungen des Provinzialkapitels vom 18. November 1660 heißt es nämlich: „Da der hochw. Herr Georg Urat Seiner Eminenz dem Fürsterzbischofe von Harrach für das Kloster Dffegg an barem Gelde vier und dreißigtausend Thaler gezahlt hat“ u. s. w. Und aus den im Klosterarchive zu Dffegg noch vorhandenen Quittungen, sowie aus dem Memorabilienbuche eines spätern Abtes geht hervor, daß den größten Theil dieser Summe, nämlich 24.000 Thaler, Dffegg selbst in verschiedenen Raten ausgezahlt habe.

Es erübrigt nur noch, über die Form der Übergabe, soviel davon bekannt ist, zu berichten. Im Monate Mai 1626 kam Seine Eminenz nach Dffegg, um daselbst den Königsaaaler Abt und Ordensvisitator Georg Urat zu erwarten. Doch entweder durch ein eingetretenes Unwohlsein oder durch einen andern Umstand verhindert, ließ dieser auf sich warten, und endlich erschienen statt seiner Abgeordnete, um im Namen des Ordens Dffegg sammt allem Zugehör zu übernehmen. Seine Eminenz empfing sie als Deputirte sehr freundlich, bewillkommte sie und übergab ihnen die Schlüssel des Klosters, somit das Kloster selbst. Dann wünschte

er den neuen Bewohnern Glück und ließ bei seinem Scheiden eine alte Heuschener, welche unterhalb des Klosters lag, zur Erinnerung an die Übergabe anzünden. Daß der Erzbischof gerade dieses eigenthümliche Erinnerungszeichen wählte, muß wenigstens sonderbar erscheinen. Später hat man es versucht, doch einen Sinn hineinzulegen, damit der Brand nicht als das Gegentheil, nämlich als Unsinn erscheine. Man flügelte nämlich heraus, die aus der Heuschener aufblodernde Flamme habe der ganzen Umgebung verkünden sollen, daß die von den Herren mit dem Heurechen im Wappen (den Riesenburgen) gemachte Stiftung wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zugeführt worden sei.

Hier wäre eine Geschichte der Restituierung Dffegg's zu Ende, wenn der Cardinal-Erzbischof alles, was zu Dffegg gehörte, restituirt hätte. So war es aber nicht. Denn trotz des bestimmtesten kaiserlichen Befehles, trotz vier schöner Herrschaften, trotz der ansehnlichen Summe von 34.000 Thalern fand es der Erzbischof für gut, eine Waldstrecke über Grünsdorf, Sommerleithen noch heute genannt, für sich auf Lebenszeit zu behalten, und Georg Urat hatte, wahrscheinlich um die Übergabe nicht noch länger zu verziehen, sich damit einverstanden erklärt. So sagte wenigstens der Erzbischof nach Urats Tode. Als Grund für die Zurückbehaltung wurde angegeben, daß man für die erzbischöfliche Besizung Schwarz von dort das Holz brauchte, — freilich ein etwas bedenklicher Grund. Als im J. 1650 Laurenz Scipio, ein Mann von ungewöhnlicher Energie, Abt von Dffegg wurde, regte er gleich beim Antritte seiner Würde die Frage wegen der genannten Waldstrecke an, und wußte sich von dem Erzbischofe ein Dokument (dto. 2. Januar 1651) zu verschaffen, in welchem das Rechtsverhältniß klar gelegt wurde und der Erzbischof erklärte, daß die „Sommerleithen“ nach seinem Tode ohne jeden Vorbehalt an das Kloster zurückfallen und bei demselben verbleiben solle.

Wenn in den Annalen des Stiftes Dffegg die Namen des Erzbischofes Vohelius, des Ordensvisitators Georg Urat und Kaiser Ferdinands II. sehr ehrenvolle Plätze einnehmen, so findet dies in der vorstehenden Darstellung der Ereignisse seine Erklärung. Weniger einleuchtend dürfte es erscheinen, warum in dem großen Speisesaale zu Dffegg das lebensgroße Bild des Cardinal-Erzbischofes Ernst von Harrach angebracht wurde.

## M i s c e l l e n.

### Notizen über Böhmen

gesammelt von dem Staatsminister Grafen C. Zinzendorf auf einer Reise im J. 1774.

(Fortsetzung.)

R o m o t a u.

Der hiesige Ober-Mautheinnehmer versicherte, seit dem Einfuhrverbote hätten die Mautheinkünfte um wenigstens 25.000 fl. abgenommen. Ein Commissarius erzählte, es seien von den Müllern Beschwerden eingelangt, daß die bei ihren Mühlen befindlichen Delschläge ganz öde stünden, weil der inländische Leinsamen vom Lande hinausgeführt, hingegen fremdes Del eingeführt werde.

Das hiesige Alaun-Bergwerk liegt gegen Adwitz zu in einem Eichen- und Birkenwald. Die mineralische Erde ist so schwefelicht, daß man den Schwefel an derselben wahrnimmt, daher auch diese Erdbausen durch das Werfen schon in Brand gerathen; man läßt die Masse so lange brennen, bis der Schwefel abgeraucht ist.

Im ganzen Thale von Komotau bis zur Herrschaft Eisenberg zeigt sich ein erstaunlicher Reichthum an Alaunerde, und man sieht Spuren, daß dieselbe seit vielen Jahren dort muß gegraben worden sein. Der Director der Gewerkschaft erzählt, daß dieses Bergwerk über 200 Jahre gebaut werde, und daß in dem Zeitraume, da die Einfuhr des fremden Alauns nie verboten gewesen, das Werk den größten Verschleiß gehabt und der Alaun häufig nach Bayern und in die Pfalz ausgeführt worden sei. Diese Ausfuhr habe jetzt ganz aufgehört und sei sogar in dem letzten Kriege verboten worden. Gegenwärtig wird der Zentner Alaun zu 11 fl. 30 kr. verkauft.

#### Ober-Leutmannsdorf.

In der dem Grafen Waldstein gehörigen Tuchfabrik finden sich lauter Aufzugsräder und die Spinnerei ist dort vollkommen eingerichtet. Die beste böhmische Wolle kommt von den auf den Waldstein'schen Herrschaften befindlichen Paduaner Schafen; die spanische Wolle wird ungewaschen geliefert. Die Preise der dort gefertigten Tücher sind sehr niedrig gestellt, worüber sich die Wiener Kaufleute beschweren.

#### Schönlinde.

Hier sind vorzügliche Leinwandbleichen, auf welchen 1137 Stück inländische Leinwand und 350.000 Stück Garn gebleicht werden. Auf der Herrschaft Ramnitz befinden sich 129 Garnbleichen und 36 Bleichmeister, welche theils ihre eigenen, theils fremde Garne gegen Entgelt bleichen. Gegenwärtig liegt hier um 80.000 fl. Garn unverkauft, dessen Preis zwischen 48 und 58 kr. (für Rohgarn) und zwischen 48 kr. und 1 fl. 3 kr. (für Weißgarn) schwankt.

Der Stadtrichter verlegt die hiesigen Bleicher mit Pottasche (jährlich 2.500 Ctr.) und beschwert sich, daß der Zentner Pottasche nicht unter 10 fl. verkauft werden darf. Sachsen zahlt an die hiesigen Bleicher bei 40.000 fl. für das Bleichen feiner Garne.

#### Deutsch-Ramnitz.

Die hiesige Meisterschaft, welche 300 Stüh'e besitzt, verfertigt Strümpfe aus sächsischer und mazedonischer Wolle (bis 9 Nadeln auf einen Zoll). In früherer Zeit setzte Ramnitz eine große Menge Strümpfe in Sachsen ab, seitdem aber österreichischerseits der Verkehr mit Sachsen gesperrt ist, hat man in Sachsen einen Zoll von sechs Groschen auf das Paar böhmische Strümpfe gelegt, wodurch dieser Absatz jetzt sehr beschränkt worden ist.

#### Steinschnau.

Die hiesigen Glashändler handeln direct nach Polen und Moskau, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und Holland; dieselben machen ihre Bestellungen in den umliegenden Glashütten und lassen diesen sodann von den Schleifern und Vergoldern die zur Versendung nöthige Façon und Farbe geben. Obwohl die Einfuhr böhmischer Glasaufsätze nach Schweden und Dänemark verboten ist, so gelangen diese dennoch durch Contrebande in diese Länder.

#### Turna u.

Hier leben 110 Meister, welche die Compositions-Steine und den Straß verfertigen, und drei, so sich mit dem Fassen der Granaten und Bergkrystalle abgeben. Seit mehreren Jahren hat ein gewisser Fischer eine Mechanik erfunden, mittelst welcher der falsche Schmuck weit leichter und wohlfeiler erzeugt werden kann. Der Glasfluß wird nämlich lang gezogen und sodann in denselben mit einer Zange, in welcher die Form enthalten ist, die gewünschte Figur gefneipt. Bergkrystalle kommen aus Mähren, gelbe Topase aus Sachsen. Der Handel ist hier zumeist in den Händen der Juden, welche die Waaren bis nach Frankreich und England, jedoch nicht mehr in solcher Menge wie vor 25 Jahren, versenden. Damals wurden 100 Duz-

zend Steine aus Straß noch mit 75 fl. bezahlt, während sie jetzt nur mehr für 1 fl. verkauft werden.

### Reichenberg.

Die in der Stadt Reichenberg betriebenen Gewerbe theilen sich in drei Hauptgruppen, in die der Tuchmacher, Leinweber und Strumpfwirker. Tuchmacher leben hier ungefähr 100, worunter einer der ersten Franz Josef ist. Seit 25 Jahren befinden sich hier auch eigene Tuchbereiter, da vordem die Tücher in Görlitz appretirt werden mußten. Zur Tucherzeugung wird böhmische Wolle (von Dubrawitz bezogen), dann mährische, ungarische und zuweilen spanische verwendet. Leinweber zählt man 43 in der Stadt und an 400 in der Umgebung derselben; sie beziehen ihr Garn zumeist aus Schönlinde und verfertigen viel Zwillich und gestreifte Leinwand.

Die Strumpfwirker erzeugen Castor-, meistentheils aber gemeine Strümpfe, das Duzend zu 8 bis 13 fl. und liefern jährlich über 2 000 Duzend. Sie dürfen zufolge eines Contractes mit den Strumpffrickern nicht weniger als 9 Nadeln auf den Zoll arbeiten.

### Starckenbach.

Hier sind mehr Spinner als Weber. Es wird hier aus böhmischem und schlesischem Flachs größtentheils Lothgarn gesponnen, welches auf Stühlen zu verarbeiten wenig taugt. Die Holländer verarbeiten dasselbe zu Spitzen und Schleiern, die Sachsen zwisten es und es sind vor weniger Zeit 10.000 Stück dorthin abgegangen. Das Stück Lothgarn besteht aus 4 Strähnen, welche nach ihrer Feinheit 4 bis 15 Loth wiegen; ein Stück kostet 33 bis 54 kr. Die vornehmsten Garnhändler sind Goffe und die Meißner'schen Erben<sup>1)</sup>; ersterer hat jetzt 5.600 Stück Lothgarn vorräthig, die letzteren versenden jährlich über 160.000 Stück in Fässern.

### Hohenelbe.

Der seit längerer Zeit hier ansässige Schweizer Mittelholzer aus Hertsau (U. Roden im Kanton Apenzell), hat 5 eigene Stühle in einem Keller auf Weben von Leinwand und Schleier eingerichtet; der Zug derselben ist länger und der Baum niedriger als bei den böhmischen Stühlen. Dieser Schweizer ist zugleich ein geschickter Blattbinder; das Schilf zu diesen Arbeiten bezieht er aus Spanien.

### Arnau.

Hier ist der Hauptsitz der Sangalletten (Leinwand mit Lothgarn-Einschuß, meist zum Färben bestimmt), welche meist nach St. Gallen in der Schweiz versendet werden, woher sie auch den Namen erhalten haben. Die Menge der jährlich ausgeführten Sangalletten beläuft sich auf 45.000 Stück im Werthe von 270.000 Gulden. Der Handelsmann Berger allein versendet jährlich an 30.000 Stück nach der Schweiz, nach Italien und Schlessen.

### Kosmanovs.

Die mit großen Kosten errichtete gräflich Bolza'sche Kattun- und Leinwand-Druckerei war im äußersten Verfall; indeß ist Herr Schill aus Augsburg mit dem Grafen in Gesellschaft getreten, welcher nun die Interessen seines Kapitals und den Drittheil des Gewinnes erhält. Jetzt wird die Kattunleinwand aus feinem Baumwollgarn (größtentheils von Bregenz bezogen) gedruckt; das Stück kommt auf 37 fl. und die Elle auf 1 bis 2 fl. Die Musterkarten sowohl zu Kleidern als zu Tüchern sind überaus schön.

Dr. B. Göhlert.

1) Sämmtliche Leinwandhändler zu Starckenbach, Trautenau, Arnau und andere haben sich zu einer Handels-Gesellschaft vereinigt, welche im Jahre 1752 mit einem landesfürstlichen Freiheitsbriefe begabt worden ist. Diese Gesellschaft sucht das Monopol des böhmischen Garnhandels an sich zu bringen.



## Historisch-statistische Notizen über Böhmen.

Aus amtlichen Quellen mitgetheilt von Dr. B. Goehfert.

### I.

Ausfuhr von Getreide und Holz aus Böhmen in den 5 Jahren  
1752 — 56.

Ausfuhr nach	im Werthe von fl.	Getreide	Holz
Sachsen	2,453.529	—	337.644
Preußen	" " " "	110	116
Schlesien	" " " "	31.648	17.123
Bayern	" " " "	59.862	—
in und. deut. Länder	" " " "	196.125	3.412
die österr. Erblande	" " " "	136.592	16.528
Zusammen	2,877.866	fl.	374.823 fl.

Insbefondere wurden nach Sachsen ausgeführt:

Weizen für	585.838 fl.	Brennholz für	215.172 fl.
Roggen "	1,512.015 "	Bauholz "	122.472 "
Gerste "	280.496 "		
Malz "	32.160 "		
Hafer "	21.150 "		

In den einzelnen Jahren betrug die Ausfuhr von Getreide und Holz dem Werthe nach: 1752 — 643.010 fl., 1753 — 598.074 fl., 1754 — 682.130 fl., 1755 — 728.009 fl., 1756 — 601.466 fl.

Der Werth der gesammten Waarenausfuhr im Jahre 1752 belief sich auf 4,501.980 fl.

### II.

Waarenverkehr in Böhmen vom Jahre 1768.

	Einfuhr aus		Ausfuhr in	
	Rohproducte fremden	den Erbländern	fremde	die Erbländer
Baumöl	für 44.628 fl.	19.622 fl.	—	—
Baumwolle	" 4.887 "	96.905 "	—	—
Butter	" — "	—	28.720 fl.	5.374 fl.
Cochenille	" 19.265 "	2.933 "	—	—
Farbholz	" 26.346 "	589 "	—	—
Federn	" — "	—	76.556 "	27.686 "
Fische: Heringe	" 28.860 "	2.357 "	—	—
Karpfen	" — "	—	14.887 "	69.952 "
Flachs	" 12.685 "	47.500 "	—	7.058 "
Getreide: Weizen	" — "	20.423 "	69.074 "	39.106 "
Roggen	" — "	6.641 "	100.501 "	37.607 "
Gerste	" — "	13.986 "	43.266 "	16.961 "
Hafer	" — "	9.990 "	6.668 "	2.996 "
Holz	" — "	—	49.209 "	5.886 "
Hopfen	" — "	—	163.783 "	39.373 "
Indigo	" 91.220 "	9.324 "	—	—
Kaffee	" 33.993 "	198 "	—	—
Lumpen	" 26.296 "	—	—	—
Obst	" 2.533 "	9.835 "	36.696 "	1.331 "

Pottasche	für	—	39.894 fl.	—	15.837 fl.	5.121 fl.
Saiten (Darm=)	"	—	—	—	16.320 "	1.242 "
Schafwolle	"	87.883 fl.	239.906 "	—	109.432 "	31.942 "
Schmalte	"	5.896 "	—	—	60.373 "	7.695 "
Schmalz	"	—	—	—	60.773 "	10.609 "
Seide	"	53.268 "	994 "	—	—	—
Tabak	"	101.527 "	2.528 "	—	—	—
Unschlitt	"	19.071 "	38.122 "	—	5.738 "	1.003 "
Vieh: Pferde u. Füllen	"	9.767 "	7.310 "	—	17.872 "	85.998 "
Ochsen	"	134.447 "	65.332 "	—	53.172 "	17.341 "
Schafe	"	70.602 "	3.120 "	—	29.774 "	1.493 "
Schweine	"	40.865 "	5.851 "	—	388.125 "	64.781 "
Zinn (rohes)	"	—	—	—	20.133 "	57.544 "
Fabrikate.						
Barchent	"	—	—	—	304 "	16.457 "
Baumwollwaaren	"	—	—	—	7.543 "	40.617 "
Blei in Platten	"	15.870 "	1.472 "	—	—	—
Eisen (Reiß- u. Stab=)	"	—	6.241 "	—	22.527 "	18.817 "
Garne	"	2.394 "	373.819 "	—	318.652 "	153.784 "
Glas: Spiegelglas	"	—	—	—	16.102 "	341 "
Tafelglas	"	—	—	—	67.224 "	13.575 "
Straß	"	—	—	—	30.393 "	1.928 "
Anderes	"	—	—	—	218.309 "	12.096 "
Granaten (geschliffene) für		—	—	—	20.730 "	7.778 "
Handschuhe	für	—	—	—	—	15.845 "
Leder	"	95.760 "	189.350 "	—	2.426 "	1.646 "
Leinwand: rohe	"	—	—	—	1,340.046 "	29.181 "
gebleichte	"	832 "	12.563 "	—	1,512.657 "	341.846 "
gestreifte	"	—	—	—	2.320 "	17.175 "
Glanz=	"	—	—	—	—	15.076 "
Tischzeug	"	—	—	—	919 "	17.816 "
Tücheln	"	—	3.020 "	—	39.787 "	95.803 "
Rasch	"	—	—	—	29.563 "	96.256 "
Seidenwaaren	"	—	2.249 "	—	—	27.784 "
Sensen u. Sichel	"	230 "	26.124 "	—	5.180 "	—
Syrup	"	14.773 "	1.830 "	—	—	—
Spitzen	"	—	—	—	12.839 "	8.918 "
Stahl	"	—	4.411 "	—	2.303 "	—
Strümpfe (Woll=)	"	—	—	—	12.457 "	118.828 "
Taffet	"	2.115 "	29.746 "	—	—	—
Tuch	"	—	13.339 "	—	65.396 "	254.191 "
Zucker	"	41.865 "	1.509 "	—	—	6.002 "
Zwirn	"	—	2.520 "	—	51.855 "	28.054 "

Im Ganzen wurden in diesem Jahre eingeführt vom Auslande für 373.902 fl., von den Erbländern für 1,082.049 fl. ausgeführt in das Ausland für 4,110.355 fl., in die Erbländer für 1,637.087 fl.

**III.**

Ausfuhr der wichtigen Fabrikate aus Böhmen im Jahre 1771.	
Leinwand	für 2,239.960 fl.
Garne (zumeist nach Holland und der Schweiz)	583.763 "
Tuch	312.579 "
Glas	243.043 "
Tücheln	206.641 "

Wollzeuge (zum. aus Ofsegg, Tepl, Neugebain, Braunau)	für	195.294 fl.
Galanterie-Waaren	"	113.515 "
Strümpfe	"	105.116 "
Schmalte	"	57.036 "
Spitzen (zum. aus dem Erzgebirge)	"	37.979 "
Papier	"	34.782 "
Baumwollwaaren (zum. aus Kosmanos, Kaudnitz)	"	30.987 "
Leder	"	28.724 "
Granaten (geschliffene)	"	27.108 "
Barchent (zum. aus Weißwasser, Prag, Bürgstein, Tupadl)	"	25.922 "
Blech (zum. aus Preßnitz, Horzowitz)	"	19.707 "
Spiegel (zum. aus Bürgstein)	"	19.000 "
Hüte (zum. aus Weißwasser, Swietlau, Eger)	"	14.429 "
Handschuhe (zum. aus Prag)	"	11.270 "
Der Werth der gesammten Ausfuhr im Jahre 1771		
belief sich auf		4,762.017 fl.

(Fortsetzung folgt.)

## Geschäftliche Mittheilungen.

### Dankeswort.

Das liebenswürdige Zuborkommen meines Freundes Herrn Dr. Ludwig Schlessinger bei Veröffentlichung des Aufsazes über „die Spizensabrikation im böhmischen Erzgebirge,“ welcher bereits im J. 1869 geschrieben war, ermöglichte es mir nicht, denselben vor Drucklegung einer Durchsicht zu unterziehen und an geeigneter Stelle einem Pflichtgeföhle Ausdruck zu geben. Ist das Sprüchwort wahr: „Ein gutes Wort findet guten Ort,“ so dürfte sich hier noch immer ein ehrendes Plätzchen finden, um der Anregung und dem wohlwollenden Urtheile dieses Freundes, sowie der werththätigen Unterstützung des Herrn Richard Ritter von Dogauner, welcher als wahrer „Vater des Erzgebirges“ an der Förderung dieser dem Wohl und Wehe eines biederen Arbeitervölkchens gewidmeten Arbeit so vielfachen Antheil hat, meinen wärmsten Dank zu zollen.

Tschau, am 24. Weidmond.

Josef Stadlöv.

## An unsere P. T. Herren Mitglieder und Vertreter!

Auf die erste Kunde hin von der entseßlichen Katastrophe, welche die altberühmte Bergstadt Joachimsthal betroffen, hat auch der Ausschuß unseres Vereines beschloffen, ein Scherflein zur Linderung des großen Elends beizutragen. Es wurde daher Professor Dr. G. E. Raube's in den Mittheilungen veröffentlichte Schrift: „Aus Joachimsthals Vergangenheit“ — das einzige Denkmal der nun in

Schutt und Asche gefunkenen alten Stadt — in einer 10ten Auflage wiedergedruckt mit der Absicht, das ganze Erträgniß den Abgebrannten zu widmen. Mit dankenswerthester Bereitwilligkeit übernahm die Actiengesellschaft Bohemia die Drucklegung, während die Fabriken Eichmann und Comp. das Papier ebenfalls unentgeltlich verabfolgten. So konnte der Preis der Schrift, welche durch die Geschäftsleitung jeder Zeit zu beziehen ist, auf nur 50 kr. festgesetzt werden. Gewiß bedarf es keiner Aufforderung an unsere wackern Herren Vertreter, — welche in der Förderung der Vereinszwecke ohnedem den dankenswerthesten Eifer entwickeln, — durch zahlreiche Verbreitung dieser Gabe des Vereins an das namenlose Elend, das in seiner unendlichen Größe so ernst zum fühlenden Herzen spricht, auch diese Absicht des Vereines verwirklichen zu helfen! Hat ja doch unser erster in den Zeitungen veröffentlichter Aufruf so guten Erfolg, daß heute schon folgende Beträge mit wärmstem Danke quittirt werden können:

Vom löbl. Bildungsvereine in Liebenau durch Hrn. Vertreter Czernický,	Bürgereschuldirektor daselbst .....	fl. 40
Vom Hrn. Forstmeister Müller in Friedberg (Schlesien).....	"	2
Von den Reichenberger P. T. Hrn. Mitgliedern durch Hrn. Vertreter	Fischer .....	" 32
Von dem k. k. Rechnungsath Kulf, Kassier des Vereines .....	"	1
Vom Hrn. k. k. Regierungsrath R. W. Hecke in Kadantz .....	"	4
Vom Hrn. Dr. Hallwich, Handelsk.-Sekretär in Reichenberg...	"	1
Vom Hrn. K. Kochota in Mühldorf (Oesterreich) .....	"	1
Vom Hrn. A. Mader, in Windischmatrei (Tirol).....	"	2
Vom hochw. Hrn. P. E. Jungnickl in Mölk.....	"	1
Summa .....		fl. 84

Davon wurden der h. k. k. Statthalterei bis jetzt fl. 79 übergeben. Außerdem wurde ein vom Prof. G. E. Raube gespendetes Packet Kleider direkt der k. k. Bezirkshauptmannschaft in Joachimsthal übermittelt.

Prag am 31. Mai 1873.

Der Geschäftsleiter.

**Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.**


Geschlossen am 5. Juni 1873.

**O r d e n t l i c h e M i t g l i e d e r :**


- Herr Fischer Vinzenz, Bürger in Görkau.
- " Hofbauer Karl, k. k. Telegraphen-Amtsleiter in Brüx.
- " Lazes Ferdinand, Eisenbahn-Kassier in Jedlersee (Nieder-Oesterreich).
- " Peter Konrad, Gemeinde-Vorsteher in Micholup.
- " Richter Gustav, Fabrikant in Wildenau.
- " Richter Theodor, Kaufmann in Rumburg.
- " Rümmler Robert, Kaufmann in Brüx.
- " Schneider Gustav, Magazineur in der Brauerei zu Micholup.
- " Wenzel Franz, gräf. Lam-Gallas'scher Taxations-Adjunkt in Friedland.

Vom 15. März bis 31. Mai 1873 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

- Herr **Chlig** Wenzel, Stadtrath, Realitätenbesitzer in Teplitz.  
" **Göb** Otto, Hauptschullehrer in Saaz. († 8. März 1873.)  
" **Haase** Ludwig, Fabrikant in Prag. († 28. Mai 1873.)  
" **Hafenbauer** Michael, Brauführer in Micholup. († 14. Mai 1873.)  
" **Hunger** Hermann, k. k. Hof-Buchhändler in Prag. († 9. Mai 1873.)  
" **Otto** Josef Johann, Fabrikant in Warnsdorf.  
" **Schreiter** Franz, Med. et Chir. Dr., kais. Rath, Kreisphysikus in Leitmeritz.
- 

 Für die den verschiedenen Theilen der Sammlungen, besonders dem Archive und der Bibliothek zugekommenen Geschenke wird hiemit vorerst der wärmste Dank ausgesprochen. Ein genaues Verzeichniß derselben erfolgt im 1. Hefte des neuen (XII.) Jahrganges der Mittheilungen.

---


 **Die diesjährige ordentliche Generalversammlung wird am 12. Juli l. J. abgehalten werden.**

Wir erlauben uns in Erinnerung zu bringen, daß in Gemäßheit der Geschäftsordnung (§. 25) nur jene selbstständigen Anträge in der Generalversammlung zur Verhandlung kommen, welche wenigstens 14 Tage vor Abhaltung derselben dem Ausschusse schriftlich vorgelegt worden sind.

---

Jedem Exemplar der Mittheilungen für die außerhalb Prag wohnenden P. T. Herren Mitglieder liegt ein Stimmzettel für die in der General-Versammlung am 12. Juli stattfindende Neuwahl des Ausschusses bei. Es wird ersucht, denselben gefälligst auszufüllen, zu unterfertigen und bis zum 12. Juli entweder versiegelt und **franko** direkt an den Verein oder durch den Herrn Vertreter einzusenden.

---

 **Die P. T. Herren Mitglieder werden in Rücksicht auf den Jahreschluß freundlich ersucht, die restirenden Jahresbeiträge m ö g l i c h s t b a l d einzusenden.**

---